
WIDENER LIBRARY
HX 1715 1

Const. Berol. 1864

20 Sg.

Lig. 1,f20 c

37,70 c

Rod Reuss

Lebenszeugen

der

lutherischen Kirche

aus allen Ständen

vor und während der Zeit

des

dreißigjährigen Krieges

von

A. Tholuck.

Berlin,
Verlag von Wiegandt & Grieben
1859.

Dem

Herrn Consistorial-Präsidenten a. D.

Dr. Göschel,

und dem

Herrn Generalsuperintendenten a. D.

Dr. Möller,

als Erinnerung

an reiche zusammenverlebte Amtsfreuden und Amtsleiden

in dankbarer Ehrerbietung

gewidmet.

Vorwort.

Wie der Herausgabe meiner „Wittenberger Theologen" die Tendenz untergelegt worden ist, die orthodoxe Theologie des 17. Jahrhunderts verächtlich machen zu wollen, so dürfte von Manchen die Verherrlichung derselben als die Absicht dieser Schrift angesehen werden. Aber eine andere Tendenz hat bei keinem von beiden Werken obgewaltet als die historische, die Zeit zu zeigen wie sie war. Beide Werke sind nur Ausschnitte aus meinen historischen Studien, welche seit längerer Zeit auf den Ursprung einerseits des Pietismus, andrerseits der Aufklärung und schließlich des Rationalismus gerichtet waren.

Ich leugne nicht, daß bei diesen Studien mir die lutherische Kirche in ihrer Lehre, in ihren Instituten und in vielen ihrer Repräsentanten sehr theuer geworden, und daß ich damit auch das Streben Derjenigen habe besser würdigen lernen, welche in unsrer Zeit den Neubau der Kirche auf ihren historischen Grundlagen sich haben am Herzen liegen lassen. Wie sehr es Noth thut, einem diffluirenden Subjektivismus und seinen luftigen Phantasmagorien gegenüber die Kirche auf die historische Basis ihres Bekenntnisses zu gründen, wird je länger je mehr offenbar. Doch bin ich, indem ich dieses ausspreche, fern davon, demjenigen Confessionalismus das Wort zu reden, welcher in der Repristination der Vergangenheit mit Haut und Haar das Heil der Gegenwart sieht, jenem judaisirenden Partikularismus, welcher das „Eine ist meine Taube"

zum Wahlspruch macht und die Charismen verkennt, welche anderen Kirchen gegeben sind. Es ist Stahl, von welchem der Ausspruch gethan worden: „Es ist wahrhaft geschichtlich, daß die Geschichte nicht auf die Vergangenheit zurückgewiesen, sondern das unausgesetzte Werden in ihr erkannt werde, und es ist wahrhaft religiös, daß der göttlichen Führung nicht eigenmächtig an den frühern Bildungen, gleichsam an ihrem unübertrefflichen Werke, eine Schranke gesetzt, sondern die neue, künftige Gestaltung in unterordnender Hingebung von ihr angenommen werde.“ (Rechtsphilosophie I. S. 581.) Mag auch die lutherische Kirche sich in strenger Continuität mit ihrer historischen Vergangenheit aufbauen — Schwächen und Irrthümer in dieser anzuerkennen, davon sollte dies doch nicht abhalten, mithin auch davon nicht, auf dem alten Grunde weiter zu bauen und den von der Entwickelung selbst indicirten Gottgewollten Fortschritt zu vollziehen, zu welchem Fortschritte ich allerdings auch die Erkenntniß der Ueberspannung des Gegensatzes zur evangelischen Schwesterkirche rechne.

Die zweite Abtheilung meiner Vorgeschichte des Rationalismus, „das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts,“ liegt zum Theil ausgearbeitet vor mir, welche in ihrem zweiten Theile bereits den Pietismus und die Anfänge der Aufklärung umfassen wird. Bei Ausarbeitung dieser Schrift ergab es sich, daß so vieler hervorragender Persönlichkeiten der Kirche Erwähnung gethan werden mußte, von denen gegenwärtig kaum der Name bekannt ist. Diese der Gegenwart bekannter zu machen als es bei vorübergehender Erwähnung im Verlaufe der Geschichte geschehen konnte, und ihnen zur gebührenden Anerkennung und Ehre zu verhelfen, war die nächste Absicht bei der Zusammenstellung dieser Charakterskizzen. Die am Schlusse jeder einzelnen derselben angeführten Quellen geben nur an, was bisher über die Männer be-

kannt war: die meisten der genannten Schriften enthalten indeß nur die vereinzelten äußerlichen Lebensdata, welche ich theils aus handschriftlichen Quellen, theils aus weniger bekannten Druckschriften zu vervollständigen im Stande war und zu einem christlichen Lebensbilde zu gestalten gesucht habe. Auch die dänische lutherische Kirche hat Beiträge gegeben: der Entwickelungsgang derselben geht dem der deutschen so parallel, daß sie kirchlich zusammengeschlossen werden konnten.

Einige Beiträge zum richtigen Verständnisse der Zeit wird auch der Historiker darin finden, namentlich aber wird der praktische Theologe an manchem dieser Zeugen aus einer Zeit, welche nur als die Periode der „erstarrten Orthodoxie" verrufen war, lernen können, was christliche Glaubenstapferkeit, Selbstverleugnung und Kreuzesfreudigkeit ist unter Aufgaben und Anfechtungen, gegen welche die unserer Zeit gehalten nur als ein Kinderspiel zu achten. Wie meine anderen über das 17. Jahrhundert gegebenen Mittheilungen, so werden allerdings auch diese zeigen, daß „die gute alte Zeit" der Kirche in vielfacher Hinsicht eine schlimmere war als die unsrige, aber das werden sie auch darthun, daß selbst mitten unter den Schrecknissen und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges die Kirche immerhin singen konnte: „Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle."

Halle, den 26. April 1859.

A. Tholuck.

Inhaltsverzeichniß.

Lebenszeugen.

Fürstliche Personen.

Adlige und Staatsmänner.

Militairs.

Theologen.

Juristen.

Mediciner.

Philologen.

Geistliche und Schulmänner.

Druckfehler.

S. 104. Z. 17 hinter Dienesen lies Jersin.
S. 225. Z. 29 hinzuzusetzen: Röhrich, Mittheilungen aus der Elsässischen Kirchengesch. 1855. Th. 2. S. 270.
S. 302. Z. 22 lies VI. statt V.

Einleitung.

Der Zweck dieser biographischen Sammlung ist der Nachweis, daß es unhistorisch wäre, die sogenannte Periode der Orthodoxie so vom geistlichen Leben entblößt zu denken, als man nach den gewöhnlichen Darstellungen glauben muß. Sind es doch nur zwei Namen, welche in der Periode von 1577 bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges als Lebensträger bezeichnet werden, Arndt und V. Andreä. Folgende Bemerkungen sind indeß vorauszuschicken, um den Umfang dessen, was hier dargeboten wird und dargeboten werden konnte, näher zu begränzen.

Nach der gangbaren Vorstellung befaßt die Periode der „starren Orthodoxie" das ganze 17te Jahrhundert — eine Ansicht, die als durchaus unhistorisch bezeichnet werden muß. Gerade um die Mitte des Jahrhunderts, gerade mit Beendigung des unheilvollen Krieges tritt eine Scheidung und Gährung in der Kirche ein, in welcher die strengere Orthodoxie in zunehmendem Maaße aufhört, Sache der Kirche zu seyn und zur Sache einer Partei in der Kirche herabsinkt. Es ist einerseits der unter den Kriegswehen erwachte Lebenshauch der praktischen Frömmigkeit, welcher, indem er die Starrheit des Dogma erweicht, einem mehr oder weniger unkirchlichen Subjektivismus Bahn bricht, andrerseits der Reflexionsstandpunkt des gesunden Menschenverstandes, welcher schon bald nach der Mitte des Jahrhunderts das Dogma wankend zu machen und die kirchliche Autorität aufzulösen beginnt. Als Repräsentant der ersten Richtung ist Spener, als der der andern Thomasius anzusehn. Schon in den siebziger Jahren muß Calov klagen, nur noch in zwei Fakultäten, in der von Gießen und in der von Straßburg, gleichgesinnte Streitgenossen zu besitzen. Während die Lebenszeugen aus der zwei-

ten Hälfte des Jahrhunderts nicht mehr zu zählen sind, stehen sie in der ganzen ersten Hälfte als einzelne Aehren auf weiten, leeren Feldern. Nur diese vereinzelten Aehren in eine Garbe zu binden, war der Endzweck dieser Sammlung. Die Zeitgränzen, innerhalb welchen sie sich hält, sind daher einerseits die Abfassung der Konkordienformel*), andrerseits der Abschluß des westphälischen Friedens. Von dem ersten Datum beginnen wir diese Periode, denn mit der Form. Concord. waren die lutherischen Bekenntnisse zum Abschluß gelangt und es trat, wie nach allen erzeugenden Perioden, eine erhaltende ein, in welcher die Kirche nur darauf bedacht war, die errungenen Lehrschätze zu befestigen und zu rechtfertigen. Wären die Kriegszeiten nicht dazwischen getreten, so hätte vielleicht diese Periode eine minder große Ausdehnung erhalten, aber die Noth und Zerrüttung der Gegenwart trug dazu bei, sich auf Wahrung des gegebenen Besitzstandes zu beschränken. Nur Eine Strömung eines freieren Geistes geht auch durch diese Zeit hindurch, welche nach der Mitte des Jahrhunderts theils in die des Pietismus ausmündet, theils in die des rationalen Tolerantismus, wir meinen die Richtung der Calixtinischen Schule.

Nur die hervorragenderen unter den Vertretern eines lebendigen Christenthums sollen hier dargestellt werden. Wir haben auf die Schranken aufmerksam zu machen, innerhalb welchen dies allein geschehen konnte. Zunächst hatte diese Sammlung sich auf solche zu beschränken, welche in ihrer Lehre unverdächtig geblieben sind: es handelt sich ja darum, die Beweise lebendigen Glaubens innerhalb der orthodoxen Kirche zusammenzustellen. So konnte also der Maaßstab, nach welchem die Lebenszeugen jener Periode bei Arnold zusammengestellt sind, nicht der unsrige seyn. Es ist richtig, daß oft genug die Ehrenlegitimation der Unverdächtigkeit durch sehr zufällige Umstände bestimmt worden ist. Galt doch in dieser Hinsicht ganz besonders, was Logau spricht:

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Dennoch mußte unserm Zwecke gemäß jener Maaßstab innege-

*) Nur mit zwei Ausnahmen sind indeß diejenigen ausgeschlossen, deren Todesjahr vor 1600 fällt.

halten werden. Man wird ferner darüber rechten, warum einige hier nicht aufgenommen worden, denen das Anrecht darauf nicht weniger gebührt hätte als den Andern. Wir müssen zugeben, daß die Entscheidung hierüber mehr oder weniger in die Subjektivität des Verfassers fällt, und können nur versichern, daß immer Gründe vorlagen, welche über Aufnahme oder Nicht-Aufnahme entschieden haben. Vor allem andern ist es indeß die Spärlichkeit der Quellen gewesen, welche vielfach den Ausschlag hat geben müssen. Dieselbe hängt mit dem Charakter dieser Periode zusammen. Die Periode erbaulicher Biographien beginnt erst mit der Zeit, wo das Interesse für die fromme Subjektivität das der kirchlichen Objektivität verdrängte. Die Lebensnachrichten von Männern aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts sind größtentheils aus lateinischen Prunkreden oder den Lebensläufen der Leichenpredigten zu ziehn, welche zwar über die Würden, Ehren und Ehen der Abgeschiedenen sorgfältig berichten, vielleicht auch von ihrem regelmäßigen Kirchgang, fleißigen Abendmahlsgenuß und Bibellesen, von den Aeußerungen der subjektiven Frömmigkeit aber wenig oder nichts zu sagen wissen. — Am meisten Schwierigkeit bot die Auffindung von Persönlichkeiten aus dem Bürger- und Handwerksstande für den Zweck dieser Sammlung. Von denen, die einfach und in schlichter Treue gegen ihre Kirche ihren Weg durchs Leben gewandelt sind, hat die Kirchengeschichte, die ja noch immer verschmäht, in die niederen Schichten des Volkslebens herabzusteigen, nichts berichtet. Auch würden, da für Personen aus diesen Ständen selbst die Leichenpredigten — deren uns eine Anzahl vorgelegen hat — nur ausnahmsweise einen Anhalt gewähren, die Nachrichten mühsam aus Chroniken und Familiengeschichten zusammengesucht werden müssen. Nur wo Laien die kirchlichen Ordnungen und Lehrnormen überschritten haben, hat die Kirchengeschichte ihrer gedacht. Um so häufiger aber nahm der lebendigere Laienglaube eine heterodoxe Färbung an in einer Zeit, wo schon ein Arndtisches Christenthum Verdacht der irrigen Lehre erweckte, und so die Geistlichkeit selbst den einfachen Laien über Arndt hinaus zum Weigelianismus oder Separatismus hintrieb. Der Verfasser sah sich daher hier genöthigt, sich auf wenige Persönlichkeiten zu beschränken, welchen, wenn sie auch nicht von Verirrungen frei, daher auch von Seiten der Geistlichkeit nicht unbescholten geblieben sind, dennoch das Zeugniß der kirchlichen Rechtgläubigkeit entweder,

wie bei Trappe, Math, im Allgemeinen nicht versagt werden konnte, oder, wie bei Böhme, nicht versagt worden ist.

Es erhellt, daß hienach unsere Meinung nicht seyn kann, den Segen der Kirche in dieser Periode nach der geringen Anzahl der gerade hier aufgeführten Persönlichkeiten messen zu wollen. Viele andere sind als die Unbekannten und doch Bekannten neben ihnen hingegangen, von denen die Geschichte schweigt oder nur unvollkommen Zeugniß giebt, manche auch und nicht die verächtlichsten, welche nur um der etlichen Stoppeln willen, die unter ihr Gold und ihre Edelsteine gemischt, hier keinen Platz finden konnten.

Endlich aber ist namentlich eine Zeit mit festen kirchlichen Ordnungen und dem an dieselben sich anschließenden, mehr verborgenen Segen überhaupt nicht nach einzelnen hervorragenderen Persönlichkeiten zu messen. Nicht bloß da, wo der Gnadenstrom sich als ein die innerste Tiefe des Bodens durchdringender Platzregen ergießt, sind die kirchlichen Segnungen anzuerkennen, sondern auch da, wo er nur als ein Sprühregen sichtbar wird, welcher die Oberfläche feuchtet. Wie mancher mag in dieser Periode gewesen seyn, auf den die Charakteristik paßt, welche in der Leichenpredigt auf Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz sein Hofprediger Pitiscus giebt*). Als Kennzeichen, daß Gott den verewigten Fürsten als Kind geliebt, führt der Leichenredner Folgendes zum Beweise an: „Obwohl J. Ch. Gn. sich bisweilen ziemlich weit in der Welt verlaufen, hat man doch allezeit gespürt, daß ein Fünklein Furcht Gottes und ein Streit wider die Sünde in seinem Herzen blieben, welches Fünklein J. Ch. Gn. getrieben, daß Sie das Gebet nimmer unterlassen und das Wort jederzeit hochgehalten haben, auch nicht leiden können, daß jemand scherzlich davon rede. Die andre Anzeigung ist, daß J. Ch. Gn. niemals so weit kommen sind im sündlichen Leben, daß sie die Ermahnung zur Besserung aus dem Worte Gottes nicht hätten leiden können. Es ist wohl J. Gn. nach dem Fleisch bisweilen ziemlich schmerzlich fürkommen, daß ich Ihr Ihre Sünden so scharf verwiesen habe, sind auch vielmal von den Weltkindern dazu verhetzet worden, daß Sie es nicht leiden sollten, aber der Geist ist doch auch diesfalls bei J. Gn. geblieben, und wissen es auch viele Leute hohen und niederen

*) Moser Patriotisches Archiv VII. S. 188.

Standes, daß J. Gn. mich darum recht herzlich geliebt, dieweil Sie gesehn, daß ich Ihr nach Erheischung meines Amtes doch bin mit gebührlicher Demuth unter die Augen gegangen."

Wie hoch werden die indirekten Segenswürkungen der Kirche in einer Zeit angeschlagen werden müssen, wo geistliche Beichtväter so zu ihren Fürsten und von ihren Fürsten sprechen dürfen, und wo ihr Wort selbst von den weltlich gesinnten Gewalthabern so aufgenommen wird! —

Fürstliche Personen.

I. Churfürst August I. von Sachsen.

(Geb. 1526, gest. 1586.)

Er ist der größte unter den sächsischen Regenten, dessen Weisheit Sachsen die Begründung seiner politischen Bedeutung, dessen Glaubenstreue die deutsche lutherische Kirche die Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeit zu danken hat.

Churfürst August wurde 1526 geboren und erhielt seine Erziehung theils in Freiberg unter Leitung des berühmten Revius, theils in Prag am Hofe König Ferdinands. Nach dem Tode seines Bruders Churfürst Moritz 1553 tritt er die Regierung Chursachsens an, welches bereits unter Moritz eine hervorragende Stellung unter den deutschen Reichsständen erhalten, nun aber unter der mit seltener Einsicht und Umsicht nach allen Seiten der Staatsverwaltung hin unermüdlich thätigen Regierung seines damals erst 27jährigen Nachfolgers nach Innen und nach Außen zu einem Flor und einer Bedeutung gelangt, mit welcher kein anderes unter den Fürstenthümern sich messen konnte. Wir richten das Auge nur auf das, was durch ihn für die Kirche geschehen.

„Rechtfertigung aus Gnaden!" das war wie bei so vielen Fürsten des Reformationszeitalters, auch bei August Angel und Stern seines Glaubenslebens geworden. Als ihm 1561 der Ausspruch seiner sterbenden Mutter berichtet wird: „Ich will an meinem Herrn Christo klebend bleiben, wie eine Klette am Rock," ruft er: „Gott helfe mir auch also an meinem letzten Ende. Ich will auch durch seine Gnade an ihm kleben bleiben und meinen Herrn Christum bekennen. Er lasse mich im ewigen Leben nur seiner Schuhe Hader seyn, so habe ich genug." Beim Bewußtseyn dieser Gnade, die er selbst empfangen, ließ er sich auch wohl an die erinnern, welche er andern zu erweisen schuldig sei. Als ein Vornehmer ins

Gefängniß geworfen und dessen Weib Selnecker, den damaligen Hofprediger, um Hülfe anfleht, erhält dieser auf seine Fürbitte von dem Churfürsten die strenge Antwort: „Hätte jener Herr NN. ihn (selbst) also, er würde ihn längst an den lichten Galgen haben hängen lassen." „Darauf sprach ich — fährt Selnecker zu erzählen fort: „Ach Gnade gehe für Recht, wenn Gott mit uns also wollte handeln, wer wollte doch Gnade erlangen und selig werden!" Hierauf tritt die fromme gottselige Fürstin, die zugegen war, ihrem Herrn mit ihrem Haupte unter den Bart und spricht mehr nicht denn dieses Wort: „Ach Herr!" Darauf Seine Churfürstl. Gnaden mir alsobald befiehlt, den secretarium Valerius zu fordern, welchem zu schreiben, den Gefangnen loszulassen, auferlegt worden." Mit dem Glauben wie Luther ihn gepredigt, und seine Vorfahren vor Kaiser und Reich ihn bekannt, ist er in innigster Pietät zusammengewachsen. Im J. 1560 schreibt er an einen Fürsten: „Ich bin durch göttliche Gnade in der christlichen Religion so in Augsburgischer Confession verfasset von meinen geliebten Eltern auferzogen und erwachsen, die ich auch bei meiner Regierung unverfälscht habe lehren lassen und noch, und denke vermittelst göttlicher Hülfe dabei standhaftig zu bleiben und mich öffentlich dazu zu bekennen." Den gottesdienstlichen Pflichten unterzieht er sich, wie es damals die christliche Sitte, unausgesetzt an Sonn- und Werkeltagen, liest vor der Predigt Luthers Postille, braucht häufig das heilige Abendmahl, hält täglich seine Privatandacht aus dem Psalter, läßt sich für diesen Zweck Psalmengebete verfassen zum Morgen- und Abendsegen, schreibt auch selbst Kirchengebete für den Gebrauch auf den Kanzeln und ist unermüdet im Lesen der heiligen Schrift und der Werke Luthers. Wie seine Hofprediger Mirus und Leyser von ihm berichten, hatte er noch nicht lange vor seinem Tode in 30 Wochen die 12 tomi von Luthers Werken durchgelesen, von 5 Uhr des Morgens bis spät an den Abend, und zu einem Diener, den er in seinem Alter zum Lesen gebraucht, einst gesagt: „Entweder mußt du mich, oder ich dich zu Tode lesen." Von Luxus und Völlerei wurden damals die Höfe selbst mehr als gegenwärtig beherrscht. Der Hofprediger Mirus giebt ihm das Zeugniß: „Sr. Churfürstl. Gnaden haben ein nüchtern und mäßig Leben geführt, sich des Trunkes und Vollsaufens nicht beflissen, sondern andere fürstliche Arbeit und Leibesbewegung gehabt." Dasselbe wird in Betreff „des überflüssigen Prangens" erwähnt, wie auch von seiner Gemahlin gerühmt

wird, daß sie auf die deutsche Tracht gehalten und nie wälsche, spanische oder andere Muster getragen. —

Durch weises und gerechtes Regiment sein Volk zu beglücken, war vom Anfange seiner Regierung an seine ernsteste Angelegenheit. Zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt ergeht von ihm an einen ebenso einsichtsvollen als christlich gesinnten Staatsmann, der bereits unter drei Churfürsten dem sächsischen Hause gedient, an den hochbetagten Melchior von Osse, die Aufforderung, ihn mit seinem erfahrenen Beirathe in seiner Aufgabe zu unterstützen, wie dieser ehrwürdige Mann in seinem sogenannten „Testament gegen Herzog Augusto“ selbst darüber berichtet: „Es haben E. Ch. Gn. am 16. August dieses laufenden 55. Jahres schriftlich und durch ihren Gesandten mündlich von mir begehret, daß Ew. Churfürstl. Gnaden ich mein unterthäniges Bedenken anzeigen wollte, wie Gott dem Allmächtigen zu Ehren und Lobe, und Ew. Ch. Gn. Landen und Leuten zur Wohlfahrt, eine gottselige, starke, rechtmäßige, unparteiliche Iustitia in derselben Churfürstenthum, Fürstenthum und Landen erhalten, was dem zugegen mißbräuchlich eingerissen, abgewandt, und die langen verzüglichen Processe abgeschnitten werden möchten.“ Unter seinem Volke hieß er Vater August, seine Gemahlin Mutter Anna. Zum Schutze des dürftigen Fleißes gegen den Wucher ließ er in den verschiedenen Aemtern namhafte Kapitalien zu niedrigem Zinsfuß niederlegen, der Regierung und Justizverwaltung widmete er sich mit Eifer. „Als ich auf eine Zeit, berichtet Mirus, unterthänigst erinnert, daß S. Gn. bisweilen in der Regierung sitzen möchten, haben Sie gnädigst geantwortet: Sie hätten deß aus erheblichen Gründen Bedenken, aber das sollte ich wissen, daß keine Sachen im Lande (außerhalb gemeine Bauernsachen) ohne Sr. Gn. Vorwissen gehandelt würden, sondern sie müßten ihm alle vorgebracht werden.“

Von seiner Ehe versichert Mirus: „An J. C. Gn. Ehestande hat das ganze Land einen Spiegel gesehn wahrer Gottseligkeit und andrer christlicher Tugenden.“ Seine Gattin Anna war eine Tochter des vortrefflichen christlichen Fürsten Christian III. von Dänemark. In 37jähriger Ehe war Churfürst August mit ihr verbunden, in welcher sie gänzlich in der Sorge für ihren Gemahl aufging. „Was ihren Ehestand belangt, hat sie ihres frommen Herrn und ihrer Pflänzlein, die Gott gegeben, also gewartet, daß man hat sagen

müssen, wenn sie eine Magd gewesen — das doch von solch einer hohen Person viel zu sagen — so hätte sie nicht mehr thun können." Wir erfahren von ihr, daß sie eine eifrige Beterin war, welche „dreimal des Tages mit ihrem Frauenzimmer Betstunden hatte, da auch ein und die andere mußte in der Bibel lesen." Nicht nur sie selbst spendet Almosen, sondern sammelt auch solche bei den Hofbeamten, sie besucht die Kranken, namentlich die Wöchnerinnen. Bei ihrem Tode wird ihr von den Armen nachgerühmt, daß sie „mit der Mutter Anna Einen Beutel, Eine Apotheke, Eine Kirche und Eine Versorgung gehabt!"

Seit 1570 beginnt diejenige Periode der Regierung des Fürsten, welche bei einem Theil der Nachwelt seinen Namen mit Schmach bedeckt hat. Sein Eifer für unverfälschte lutherische Lehre war es nämlich, durch welchen in Sachsen die calvinisirende Melanchthonsche Richtung aus der lutherischen Kirche ausgeschieden und der specifisch-lutherische Lehrtypus zur Alleinherrschaft erhoben worden ist, und da es sich nun hiebei nur um ein einzelnes Dogma, das Abendmahlsdogma, am Ende nur um eine untergeordnete Differenz in der Auffassung desselben zu handeln scheint, so ist der Fürst in jenem seinem Eifer als das blinde Werkzeug einer intoleranten Theologenpartei dargestellt worden. Eine genauere Erwägung muß jedoch das Sachverhältniß in einem anderen Lichte erscheinen lassen. Nach der ursprünglichen Zwingli'schen Lehre, welche sich indeß später ebenfalls der lutherischen angenähert, ist das Abendmahl nur die symbolische Darstellung von Leib und Blut des Erlösers zur Erinnerung an ihn und seinen Opfertod. Nach den calvinischen Bekenntnissen ist es eine durch den Glauben bedingte substantielle geist-leibliche Einwürkung des abwesenden Christus auf den Geist der Gläubigen, nach der lutherischen eine geist-leibliche Mittheilung des gegenwärtigen Christus an jeden der Empfänger — an den gläubigen zum Segen, an den ungläubigen zum Unsegen. Zur Abgränzung und Unterscheidung von der calvinischen Fassung werden dann die zwei verwahrenden Bestimmungen hinzugefügt: 1) daß diese Mittheilung durch den mündlichen Genuß vermittelt werde, 2) daß auch der Ungläubige, wenngleich zum Verderben, wahrhaft empfange. Allerdings ist nun gewiß, daß das religiöse Bewußtseyn nur an der Wahrhaftigkeit der Selbstmittheilung des ganzen Christus ein Interesse hat — unbekümmert um die Art, wie dieselbe geschieht; dennoch

ist nicht weniger gewiß, daß um die Eigenthümlichkeit der lutherischen Anschauung theologisch und objektiv zu fixiren, auch jene verwahrenden Bestimmungen von wesentlicher Bedeutung sind, ja auch von religiös-kirchlicher — einmal insofern in der reformirten Kirche neben jenen calvinistischen Bekenntnißformeln mit gleich confessioneller Berechtigung die von Zwingli und Oekolampadius stehn — in einigen Bekenntnissen mehr, in andern weniger in dieselben sich auflösend, sodann insofern die Schriftlehre von Christi Erhöhung und Verklärung sich nicht mit der calvinischen, sondern nur mit der lutherischen Auffassung des Abendmahls vereinigen läßt. So ist denn die lutherische Abendmahlslehre auch nicht ein von allen übrigen isolirtes Dogma, sie hängt zunächst mit dem Dogma von der Gottmenschheit des Erlösers zusammen und wiederum durch diese mit andern Artikeln der lutherischen Glaubenslehre.

In der erwähnten Periode aber stand diese lutherische Fassung der Abendmahlslehre im Begriff, sich gänzlich in die calvinischen zu verlieren; Melanchthon selbst hatte sich mehr und mehr der calvinischen Fassung zugeneigt, schon seine Abänderung des 10ten Artikels der Augsburgischen Confession vom Abendmahl war nur in dem Interesse geschehen, auch der calvinischen Auffassung die Annahme des Bekenntnisses möglich zu machen. In der unveränderten Ausgabe von 1530 hatte der Artikel gelautet: de coena domini docent, quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus in coena domini et improbant secus docentes. „Es wird gelehrt, daß der wahre Leib und Blut Christi wahrhaftig unter der Gestalt des Brots und Weins im Abendmahl gegenwärtig sei, und da ausgetheilt und genommen werde. Deshalb wird auch die Gegenlehre verworfen." Die veränderte Ausgabe von 1540 lehrte statt dessen: de coena domini docent, quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in coena domini. „Es wird gelehrt, daß Leib und Blut Christi mit dem Brot und Weine wahrhaft ausgetheilt werde denen, die am Abendmahl Theil nehmen."

Diese Aenderungen waren in keiner andern Absicht geschehn, als der calvinischen Ansicht Raum zu machen. In diesem Interesse war der Zusatz hinweggelassen: quod vere adsint, damit auch an eine andere, als eine mündliche Genießung gedacht werden könne, war ferner der Ausdruck exhibeantur statt distribuantur gesetzt,

weil von calvinischer Seite nur die Genießung durch die Ungläubigen in Abrede gestellt wurde, nicht aber die Darbietung Christi. Diese veränderte Confession war zur allgemeinen Geltung gekommen, die Exemplare der ersten Ausgabe waren kaum mehr aufzufinden, auf den Universitäten und namentlich in den Schulen Deutschlands waren die Lehrstühle mit Schülern Melanchthons besetzt. Bis zum Tode des behutsamen und gemäßigten Mannes (1560) begnügten sich diese Schüler, wie er selbst, damit, für ihre abweichenden und nur verhüllt ausgesprochnen Ansichten, Duldung zu verlangen: seit dem Tode desselben wagte sich hie und da der Widerspruch gegen Luther, ja die Verhöhnung seiner strengeren Anhänger hervor.

Bei dieser Lage der Dinge handelte es sich nun eigentlich nicht mehr darum, ob der melanchthon-calvinischen Abendmahlslehre neben der lutherischen Raum gegönnt werden solle, sondern vielmehr davon, ob in dem Lande, welches die Wiege der lutherischen Reformation, ja in ganz Deutschland, die calvinische Abendmahlslehre, ja vielmehr die unter so verschiedenen nationalen und historischen Bedingungen entstandene calvinische Kirche an die Stelle der lutherischen treten solle? Das nämlich war voraus zu sehen, daß die abschüssige Bewegung, welche die lutherische Kirche in jenen zwei Lehrstücken zum Calvinismus hin genommen, sich nicht auf diese beschränken, sondern den gesammten kirchlichen Lehrbestand mit in diese Richtung hineinziehn würde, wie dies in der Lehre und im Cultus der pfälzischen Kirche, mit welcher von Wittenberg aus auch würklich eine Verbindung eingeleitet wurde, zu Tage getreten und noch in höherem Maße eingetreten seyn würde, hätte nicht noch eine lutherische Kirche gegenübergestanden. Wie aber die zwei Schwesterkirchen in ihrer gesonderten Entwicklung vor uns stehn — jede eine ausgeprägte individuelle Gestalt, mit eigenthümlichen Charismen: wer will sagen, daß es besser gewesen seyn würde, mit passivem Zusehn von Anfang an den einen Typus in den andern sich auflösen zu lassen? Nur daß die sich allerdings nicht hätten als Feinde bekriegen sollen, welche darauf angewiesen waren, sich als zwei geschichtliche Produkte desselben reformatorischen Stammes geschwisterlich anzuerkennen und gegenseitig von einander zu lernen.

Um nun die persönliche Stellung Churfürst Augusts bei den

sogenannten kryptocalvinistischen Streitigkeiten richtig zu beurtheilen, so ist es ja freilich schon das Gewicht des Namens und der historischen Persönlichkeit Luthers, welches damals noch Unzählige, wo die Wahl zwischen seiner und irgend welcher andren Lehre war, sofort und ohne weiteres Besinnen sich auf Luthers Seite stellen ließ. Was Luther von seinem treuen Cordatus*) sagt: „Wenn es mit mir in die Hölle ginge, so ginge Magister Bugenhagen bis an den Rand der Hölle mit, und Cordatus bis in die Hölle hinein," das galt noch für Unzählige und — wie sich dies in dem oben angeführten Bekenntnisse Churfürst Augusts ausspricht — auch für diesen Fürsten. Doch hieße es dem Glauben dieses Fürsten und seiner Gesinnungsgenossen nicht gerecht werden, wollte man den bloßen Namen des Reformators als das eigentliche Fundament dieses Glaubens bezeichnen.**) Wie für Luther, so war für den Churfürsten das: „das ist mein Leib," ein unzweifelhafter Schriftgrund und nicht von Luthers, sondern von Christi Wort legte er in einem Schreiben an einen verwandten Fürsten das freudige Zeugniß ab:

„Bruder, wenn mein Herr Christus ein solch Wort gesetzt hätte: siehe in diesem Stock, in diesem Stein oder Holz hast du meinen Leib und mein Blut, so hätte ich's doch geglaubt, und sollte mich meine Vernunft davon nicht im wenigsten abwendig machen, und wenn mein Herr Christus noch was unmöglicheres hätte befohlen, so wollte ich es doch glauben, wenn nur sein Wort dasteht, Gott gebe meine Vernunft sage dazu, was sie wolle. Er ist allmächtig und wahrhaftig, darum habe ich ihm in sein Wort nicht zu reden, und ist die Frage nicht, wie es zugehe, sondern allein davon, ob es Christi Wort und Befehl sei. Sind es nun seine Worte, so schweige ich still, und will's ihn lassen walten, er weiß wohl zu erfüllen."

Auch ist nicht zu zweifeln, daß die Gewißheit im Sakramente eine objektive Selbstmittheilung Christi zu empfangen, ihm die luthe-

---

*) Ein Oesterreicher, welcher 1540 nach Wittenberg kam und von Luther sehr hochgeschätzt wurde.

**) Planck, Protestantischer Lehrbegriff V, 2. S. 615.

rische Lehre zum subjektiven religiösen Bedürfnisse und zum Gegenstande eigener Erfahrung des Herzens gemacht. Ein, auch durch die darin sich aussprechende Freundlichkeit und Liebe, wohlthuendes Zeugniß hiefür giebt ein Handschreiben des Churfürsten von 1574 an den alten Dresdner Superintendenten Greser, einen treuen Lutheraner, nachdem er eine Abendmahlspredigt von demselben angehört: „Lieber Herr Gevatter,*) aus eurer Predigt habe ich heute diesen Tag meines Herzens Lust und Freude gehört, und bitte Gott aus Grund meines Herzens darum, daß ich möge bei dieser Gott Lob erkannten und bekannten Wahrheit und rechtem Gebrauch der hochwürdigen Sacramente bis in den Tod beständiglich verharren, darzu ich denn getreue Fürbitte von euch und allen frommen Christen von Herzen bitte. Und weil ich euere heutige Predigt gern in meinem Herzen oft betrachten wollte, so fehlet es mir doch daran, daß dieselbe nicht alle Tage mündlich zu hören. Darum bitte ich, ihr wollet mir dieselbige, sobald es möglich, in Schriften zukommen lassen. Damit es euch auch nicht des Schreibens halber beschwerlich, habe ich meinem Diener P. S. Briefszeigern befohlen, welche Stund ihr ihn fodert, aufzuwarten, und was ihr ihm befehlen werdet zu schreiben, fleißig zu verrichten. Und ich bin es in allen Gnaden gegen euch jederzeit eingedenk. Am Palmtag des 1574. Jahres." — Wäre der Churfürst über den theologischen objektiven Unterschied von calvinischer und lutherischer Lehre in diesem Stück in ein Katechismusexamen genommen worden, so ist freilich die Frage, ob derselbe über diesen Unterschied und dessen Bedeutung Rechenschaft zu geben vermocht haben würde. Nicht weil er überhaupt ein ungebildeter Mann und beschränkter Kopf gewesen, wie er von einigen Seiten dargestellt worden. An Bildung stand August den meisten Fürsten seiner Zeit nicht eben nach, an Geist that er es vielen wohl zuvor: er war ein belesener Mann in theologischen und nichttheologischen Schriften, liebte historische, politische, auch naturwissenschaftliche Studien, legte sich ein Naturaliencabinet an, hatte das Lateinische erlernt und noch im 50. Jahre mit dem Hebräischen einen Anfang gemacht. Aber wie sollte das Verständniß nicht auch einem verständigen Manne

*) Bei der Taufe seines siebenten Prinzen hatte der Churfürst den Superintendenten zum Taufzeugen erbeten und ihm dabei anzeigen lassen, wegen des Eingebindes kein Bedenken zu machen. Ein Rhein. Goldgülden würde genug seyn.

schwierig werden, wenn, wie es nach dem Vorgange von Melanchthon selbst und dessen Anhängern geflissentlich geschah, von den Theologen aller Scharfsinn aufgeboten wurde, den vorhandenen Unterschied zu verhüllen. Solcher „Obskurität“ in den ihnen vorgelegten Bekenntnissen sind die Fürsten sich auch bewußt gewesen. Auf dem Augsburger Reichstage 1566 erklären sie: „Wir wissen sehr wohl, daß unter den Skribenten und Predigern, die es in der Nachtmahlslehre nicht ganz mit der Augsburgischen Confession halten, gleichwohl ein großer Unterschied ist; denn etliche unter ihnen den Zwinglianismum und Calvinismum also vertheidigen und lehren, daß die heiligen Sakramente allein nuda symbola und die Worte Christi allein spiritualiter zu verstehen sein sollten; die andern aber einer solchen Obskurität sich gebrauchen, daraus nicht zu nehmen, was ihre gründliche Meinung, und ob sie sich mit den Ständen der Augsburgischen Confession in dem vergleichen oder nicht?“

So ist es denn zu erklären, daß auch noch auf dem Fürstentage zu Naumburg 1561 sämmtliche evangelische Fürsten, nur mit Ausnahme des Weimarer Herzogs Johann Friedrich, neben der unveränderten auch die veränderte Confession als wesentlich gleichberechtigt anerkannten. Eine wesentliche Differenz zwischen dem größten der Schüler Luthers und Luther selbst, ja einen Abfall desselben zu Calvin anzunehmen, erschien ihnen auch als etwas Undenkbares, als ein Verrath an der dem großen Lehrer schuldigen Ehrfurcht. Selbst mehrere unter den unbedingtesten und wärmsten der persönlichen Freunde Luthers blieben damals noch einem solchen Verdachte fern. So schreibt der greise Hieronymus Weller noch im Jahre 1570 an einen theologischen Convent in Dresden: „Ich bekenne vor Gott und allen Menschen, daß ich die von den hocherleuchteten Kirchenlehrern Dr. Luther und Philippus ins Licht gestellten prophetischen und apostolischen Schriften und die Augsburgische Confession von Herzen annehme. Ebenso das corpus doctrinae, worin Philippus mit wunderbarer göttlichen Geschicklichkeit in ein compendium zusammengebracht, was Luther in seinen Schriften, Predigten und Vorlesungen ausführlich erörtert. Beide haben das größte Verdienst um die Kirche, beide haben in demselben Geist und Sinne die evangelische Lehre vertheidigt, nur in verschiedner Geistesart. Während Luther nach Art eines Elias und Jesaias in Widerlegung der Gegner donnert und blitzt, sucht Philippus nach Art des Joel die Geg-

ner zur Buße zu bringen. Ich erinnere mich wie einst Luther gesprochen: „M. Philippus ist ein fromm Herz, er wollte gern die Widersacher mit guten Worten fromm machen. Ich waldrechte aber der höfelt.“ So konnte er es auch nicht leiden, wenn jemand den Herrn Philippus zu tadeln unternahm, sondern sagte: „Ach sie verstehen dominum Philippum nicht, ich aber verstehe ihn wohl.“*) Und noch Ein Umstand ist zu nennen, welcher dem Churfürst August über seine Wittenberger Theologen das Urtheil zu erschweren geeignet war. Die Leidenschaftlichkeit der Anhänger des Flacius, dieser eifrigsten unter den reinen Lutheranern, hatte ihn zum Widersacher derselben gemacht. Nun wurde von ihnen auch die leibliche Allgegenwart des verklärten Christus (die Ubiquität) im Zusammenhange mit der Abendmahlslehre vorgetragen: wie sie aber von Melanchthon mit Bestimmtheit verworfen worden, so auch von dem Churfürsten und einem großen Theile der damaligen Lutheraner. So war es denn den Wittenbergern ein Leichtes, unter dem Scheine nur diese Lehre zu bekämpfen, der lutherischen Lehre selbst entgegenzutreten, oder wenigstens ihr auszuweichen.

Auf eine rührende Weise tritt noch vor dem Ausbruche der Katastrophe jene Consequenz des christlichen Herzens des Churfürsten mit seinen dogmatischen anticalvinistischen Ueberzeugungen uns entgegen in den auf dem Reichstage von Augsburg 1566 mit Churfürst Friedrich III. von der Pfalz geführten Verhandlungen. Im Jahre 1562 war von dem Fürsten der stark calvinisch gefärbte Heidelberger Katechismus in seinem Lande eingeführt und manche Cultusänderung im calvinischen Sinne angeordnet worden. Von dem Herzog von Würtemberg und dem Pfalzgrafen von Neuenburg erfolgte auf dem Reichstage in Folge dessen eine Aufkündigung der Glaubensgemeinschaft mit diesem Churfürsten und von dem Kaiser selbst wurde er mit dem Ausschlusse aus dem Religionsfrieden bedroht. Ergreifend ist das Bekenntniß, welches bei dieser Veranlassung der glaubenstreue Fürst vor den versammelten Reichsfürsten ablegt: „Zum andern, so heißt es darin, so viel die Religion anlanget, da im Namen Ew. Majestät mir abermals mit Ernst auferlegt und befohlen, weil meine Religion nicht der Augsburgischen Confession gemäß sondern mit dem Calvinismo befleckt, daß ich dieselbe ändern und abschaffen sollte.

---

*) Löscher, Historia motuum III, 137.

Darauf habe ich Ew. Kaiserl. Majestät zuvor und ehe ich abgetreten bin, in der Person vermeldet, daß in Gewissens- und Glaubenssachen ich nicht mehr als einen Herren, der ein Herr aller Herren und König aller Könige wäre, erkennte, des Sinnes und Meinung bin ich noch, und sage derowegen, daß es nicht um eine Kappen voller Fleisch (wie man pflegt zu sagen) zu thun, sondern daß es die Seel und derselbigen Seligkeit belanget, die hab ich von meinem Herrn und Heiland Christo in Befehl, bin auch schuldig und erbötig, ihm dieselbe zu verwahren, darum kann Ew. Kaiserl. Majestät ich nicht gestehen, daß Sie, sondern allein Gott, der sie geschaffen, darüber zu gebieten habe, will auch zu Ew. Kaiserl. Majestät mich abermals nichts weniger versehen, als daß sie diese Dinge ab executione sollen anfahen, und weil ich Calvini Bücher nie gelesen, wie ich mit Gott und meinem christlichen Gewissen bezeugen kann, so kann ich um so viel weniger wissen, was mit dem Calvinismo gemeint." „Sollte aber, so schließt er, dies mein unterthänig Vertrauen mir fehlschlagen und man über dieses mein christliches und ehrbares Erbieten mit Ernst gegen mir handeln und fürnehmen sollte oder wollte, so getröstet mich das, daß mein Herr und Heiland Christus Jesus mir sammt allen seinen Gläubigen die so gewisse Verheißung gethan, daß alles, was ich um seiner Ehre oder Namens willen verlieren werde, mir in jener Welt hundertfältig soll erstattet werden. Thue damit Ew. Kaiserl. Majestät unterthänigst mich zu Gnaden befehlen." Auf dieses mannhafte Wort tritt Churfürst August zu dem Pfälzischen Fürsten heran und spricht mit freundlichem Achselklopfen: „Fritz, du bist frömmer, denn wir alle!" Vorzüglich seinen Bemühungen war es zu danken, daß der Reichstag selbst nunmehr die Vertheidigung des angefochtenen Pfälzer Churfürsten vor dem Kaiser übernahm und das Bedenken abgab: „Es sind ohne Zweifel unter dem gemeinen Mann der bedrängten Christen sehr viel, so diese Lehre von wegen der Obskurität nicht verstehen, sondern sich an die Worte Christi halten, auch denselbigen dem einfältigen Verstand nach, wie sie gesetzt sind — glauben. Sollten denn jetzt nicht allein die Lehrer, Prediger und Skribenten, so sich gleichwohl allenthalben nicht erklärt, und sich auf Unterredung referiren, und sich weisen zu lassen erbieten, sondern auch all ihre Zuhörer unter dem Namen und Schein des Calvinismi verdammt und aus dem Religionsfrieden ausgeschlossen oder in andre Gefahr gesetzt werden,

so hätten sich deß nicht allein die Prediger mit gutem Fug zu beschweren, sondern es würde auch viel armen Christen Gewalt und Unrecht dadurch geschehen, auch zu noch größerer Tyrannei und Bedrängniß derselben Anlaß gegeben."

Den ersten Anstoß zum Verdacht und Unwillen gab dem Fürsten ein im Jahre 1571 von den Wittenberger Theologen ausgearbeiteter calvinisirender Katechismus, den der mit der Schulvisitation betraute Wittenberger Professor der Medicin und Geschichte Peucer, auch Leibarzt des Churfürsten, in Schulpforte eingeführt hatte. Von diesem Katechismus nahm Herzog Julius von Braunschweig Anlaß, das Mißtrauen des Churfürsten gegen seine Professoren zu erregen. Den Peucer ließ dieser nun verpflichten, „in Zukunft seiner Arzenei zu warten, das Harnglas zu besehn und der theologischen Sachen müßig zu gehn." Die Leipziger und Wittenberger Theologen aber ließ er zu einem Convent nach Dresden berufen, um ein „gut luthrischs Zeugniß" vom Abendmahl abzulegen. Ein solches Bekenntniß stellten sie nun auch im Oktober eben dieses Jahres aus, den consensus Dresdensis, in welcher Schrift sie ihre wahre Meinung wieder so geschickt zu verhüllen wußten, daß nicht nur der Churfürst, sondern auch Selnecker und andere Lutheraner sich dadurch beschwichtigen ließen. Gegen drei Jahre lang dauerte von da an der Friede, wiewohl der Verdacht des Fürsten immer wieder von verschiedenen Seiten her neue Nahrung erhalten zu haben scheint. Auswärts nämlich that Jak. Andreä das Möglichste, durch Vermittlung fremder Höfe den Churfürsten auf die ihm von den geheimen Calvinisten drohenden Gefahren aufmerksam zu machen; in Dresden war 1572 ein entschiedener Lutheraner Lysthenius neben Christian Schütz, dem Kryptocalvinisten, als Hofprediger angestellt worden und erfreute sich bei der Churfürstin eines großen Vertrauens, der Churfürst selbst las seit einiger Zeit eifrig Andreä's Schriften; auch hatte sich unter Begünstigung der Churfürstin eine Hofpartei gebildet, welche, um selbst an's Ruder zu kommen, den Geheimerath Cracov und Peucer, die sich eines so hohen Vertrauens des Fürsten erfreuten, auf alle Weise zu stürzen bemüht war. Von dieser Seite her waren Klätschereien ausgebracht worden, wie die, daß Peucer durch die Gunst des Fürsten, der ihn bei einem seiner Prinzen zu Pathen gebeten, auch in seiner Wohnung zu Wittenberg ein Mittagsmahl eingenommen, bei einer Gelegenheit sich habe beikommen lassen, von sich selbst zu sagen:

„Hier ist der Churfürst!“ Wie sehr August durch alles dieses mit Mißtrauen erfüllt worden, gab sich bei manchen Gelegenheiten scherzhaft zu erkennen. Peucer in seinem Verhör beruft sich auf die scherzhafte Aeußerung des Fürsten gegen seine Hofleute bei der Rückkehr von dem in Wittenberg bei seinem Professor eingenommenen Gastmahle: „Nun bin ich bei dem Erzcalvinisten zu Gaste gewesen.“ Bei einer andern Gelegenheit, als August sich von Cranach die Wittenberger Professoren malen ließ, wird die Aeußerung von ihm berichtet: „Nur mal' er mir keine Calvinistengesichter.“ Ernstlicher spricht sich am Anfange des Jahres 1573 sein Mißtrauen aus bei Gelegenheit eines von seinem Hofprediger Schütz ihm dargebrachten Neujahrswunsches: „Ich glaube, äußert er sich in der schriftlichen Erwiederung, man findet zu Wittenberg gleich große Schelmen, als an andern Orten . . Ich kann nicht leiden, daß man sich meiner Gnade mißbrauche, und daß man an meiner statt will Churfürst seyn, denn ich will es allein seyn. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß in der Welt kein unbeständigeres Volk sei, als die Pfaffen . . . . Ich will meine Seligkeit nicht auf die von Leipzig und Wittenberg stellen, denn sie nicht Götter, sondern Menschen und können gleich wohl irren, als die andern. Handeln sie recht, so gefällt mir's wohl, handeln sie aber unrecht, so bin ich der erste, der ihnen zuwider. Doch sollen sie nichts hinter meinem Bewußt anfangen.“

Am Anfange des Jahres 1574 kamen aber von verschiedenen Seiten her die Beweise eines Einverständnisses zu Tage zwischen dem erwähnten Geheimerath Cracov, dem Doctor Peucer und dessen Schwiegersohn Hermann, dem zweiten Leibarzt des Fürsten, den Hofpredigern Schütz und Stössel, nach welchem planmäßig der Churfürst und dessen Gemahlin für die calvinische Lehre gewonnen und die Umgestaltung des sächsischen lutherischen Kirchenwesens nach dem Vorbilde des pfälzischen bewürkt werden sollte. Im December des vorangegangenen Jahres hatte sich plötzlich eine entschieden calvinische Schrift, Exegesis perspicua, besonders unter den Wittenberger Studirenden verbreitet. Im Januar 1574 hatte Stössel dem Lysthenius ein calvinisches Abendmahlformular zuerst zum Abschreiben mitgetheilt, dann jedoch wieder zurückgezogen, worüber aber dieser einen ausführlichen Bericht an die Churfürstin geliefert.*) Von

*) Unschuldige Nachrichten 1712. S. 582.

Schütz war eine sehr verdächtige Predigt gehalten worden, und vermuthlich fällt auch in diese Zeit, was uns erzählt wird, daß von Peucer ein calvinistisches Gebetbuch an denselben geschickt worden, um es in die Hände der Churfürstin zu spielen, welches aber sammt dem begleitenden Briefe durch Versehen des Boten in die Hände von Lysthenius gekommen, der davon sofort dem fürstlichen Paare Nachricht gegeben. In diesem Briefe hieß es, daß sie erst Mutter Anna gewinnen müßten, „weil, wenn sie diese auf ihrer Meinung hätten, es nicht Mühe haben würde, den Herrn selbst zu kriegen." Im Februar kamen Briefe von Hermann in die Hände des Fürsten, worin derselbe anzeigte „wie man den Fürsten gewissermaßen nöthigen könne, den heimlichen Calvinisten auf dem Seile zu laufen." In Folge dieser Entdeckungen wurde nun der Briefwechsel von Hermann, Schütz und Stössel mit Beschlag belegt und aus demselben ergab sich nun auf unzweifelhafte Weise die erwähnte Absicht der Einverstandenen, den Calvinismus in Sachsen zur Herrschaft zu bringen. „Veritatem, hieß es in einem Schreiben von Peucer, quam tot diluvia sanguinis in Gallia et Belgio extinguere non potuerunt, in his regionibus esse triumphaturam." Es war darin auch die blinde Verehrung des Churfürsten gegen den Namen Luthers und das Weiberregiment an seinem Hofe lächerlich gemacht worden; mit den Heidelberger Professoren waren Verabredungen wegen des Confessionswechsels getroffen. Hermann, Schütz und Stössel wurden nunmehr verhaftet, im März eine Commission nach Wittenberg gesandt, um die Professoren und namentlich Peucer wegen der Exegesis perspicua zu vernehmen, wobei Peucers Briefwechsel mit Beschlag belegt wurde und zu neuen Entdeckungen führte. Am 7ten Juli erfolgte auch die Verhaftung von Cracov „wegen gemißbrauchten Vertrauens."

Was den Churfürsten bei dieser Entdeckung so tief entrüstete, war zunächst der langjährige Mißbrauch des Vertrauens und zwar von denen, welchen schon ihr Stand dies hätte unmöglich machen sollen. In einer eigenhändigen Note zu dem Landtagsabschiede in Torgau schrieb er: „So viel die verstrickten Personen Stössel und Schütz, Peucer und Cracov anlangt, hätte man auch besonders bedenken sollen, daß beide Pfaffen meine Beichtväter und Seelsorger gewesen, Dr. Peucer, mein Leibarzt, dem ich meinen Leib, Weib und Kind anvertraut und Dr. Cracov, mein geheim-

ster Rath in allen weltlichen Händeln, von denen allen ich schändlich und böslich betrogen bin worden, in dem daß ich sie für fromme und redliche Leute angesehen." Noch stärker aber war der Zorn über die Verletzung seiner kirchenregimentlichen und fürstlichen Autorität durch das Unterfangen, hinter seinem Rücken in seinen eignen Landen eine fremde Confession zur Herrschaft zu bringen. Dies wie überhaupt die Gesinnung, in welcher von ihm die gesetzliche Ahndung über die Angeschuldigten verhängt wurde, ergiebt sich aus folgendem Schreiben an seinen fürstlichen Freund Landgraf Wilhelm von Hessen.*)

„Meinen freundlichen Dienst und was ich jederzeit Liebes und Gutes vermag, allezeit zuvor, hochgeborner Fürst, freundlicher, lieber und vertrauter Vetter, Schwager, Bruder und Gevatter. Ich habe E. L. vertraulich Schreiben in der bösen und verdrießlichen Sache, so sich mit etlichen meiner Theologen, Beichtvätern, Leibärzten und Kammer- oder Stubenräthen und mir zugetragen, freundlich empfangen, daraus auch E. L. freundlich und gutherzig Gemüth, daran ich mir doch nie den geringsten Zweifel gemacht, nothdürftig verstanden. Dieweil ich aber aus E. L. Schreiben befinde, daß sie allein von meinem Gegentheil berichtet, so will ich mich zu E. L., unserm habenden Vertrauen nach, freundlich versehn, Sie werden wahrhaftigen Gegenbericht auch freundlich in Acht nehmen und daraus als ein weiser und verständiger Fürst selbst hintangesetzt aller Affekte judiciren, ob ich in dieser Sache, die nicht allein meines Regimentes Kirchen- und Schulautorität, sondern vielmehr mein, meiner Unterthanen und dieser Lande Nachkommen selbst Heil und Wohlfahrt betrifft, zu viel oder zu wenig gethan habe. Ich bin nunmehr, Gott Lob, in das 40te Jahr bei der erkannten und bekannten Wahrheit der reinen Lehre des heiligen Evangelii, wie solche Lehre durch Doctor Luther und Philippum in der Augsburgischen Confession verfaßt, erzogen und, gottlob, darin bis auf diese Zeit in das 21te Jahr meiner unwürdigen Churfürstlichen Regierung geblieben, dabei ich auch mit Gottes Hülfe bis an mein Ende zu verharren endlich entschlossen. Was aber die 4 Personen, in E. L. Schreiben gemeldet, für ein propositum oder Vorsatz in diesen Landen eine andere Religion anzurichten im Sinne gehabt, das lasse ich ihre eigenen Handschriften, welche ich bei meinen Handen, besagen. Weil ich mich aber zu

*) Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus II. Beilage Nr. XVIII.

bescheiden, daß ich in diesen Sachen von wegen meiner colera, davon ich fast in der ganzen Welt ausgeschrien, ich auch zum Theil in christlichen und ehrlichen Sachen nimmermehr in Abrede seyn kann noch will meines eignen Kopfes zu seyn, so mögen E. L. mir gewißlich zutrauen und glauben, daß ich hierin mit Rath derer, die es mit und neben mir betrifft und angeht, und um dero Haar man sich hat raufen wollen, gehandelt und noch ferner handeln will, und ficht mich derhalben gar nichts an, was die Flacianer, Calvinisten, Franzosen oder wer sich's mehr annehmen will, dazu oder davon schreiben oder reden, sie mögen vor ihrer Thür kehren, so werden sie Arbeit genug finden, auch wohl unser dabei vergessen, unter uns gebührt sich's auch nicht anders. Damit aber E. L. dero Dinge desto mehr Bericht und Grund haben mögen, so ist mir nicht entgegen, E. L. schicken einen vertrauten Diener zu mir, so der griechischen und lateinischen Sprache erfahren, so sollen ihm die Briefe vorgelegt, auch wenn es E. L. begehren, davon ein Extrakt gemacht werden, damit E. L. desto besser judiciren können, womit isti nebulones et Dei et principis traditores sind umgegangen, und habe E. L. auf Ihr gutherziges Gemüth und Schreiben mein Gemüth hinwieder freundlich zu erkennen geben wollen. Da es auch von E. L. möglich zu erbitten, von wem sie diese Information hätten, so bitte ich zum freundlichsten, sie wollten auf das hohe freundliche Vertrauen, so ich in dieselbige setze und habe, und in gleichem Fall von mir jederzeit wieder zu erwarten haben sollen, als der getreue Martine handeln und mir diesfalls nichts verhalten, solches will ich um E. L. hinwieder freundlich verdienen, die ich hiermit dem treuen Gott und mich derselben freundlich thue befehlen. Datum Schweinitz den 30. Aprilis anno 1574."

E. L.
treuer Vetter und Bruder
Augustus, Churfürst.

Gegen die Hauptverbündeten Cracov, Peucer, Stössel und Schütz ließ August nunmehr den förmlichen Criminalproceß instruiren, den übrigen verdächtigen Wittenberger Professoren wurden die von einer Anzahl lutherischer in Torgau versammelten Theologen aufgesetzten Artikel zur Unterschrift vorgelegt, wobei vier derselben sich entschieden der Unterschrift weigerten und zugleich mit Hermann

und noch drei andern Wittenbergern des Landes verwiesen wurden. Schütz wurde zu lebenslänglichem Hausarrest verurtheilt, aus welchem er erst nach dem Tode des Churfürsten 1588 befreit wurde, Stössel starb 1576 im Schlosse zu Senftenberg, Cracov und der ihm eng befreundete Peucer wurden am härtesten betroffen; Cracov starb auf dem Strohlager eines unterirdischen Kerkers der Pleißenburg in Leipzig 1575 — man vermuthet durch freiwilligen Hungertod, Peucer erhielt erst nach zwölfjährigem Gefängniß im Jahre 1586 durch Fürbitte der jungen Gemahlin des Churfürsten, Prinzessin Agnes von Anhalt, seine Freiheit. — Ein hochgeachteter Geschichtsschreiber dieser Katastrophe spricht über diese Strafakte des Churfürsten das Urtheil aus: „Wer wird es befremdend finden, wenn der Churfürst durch alles zusammen in einen Zustand kam, in welchem er der gewaltsamsten Proceduren fähig war? Aber die Proceduren, die er jetzt vornahm, waren freilich mehr als nur gewaltsam, denn ihre Härte stieg bis zur Grausamkeit.“ Sollte dieses Urtheil ein dem Sachverhalt und dem Rechtsstandpunkte der Zeit entsprechendes seyn? Das Kirchenregiment war von den Reformatoren selbst in die Hände der Fürsten gelegt worden: gewissenshalber fühlten sie sich berufen — nicht in eigener Person, aber mittelbar durch theologische Convente, die obwaltenden Streitigkeiten zu schlichten. „Ob sich wohl jede Obrigkeit billig scheuen müßte, schreibt August im Jahre 1575, sich unter die verwirrten Gemüther der Theologen zu mengen, so habe er doch, da kein Papst unter ihnen sei, die Sorge, daß es immer schlimmer mit den Händeln werden würde, wenn nicht die Obrigkeit von allen Theilen darein griffe.“ „Daß sie Calvin nicht zu verdammen wüßten, da seine Phrases im Grunde den lutherischen nicht entgegen seien,“ war von den vier verhafteten Theologen selbst anerkannt worden.*) Konnte der Fürst calvinischen Theologen die Wittenbergischen Katheder anvertrauen? Daß wegen des von der Landeskirche abweichenden Bekenntnisses sie auch Landesverweisung trifft, mag als „Grausamkeit“ erscheinen nach unseren Grundsätzen von Toleranz, aber mußten nicht — gemäß den Grundsätzen des jus reformandi des Landesherrn — bis zum westphälischen Frieden hin alle Katholiken und Calvinisten die sächsischen Lande räumen? Die Kerkerhaft aber der Anderen, war

---

*) Planck, Protestantischer Lehrbegriff V, 2. S. 628.

sie Strafe für ihr calvinistisches Bekenntniß oder nicht vielmehr für das Verbrechen des Landesverraths"? Weigerte sich doch eben aus diesem Grunde auch der philippistische Wilhelm von Hessen der von Friedrich von der Pfalz vorgeschlagenen Verwendung für die Verhafteten bei dem Churfürsten. Ueberdies wurden selbst von diesen Hauptinkulpaten nur Cracov und Peucer von dem vollen Maaße der Strafe getroffen — in Folge der Unversöhnlichkeit der persönlich von ihnen verletzten Churfürstin. Hermann wurde, wie bemerkt, gänzlich freigelassen und ging nach Breslau, Schütz empfing in seinem Hausarrest noch einen Theil seines Gehaltes und einer seiner Söhne noch nach der Entdeckung der Schuld des Vaters 1574 und 1579 Stipendien.*) Selbst gegen Peucer steigerte sich die Strenge nur allmählig, wie er selbst in seiner historia carcerum erzählt.**) Erst wurde nur Beschränkung seiner Amtsfunktionen und Wittenberger Stadtarrest verhängt mit ausdrücklicher Erklärung, daß auch die Umgebungen der Stadt mit einbegriffen. Dann folgte Amtsentsetzung und Stadtarrest unter gleicher Bedingung in Rochlitz mit 200 Gulden Gehalt, darauf Versetzung in ein Gefängniß nach Zeitz, von da im November 1576 wieder nach Rochlitz in schärfere Haft, am 1. August nach Leipzig. Hier wurde immer auf's Neue gegen ihn inquirirt, um das Zugeständniß eines betrüglichen Benehmens gegen den Fürsten zu erlangen — auch einer angeblich von Cracov mit dem kaiserlichen Leibarzt Crato angezettelten Conspiration gegen August. Als der Angeschuldigte fest bleibt, wird ihm ewige Haft angekündigt, doch „in leidigem Gefängniß." Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß das, was noch von Milde in diesem Verfahren ist, auf Rechnung des Fürsten kommt, die Härte aber auf Rechnung der Fürstin und der Hofpartei des Geheimsecretair Jaenisch. Als der Landgraf von Hessen später für den unglücklichen Gefangenen Fürbitte eingelegt hatte, erklärte die Churfürstin, „so lange sie lebe, solle er seiner Haft nicht ledig werden." Auch darf man wohl dem in dieser Sache zu Rathe gezogenen Landtage einen schärfenden Einfluß zuschreiben, wie sich ein solcher auch sonst bei lutherisch-confessionellen Berathungen der sächsischen Landtage gezeigt hat. In der Pro-

*) Gleich, annales eccl. I. S. 61.

**) Vergl. die Annales von Thomasius als Anhang des „Testaments von Osse."

position bei der ersten Entdeckung an den Landtag zu Torgau erklärt August selbst, daß ihm von dem bei der ersten Entdeckung in Dresden versammelten landschaftlichen Ausschusse noch härtere Maaßregeln vorgeschlagen worden, als die von ihm beliebten.*)

Mit der Beseitigung der unlutherisch gesinnten Professoren und Hofprediger war indeß nur die kleinere Hälfte der Aufgabe gelöst: worauf es vor allem ankam, war die Vereinigung der immer noch in sich selbst gespaltenen Lutheraner und die Sicherung der reinen Lehre unter den noch zum großen Theil philippistisch gesinnten Geistlichen der sächsischen Lande. Mit einem Eifer, den man auf keine andere Quelle als die aufrichtige Liebe zu seiner Kirche zurückführen kann, widmete sich nun der Fürst diesem schwierigsten Theile der Aufgabe. Von ihm selbst war der Vorschlag zu einem neuen Convent und einer neuen durchgreifenderen Einigung über eine streng lutherische Lehrform verordnet worden. Nach einer vorläufigen Einigung mit seinen eignen Theologen wurden diese nebst fünf ausgezeichneten Männern aus andern Landeskirchen nach Torgau berufen und hier im Jahre 1576, vornehmlich unter Leitung des Würtemberger Andreä, das Torgauische Bedenken abgefaßt. Nachdem über dasselbe die einerseits im Interesse des Philippismus, andrerseits in dem eines zelotischen Lutherthums abgefaßten Censuren auswärtiger Kirchen eingelaufen waren, traten Jakob Andreä, nunmehr seit 7 Jahren in dem Vereinigungswerke thätig, Chemnitz und Selnecker am Anfange des Jahres 1577 zu Klosterbergen zusammen, um an eine theilweise Ueberarbeitung jenes Bedenkens Hand anzulegen, zu welcher dann später auch noch Chyträus aus Rostock und zwei brandenburgische Theologen hinzugezogen wurden. Die so umgearbeitete Bekenntnißschrift ist die unter dem Namen der Concordienformel unter die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche aufgenommene Abhandlung.

Ungesäumt wurde nun dieselbe den sächsischen Universitäten, den Predigern und Schullehrern, wie auch den Magistraten und Grundherrn in den churfürstlichen, so wie den damals unter churfürstlicher Administration stehenden fürstlich sächsischen Ländern vorgelegt. Eine That freier Ueberzeugung konnte diese Unterschrift freilich nicht durchgängig genannt werden, denn wenn auch zunächst die Bi-

*) Hutter Concordia S. 176.

sitatoren und Andreä an ihrer Spitze durch theologische Gründe die Widerstrebenden zur Ueberzeugung zu bringen suchten, so fehlten doch auch die Drohungen nicht, wie denn auch später die Absetzung der Renitenten erfolgte. Nach allem was vorangegangen, muß jedoch die Mäßigung des Fürsten bewundert werden, welcher wenigstens einige unter seinen Beamten, deren Gewissen sich nicht zur Unterschrift verstehen konnte, von derselben dispensirte: wir erfahren, daß damals der unter Christian II. durch sein tragisches Ende berühmt gewordene Kanzler, der damalige Hofrath Crell, sich befand, die zwei ausgezeichneten Wittenberger Professoren Eberhard von der Weyhe und Matthias Wesenbeck, der vortreffliche Niederländer, wie dessen Vetter Matthias Wesenbeck, vielleicht auch noch einige andere, deren Namen nicht aufbewahrt sind.

Mag dies von dem Fürsten erreichte Ziel in der Gegenwart als ein werthloses Gut erscheinen: daß es durch rechtswidrige Mittel erreicht worden, wird nicht behauptet und eben so wenig der Gesinnung des Fürsten die Anerkennung versagt werden können, welche so viele Mühe und einen Kostenaufwand von 70,000 Thaler darauf gewendet hatte, diese Eintrachtsformel zu Stande zu bringen und damit der von den immer neu auftauchenden theologischen Streitigkeiten zerrissenen lutherischen Kirche für eine längere Zeit einen ruhigen Stand zu sichern — allerdings um einen nicht geringen Preis, die Ausscheidung nämlich eines Theils der dissentirenden Landeskirchen und einer großen Anzahl von Einzelnen, worunter nicht wenige der vortrefflichsten Talente, welche nunmehr in dem Anschluß an die pfälzisch-reformirte Kirchengemeinschaft ihr Heil suchten.

Sehr wohl erkannte es aber die Weisheit des Fürsten, daß die feste Stellung eines reinen und klaren Bekenntnisses doch bei weitem noch nicht alles, was das Heil der Kirche erforderte. In seinen Generalartikeln und seiner Kirchenordnung von 1580 stellte August eine kirchliche Gesetzgebung auf, welche zu dem Trefflichsten gehört, was auf diesem Gebiet geleistet worden — ebenso sehr nach der Seite des praktisch-christlichen Interesses als nach der der kirchlichen Organisation. Für Ordnung der Gottesdienste, die Organisation der Volksschulen, das Institut der Visitationen, für die Katechisationen und die kirchliche Disciplin finden sich in dieser Kirchenordnung und den Generalartikeln die trefflichsten Verordnungen. Auch die äußere Noth des Predigerstandes ging ihm zu Herzen, für altersschwache

Prediger, für deren Wittwen und Waisen gab es damals noch keinen Unterstützungsfonds: von dem Churfürsten wurde für diesen Zweck eine Stiftung von 100,000 Gulden gemacht, durch Verordnungen und Stiftungen wurden die beiden Universitäten, und, da Leipzig schon durch Moritz reichlich bedacht worden, namentlich Wittenberg, gehoben. Von Luthers Erben wurde das Augustinerkloster angekauft, und zu einem Convikt von Stipendiaten aller Fakultäten eingerichtet, deren Zahl der Churfürst auf beiden Universitäten auf 150 erhöhte. Auch die Zahl der theologischen Professuren wurde von drei auf vier erhöht, die der medicinischen von zwei auf vier, die der juristischen von vier auf fünf; selbst ein Lehrer für das Französische wurde angestellt.

Auch nach Abzug homiletischer Rhetorik bleibt noch einige Wahrheit in der Schilderung übrig, welche Mirus von dem Segen der kirchlichen Einrichtungen unter dem Regimente dieses Churfürsten macht: „Im Hausregiment sind alle Häuser in Städten und Dörfern lauter Tempel und Wohnungen Gottes unter uns. Die liebe Jugend wird bald in der Kindheit im Katechismus unterrichtet und saugen die Erkenntniß Gottes mit der Muttermilch. Wenn sie anfangen zu lallen, so lernen sie das Vaterunser und andre schöne Gebetlein, welche eine Macht sind, die Gott hat zugerichtet aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge, dadurch der Feind und Rachgierige vertilget und viele böse Praktiken zurückgetrieben werden Psalm 8, 3. Es werden die Leute unterrichtet vom Brauch der zeitlichen Güter, wie sie mit denselben umgehen sollen, damit sie nicht Schaden oder Verlust nehmen an den ewigen. Und wir sehen täglich, daß Alt und Jung, Mann und Weib, Kinder in wahrer Anrufung des Sohnes Gottes seliglich von hinnen scheiden und wahrhaftig den Tod nicht sehen noch schmecken, sondern dringen durch den Tod in's ewige Leben."

Leider werden die letzten Lebenstage des Fürsten noch durch eine Handlung befleckt, welche auf sein eheliches Leben einen Schatten zu werfen geeignet ist. Seine treue Lebensgefährtin Anna war am 1. Oktober 1585 durch die Pest ihm entrissen worden. Auch im Glück hatte diese Fürstin einen dem Ewigen zugewandten Sinn bewährt. Selnecker berichtet von ihr die schöne Aeußerung: „Gott hat mir auf dieser Welt große, vielfältige Gaben verliehn, aber das sage ich, daß mein Herz nie ist mit zeitlichen und vergänglichen Dingen

erfreut worden, sondern ich sehne mich immerdar nach dem Ewigen, da ich will satt werden bei meinem Gotte und weiß nichts, das mich auf dieser Welt genug erfreuen kann, allein daß ich weiß, daß mir Gott gnädig ist und daß es meinem Herrn (ihrem Gatten) wohlgeht." Sie war durch schwere Prüfungen des Mutterherzens hindurchgeführt worden, in denen sie Standhaftigkeit bewährt, denn von 15 Kindern hatten nur 3 sie überlebt. Wie nach den meisten Seiten hin ihr Leben, so war auch ihr Sterbelager erbaulich. Die Gesinnung, in welcher sie ihre Leiden ertrug, spricht sich in den öfter von ihr wiederholten Worten des Propheten aus (Micha 7, 9.): „Ich will des Herren Zorn tragen, denn ich habe wider ihn gesündigt," und Judith 8, 22: „Gottes Strafe ist viel geringer, denn unsere Sünden sind," wozu sie das Glaubenswort Davids hinzuzufügen pflegt (Psalm 68, 20.): „Gelobet sei der Herr täglich, Gott legt uns Last auf, aber er hilft uns auch." Von ihrem Krankenbette aus ordnete sie folgende kirchliche Fürbitte für sich an: „Es wird begehrt ein gemein christlich Gebet zu thun für eine arme Sünderin, deren Sterbestündlein vorhanden. Gott wolle ihr gnädig seyn um Jesu Christi seines lieben Sohnes willen." Als sie geduldig und schweigend ihr Ende erwartete und gefragt wurde, ob sie auch Anfechtungen habe, erwiederte sie: „Mir ist weh, aber ich verzage nicht, denn ich gedenke an die Wunden des Herrn, und traue dem der gesagt hat: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden, wo ich bin werdet ihr auch seyn; ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen." Zuletzt wiederholte sie mehrmals die Worte: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du getreuer Gott." — Schon dies befremdet, daß der Churfürst, welcher sich damals auf seinem Schlosse in Colditz befand, die sieben Wochen hindurch, welche die Krankheit dauerte, durch die Befürchtung der Ansteckung sich abhalten ließ, seine leidende Gemahlin zu sehen. Schon ganz kurze Zeit nach ihrem Tode läßt er sich von seinem Freunde, dem Churfürsten von Brandenburg bestimmen, um die Hand der Schwägerin desselben, der Prinzessin Agnes Hedwig von Anhalt anzuhalten — damals ein noch nicht ganz 13jähriges Mädchen! Noch ist die gesetzliche Trauerzeit nicht vorüber, als der 60jährige Fürst mit dieser jungen Braut am 3. Januar 1586 in Dessau das Beilager hält. Bei dieser Gelegenheit war es, wo die junge Neuvermählte auf den Wunsch ihres Va-

ters um die Freilassung Peucers aus dessen zwölfjähriger Gefangenschaft anhält und auch die Gewährung dieser Bitte erlangt. Von lutherischer Seite wurde damals eine Münze geprägt, welche Adam und Eva unter dem verbotenen Baume darstellt, mit der Umschrift: „Adam durch der Eva Rath, Gottes Gebot übertrat.“ — Ein prunkvoller Einzug in Dresden folgte. Doch bald darauf mußte das Land und die unmündige Gattin die Freude sich in Leid verkehren sehn. Am 11. Februar hatte August in Augustusburg, wo er eine Jagd abgehalten, noch eine Predigt über das ewige Leben angehört, über welche er sich bei Tafel beifällig äußerte: an demselben Tage starb er durch einen Schlaganfall. —

Hauptquellen: Die Leichenpredigten von Selnecker, Mirus, Leyser in Hausen, Gloriosa electorum Saxoniae busta 1728. 1. Th. Stichart, Gallerie der sächsischen Fürstinnen, Leipzig 1857.

II. Joachim Ernst von Anhalt.

(Geb. 1536, gest. 1586.)

Joachim Ernst, geb. 1536, seit dem Ableben seines Bruders Bernhard von Zerbst Herr der gesammten anhaltinischen Lande. In seiner Jugend hatte er sich durch Kriegsdienste unter Philipp II. von Spanien ausgezeichnet, seit seinem Regierungsantritte 1562 aber allein der Wohlfahrt seines Landes gewidmet. Durch seine Einsicht, wie durch seine verwandtschaftlichen Verbindungen — er zählte die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Herzöge von Würtemberg, Holstein, Liegnitz, Schwarzburg unter seine Schwiegersöhne — genoß er nicht nur bei dem Kaiser und den deutschen Reichsfürsten eines hohen Ansehns, sondern auch bei ausländischen Höfen, Frankreich, England, Dänemark. Er war der glückliche Vater von acht Söhnen, auf welche mehr oder weniger seine Begabung und sein sinniger Geist sich vererbte, von denen sich namentlich Ludwig, seit 1603 Fürst von Cöthen, als Mitbegründer der fruchtbringenden Gesellschaft einen Namen in der Literaturgeschichte erworben hat.

Der Confession nach ist dieser Fürst der letzte Vertreter der lutherischen Kirche unter den anhaltinischen Fürsten. Von den Anhängern Melanchthons in Wittenberg aus hatte sich auch in den

anhaltinischen Landen der Widerspruch gegen die Lehre von der communicatio idiomatum und die darauf begründete lutherische Abendmahlslehre verbreitet, so daß dort, wie anfänglich in vielen andern lutherischen Kirchen der Form. Concord. die Unterschrift verweigert wurde. Vergeblich war in einem Colloquium zu Herzberg 1578 der Versuch einer Verständigung gewesen. Wie die meisten Laien jener Zeit fand sich auch Fürst Ernst — zumal bei der absichtlichen Verhüllung des wahren Standpunktes von Seiten der Melanchthonschen Partei — außer Stande, über die Differenz der streitigen Lehren in's Klare zu kommen, so daß diese Streitigkeiten ihn nur zu der Klage veranlaßten, welche öfter von ihm vernommen wurde: „Der Herr hat befohlen: hoc facite in mei commemorationem. Wie kann man es verantworten, daß man darob zanket, als hätte er gesagt: de hoc disputate." Nichtsdestoweniger, wie bei seinem Schwiegersohne August, war auch bei ihm das Pietätsgefühl für Luther viel zu groß, als daß er in diesem wichtigen Lehrstück sich eine Abweichung von der ererbten Lehre hätte gefallen lassen wollen. So ließ denn auch er noch kurz vor seinem Tode 1585 von dem lutherisch gesinnten Superintendenten Brendel in Dessau eine Deklaration abfassen, welche das reine lutherische Bekenntniß ausspricht und allen Kirchen- und Schuldienern in seinem Lande zur Unterschrift vorgelegt wurde. Doch hindert ihn dies nicht, für seine verfolgten Glaubensbrüder in Frankreich Fürbitte abzulegen, wie sich denn überhaupt unter ihm nähere Beziehungen mit Frankreich bildeten, insbesondere mit Heinrich IV., damaligem Könige von Navarra, in Folge deren die Hinneigung seiner Söhne zum reformirten Bekenntniß wie zu französischer Sitte sich verstärkte.

Während von andern Regenten aus ihrem früheren Kriegsleben manche rohere Sitte und Gewöhnung in ihr späteres Regentenleben mit hinübergenommen wurde, stellt sich das seinige in sittlicher Hinsicht vorwurfsfrei dar. Ritterspiel und Jagd bildeten seine vornehmsten Vergnügungen, bei deren Ausübung er indeß auch menschenfreundliche Rücksicht auf seine Unterthanen nahm und die möglichste Schonung des Landmanns nicht außer Augen ließ. Auf die Förderung des Landeswohlstandes, die Versorgung seiner treuen Diener und die Erziehung seiner Familie war sein ganzes Interesse gerichtet. Die Justizsachen ließ er durch seine eigne Hand gehn, traf Anstalten der Fürsorge für Kranke, Wahnwitzige und Arme, unter-

stützte aus fürstlichen Mitteln in Dessau Hausväter, welche einen neuen Hausstand zu begründen im Begriff standen, erstattete 16 Jahre hindurch die Begräbnißkosten aller seiner Diener und ließ dieselben überhaupt in mehrfacher Hinsicht seine Mildthätigkeit erfahren. Des Unterrichts seiner Kinder nahm er sich mit großem Eifer an, beaufsichtigte denselben, und nahm an ihren Prüfungen Antheil. Selbst ein Freund der Musik, scheint er auch diese Neigung unter ihnen verbreitet zu haben. In der Religion war es ihm nicht bloß um Erbauung, sondern auch um Einsicht zu thun. Oefters bewegten sich seine Tischgespräche um die Gegenstände der Predigt und an den Festtagen begehrte er über Namen und Geschichte der christlichen Feste die Belehrung. Stehend pflegte er vor der Tafel mit seinem ganzen Hofgesinde ein christliches Lied anzustimmen und wie wichtig ihm das Gebet gewesen, bezeugt noch eine von ihm verfaßte, von seiner Wittwe herausgegebene Gebetssammlung. Ja auch die persönliche Berathung seiner Diener in Gewissenssachen machte er sich zur Angelegenheit, und verschmähte es nicht, ihnen aus der heiligen Schrift und andern geistlichen Büchern selbst vorzulesen. Noch ist ein Ermahnungsschreiben an einen von seinen Hofleuten erhalten, in welchem er denselben in christlicher Weise ermahnt, nicht durch unerlaubte Mittel die Förderung seines Wohlstandes zu versuchen. Es lautet also: „Lieber Getreuer, Wir haben dein unterthänigstes Schreiben empfangen, und wollten nicht gerne, daß du dich auf diese Händel legen, deine Hoffnung darein setzen, noch diese vorgenommene Persuasion dich an deiner Wohlfahrt hindern lassen solltest: denn, da dich Gott aus väterlicher gnädiger Vorsehung mit Reichthum, Glück und Wohlfahrt bedenken will, wird seine Allmacht wohl Wege wissen, ob es gleich nicht eben auf diese Weise ist, als du dir vorgesetzt, denn Gottes Güte ist unerforschlich, aber er will nicht Ziel noch Maaß zu seiner Hülfe vorgeschrieben haben. Des erinnern Wir dich aus Gnaden, daß du dich von deinem gefaßten Wahn abnehmest und dich selbst an deiner Wohlfahrt nicht hinderst, denn Wir meinen es mit dir in Gnaden treulich, und wollen deinen Unfall gerne verhütet sehn."

Noch einige Monate vor seinem Ende erlebte der Fürst die Freude, seine Tochter mit seinem Freunde, dem mächtigen Churfürst August vermählt zu sehn — eine durch den Altersabstand beider Gatten freilich nicht wenig anstößige Ehe, welche auch durch den so bald erfolgten Tod des Churfürsten sofort wieder gelöst wurde. Kurz

darauf, am 27. November 1586, folgte auch Joachim Ernst seinem betagten Schwiegersohne in's Grab.

Quelle: J. Chr. Becmann Historia Anhaltina.

III. Herzog Philipp II. von Pommern.

(Geb. 1573, gest. 1618.)

Am Anfange des 17. Jahrhunderts lebte in Augsburg ein Handelsherr von patricischem Geschlecht, dessen Name damals an mehreren auswärtigen und den meisten deutschen Höfen bekannt und in hohen Ehren gehalten war, Philipp Hainhofer (gest. 1647). Er verdankte diese Auszeichnung zunächst dem vorzüglichen Geschicke, mit welchem er in jenen Zeiten, wo das Zeitungswesen noch auf den Stufen der Kindheit, von Augsburg, jenem Stapelplatze der Handelswelt aus, in welchem aus allen Gegenden Botschaften und Nachrichten zusammenströmten, den Fürsten in fortgesetzter Correspondenz über alle in ihrem Interesse liegenden Gegenstände, zunächst die politischen Ereignisse, Nachrichten mittheilte. Dergleichen Correspondenten pflegten damals die Fürsten gegen angemessenen „Ehrensold" förmlich in Dienst zu nehmen. So hatte für den französischen Hof diesen Dienst schon Hainhofers Oheim übernommen, so daß nach dessen Tode der Neffe in diese Stelle eintrat, später auch für Baden, Bayern, Pommern, Braunschweig. Ein besonderes Interesse, welchem Hainhofer nicht weniger als dem politischen entgegenkam, war das künstlerische. Selbst Maler und Architekt wußte er als Kunstkenner auf seinen zahlreichen Reisen eine zahlreiche Sammlung von Kunstschätzen zusammenzubringen, welche ihm damals den Zuspruch von Besuchern der verschiedensten Confessionen und Stände verschaffte, von Fürsten, unter denen auch Lorenz von Medici genannt wird, Gesandten, Bischöfen, Mönchen und Nonnen, welche der gastfreie Mann häufig auch nicht ohne liberale Regalirung entließ. Durch Unterstützung tüchtiger technischer Künstler ließ er auch fortgesetzt Kunstwerke aller Art, zu welchen in der Regel von ihm die Ideen und Motive angezeigt worden, anfertigen — manche in speciellem Auftrag von hohen Herrn, andere für seine eigne Kunstkammer oder zur Veräußerung an hohe Kunstliebhaber. So wurde er nicht nur der Avisenschreiber, sondern auch der Kunstlieferant für die deutschen

Höfe. Vermöge seiner Kenntniß der Höfe, seines praktischen Verstandes, seiner Courtoisie im Umgange und seines biedern Charakters fiel ihm aber selbst die Rolle eines politischen Geschäftsträgers zu, in welcher Charge er von mehreren Fürsten, mit Creditiven versehn, auf Reichstage und an Hoflager entsandt wurde und bei solchen Aufträgen es immer verstand, das Vertrauen selbst entgegengesetzter Parteien zu gewinnen. Wir besitzen von ihm noch die Relationen über mehrere dieser Reisen, aus einer noch ungedruckten heben wir ein Stück aus, welches dem Gesagten zum Belege dient.*)

Im Jahr 1613 war Hainhofer mit dem Creditiv Herzog Philipps nach dem Regensburger Reichstage gesandt worden. Sein Tagebuch giebt einerseits von dem endlosen Ceremoniell und der Zeitvergeudung, andrerseits von den gegenseitigen Gastereien und Aufwartungen, wie von den höchst gemüthlichen, zuweilen auch gelehrten Conversationen eine anschauliche Relation. 19. August. „Als ich des Erzherzogs Leopold Drl. wollen die Hand küssen, rief Sie mich auf der Gasse an, da Sie eben gen Hof fahren. Da Sie mich ersehen, rufen Sie mich zu Ihr zur Kutsche, ziehen den Hut ab, bieten mir die Hand und fragen, warum ich nicht zu J. Drl. komme? Auch ob mein Herr, der Herzog zu Pommern, nicht erscheinen werde? .. Und nachdem J. Drl. ich das Pommersche Schreiben überliefert, haben Sie bis gen Hof allerlei conversieret und mich heißen zu Ihr kommen. Nachmittag hat mich Herr Churfürst von Cölln (der mich auch den 18. d. auf der Gasse ersehen, durch einen Edelknaben zu sich berufen und mich empfangen, auch mit mir vom Markt an, da ich bei dem Pommerschen Gesandten gestanden, bis in J. Chrf. Drl. Wohnung und Quartier ja bis in ihr Zimmer geconversieret), zu sich berufen, und was ich von Kunstsachen mit mir habe zu sehn begehret, mir die guarda robba eingegeben, auch selbst zu mir gekommen und bei zwei Stunden bei mir geblieben. — 2. September habe ich Herrn Joh. Christoph, Bischof zu Eichstetten das Pommersche Credenzschreiben überliefert, meine Werbung abgelegt, und haben J. Gn. unter dem rothsammtenen Tischteppich einen Gnadenpfennig gelangt, mir ihn verehrt und bei der Tafel behalten, und obwohl Petrarcha zu sagen pflegte: vien tardi et subito va via, so haben

---

*) Aus den Reiserelationen Hainhofers (über seine Reise zum Regensburger Reichstage) in der Herzogl.-Wolfenbüttelschen Bibliothek. 2 Th. Fol.

mich doch J. F. Gn. oft zu ihr zu kommen geladen, dann ich allezeit willkommen seyn sollte. — 6. September hat Herr Churf. zu Trier durch einen Lakaien auf folgenden Mittag mich zu Gast berufen. Als ich nun den 7ten zu gebührender Zeit erschienen und aufgewartet, und J. Chrf. Gn. erst um 12 Uhr von des Bischof von Regensburg exequiis und Leichenprocession heimgekommen, haben Sie Sich entschuldigt, wenn Sie gewußt, daß sich diese caerimonia so lang verweilen sollte, so wollten Sie mich auf einen andern Tag berufen haben, ich soll desto bälder von selbst wiederkommen. Denn obwohl Seneca sage: vitam magis in pretio esse quam quaeque temporalia bona, so habe doch dieser gute Bischof (von Regensburg), wie ungern er auch daran gekommen, auch sterben müssen, cum mors ex aequo omnia solvat, darum soll Jeder ante senectutem also leben, ut in senectute bene moriatur, coelum non omnes aspicere, paucos introspicere. Als de Pere rype is, zoo vallt sy von den Boom, ende de Canne gaet zoo lange to Water, dat sy brecket. Hat most endelich gestorwen syn. Niete seker dann de Doot, onseker dann de Snire. Neemanden weet, hoe naer hem de Doot ys, wann de Doot heeft alltoos ennige Oorsacke. Aussitost meurt veau comme vache, pour cela mieulx vault mourir, que languir en martyr; de korte Quale ys de beste; cosi muore l'affamato, come quel che hà mangiato. . . . Nach der Mahlzeit und nach dem Gebet sind J. Chrf. Drl. an der Tafel gelainet, und als Sie alle umstehenden Herrn, Räthe und Junker eine Weile angesehen, haben Sie durch einen Pagen mich zu Ihr hinan berufen, mir noch ein Gläslein ausgebracht, eine kleine Weil conversiert, alsdann mir die Hand gereicht und dimittiert. — 12. September habe ich dem Herrn Christoph Phillipps, Bischof von Speier das Pommersche Schreiben präsentirt, welcher Bischof ein sehr gelehrter Herr ist, viel Discurs über das Pommerland und meinen Herrn mit mir gehabt und ihm sonderlich wohlgefallen hat, daß man in Pommern die Gemählde und Bilder nicht verwirft, sondern sich noch pia meditatione und contemplatione darinnen recreiret mit Vermelden, quod inter alia per picturas ad imitationem discendum sit in terris, cujus notitia maneat in coelis, et quod discretus et aequus christianus discernat et aequet in cultibus, at qui contra agit (secundum Nazianzenum) conscientiam pro domestico et vero tribunali habeat. — 29. September. Weil nun die

Post in das Cölln'sche Quartier gekommen, so hat sich am Tag zuvor, als am Samstag Mittag der Herr Churfürst von Regensburg nach Berchtesgaden begeben, daselbst sich auszulüften, und haben J. Chrfrstl. Drl. mich zuvor durch einen Lakaien am andern Morgen früh zu sich berufen, allerlei an meinen gnädigen Herrn und Fürsten mir anbefohlen in Gegenwart Herrn Pfalzgrafen Wolff Wilhelms, bei einer halben Stunde mit mir conversieret und darunter Schriften und clinodia eingepackt, endlich mir die Hand gereicht, alle Gnad' mir angeboten und mir gevaledicieret. J. Frstl. Drl. sind auf eine Zeit zu mir unversehns in die guarda robba gekommen, als ich eben den Churfürstlichen Habit (so man zum Verlüften aufgehängt) um mich und das Churhütlein auf dem Haupt hatte, da lachten Sie und fragten, ob ich nicht auch gern ein Churfürst wäre? und ist dieser Fürst gar ein überaus holdseliger, freundlicher, leutseliger Herr, dessen Durchl. diesen Reichstag über manche politische, künstlerische, auch Religionsdiskurs mit mir gehabt haben. Noch mehrere aber Ihrer Chrfürstl. Durchl. Großhofmeister Herr Graf Eytel und Ihr Kammerrath und geheimer Sekretarius, Daniel Schilling, der ein guter, alter Deutscher. — Den 1. Oktober bin ich wieder durch einen Kammerpagen zur Churfürstlichen Trierschen Tafel befohlen worden. Nach der Mahlzeit sind J. Chrf. Gn. mit mir in ihrem Zimmer auf- und abgegangen, von Religionssachen und auch von dem, daß sich der Reichstag also unverrichtet zerschlagen, und so vielerlei factiones, als Unisten, Liguisten, Neutralisten, Componisten, Cäsaristen, Protestanten, Correspondenten abgebe, geredet . . . Als ich nun sagte, daß Herr Hans Ludwig von Ulm vice Canzler habe, als ihnen die Stadt Regensburg den Wein verehret, mit seinen hitzigen Reden und Comminationen nicht wenig Mißtrauen verursacht, antworteten J. Chrf. Gn., der von Ulm habe seinen Herrn defendirt, wann ich meinen Herrn den Herzog in Pommern also hörte inculpieren, als wie man den Kaiser beschuldige, ob ich ihn nicht auch defendieren wolle, sagte ich: Ja, aber mit Bescheidenheit und nicht mit comminatione. Darauf wünschten J. Chrf. Drl., daß mein Herr, weil so gelehrt, leutselig, frank und friedfertig ist, selbst hier wäre, dann S. Frstl. Gn. gewiß viel Nutzen schaffen würden. Und währete diese unsre in deambulatione ganz vertrauliche, sonderlich von Religionssachen und von der Augsburgischen Confession gar freundlich gehaltene Conversation bei anderthalb Stunden, und

ist dieser eisgraue Herr ein über die Maßen löblicher, holdseliger Fürst.“

Dieselben Belege von der scharfen Beobachtungsgabe des gebildeten Mannes, von seiner humoristisch-heitern Laune und auch von seiner umfassenden klassischen und sonstigen Belesenheit geben alle von ihm vorhandnen Tagebücher und Relationen. Was seine religiöse Stellung anlangt, so wird ihm der damals noch so weit verbreitete Glaube an die evangelischen Grundwahrheiten nicht gefehlt haben: ein lebhafteres Interesse dafür giebt sich indeß kaum zu erkennen. Selbst wo er von den katholischen Bedrückungen, wo er von so trauriger Apostasie, wie bei Herzog Wolfgang von Neuburg zu sprechen hat, verläßt ihn nie die aequabilitas temperamenti und mischt sich wohl selbst dabei ein heitrer Scherz ein.

Hainhofer besonders verdanken wir es nun, daß wir von dem christlichen Fürsten, dessen Vertrauen und Freundschaft er in so reichem Maaße genoß, ein so konkretes und farbenreiches Miniaturbild besitzen, welches allein schon durch die Zierlichkeit seiner Zeichnung das Interesse in Anspruch zu nehmen im Stande ist.

Herzog Philipp II. von Pommern, geboren 1573, war nach einer friedlichen Abfindung mit seinen Brüdern 33 Jahr alt im Jahr 1606 zur Regierung seines Landes gelangt. Derselbe friedliche Sinn charakterisirt seine Regierung. Auch ist sein Bestreben nach Innen wie nach Außen seinem Lande den Frieden zu erhalten, mit bestem Erfolg gekrönt worden. Während seiner freilich nur kurzen Regierung bleibt Pommern von Kriegsstürmen verschont, so daß dem Fürsten vergönnt ist, sich dem innern Ausbau seines Landes zu widmen und die Künste des Friedens darin zu fördern. — Je mehr dieser friedliche Landeszustand Muße gönnte, desto mehr wurde sie von dem für seine Zeit hochgebildeten Fürsten der Befriedigung seiner Privatneigungen zugewendet. Diese lagen auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit und Kunst. Nicht nur des Lateinischen sondern auch des Griechischen war er kundig, wußte die theologischen Streitschriften zu beurtheilen und hatte dieselben in seinen Exemplaren, wie dies Micrälius selbst gesehn, mit beurtheilenden eigenen Bemerkungen begleitet. Er lebte vorzugsweise dem Umgange mit Gelehrten und Künstlern, den Studien und der Vermehrung seiner Münz- und Kunstsammlungen. Schon von seiner Jugendreise nach Frankreich und Italien hatte er eine schöne Sammlung von Münzen, Medaillen, Kunstwerken

mitgebracht: die Nachrichten, welche Hainhofer über die von ihm in Augenschein genommenen Kunstschätze giebt, zeugen von der großen Ausdehnung, welche diese Sammlungen seitdem gewonnen hatten.

Doch ihren Mittelpunkt fanden die Interessen dieses edeln Fürsten weder in der Wissenschaft noch in der Kunst, sondern in der Frömmigkeit. Es war aber diese seine Frömmigkeit weder jene dogmatisirende, wie sie sich an den Höfen des 16. Jahrhunderts findet, auch nicht eine pietistische, wie sie am Ende des Jahrhunderts an mehreren Höfen Eingang gewinnt, sondern jene einfach biblische so vieler auch durch Talent hochstehender Männer des Reformationszeitalters, eines Georg von Anhalt, Christian III. von Dänemark, Johann von Schwarzenberg, des Verfassers des Gesetzbuches der Carolina, Matthäus Wesenbeck, des berühmten Wittenberger Juristen und anderer. Seiner Kirche war er in Schlichtheit des Herzens zugethan. Die Konkordienformel hatte die pommersche Kirche nicht angenommen, dem Calvinismus war sie indeß um nichts desto weniger abhold. Auch auf den unter Philipp gehaltenen Landtagen 1606 und 1614 wurden die damals in Pommern häufigen Calvinisten von der lutherischen Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Das theologische Haupt der pommerschen Kirche war damals der wegen seines orthodoxen Eifers wie durch seine schriftstellerische Thätigkeit bekannte Dr. Daniel Cramer, ein Mann, dem es auch um Frömmigkeit zu thun war, dem jedoch ein Buch wie Arndts wahres Christenthum als verdächtig erschien, weil es bloß Christum als Exempel lehre. Ein Brief Arndts an Herzog August von Braunschweig (1621), worin er sich gegen einen Angriff Cramers vertheidigt, schließt mit den Worten: „Ach theurer Fürst, es ist zu fürchten, daß manche große Theologen weniger von Christo haben als sie zu haben meinen.“ Wie hoch auch der Herzog diesen seinen Stettiner Hauptpastor und Professor des Pädagogii in Ehren hielt, so scheint ihm doch das Interesse an Controversen fern geblieben zu seyn: sein theologisches Interesse geht nur auf die Schriftforschung. Bei seinem Dr. Cramer fand er indeß auch nach dieser Seite hin Anregung und Befriedigung, denn derselbe war eben damals mit einer Auslegung der Bibel für Laien beschäftigt (s. Herzog Ernst).

Ein frühzeitig siecher Körper hatte ihm die Neigung zur Schwermuth gegeben und dadurch wohl auch seinen religiösen Ernst gesteigert, ohne indeß seiner Frömmigkeit einen düsteren Anstrich zu ge-

ben. Seine Hof- und Haushaltung zeichnet sich allerdings vor den meisten damaligen fürstlichen Höfen durch Mäßigkeit aus. Zu den von den damaligen Theologen als pietatis lucida exempla aufgeführten lutherischen Fürsten gehört ein Ludwig „der Fromme“ von Würtemberg, ein Christian II. „das fromme Herz Sachsens,“ Georg I. „der gottselige Hiskias seines Volkes.“ Von ihnen allen aber gilt fast in gleichem Maße, was von Georg II. der französische Gesandte Marschall Grammont in seinen Mémoires S. 53. schreibt: „Er besaß keine andere Thätigkeit, als daß er sich jeden Tag übermäßig betrank. Nur an dem Tage, wo er zur Communion ging, trieb er den Respekt gegen das Sakrament so weit, daß er sich den Morgen nicht betrank; dafür trank er die ganze Nacht, bis er unter den Tisch fiel.“ Welchen schönen Contrast bildet hiemit die Hainhofersche Schilderung des pommerschen Hofes! „Ich muß wohl bekennen, schreibt er, daß für gewöhnlich dieser Fürstenhof sehr mäßig ist und wann nit fremde Herrschaft, Gesandte, oder sonst angenehme Gäste vorhanden, keine Excesse mit überflüssigem und unordentlichem Zutrinken vermerket, sondern jeder sein Gelegenheit und Willen in Wein und Bier gelassen wird, und das Hofbier gleich so stark ist, als der Wein und deswegen mein Herr ein geringer Bier für sich zu trinken von Colberg bringen läßt.“ Wie schon hiemit angedeutet, entzieht sich also der mäßige Fürst doch der herrschenden Sitte des Zutrinkens nicht ganz. Wo festliche Angelegenheiten es erheischten, wo irgend ein feierlicher Akt es verlangt, liebt er es, fürstlichen Prunk zu entfalten, gestattet sich dann und wann ein Würfelspiel, eine Jagdpartie, auch wohl eine Wasserlustfahrt mit Pauken und Trompeten. Selbst der Hofnarr Hans Mischke fehlt nach der Sitte der Zeit nicht „zur Belustigung und Ueberwindung vieles vorkommenden Unmuthes und sorgfältiger Gedanken.“ — Auch eine gleichgesinnte Gattin hatte Gott dem edeln Fürsten zugeführt, eine holsteinsche Prinzessin Sophie, welche nicht nur seine Gottseligkeit theilte, sondern auch in seine Kunstfreuden einzugehn wußte.

Ein siecher Leib, gegen welchen auch der Gebrauch von Karlsbad nichts vermocht hatte, macht dem christlich fürstlichen Stillleben vor der Zeit ein Ende. Schon in seinem 45. Jahre, im Jahre 1618, beschließt er sein Leben — eben beim Ausbruche jener Kriegswehen, welche auch über sein Land so viel Trübsal brachten. Leider fordert

der Aberglaube der Zeit bei seinem Tode noch ein blutiges Opfer. Ein Fräulein Sidonie Borck, welches in Verdacht gekommen war, seinen Tod durch Zauberei bewürkt zu haben, wird nach gerichtlichem Urtheil in Stettin als Hexe auf den Scheiterhaufen geführt.

Im Jahre 1610 war Hainhofer von Philipp II. als politischer Berichterstatter in Dienst genommen worden — nach der verbindlichen Andeutung des Fürsten mit der Erinnerung „an den gleichen Vornamen die gleichen Wappenmänner, die gleiche Liebhaberei zu Künsten und Sprachen". Durch ihn nun wurde den Sammlungen des Fürsten der reichste Zuwachs zugeführt, wie einige Jahrzehnte später dem, durch gleichen künstlerischen und literarischen Dilettantismus mit Hainhofer nah befreundeten, Herzog August von Braunschweig. Im Jahr 1617 mußte der vielbeschäftigte Handelsherr auch dem liebevollen Andringen nachgeben, die weite Reise von Augsburg bis Pommern anzutreten, um zwei bestellte seltne Kunstwerke, worunter der noch jetzt in der Berliner Kunstkammer gezeigte „Kunstschrank," selbst zu überbringen, den Schatz der pommerschen Sammlungen in Augenschein zu nehmen, und das schon bestehende Band der Freundschaft und des Vertrauens mit dem fürstlichen Gönner noch fester zu begründen. Auch scheint der Herzog in diesem nähern Umgange an seinen süddeutschen Gastfreund in ungewöhnlichem Maße gefesselt worden zu seyn, denn nur als Freund sieht Hainhofer sich behandelt, in den engsten Familienkreis wird er hineingezogen, begleitet das fürstliche Paar auf allen Lustreisen desselben, wird mit Liebeserweisen und Geschenken aller Art von dem Herzog selbst wie auch von dessen Gemahlin überhäuft und erst nach einem fünfwöchentlichen freudenreichen Aufenthalt entlassen.

Wiewohl nun das während dieser Zeit geführte Tagebuch in allen seinen Theilen interessant, auch die reichen den Kunstsinn des Fürsten betreffenden Mittheilungen für die Charakteristik des Fürsten nicht gleichgültig sind, so werden wir uns doch in dem Nachfolgenden fast ausschließlich auf dasjenige beschränken, was zur religiösen Charakteristik dient.

Die Einleitung erwähnt eines traurigen Zwischenfalls, welcher die frühere Abreise Hainhofers verzögerte, den Tod eines Kindes, bei welcher Veranlassung sein eigner gläubiger Sinn einen Ausdruck erhält: „Der getreue Gott wolle auch mir ihm eine selige und sanfte Nachfahrt und mit ihm und allen Christgläubigen eine fröhliche

Auferstehung zum ewigen himmlischen Leben gnädig verleihen, und mit dem König David dieses meinen Trost seyn lassen, daß ich wohl werde zu meinem herzliebsten Kind fahren, es aber nicht wieder zu mir kommen: daß die Gläubigen, und also auch dieses Kind, zweierlei Leben, und nur einen Tod, als wie die Ungläubigen zweierlei Tod und nur ein Leben haben; daß wenn es länger gelebt, und länger gewachsen, auch mit ihm die Sünden und die Ruthen im Kreuzholz gewachsen wären; daher allein Christus der Herr unser Leben, und Sterben nur unser Gewinn ist, und denen die Gott fürchten und lieben, als auch mein liebstes Philipplein, fromm gewesen, und, zu seinem Alter, wohl und gern gebetet, Alles zum Besten dienen muß."

Die Erscheinung Herzog Philipps nach dem ersten Eindruck schildert Hainhofer in der Beschreibung seiner ersten Aufnahme: „Nach vollendeter Predigt haben mich die zwei Hofjunker, als meines Herrn Commissarii, auf das mir deputirte Losament geführt, gleich vor meines gnädigen Herrn Bibliothek, welches eine große Stube und große Kammer, mit schwarzen Tapeten belegt und behängt, und mit einem großen Vorzimmer. Auf der einen Seite ist Prospektus in den Schloßhof, auf der andern, über das Reithaus hinaus, auf die Oder, in die fürstlichen Gärten, Lusthaus, Weinberg, und auf ein fünf Meilen wegs herum. In der Kammer auf einem Tisch ist gestanden eine hohe vergoldete Credenz mit candierten und eingemachten Früchten, und auf einem hübsch gewürfelten Tuch stehend, und mit dergleichen einem bedeckt; auch eine Bettstatt, mit dergleichen Umhängen behängt und mit damastener Decke bedeckt. Und delektiret sich meines Herren herzliebste Frau Gemahlin und Ihr Frauenzimmer sehr der gewifleten Arbeit, haben mir auch ein dergleichen gewifletes Tuch gnädigst verehrt, das I. Frstl. Gn. gemacht haben. Als mich nun die Commissarii und Schwichel ein halbes Stündlein intrateniert, mein Bagaggi auf das Losament holen ließen, der Marschal Clauß von Brughausen zu Gustin, so auch ein alter versuchter Soldat, und der Schloßhauptmann Hans Zastrow zu Barwalden und Bemern, ein gelehrter, gutherziger, wackrer Nobilis, mich auch empfingen, haben I. Frstl. Gn. meiner gnädigst begehrt, und ich also in Ihre Tafel-Stube geführt worden, in welcher I. Frstl. Gn. vorn an der Tafel stand und mich ganz gnädigst empfingen; gar ein ausbündig schöner Herr, mediocris staturae ist, vultum serenum et humanum cum gravitate mixtum hat, lange Haar, schier alla

Nazarena trägt, daher Herzog Wilhelms in Bayern Drl. dem Conterfett nach J. Frstl. Gn. einem salvatori etlichermaßen verglichen. Das Pedal wird dem Herzog bisweilen von Flüssen geplagt und debilitiert; J. Frstl. Gn. aber nehmen es als eine göttliche, väterliche Heimsuchung gar geduldig auf, und erfreuen sich, daß nur der Kopf wohl auf ist, als der mehr regieren muß, denn die Füße."

Ein Zeugniß sowohl über den wissenschaftlichen Eifer des Fürsten, als über seine Regententreue und fürstliche Leutseligkeit gegen die Unterthanen wird vom 13. September gegeben, wo Hainhofer berichtet: „Am 13. Sept. sind wir nach der Morgensuppe in eine andre Haide jagen gefahren. Auf Kutschen und im Schirm mein Herr und Ich immer, so wohl als die vorhergehenden Tage, in Joh. Georgii Agricolae Hirschbuch laut gelesen, einer ein Kapitel um den andern, oder an Posttagen einer eine Schrift und Zeitung um den andern; da dann J. Fürstl. Gn. das Italiänische gleich so fertig lesen, als das Lateinische und Deutsch, auch das Französische wohl verstehen, und eben nicht feiern können, entweder conversiren, oder lesen oder schreiben müssen, sogar über Essens keine Ruhe, sondern alle Mahlzeit einen Büschel Bücher und Schriften neben sich liegen haben, eine Weile essen, eine Weile conversiren und trinken, und mich nur wundert, wie dieser Herr das Lesen und Schreiben einen ganzen Tag in seinem Kopf also verbringen kann, und so gar nicht müde wird. Dieser löbliche Fürst nimmt auch alle supplicationes selbst an und überliest sie. Wo man gewußt, daß wir durchfahren werden, sogar im Feld, haben sich immer Leute gefunden, die J. F. G. in die Kutsche hinein supplicationes überreichten, welche Sie allzeit auf das Mittag= oder Nachtlager beschieden und alsdann Ihnen Antwort und Bescheid durch den Marschal oder Hauptmann ertheilt haben, und wenn einen Tag keine Leute gekommen, die was gebeten, und denen Sie Gnad erzeigen könnten, gleichsam melancholisch darüber geworden." — Von der Sanftmuth seines Charakters und den Erfolgen, welche dieselbe in seinem Regentenamte gehabt, berichtet Hainhofer: „J. Frstl. Gn. sind sonst gar sanftmüthig, gar geneigt, Gnad zu erzeigen und zu vergeben, und lassen sich nicht leichtlich zu Zorn oder Ungeduld bewegen, dessen man ein frisches Exempel an Casper Stoyentin, Hauptmann zu Friedrichswald, hat, welcher ohne meines Herrn Vorwissen in der Haide Kohlen brennen lassen, in welcher durch Verwahrlosung der Köhler eine Brunst aufge-

gangen und dadurch meinem Herrn in die zwei Tonnen Gold Schaden geschehn. Noch auf heutigen Tag gar einen weiten Weg die Bäume alle schwarz aussehn, da es doch sonst ein trefflich schön Gehölz gewesen. Ueberdem dieser Hauptmann sonsten auch viel Untauß (Untaugliches) soll begangen haben, und ihm gleichwohl mein Herr in Gnaden verziehen. Auch in seiner hitzigen Krankheit (in welcher er, weil ich noch in Pommern war, gestorben, und sonst auch in kurzer Zeit viele Leute daran dahin gegangen), durch die medicos noch Raths und Guts ertheilen lassen und hat meinen Herrn seiner Diener keiner nie hören fluchen und Gott lästern. In dem Aufruhr, wie mein Herr in die Stadt gekommen, und durch seine Trommeten und Herold Frieden lassen ausrufen, der Zünfte Ausschuß zu sich auf das Schloß erfordert, und ihnen befohlen, daß sie und die Ihren die Waffen von sich legen und sich zur Ruhe begeben sollten, so wollten J. Frstl. Gn. sie bei ihren privilegiis schützen und handhaben, so ist einer unter dem Haufen hervorgetreten, und gesagt: Ei gnädiger Herr, soll's wohl wahr seyn? welche unverständige Rede J. Frstl. Gn. ihm gleich auch gnädig zu gut gehalten, und mit seiner Sanftmuth soviel ausgerichtet, daß durch Gottes Schickung sich der Tumult gestillt und die Waffen niedergelegt worden. Und sind J. Frstl. Gn. sonderlich in justitia langsam und bedächtlich, juxta illud: Ne frena animo permittere calenti, da spacium tenuemque moram; male cuncta ministrat impetus; wohl wissend, daß Justitia keinen größern Feind hat, denn die Eile, Vermessenheit, Unverstand und Unfleiß, und daß die Eile oft Reu bringet, daher langsam rächt, aber leichtlich verzeiht." —

Es war auch ein Fürst, der Gottes Wort zur Leuchte auf allen seinen Wegen machen wollte. „Und habe ich selbst, berichtet Micrälius, mit sonderbarer Lust aus etlichen Briefen, die er mit eigner Hand an seinen Hofprediger, meinen Schwiegervater, David Reutzium, geschrieben, gesehen, wie er fast keine Sachen, daran etwas gelegen war, angefangen, darüber er nicht jenes theologi Meinung, wie weit es im Gewissen zu verantworten, erforschet."

Vernehmen wir die weitere Schilderung der Gottesfurcht des Herzogs bei Hainhofer:

„Am 27. August habe ich im Schloß Predigt gehört, nach der Predigt hat mein Herr seine herzliebste Frau Gemahlin, weil Dato ihr

Geburtstag war, mit unterschiedlichen Präsenten angebunden, und die Mittag-Mahlzeit auf meiner gnädigsten Fürstin und Frauen Zimmer gehalten, und niemand an das Fürstl. gevierte Täflein oder Tischlein gesetzt worden, als die zwei Fürstinnen, Herzog Ulrichs Fr. G. und ich; und haben uns die zwei Fürstinnen aus hübschen kleinen, crystallenen geschnittenen Gläslein zugetrunken, und, weil ich das erste mal auf meiner gnädigen Frauen Losament war, I. Frstl. Gn. mir auch einen artigen Willkomm vorsetzen lassen. Die Ursach, darum die Fürstin auf ihrem Gemach jetzt Tafel gehalten, ist, daß mein gnädiger Fürst und Herr an Sonn- und Feiertagen, auch wann er zur Beichte geht, den ganzen Tag, von Morgens an bis Abends, ohngeachtet auch fremder anwesender Herrschaft, ganz nichts, oder bisweilen, für die Magenöde nur ein Brühlein isset, sondern stets in seinem eingefaßten Stüblein oder Oratorio in der Kirche sitzt, liest, betet, sacra meditirt, den angehörten Predigten mit den Berödensern nachschlägt, und diese Stunde über sich andrer Händel ganz entschlägt; einen ganzen Tisch voll griechischer, lateinischer und deutscher geistlicher Bücher neben sich hat, darinnen liest, und während der Predigt immer nachforscht und die Notabilia lateinisch annotiert; seine Gebete und sacras et pias meditationes auch täglich, sobald er gekleidet, bei einer Stunde lang, in gedachtem Oratorio, welches gleich bei I. Frstl. Gn. Schlafkammer und an der Bibliothek ist, verrichtet, sowohl als zu Abends, ehe er schlafen geht, da er dann, wie spät es auch in die Nacht ist, noch ein Capitel, zwei oder drei in der Bibel liest, und des alten Sprüchworts wohl eingedenk ist: Wie wir lesen in der Bibel, so gewinnt unser Haus ein'n Giebel; und nach dem Exempel Davids, Hiskiä und anderer löblicher Regenten in Wahrheit ein frommer, eifriger, christlicher Fürst ist, welcher seine größte Lust hat zum Gesetz des Herrn, seinen heiligen Tempel zu besuchen und von seinem heiligen Wort Tag und Nacht zu reden. Wie er dann sammt allem Hofgesinde, ohne unumgängliche Ursache, weder Morgen- noch Abendpredigten durch das ganze Jahr versäumt, welches sonst an vielen Orten rara avis in terris alboque simillima corvo, und wer bei Hof die Predigt versäumt, er sei Fürst oder Diener, drei Batzen in die Almosen-Büchse geben muß, welche Strafe ich Herzog Ulrichs Fr. G. Dato sehn einlegen, weil Sie mit den Gesandten zu lange Schlaftrunk gehalten und dadurch die Morgenpredigt versäumt haben."

Ein schönes Zeugniß wird auch von der Herzogin abgelegt. Auch ihr Kabinet ist mit „Curiositäten" und Kunstwerken ausgestattet. „Nach der Mahlzeit hat mich meine gnädigste Frau in ihrem Kabinet ihre Kunstsachen, von ihrem herzliebsten Gemahl und andern verehret, sehen lassen, als unter andern einen schönen, großen mit Steinen gefaßten Spiegel von der Großherzogin von Florenz. Ueber diesem ein schönes, künstlich genähtes Spiegeltuch, auch eine hübsche Busenkette von Herzog Wilhelm in Bayern. Einen schönen silbern geflochtenen und eingerüsteten Nähekorb. Schreibtischlein mit Silber geziert, kleine gemalte Tafeln, eine große Tafel, charitatem bedeutend, von Luca Kranacher; erhebte Landschaftlein (bas-reliefs), überzogne Vögel, Hunde, Bilder, gespikhlte (marketirte) Tischlein und Schachteln, Bücher, Glaswerk und anderes, so alles mehrentheils ihr herzliebster Herr Gemahl J. Frstl. Gn. verehrt. J. F. G. auch ziemlichen Verstand, große Lust und Freude zu dergleichen Curiositäten haben; und um täglicher Vermehrung willen dieses Stüblein oder Kabinet schier zu eng will werden." — Ihren christlichen und sittlichen Charakter aber schildert der Berichterstatter, an die Beschreibung einer Lustfahrt anknüpfend: „Es haben sich auch in diesem Garten die Bauernmägdlein dieses Dorfes praesentirt, welche außer der Trauer pflegen einen Tanz zu haben, jetzt aber mit Bier und Brot sind regalirt worden. Diese Unterthanen haben die Herzogin um Ihrer Gutthätigkeit willen gar lieb, wie sie dann auch bei Hof und in der Stadt von männiglich, als eine getreue Landesmutter — nicht allein um Ihrer Gottesfurcht und Eifer gegen Gott und sein heiliges Wort, indem Sie keine Predigt versäumt, früh und spät fleißig betet und geistliche Lieder und Psalmen singt; nicht allein um Ihrer Leutseligkeit und Demuth willen, indem Sie sich gegen Arm und Reichen gnädig und freundlich erzeigt, und sich Ihres König- und Fürstlichen Herkommens und hohen Standes gar nichts übernimmt; nicht allein um Ihres hohen Verstandes und schöner Gestalt willen, indem Sie klug und vernünftig, dazu holdselig, wohlgestaltet und Ihr alles wohl ansteht: sondern auch um Ihrer inniglichen Liebe und Fürsorge wegen, die Sie zuförderst gegen Ihren herzliebsten Herrn Gemahl, dessen Sie mit aller Sorge und stäter Aufwart treulich pflegt, und in S. Frstl. Gn. Schwachheit mit leidet; dann auch gegen die Officiere und Diener und gegen die arme Bürgerschaft mit reichlicher Versorgung aus J. Frstl. Apotheke, und

mit milder Handreichung Geld und Almosen trägt — sehr geliebt und billig hoch geehrt wird. Wie dann mein gnädiger Herr selbst, als wir einst auf der Kutsche von etlichen Fürstinnen mit einander geredet, und ich gelobt, daß Unser lieber Herr Gott J. Frstl. Gn. mit einer so löblichen, heroischen und frommen tugendsamen Fürstin begabt, mir geantwortet, er danke Gott dafür, und sei mit Seiner herzliebsten Gemahlin gar wohl zufrieden."

Hauptquellen: Baltische Studien Jahrg. II. H. 2. 1834 mit dem Auszuge aus Hainhofers Tagebuch. H. 1. „Sophie von Schleswig-Holstein, Wittwe Herzog Philipps II. — Micrälius „das alte Pommern" zum Jahr 1618. — Barthold, Geschichte von Pommern IV, 2. S. 456.

IV. Herzog Sigismund August von Mecklenburg.

(Geb. 1560, gest. 1600.)

Von keinem souverainen, auch keinem thatenkräftigen Fürsten handeln diese Mittheilungen, sondern nur von einem apanagirten Prinzen, von dessen fürstlichem Stillleben indessen uns mehrere Züge erhalten sind, welche in Wort und That den christlichen Charakter erkennen lassen.

Sigismund August geboren 1560, ist der zweite Sohn des durch Regententugenden, wie durch persönliche Frömmigkeit ausgezeichneten Herzogs Johann Albrecht I., des Begründers der evangelischen Kirche in Mecklenburg, eines Regenten, welcher zu einem reicheren Gemälde den Stoff gegeben haben würde, der indeß in demselben Jahre (1576) stirbt, mit welchem der Zeitraum beginnt, dem diese biographischen Skizzen gewidmet sind. Auch von mütterlicher Seite einem der frömmsten und edelsten Fürsten jener Zeit entstammt, ein Enkel Herzog Albrechts von Preußen, stellten sich von früh an dem aufwachsenden Prinzen erlauchte Vorbilder christlicher Gottseligkeit vor Augen. Zu seinem ersten Lehrer erhielt er den von seinem frommen und gelehrten Vater hochgeschätzten und berühmten Humanisten Caselius, einen Mann der melanchthonschen Schule. Erst 16 Jahr alt, verliert der Prinz bereits seinen preiswürdigen Vater und tritt unter die Vormundschaft der beiden Churfürsten August von Sachsen und Georg von Bran-

denburg, wie auch seines Oheims, des Herzogs Ulrich von Mecklenburg-Güstrow. Wie auch andre der Mündel von Churfürst August, wird er an den Hof dieses großen Churfürsten gezogen, und genießt daselbst eine dreijährige Bildung. Im Jahre 1582 begleitet er seinen Oheim Ulrich auf den Augsburger Reichstag, 1590 an den Hof Christian IV. von Dänemark, im Jahre 1593 vermählt er sich mit Clara Maria, einer Schwester des frommen Philipp II. von Pommern. — Nur eine sehr bescheidene Würkungssphäre war ihm vergönnt. Die Weisheit Johann Albrechts hatte testamentarisch in seinen Landen das Erstgeburtsrecht eingeführt: so erfolgte bei der eingetretenen Majorennität seiner beiden Söhne eine Abfindung, nach welcher Sigismund, als der zweite derselben, nur den Niesbrauch der Aemter Strelitz, Joenack und Mirow erhielt, während sein älterer Bruder Johann VII. 1585 als regierender Herr in das Regiment des Schwerinschen Landestheiles eintrat.

Eine schwere vom Vater her ererbte Schuldenlast ruhte drückend auf beiden Brüdern. Einen Begriff von der außerordentlichen Einschränkung, welcher selbst das regierende Ehepaar sich zu unterwerfen hatte, giebt folgende Schilderung in einer Selbstbiographie der Herzogin Sophie, der Gemahlin Johann VII.: „Mein Herr hatte selten Geld in der Kammer, und wenn er davon einen Schilling ausgab, so pflegte er den sehr genau anzuschreiben, denn er meinte ja alle seine Sachen so genau aufzuzeichnen, weil er aus den Schulden kommen wollte. Ich kann wohl vor Gott mit gutem Gewissen sagen, daß ich nichts wüßte in den vier Jahren, die ich mit ihm im Ehestande gelebt, das er für mich gekauft hätte, als 18 Ellen schwarzen Sammt und 14 Ellen weißen Atlas zu Kleidern, die hat er mir zu zwei Malen gegeben, den letzteren, als mein Sohn Adolf Friedrich geboren wurde, ersteren, als Anna Sophie jung ward. Einmal wollte er mir einen Spiegel für 60 Thaler kaufen, da nahm ich aber lieber das Geld und ließ dem Krämer den Spiegel. Ich weiß wohl, daß andere in einem halben Jahr mehr bekommen, als ich in den vier Jahren. Ich hatte alle Jahre 400 Gulden (nach jetzigem Course 2400 Gulden), da mußte ich mein Frauenzimmer und Mägde von halten, auch Schuhe und Strümpfe, und was ich zu meiner Nothdurft haben mußte, davon kaufen. Ich wäre damit wohl nicht ausgekommen, wenn meine selige Frau Mutter mir nicht ausgeholfen, die mir Kleidung für die Jungfern gegeben, außerdem noch Leinwand

und Geld um abzulohnen. Wenn ich zu Gevatter oder zur Hochzeit gebeten wurde, „mußte ich sehen, wo ich's kriegte." Wenn mein Herr und ich zu Gevattern gebeten wurden von fürstlichen Personen, mußte ich das Geschenk austhun, sollte es wieder haben, was aber nicht geschehen ist. Es wäre wohl noch viel davon zu schreiben. Es wird kein ehrlicher Mensch sagen können, daß bei meines gottseligen Herrn Lebzeiten viel auf mich und die meinen gegangen ist, oder meinethalben Schulden gemacht sind, sondern dies wird nur von leichtfertigen, verlogenen Leuten geredet, die nichts darvon wissen, oder auch nur aus bösem Herzen mich zu verunglimpfen bedacht sind; es mag aber auch wohl von denen geschehen seyn, die es besser genossen haben als ich, und wohl zum Theil des Galgens und anderer Strafe werth gewesen wären, wozu ich sie auch hätte bringen können, wenn ich's nicht um Gottes willen gelassen hätte."*)

Auf Herzog Sigismund scheint auch durch anhaltende Siechheit ein schwerer physischer Druck gelastet zu haben, es heißt, daß er geistig und leiblich an Schwäche gelitten habe. Als der hervorstechendste Charakterzug wird an ihm Herzensgüte und Herablassung gegen seine Unterthanen gerühmt: „Ich will kein Unrecht leiden, will es auch niemand zu thun verstatten," ist in der Herrschaft über sein kleines Gebiet sein oft wiederholter Wahlspruch gewesen. Dieses Wohlwollen erfuhr zunächst die Geistlichkeit seines Gebietes, indem eine von ihm veranstaltete Kirchenvisitation die Absicht hatte, nach Kräften das Einkommen derselben zu verbessern. Aber auch dem schwerbedrückten, leibeigenen Landmann war er bedacht, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es wird die Antwort berichtet, welche er einst einem Amtmann gegeben, der über die Halsstarrigkeit der Bauern geklagt, und das Zugvieh denselben nehmen zu lassen gedroht: „Thust du dieses, so werde ich dich selbst an den Pflug spannen." Seine Gnadenerweise wurden mit kindlicher Anspruchslosigkeit geübt. „Was habe ich davon, als den guten Namen?" pflegte er zu sagen. Zwar soll auch der Jähzorn ihm eigen gewesen seyn, doch scheute er nicht das Geständniß seines Fehlers, so oft er sich von einer Uebereilung überholen ließ, und suchte dieselbe nach Möglichkeit wieder gut zu machen.

Noch kurz vor seinem Ende hatte Johann Albrecht seinen bei-

*) Boll, Geschichte Mecklenburgs II, S. 3.

den Söhnen die Aufrechthaltung der unveränderten Augsburgischen Confession an's Herz gelegt, einige Monate nach dessen Tode war von Herzog Ulrich Chytraeus nach Torgau gesandt worden, um zur Abfassung der Concordienformel mitzuwürken, auf welche dann auch 1577 die Verpflichtung der Geistlichen in den Mecklenburgischen Landen erfolgte. Auch Herzog Sigismund kannte keinen andern als diesen rein lutherischen Glauben, dem er in altväterlicher Pietät ergeben war. Sein Leichenredner, der eifrige lutherische Theologe Lucas Bacmeister erzählt, daß er das Handexemplar des Psalters dieses Herrn gesehn, in welches derselbe mit eigner Hand in kindlicher Einfalt geschrieben: „Psalmi, quos Sigismundus Augustus dux Megaloburgensis tenet memoriter," es waren deren 49, worunter besonders hervorgehoben wurden Psalm 6, 51, 74, 79, 80, 83 und 130. Das Exemplar trug die Zeichen, wie viel es von dem Besitzer gebraucht worden. In seiner täglichen Morgenandacht ließ er durch nichts sich unterbrechen. Als einst sein Arzt ganz in der Frühe ihm eine Arzenei reichen wollte, weigerte er sich, indem er sprach: „Das Gebet muß vorgehen, sonst würkt die Arzenei nichts." Bei der Vorbereitung auf sein Ende während des letzten Krankenlagers war von seinem Beichtvater mit großem Ernst von den Forderungen Gottes gesprochen worden. Als ein Hofmann dem Prediger zusprach, nicht so ernst aus dem Gesetz zu reden, sondern aus dem Evangelium, entgegnete der kranke Herr: „Eins muß beim andern seyn." — Vergeblich hatte er in seiner letzten Krankheit noch in Karlsbad Linderung gesucht: sie war ihm nicht zu Theil geworden. So kam er krank nach Ivenack; seinem Fürstensitze, zurück, wo er im Jahre 1600 sanft entschlief. Vor seinem Ende hatte er das Abendmahl genossen und darauf noch eine ihm vorgelegte Unterschrift vollzogen. Nach diesem letzten weltlichen Geschäfte sprach er: „Nun will ich nichts mehr unterschreiben, nun will ich mein Leib und Seele dem Herrn befehlen." Mit diesen Worten entschlummerte er.

Hauptquelle: Vier Leichenprogramme in der Rostocker Zeitschrift „Etwas von gelehrten Sachen" III, S. 36.

V. Herzog Johann III. von Weimar.

(Geb. 1570, gest. 1605.)

Herzog Johann von Weimar, Enkel Churfürst Johann Friedrichs des Großmüthigen, ist der zweite Sohn Johann Wilhelms, eines Fürsten, von welchem ein Leichenredner den Ausspruch berichtet: „daß er viele Nächte schlaflos zugebracht, um einen Ausweg zu finden, wie Kirchen, Schulen und dem gemeinen Wesen wieder zu dem vorigen Zustand verholfen werden könnte, darinnen sie von seinem Herrn Vater verlassen worden," und der Tochter des durch Regentenweisheit wie durch lebendige Frömmigkeit ausgezeichneten Herzogs Christoph von Würtemberg. Auch sein Leben, wie das des vorher erwähnten Mecklenburgischen Prinzen, war ein kurzes und durch keine bedeutenden Ereignisse ausgezeichnetes.

Er wurde im Jahre 1570 geboren, und erhielt von seiner Mutter, welche nach zeitweiliger Unfruchtbarkeit sich ihn vom Herrn erbeten, den Namen „das Gnadenkind." Schon nach drei Jahren 1573 verlor er den Vater und erhielt Churfürst August zum Vormunde. Von seinem 9ten Jahre an wurde seine Erziehung dem angesehnen Juristen Pingizzer in Jena anvertraut, bei welcher Gelegenheit die Mutter erklärte: „sie feire jährlich den Tag, an welchem ihr Gott diesen Sohn aus besondern Gnaden geschenkt, eben so wenig werde sie aber auch des Tages vergessen, wo sie denselben dem Unterrichte dieses Lehrers anvertraut." Nachdem er bis 1584 in der Umgebung seiner Mutter verweilt, begab er sich in diesem Jahre, begleitet von seinem Instructor Jon. Kirchner, an den Dresdener Hof, wo er auch noch nach dem 1586 erfolgten Tode von Churfürst August zwei Jahre verblieb.

Zu seiner Gemahlin erwählte Prinz Johann (1593) eine der wißbegierigsten Frauen der Zeit, Dorothea Maria, die Tochter des Fürsten von Anhalt Joachim Ernst. Es war eine Frau, welche, gleichwie ihre Schwester die Gräfin von Rudolstadt, von dem Vater einen scharfblickenden Geist und einen forschenden Verstand ererbt hatte, und in mancher Hinsicht über ihrer Zeit gestanden zu haben scheint. Sie liebte den Umgang mit Gelehrten, unterstützte die armen Schüler zu Weimar und hinterließ in ihrem Testamente 20,000 Gulden der Universität Jena zur Verbesserung der Gehalte der Professoren. Das Schulwesen des Landes lag damals sehr im Argen.

Ein Zeitgenosse bezeugt: „Tausende von Kindern liefen in Städten und im Lande umher, welche weder schreiben noch lesen konnten, und viele welche die Schulen besuchten, machten nur langsame Fortschritte oder lernten gar nichts.“ Diese Zustände und ein der Herzogin angeborner Wissenstrieb machten sie zur begeisterten Anhängerin des Ratichius, des Vertreters einer neuen pädagogischen Lehrmethode. Sie ließ diese neue Methode von einer Commission von Universitätsprofessoren aus Gießen und Jena prüfen, und da sie beifallswerth gefunden worden, suchte sie dieselbe in den Schulen zu verbreiten, ließ sie von den Kanzeln empfehlen und sich auch selbst nach derselben Unterricht im Hebräischen ertheilen! —

In diesen wissenschaftlichen Neigungen, wie in der Vorliebe für die praktischen Thätigkeiten und Tugenden des Familienkreises, begegnete sich die Herzogin mit ihrem fürstlichen Gatten. Statt der Freuden des sinnlichen Genusses, wie er unter den Fürsten der Zeit verbreitet war, suchte derselbe in Bau- und Gartenkunst, in der Uebung der Musik, welche Neigung er von seinem Vater ererbt, und in Geschichts- und staatswissenschaftlichen Studien seine Erholung. Der Erziehung ihrer 10 Söhne, unter denen die nachmals so berühmten Herzöge Joh. Wilhelm, Ernst und Bernhard, widmeten beide Aeltern sich mit besonderm Eifer. Theilweise leiteten sie dieselbe in eigner Person, erwählten mit Sorgfalt die Lehrer, unter denselben besonders den als Rechtsgelehrter und Geschichtschreiber berühmten Hortleder, wohnten den wöchentlich von dem Hofprediger Kromayer mit den Kindern gehaltenen Katechismuslektionen bei, wie auch den zweimaligen jährlichen Prüfungen. — Friedlich verflossen die kurzen Regierungsjahre des Herzogs. Seinem Wahlspruche getreu: Domine dirige me in verbo tuo, war er auf das Heil seiner Unterthanen bedacht, bei denen er sich den Namen des „Milden“ erwarb. Auf seine Kosten erbaute er Kirchen, sorgte eifrig für die Akademie von Jena und nahm sich der wegen der Religion Vertriebenen an. Obwohl durch die anhaltinische Verwandtschaft mit dem Calvinismus in nahe Berührung gebracht, war er dennoch ein großer Freund der Schriften Luthers, der Sitte der Zeit gemäß ein regelmäßiger Besucher der Sonntags- wie der Wochentagsgottesdienste, aus denen er auch das Bemerkenswertheste aufzeichnete, um sich mit seinem Hofprediger darüber zu besprechen.

Schon drei Jahre vor seinem Ende war er von hypochondri-

schen Leiden geplagt worden, und wurde schon 1605, in seinem 35. Lebensjahre, abgerufen.

Quellen: Steinmann, Exequiae Saxonicae 1606. De Wette, Lebensgeschichte der Herzoge zu Sachsen 1770 S. 182. Röse, Johann III. und Dorothea Maria in Ersch und Gruber Encyklopädie B. XXI. und XXVII.

VI. Herzog Ernst der Fromme von Gotha und seine theologische Umgebung.

(Geb. 1600, gest. 1675.)

Wir führen einen Fürsten vor, in welchem sich der große Mann und der Regent mit dem lauteren Christen auf eine solche Weise zur Harmonie verbindet, wie vielleicht bei keinem andern Fürsten der evangelischen Kirche weder vor ihm noch nach ihm. Ein sorgsamer Vater und Gatte im Familienkreise, ein väterlicher und umsichtiger Regent auf dem Throne, ein scharfsichtiger Staatsmann — auch von Cromwell für einen der drei größesten seiner Zeit erklärt, und zugleich ein biederer Deutscher nach Herz und Art, ein Held auf dem Schlachtfelde und ein Beter in der Kammer, gründlich gebildet in mehreren Zweigen der Wissenschaft, ausgezeichnet als Staatsökonom, gerecht und mild, freigebig und sparsam, ernst und heiter, muthig und demüthig, wie er war, scheint dieser Fürst diejenigen Tugenden in schöner Harmonie in sich vereinigt zu haben, welche schon einzeln vertheilt Fürsten groß machen. Die Seele aber seines Charakters, wie aller seiner Tugenden und Thaten ist die Gottesfurcht, welche als lebendiger Hauch sich durch sein ganzes Lebenswerk hindurchzieht.

Als der neunte von zehn Söhnen wurde er seiner Mutter Dorothea Maria im Jahre 1601 geboren. Diese treffliche Mutter wie den Vater hat die vorhergehende Skizze uns bereits bekannt gemacht. Schon 4 Jahre und einige Monate nach seiner Geburt wird der Prinz des Vaters durch den Tod beraubt, seine Erziehung bis zum 17ten Jahre ganz die Sache der Mutter. Unter den von den Aeltern erwählten Erziehern scheint von besonderm Einfluß auf Charakter und Gesinnung des fürstlichen Zöglings der auch später von dem Herzog hochgehaltene Hortleder gewesen zu seyn, ein ächter deutscher Patriot. Es geschah nach besonderer Anweisung der hoch-

herzigen Mutter, daß sein Geschichtsunterricht das erlauchte Vorbild jener weimar'schen Ahnen, welche als Vorkämpfer für den evangelischen Glauben in der Geschichte leuchten, in das Herz der Prinzen einprägte, dagegen vor den Gefahren warnte, welche von dem Hause Habsburg aus den Freiheiten der Reichsfürsten und der Religion drohten. Auch die Mutter selbst war mit pädagogischer Einsicht bei dem Erziehungsgeschäft thätig. Sie pflegte auf die individuellen Neigungen der Prinzen zu achten, damit die pädagogische Einwürkung den verschiedenen Individualitäten entsprechen möchte. Sie pflanzte den Samen der Gottesfurcht in ihren Herzen und leitete sie zum Gebet an. Schon als Kind drückt der Prinz in einem noch erhaltenen Briefe an seine „liebe Frau Mutter" das Verlangen aus, eine Bibel zum Weihnachtsgeschenke zu erhalten. Den katechetischen Unterricht ertheilte der Hofprediger Kromayer, ein im Bekenntniß strenger Lutheraner, und so erfolgreich waren die Fortschritte des Prinzen, daß schon im 11ten Jahre seinem Verlangen nachgegeben wurde, ihn zum Sakrament zuzulassen. Gegen das Ende ihres Lebens war die Fürstin in den Geruch calvinistischer Gesinnungen gekommen. Wohl mag der Uebertritt ihrer Brüder zum reformirten Bekenntniß, wie die nahen Beziehungen des weimarschen Hofes zu dem pfälzischen in der überhaupt freisinnigeren Fürstin eine duldsamere Gesinnung erzeugt haben. Allein nach dem Tode ihres Vaters am darmstädtischen Hofe erzogen, wohin ihre verwittwete Mutter sich verheirathete, war sie in lutherischen Umgebungen groß geworden und dem Calvinismus fremd geblieben. Vermuthlich geschah es mit bestem Gewissen, daß sie diese das Volk beunruhigenden Gerüchte von den Kanzeln ihres Landes widerlegen ließ.

Von seinem Erzieher auf die hohe Verantwortlichkeit des Regentenberufs hingewiesen, ließ der junge Prinz in einem für andere Prinzen seines Alters ungewöhnlichen Maße sich angelegen seyn, auf seinen zukünftigen Beruf sich vorzubereiten. Um lateinische Urkunden fertig zu lesen, ergänzte er durch Selbststudium die vom Unterrichte her ihm im Lateinischen gebliebenen Lücken, er bereiste die Ortschaften der weimarschen Lande, um sich eine genauere Landeskenntniß zu erwerben, er machte sich aus Staats- und Ortsarchiven Auszüge und Tabellen, welche bei seinem Regierungsantritt zu 100 Bänden fol. angewachsen waren! So hatte er sich tüchtig gemacht, in Abwesenheit seines regierenden Bruders die Landesdirektion zu

verwalten, und erhielt an allen wichtigen Verhandlungen einen Antheil. Ueberblicken wir zuerst seine äußere Lebensgeschichte.

Von allen lutherischen Fürstenhäusern war es nur das weimarsche, in welchem von Anfang an Gustav Adolph die beharrlichsten und aufrichtigsten Sympathien fand. Vier von Herzog Ernsts Brüdern hatten bereits der protestantischen Sache das Schwert gewidmet: auch Prinz Ernst begab sich, bald nachdem Gustav Adolph den deutschen Boden betreten, im Jahre 1631 in die Kriegsdienste des schwedischen Helden. Er erhielt den Oberstenrang, wohnte der Belagerung von Königshoven, Schweinfurt und Würzburg bei, würkte wesentlich bei der Schlacht am Lech mit, wo er zuerst mit seinem Regiment über den Fluß setzte und den am entgegengesetzten Ufer postirten Feind vertrieb. Er nahm an der Eroberung von München und an der mörderischen Schlacht bei Nürnberg Theil. Als bei Lützen, nachdem der Schwedenkönig gefallen, von Pappenheim neue Truppen herbeigeführt wurden, war es Prinz Ernst, welcher durch seinen tapfern Widerstand dem schwedischen Heere den endlichen Sieg verschaffte. Als im Jahre 1633 ein aus Theilen des Bisthums Bamberg und Würzburg gebildetes Herzogthum Franken seinem Bruder Bernhard von der schwedischen Krone verliehen worden, gab er den Bitten desselben nach, die Organisation und Verwaltung dieses neuen Herzogthums zu übernehmen, trat jedoch schon im folgenden Jahre von diesem beschwerlichen Amte zurück. Abermals begab er sich zum schwedischen Heere und half seinem Bruder Bernhard bei der Erstürmung von Landshut. Immer war bei dieser Kriegsführung sein Absehn dahin gegangen, der protestantischen Sache vortheilhafte Friedensbedingungen zu erkämpfen, und erst als die Schlacht von Nördlingen 1634 diese Hoffnungen für immer zu vernichten schien, kehrte er von dem Kriegsschauplatz nach Weimar zurück, um sich von nun an den Regierungsangelegenheiten des eignen Landes zu widmen. — Selbst in das Kriegsgetümmel hinein hatte der junge fürstliche Held seine Gottesfurcht sich begleiten lassen. „Unter dem Lärm der Trommeln und Drommeten, so bezeugen Zeitgenossen, unterließ Ernst nicht seine regelmäßigen Andachtsstunden: sein Zelt war wie eine Kirche, wo der Name Gottes angerufen und ihm die schuldige Verehrung gebracht wurde.“ Mehrere einzelne Fälle sind bekannt worden, wo er der Rohheit und Raubsucht der Soldaten mit strenger Gerechtigkeitsliebe Schranken setzte. Die Reorganisirung

der neuen Landestheile war nach dem Beirathe Johann Gerhards und des weisen und toleranten Calixt so von ihm vollzogen worden, daß der Bischof von Würzburg, nachdem er seine Länder wieder erhalten, dem protestantischen Statthalter das Zeugniß nicht versagen konnte: er selbst würde in der Zwischenzeit sie nicht besser zu verwalten gewußt haben.

Noch war nach der Rückkehr von Fürst Ernst die Landesregierung unter der Direktion von Herzog Wilhelm, dem älteren Bruder, eine gemeinsame, doch so, daß dem jüngeren Bruder eine bedeutende Mitwürkung vergönnt war. Nach dem Tode von Herzog Johann Ernst von Eisenach erfolgte zwischen den drei weimarschen Brüdern eine Erbtheilung (1640), in welcher Weimar dem Herzog Wilhelm, Eisenach dem Herzog Albrecht und Gotha dem Herzog Ernst anheimfiel. Im Jahre 1644 starb Albrecht und die beiden überlebenden Brüder theilten sich in die Eisenachschen Lande. Erst in seinem hohen Alter, im Jahre 1672, fiel Herzog Ernst, nach einer von seiner Seite mit Uneigennützigkeit vollzogenen Befriedigung der Ansprüche Weimars, auch noch Altenburg und Koburg zu. — Eine unendlich schwere Aufgabe war es, welcher Herzog Ernst bei Uebernahme seines ganz zerrütteten Gothaischen Landes sich zu unterziehen hatte. Es befand sich im Zustande totaler Verwüstung, zwei Drittheile der Bevölkerung waren verschwunden. Specialangaben darüber berichten: „Friedrichswerth war in dem Kriege dergestalt verwüstet, daß die Pfarrei von 1640 bis 1642 unbesetzt bleiben mußte, Metebach war ganz verwüstet und von Menschen leer, Grabsleben bestand aus 24 bewohnten Häusern und 56 wüsten Hofstätten, Groß Rettbach war von 1636—1639 dergestalt verödet, daß zuletzt kein Mensch mehr im Dorfe war, und erst 1640 sich wieder 13 Personen zusammen fanden. Zu Eschenberga hatten die Einwohner 1640, nachdem sie drei Jahr eines Predigers entbehrt, sich aller Kirchen- und Schulzucht entwöhnt und vermochten auch dem Prediger keinen Unterhalt zu geben. In Teutleben waren 1637 an 66 Personen Hungers gestorben" u. s. f., und noch dauerten dieselben Requisitionen und Verwüstungen sieben traurige Jahre hindurch fort, nur allein die Geldcontributionen, welche vom Jahre 1640—1647 an die Schweden in Erfurt entrichtet werden mußten, beliefen sich auf 168,900 Thaler und gleichzeitig requirirten und brandschatzten die kaiserlichen Generale.

Werfen wir, bevor wir von den Thaten seiner 33jährigen Regierung handeln, auf den persönlichen Charakter Herzog Ernsts und auf seine Mitarbeiter an dem großen Werke einen Blick.

Durchaus praktisch ist der Charakter der Frömmigkeit des Fürsten. Ohne den Werth eines gesunden kirchlichen Lehrbaus zu verkennen, geht sein ganzes Interesse doch nur auf die Aufrichtung des kirchlichen Lebens. Die Bekenntnisse der evangelischen Kirche sind ihm theuer, er läßt in jeder Kirchenbibliothek sie niederlegen und veranstaltet für die Schullehrer eine Ausgabe des „Concordienbüchleins," aber sein Lebensbrot ist ihm die heilige Schrift. Aus ihr liest er jeden Morgen, daheim und auf Reisen, einige Kapitel, in ihr sucht er Licht und Trost in jeder Verlegenheit und Anfechtung. Manches Sprüchlein wie „das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde" konnte ihm Thränen auspressen. — Zu weise, um nicht den Zusammenhang reiner Lehre mit reinem Leben und die objektive Wichtigkeit eines gesicherten kirchlichen Lehrbestandes einzusehen, verkennt er im Allgemeinen nicht die Wichtigkeit theologischer Controverse — zu fromm, um jede untergeordnete Abweichung als ein seelenmörderisches Attentat auf das Seelenheil anzusehen, ist er aber auch fern davon, sie ohne Unterschied mit gleichem Maßstabe zu messen. Er ist ebenso der damals schon überhandnehmenden Cäsaropapie fern, welche Machtgebote als das sicherste Mittel zum kirchlichen Frieden ansieht, als er fern davon ist, den despotischen Gelüsten der Klerokratie Raum zu geben. Der Stein des Anstoßes, auf den damals alle Angriffe orthodoxer Polemik sich richteten, war Calixt und die Eigenthümlichkeiten seiner Theologie — vor den vierziger Jahren nur als singularitates gemißbilligt, nachher als haereses mit dem kirchlichen Bann belegt. Durch jene früheren Verdächtigungen — obwohl auch sein verehrter J. Gerhard ihnen beistimmte — ließ der Herzog sich nicht abhalten, Calixt zur Berathung in Franken herbeizuziehen — durch die späteren stärkeren Anklagen nicht, an ihn noch 1649 die Bitte zu richten, bei Herzog August seinen Einfluß geltend zu machen, damit nach glücklich beendetem Kriege nunmehr auch die Quellen des Uebels verstopft würden, zunächst durch Sittenreformen der Höfe.*) Nicht durch Machtgebote, aber durch Ueberzeu-

*) Henke, Calixts Briefwechsel S. 183.

gung sucht er den immer heftiger entbrannten Streitigkeiten ein Ziel zu setzen.

Mit Wärme nimmt er die vom Kirchenrath Verpoorten, einem Lübecker, ihm ans Herz gelegte Idee des Lübeckschen Theologen Nicolaus Hunnius auf, ein theologisches Collegium zu gründen, worin durch zehn bis zwölf ausgezeichnete Theologen Grund und Ungrund der obwaltenden Streitigkeiten untersucht, eine auf gründlichem Studium beruhende Entscheidung gegeben und durch Schriften zur Widerlegung der Gegner der lutherischen Wahrheit der kirchliche Friede gesichert werden sollte. Gemäß dem hochherzigen Sinne des Fürsten sollte aber bei Ausführung dieser Idee nicht bloß Sachsen, nicht bloß Deutschland, ins Auge gefaßt werden: für die gesammte lutherische Kirche in und außerhalb Deutschlands sollte hiemit ein Institut gegründet werden, welches den so schmerzlich von der protestantischen Kirche gefühlten Mangel eines geistlichen Obertribunals einigermaßen zu ersetzen im Stande wäre. In einer vorläufigen Conferenz 1669 wurde die Sache mit in- und ausländischen Theologen berathen, bei denen er nur einer herzlichen Zustimmung begegnete. Nachdem nach Beendigung der Verhandlungen von dem Halleschen Theologen Olearius der Wunsch dem Herzog ausgesprochen worden, es möge demselben gelingen, wie Judith dem Holofernes den Kopf abzuhauen, und wie David den Riesen Goliath zu erlegen, beschloß er das Ganze mit dem Verse:

Der Anfang ist zwar schwer,
Man gebe Gott die Ehr,
So bleibt die reine Lehr,
Mit steter Gegenwehr,
Und weicht der Feinde Heer
Bis Gott den Saul bekehrt,
Die böse Welt zerstört
Und Streit in Sieg verkehrt.

Nun erfolgte im Mai 1670 die Abreise des zweiten Prinzen, Herzog Albrechts, in Begleitung einiger vornehmer Theologen, um die deutschen und die auswärtigen lutherischen Höfe in das Interesse dieses wichtigen Vorhabens zu ziehn. Von diesen jedoch wurden überall nur Schwierigkeiten und Bedenken entgegengehalten, oder die letzte Entscheidung in's Weite geschoben. Da beschloß der thatkräftige Herzog, nicht geneigt, die Sache sich ganz im Sande verlau-

sen zu lassen, selbst auf eigne Hand voranzugehn in der Hoffnung, andere Regenten dadurch zur Nachfolge zu bestimmen. Kloster Reinhardsbrunn wurde zum Sitz des Collegiums bestimmt, 200,000 Thaler als Stiftungskapital deponirt, wovon jeder von vier Professoren 1000 Thaler Gehalt, jeder Adjunkt 500 erhalten und der Ueberschuß zur Unterstützung ausländischer armer Kirchen und Schulen verwandt werden sollte. Diese Stiftung wurde unter dem 23. Oktober 1672 würklich von ihm vollzogen, doch trat auch sie nicht in's Leben, indem durch eindringende Gegenvorstellung seiner Räthe, welche bei der Theilnahmlosigkeit der andern Höfe sich keinen Erfolg zu versprechen vermochten, der Herzog sich endlich bewegen ließ, seine Fundation zurückzuziehn. — Wenigstens wollte er aber das Seinige nicht unterlassen zur Beilegung jener langjährigen Calixtinischen Streitigkeiten mitzuwürken, welche je länger je mehr einen persönlich-gehässigen Charakter angenommen hatten — zwischen Calov und Consorten in Wittenberg einerseits und Ulrich Calixt und dessen Anhänger in Helmstädt andererseits. Nach Einholung eines Gutachtens von Spener (1670) gingen mit Vollmacht des Herzogs der darmstädtische Oberhofprediger Mentzer und Kirchenrath Verpoorten nach Wittenberg, Leipzig und Helmstädt ab, um von den Theologen dieser Fakultäten die Zustimmung zu einigen Thesen zu erhalten, worin deren Verfasser Mentzer nur die wesentlichen Punkte der obschwebenden Differenzen hervorzuheben sich begnügt hatte. Während jedoch diese Thesen von Calov noch nicht ausreichend befunden wurden, erschienen nicht bloß den Helmstädtern, sondern selbst den Jenaischen Theologen die ihnen abgeforderten Zugeständnisse als zu weit gehende Zumuthungen, so daß der friedliebende Herzog auch hier seine Absichten scheitern sehen mußte. Die Stellung, welche derselbe bei diesen Konkordienbestrebungen eingenommen, war übrigens nicht eine neutral über den Parteien schwebende, in thesi stand er auf Seiten der Wittenberger. Der historische Bekenntnißstand der lutherischen Kirche, wie er seit Abfassung der Conkordienformel sich fixirt hatte, sollte aufrecht erhalten und auf Seiten der Wittenberger nur jener Hadersucht ein Ziel gesetzt werden, welche jede Mücke zum Elephanten machte und Schul- und Kirchenfragen mit gleicher Wage wog. Wie wenig der Herzog auf die Helmstädtische Seite getreten, erkennt man auch aus dem vertraulichen Schreiben seines Kanzlers Franzke an Calixt (1652), der damals gegen die Ubiquität schreiben wollte, und dringend

gebeten wird, „aus wichtigen Gründen, die er ihm auch mittheilen könne, dies nicht zu thun, sondern seine Meinung für sich zu behalten.“*) Auch die Bedingungen, unter denen den Helmstädtern der Friede angeboten wurde, sprechen für diese Stellung des Fürsten: 1) den Synkretismus fahren zu lassen, 2) keine Lehre des Conkordienbuches zu bestreiten, 3) in Wort und Sache ihrem Symbol des corpus doctrinae Juliae getreu zu bleiben. Insofern war es denn auch keine Inkonsequenz, wenn der, überdies für den guten Ruf von Jena besorgte Fürst dem Andringen des chursächsischen Hofes an die Nutritoren jener Universität nachgab und sich willig finden ließ, seinen Jenaischen Theologen eine Reinigungserklärung von dem Vorwurfe des Synkretismus zur Unterschrift vorzulegen. Einen eidlichen Revers gegen den Synkretismus, wie er nach dem Tode des Herzogs 1679 eingeführt wurde und schon 1669 proponirt worden, lehnte damals derselbe mit Billigung der von den Professoren dagegen angeführten Gründe ab.**)

Der Quellpunkt seines Christenlebens war für den Herzog wie einst für Luther jener articulus stantis et cadentis ecclesiae: „nun wir dann sind gerecht worden durch den Glauben.“ Er war ein Christ, welcher die Noth eines angefochtenen und eines durch Christum zur Ruhe gekommenen Gewissens kannte, dessen ganze Lebenskraft im Troste der Sündenvergebung ruhte. Bei dem Spruche: „Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w.“ brach er einst in die Worte aus: „Ich wollte diesen einzigen Spruch nicht für vieltausend Welten hingeben, weil er ein solcher Glaubensgrund ist, daß ihn kein Teufel umstoßen kann.“ Ein anderes Mal fand er in dem Spruche: „Siehe das ist Gottes Lamm u. s. w.“ einen so kräftigen Trost, daß er zu seiner Gemahlin ging und ihr mittheilte, „er sei durch dies Sprüchlein ganz neu geboren worden, weil er daraus den Schluß machen könne, daß der Herr Jesus auch seine Sünden getragen.“ Aber nicht nur, wie damals so Viele, als den, der die Sünden getragen, kannte er seinen Heiland, sondern auch als den, der sie hinwegnimmt und durch „den Glauben die Herzen reinigt.“ So war sein fortgehendes Gebet auf Wachsthum in der Selbsterkenntniß und in der Treue gerichtet. Deus,

*) Henke, Calixts Briefwechsel S. 253.

**) Jenaische Visitationsacten 1669. cod. ms. S. 394.

doce me cognoscere Te et me, pflegte er in die Stammbücher zu schreiben. Ruhe und Bedachtsamkeit ist seinem Reden wie all seinem Thun aufgeprägt — weniger wohl die Frucht natürlicher Disposition als jenes steten Aufblicks zu Gott, in welchem er seinen Wandel führte. Als ein Gesammtzeugniß seines Glaubens hier ein Abschnitt aus dem 1654 von ihm niedergelegten Testamente:

„Und demnach nicht allein, obgemeldte Wissenschaft der christlichen Religion und der Anfang derselben Uebung im lebendigen Christenthum, sondern auch weiter vonnöthen, daß solches wohl gemittelt und fortgeführet, auch selig einmal in dieser nichtigen Welt geendet werde, und solches von Gott dem himmlischen Vater (von welchem allein alle gute, vollkommene Gaben zu uns herabkommen) zu erlangen, der liebe Herr Christus neben dem Wort und Sakramenten auch das liebe Gebet verordnet, und dabei versprochen, was wir in leiblich und geistlichen Dingen, in seinem Namen bitten werden, das wolle er uns geben: als rufe ich dich auch an, mein lieber getreuer Gott, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, und bitte, du wollest mich um des theuren Verdienstes meines Herrn und Heilandes Jesu Christi willen, bei obgedachter erkannten und bekannten reinen Lehre bis an mein seliges Ende erhalten und vor allem Irrthum und falscher Lehre, namentlich der Papisten, Calvinisten, Photinianer, Wiedertäufer, Schwenkfelder, Weigelianer und Enthusiasten und was dergleichen mehr für Ketzereien und Schwärmereien gewesen, und noch seyn mögen, gnädiglich bewahren, auch solches dein Wort neben dem rechten Gebrauch der Sakramente auf die Nachkommen bis an den lieben jüngsten Tag in diesen Landen und der ganzen Christenheit, insonderheit unserm geliebten Vaterlande deutscher Nation väterlich erhalten; auch andern Verirrten solche große Wohlthat aus Gnaden widerfahren lassen. Sonderlich wollest du auch die übrige Zeit meines Lebens mit deinem heiligen Geiste mich je mehr und mehr begnadigen, damit in solchem Erkenntniß deiner Lehre ich immer wachsen und zunehmen und dich meinen himmlischen Vater stets mehr kindlich fürchten, lieben und mich alles Guts zu dir versehen möge. Wollest auch mein allergetreuster Herr Jesu Christe, dich, mit deiner Gnade und heiligem Verdienste, als mein eigner Erlöser und Seligmacher mir immer mehr und mehr zu erkennen geben, damit ich meine einige Hoffnung und Seligkeit in dich und dein heiliges Verdienst setze, auch in meinem ganzen Leben und hernach im

Tode selbst mich mit nichts anders, als deinem süßen Namen Jesus erfreuen und trösten, auch endlich darinnen selig abscheiden möge. Und bitte dich auch als meinen höchsten Tröster, Herr Gott heiliger Geist, du wollest dein Werk und Amt, das du in der Taufe in mir angefangen, und durch dein Wort und Sakrament bisher fortgeführt hast, auch bis an mein seliges Ende in mir erhalten, und Gnade verleihen, daß ich demselben von Herzen folgen und mich deines Trostes allezeit freuen möge. Sonderlich wollest du mich vor Heuchelei in meinem Christenthum bewahren, und in mir den rechten Ernst und Eifer zu deinem göttlichen Dienst jederzeit erwecken und bekräftigen, auch wo ich aus Schwachheit straucheln und fallen würde, mich nicht liegen bleiben lassen, sondern Gnade und Kraft verleihn, damit ich durch wahre Buße alsobald mich wieder aufrichten und des Gnadenbundes, den du neben Gott dem Vater und Sohn mit mir in der heiligen Taufe gemacht hast, beständiglich eingedenk verbleiben möge. Wollest mich in allem Kreuz festiglich erhalten, damit ich solches nicht anders, als aus Liebe von dir, dem lieben Gott mir zugeschickt, in Geduld annehmen und erkennen, auch von der Welt und den Sünden dadurch abgehalten, zum Wort und Gebet eifriger und inbrünstiger angemahnet, und im Verlangen nach den ewigen himmlischen Gütern je mehr und mehr aufgemuntert werden möge. Auch da sich das Kindlein Jesus, wie bei seinen Eltern, etwas verstellen sollte, doch es ja nicht aus meinem Herzen verlieren lassen, sondern wie du es mir zum öftern durch's Wort wiederum suchen, auch finden helfen, dergleichen weiter dein göttlich Amt in mir kräftiglich zu Trost und Heil erweisen. Gegen meinen Nächsten wollest du in der Liebe meine Brunst rege machen, damit ich mir seine Noth oder Gefahr, als meine eigne, lasse zu Herzen gehen, und ihm darinnen behülflich seyn, auch seine Gebrechen, so viel unbeschadet deiner Ehren geschehen mag, zu gut halten, und mit Sanftmuth und Gelindigkeit ihn zu gewinnen suchen, meinen Feinden auch jederzeit herzlich vergeben, und also in meines Herrn Christi Fußtapfen treten möge. Und dieweil du treuer Gott und Herr mich in dies große, hohe und schwere Amt der Obrigkeit, wiewohl ich mich viel zu gering und wenig dazu erkenne, gesetzet, so bitte ich dich auch, du wollest mir, so lange du mich darin erhalten wirst, mit deinem Geist und Weisheit beiwohnen, und mich mit rechtem Eifer, solch dein Amt zu führen, ausrüsten. Sonderlich, daß ich von Herzen die Hei-

ligung deines Namens, Beförderung der Unterthanen Seligkeit und Erhaltung von Kirchen und Schulen, gleich als das vornehmste Stück meines Amtes mir möge angelegen seyn lassen. Und obgleich solches viel Arme angehet, dessen jedoch ich mich nicht schäme, vielweniger sie mit der Welt verächtlich halte, sondern derselben mich treulich annehme, als dem allerherrlichsten Seelenschatz, auch die zu diesem Leben gehörigen nützlichen Sprachen und Künste, als eine gute Gabe von Gott nach dem Sündenfall dem menschlichen Verstand dadurch zu helfen gegeben, fortzupflanzen und in allen Ständen gute disciplin und Zucht zu erhalten und zu befördern unverdrossen sei."

„Daß ich ingleichen jedermann gleich Recht widerfahren lasse, beide Theile sanftmüthig und gerne zuvor höre, ehe zum Urtheile geschritten werde, und sodann das Böse mit Ernst, ohne Ansehn der Person strafe, wo aber Besserung zu hoffen, deinem Exempel zu gehorsamer Nachfolge Gelindigkeit und Gnade widerfahren lasse, und das Gute mit Dank belohne."

„Wollest mir auch Gnade, Kraft und Weisheit geben, daß ich mir die Wohlfahrt des Vaterlandes zum höchsten angelegen seyn lasse, und mich vor Geiz und Ehrsucht, daraus Unterdrück- und Aussaugung der Unterthanen zu erfolgen pfleget, gnädiglich bewahren." Wir übergehen das Uebrige, in welchem sich der Blick mit gleichem sittlichen Ernst auf alle anderen Theile der Regenten- und Familienpflicht richtet.

Wenn fleckenlose Frömmigkeit überhaupt eine auf den Thronen nur selten gesehene Erscheinung ist, wie vielmehr in Verbindung mit hervorragenden Geistesgaben. Bei Herzog Ernst findet beides sich verbunden. Nicht bloß als einer der frömmsten sondern auch als einer der weisesten unter den Regenten Deutschlands galt er im Inlande wie im Auslande, bei dem Kaiser wie im Kreise der Reichsfürsten. Noch bis auf die Gegenwart herab wird vielfach in Häusern und Hütten der Gothaischen Lande sein Portrait gesehn und spricht neben innigem Wohlwollen Intelligenz und jene hohe Besonnenheit aus, welcher sein edler Zögling von Seckendorf das Zeugniß giebt:*) „Da muß ich nun wieder höchlich rühmen die große Behutsamkeit, die S. Durchl. selbst in Dero Reden gebrauchten und diese von ihren Dienern forderten. Sie waren zwar, wenn Sie mit einer vertrau-

*) V. L. von Seckendorfs deutsche Reden 1691. S. 15.

ten Person absonderlich oder in dem Gemache redeten, ganz offenherzig und konnten sich auch mit geringen Personen freundlich vernehmen und herauslassen, aber in Audienzen, in Rathstuben, auch bei der Tafel ließen Sie alle Behutsamkeit spüren und kann ich mit Wahrheit nachsagen, daß ich in zwanzigjährigen Diensten kein freches, weniger schandbares Wort, am allerwenigsten eine Vermessung oder Fluch von Deroselben gehört habe, also gewöhnten Sie auch die Ihrigen dazu, daß nichts Unanständiges oder Verfängliches in Dero Gegenwart durfte geredet werden, welches eine überaus löbliche Klugheit und Zucht ist; denn großer Herren und vornehmer Personen Worte werden angemerkt, sie reden, wo sie wollen, ja was in ihrer Gegenwart geredet wird, das hat eine Beziehung auf dieselben und urtheilt man von ihrem Gemüthe, nachdem sie dasjenige, was geredet wird, anhören und aufnehmen." — Durch Universitätsstudien seine Einsicht zu erweitern, war ihm, wie sehr er es auch gewünscht hatte, nicht verstattet worden. Sein durchdringender praktischer Beobachtungsgeist, wie anhaltender Studienfleiß hatten ihm aber nichts desto weniger eine ausgebreitete allgemeine Kenntniß der Elemente der verschiedensten Künste und Wissenschaften gegeben. In der Rechtswissenschaft, in neueren Sprachen, in Mathematik, Baukunst hatte er sich Kenntnisse erworben, er zeichnete, drechselte, wie er denn einst seinem J. Gerhard einen von ihm gedrechselten Becher verehrte. Hierüber berichtet Seckendorf a. a. O.: „Sie hatten zwar nicht studiert, sondern waren wider Ihren Willen in Ihrer Jugend daran verhindert worden, oder, wo ich nicht irre, war Ihr ingenium so universell und impetrant, daß es bei keiner Materie sich lange aufhalten konnte, sondern über die Formalitäten hinfuhr und nur die Substanz und den Inhalt und zuförderst die Ursache und Ordnung von allen Sachen zu wissen eilte. Also waren Sie mit keiner Autorität oder Vorwand des Herkommens abzuspeisen, sondern Sie untersuchten die Ursache und den Nutzen einer jeden Sache. Daher kam es, daß Sie von allen Disciplinen und Fakultäten, ja von allen mechanischen Künsten und Handgriffen also reden und urtheilen konnten, als ob Sie sie selbst gelernt hätten. Ihro Fürstl. Durchl. wußten die meisten capita und terminos und zwar auch der theoretischen Disciplinen, geschweige derer, so man practicas nennt. Sie kannten und nannten alle instrumenta und Arbeiten der Künstler und Handwerker, besonders aber, wie es bei solchen scharfsinnigen,

vielfachen Köpfen geschieht, wußten Ihre Durchlaucht die Mängel und Gebrechen der Wissenschaften und Künste meistlich zu finden, anzuzeigen und Besserung vorzuschlagen. Solchemnach ließen Sie auch die Rhetorik und den stilum nicht ungetadelt. Sie fanden eine Erinnerung in einem Worte eines Conceptes, darüber ein Tisch voller Räthe hingefahren war. Also wollten Sie mehr wissen, was Ihre Kanzler und Räthe bei solennen Gelegenheiten vorbringen würden. Sie gaben wohl auch selbst Anlaß, wovon Sie geredet, oder was Sie mit berührt wissen möchten, doch mit der Bescheidenheit, daß wo ein Besseres gezeigt und vorgeschlagen würde, Sie Sich in solchen Dingen, darin Sie Ihre Diener geübt und geschickt ermessen konnten, weisen ließen, und manchmal im Scherz sagten, sie pfuschten nur in's Handwerk und thäten Vorschläge, wie ein Laie oder Ungelehrter, die Gelehrten müßten es freilich besser wissen. Da ich nun anfangs Deroselben als Hof- und Kammerjunker unterthänigst aufgewartet, hatte ich die beste Gelegenheit, dero Discurse und judicia von allem, was vorging, anzuhören, mußte auch hingegen aus dem, was ich gelesen, oder sonst observiret (denn dieselbe Zeit habe ich mehrentheils als studia angewandt), meine Gedanken wieder eröffnen, welches auf Reisen, in Kutschefahren und des Abends nach verrichteten Geschäften der Zeitvertreib war. Insonderheit hatten Sie als ein allgemein principium gefasset, es sollte nach Erheischung des Christenthums alles, auch was nur cerimoniell und zur Ergötzung gemeint war, nach Möglichkeit zur Erbauung oder Besserung angewendet, und dazu keine Gelegenheit verabsäumt werden. Weil nun bei Solennitäten dem Herkommen nach etwas geredet werden mußte, so sahen Sie gern wenn ein oder andre Moral mit angebracht wurde."

Noch bis in sein hohes Alter verließ den Herzog seine Wißbegierde nicht. Als 1673 eine russische Gesandtschaft, in deren Gefolge sich ein Gothaner befand, nach Deutschland kam, wurde sogleich diese Gelegenheit vom Herzoge benutzt, von diesem Manne genaue Informationen über Land und Kirche Rußlands wie auch über die Zustände der dortigen Evangelischen einzuziehen, ja in seiner Wißbegierde suchte er sich aus Würtemberg Abschriften des Briefwechsels zu verschaffen, in welchen einst der Patriarch Cyrillus Lukaris von Konstantinopel mit evangelischen Theologen getreten.

Ein Land, dessen religiös-sittliche wie bürgerliche Interessen während der langen Kriegsjahre so im Grunde zerrüttet worden,

aus seinem Verfall wieder aufzurichten, war ein Werk, welches ohne den Beistand treuer und einsichtiger Diener aus dem geistlichen und weltlichen Stande nicht gelingen konnte. „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gerne fromme Diener.“ Dieses Wort Davids und den ganzen 101ten Psalm hatte der Fürst sich tief in's Herz geprägt, und so zeigte sich nun auch sein Regententalent zunächst in dem Geistesblicke, mit welchem er sich im geistlichen wie im weltlichen Stande Mitarbeiter zu erwählen wußte. Es war die Blüthe der lebendigen Kirche der sächsischen Lande, welche sich damals am Hofe und in den Landescollegien Herzog Ernsts vereinigt fand — geistliche und weltliche Männer noch unverrückt im Bekenntnisse der Kirche und mit dem richtigen Glauben noch nicht befriedigt, wenn es nicht auch der rechte und lebendige war. Es war, möchte man sagen, ein Spenerscher Kreis vor Spener und doch nicht ganz, denn noch schreckte schüchtern die Frömmigkeit davor zurück, von den bestehenden kirchlichen Ordnungen und Ueberlieferungen in der Lehre wie im Leben auch nur einen Finger breit zu weichen und glaubte ohne irgend welche Neuerung innerhalb der gegebenen staatskirchlichen Verhältnisse die ausreichenden Canäle und Mittel zur Wiederbelebung der Kirche zu finden. Vielleicht geringere Innigkeit und Eifer als in den Spenerschen Kreisen, doch auch geringere Einseitigkeit.

Als praeses consistorii fungirte von 1641—1659 der erwähnte Franzke, ein äußerst gelehrter und berühmter Jurist, näher befreundet mit Calixt. Von ihm legt der große Musäus das Zeugniß ab: „Das kann ich nicht genug an dir bewundern, daß, obwohl die mannichfaltigsten Geschäfte dir fast jeden Augenblick der Muße rauben, du dennoch täglich etwas Zeit zu erübrigen weißt, um es auf theologische Studien zu verwenden.“*) Von ihm erschienen auch 1656 unter dem Namen Christian Philometor zwei Bändchen religiöser Lieder.

Durch Gesinnungsgemeinschaft ist dieser Consistorialpräsident innig verbunden mit dem Generalsuperintendenten, mit dem ehrwürdigen Sal. Glassius (von 1641—1656). Nach dreijährigen Vorstudien in Jena war Glassius 1615 nach Wittenberg ge-

*) In der Dedication der Abhandlung de libero arbitrio 1642.

schickt worden, um dort den Unterricht des trefflichen Lehrerkreises: Balduin, W. Franz, Balth. Meisner, zu genießen, doch schon im folgenden Jahre durch anhaltende Fieberkrankheit — damals in Folge der häufigen Elbüberschwemmungen ein lokales Leiden Wittenbergs — von dort vertrieben worden. Er kehrte hierauf nach Jena zurück, wo er, in fünfjährigem Genuß eines näheren Umgangs mit Gerhard, einer der liebsten und theuersten Schüler dieses großen Theologen wurde. Sterbend sprach derselbe später den Wunsch aus, vor Allen Glassius zum Nachfolger zu erhalten, ein Wunsch, der ihm auch erfüllt werden sollte, indem diese Berufung von Glassius würklich erfolgte und derselbe in die Stelle seines Lehrers eintrat. Doch nur auf kurze Frist, denn schon nach zwei Jahren (i. J. 1640) folgte Glassius, namentlich auf Zureden Hortleders, dem von Herzog Ernst an ihn erlassenen Rufe zur Gothaischen Generalsuperintendentur. In dieser neuen Stellung bewährte sich nun der ehrwürdige Mann ganz als einen Theologen im Geiste Arndtischer Orthodoxie, wie er denn auch zu sagen pflegte: „W e r A r n d t n i c h t l i e b t, m u ß d e n g e i s t l i c h e n A p p e t i t v e r d o r b e n h a b e n.“ „Dies schöne Buch kann ich wegen des großen Nutzens — so äußert er sich in der Vorrede zu seinem „Baum des Lebens Christi 1628“ — den ich aus fleißiger Lesung desselben in meinem Herzen empfunden, nicht ungerühmt lassen, wie ich denn auch meinem Gotte inniglich dafür dankbar bin.“ Wie einzig damals sein Fürst unter den Fürsten Deutschlands dastand, war auch Glassius sich wohl bewußt. In einer Selbstbiographie erklärt er, „wie hoch er sich selbst gratulirt, auch Gott herzlich gelobt, daß er ihn würdig geachtet, unter Herzog Ernsten seiner Kirche zu dienen, indem dieser löbliche Fürst nicht allein für sich mit Ernst und Andacht der Gottesfurcht ohne Heuchelei ergeben, sondern auch als ein anderer Josias und Josaphat den Gottesdienst zu pflanzen und die himmlische Wahrheit und Gottesfurcht fortzubringen und zu erhalten, und also der Unterthanen Heil und Seligkeit einzig und allein sich lasse angelegen seyn.“ In einem Briefe von 1654 an Joachim Schröder in Rostock, den dieser in seiner „hellklingenden Zuchtposaune“ 1671 mittheilt, schreibt Glassius in Betreff des Bestrebens, kirchliche Zucht und christliches Leben wieder zu erwecken: „Ich bekenne, wie schwer beides ist, doch gehört es nicht zur Unmöglichkeit, wenn nur unser und vorzüglich der Fürsten Wille dem göttlichen Willen sich willig hingiebt. Aber daß dies nicht geschieht, wer mag es leugnen.

Von unserm Fürsten kann ich mit Wahrheit bezeugen, daß das Verlangen, die rechtgläubige Religion und Frömmigkeit zu pflanzen, ihn nicht nur beseelt, sondern daß er davon entbrannt ist und diese Gott angenehme Flamme hat er auch eifrig versucht in seinen Standesgenossen zu entzünden, doch vergeblich. Hochmuth, Luxus und schmähliche Habsucht herrschen noch. Den himmlischen Dingen wird kaum ein flüchtiger und kühler Gedanke gewidmet." — In allen Unternehmungen des Fürsten für Schule und Kirche steht ihm nun Glassius als treuer Mitarbeiter zur Seite. Er steht an der Spitze von Synoden und Visitationen, entwirft die in Folge der erkannten Kirchengebrechen nöthig gewordenen Synodal- und Visitationsbeschlüsse, würkt trefflich mit zur Beschwichtigung der kirchlichen Streitigkeiten, schreibt praktische Schriften zur Beförderung der Gottesfurcht und der häuslichen Andacht — wie deren einige angeführt wurden, und nimmt sich auch besonders des religiösen Schulunterrichts an. Er ist dem kirchlichen Bekenntniß getreu, wiewohl dessen sich auch wohl bewußt, wie wenig noch mit dem bloßen „richtig Bekennen" gethan sei: vera non ficta fides salvat war sein Symbolum. Daher konnte ihm auch das bloße Analysiren und Memoriren der dogmatischen Definitionen in den Schulen nicht genug thun. Es war damals in den meisten Gymnasien Hutters compendium als Leitfaden beim Religionsunterricht im Gebrauch, ein Lehrbuch, welches in der bestimmten Absicht verfaßt, dem Kryptocalvinismus entgegenzuwürken, gar zu vieles von den theologischen Schulbestimmungen mit aufgenommen hatte und daher manchen Religionslehrer in die Versuchung führte, es bei der verständigen Analyse des Dogmas bewenden zu lassen. Von Glassius war diese Erfahrung mehrfach gemacht worden. „Ich bemerke," spricht er, „daß wo dieses Compendium gebraucht wird, gerade das Eine Nothwendige nur oberflächlich behandelt zu werden pflegt."*) Er behielt sich daher selbst vor, die älteren Schüler nach Hutter zu unterrichten, dessen Lehrbuch er in drei Abtheilungen brachte, während für den Unterricht der Jüngeren ein von Evenius verfaßtes Lehrbuch eingeführt wurde. Von Herzen war dem frommen Manne die Leidenschaftlichkeit verhaßt, mit welcher die damaligen Streitigkeiten geführt

*) Aus einer brieflichen Mittheilung in einer Differt. von Bockerodt: Tria superioris saec. lumina priora 1725.

wurden. In einem Briefe an den Geheimerath Plathner in Weimar von 1654 schreibt er:*) „Von dem Pasquill Hülsemanns habe ich durch Herrn v. Miltitz etwas gehört . . . Ich will hierüber gar nicht urtheilen, aber das bedaure ich, daß aus Streitigkeiten der Schule unversöhnliche Zwiste und bürgerliche Feindschaften entstehen. Was ist das für ein Geist der Maßlosigkeit! Welcher Geist treibt diese unruhigen Leute! Daß er heilig aus Gott sei, mögen die *βέβηλοι* sagen, ich kann es nicht." Und über Calov spricht er in einem Briefe an J. Schmid im folgenden Jahre 1655 das Urtheil: „Calov's inauguralis disputatio über den Messias im A. T. hat mir sehr gefallen, doch nicht so das eingemischte Gift, welches mir den Geschmack wieder verdorben. Guter Gott! Können so große Männer, welche Säulen der Kirche und Frömmigkeit seyn sollten, nicht das in sich zähmen, welches vor allen andern Dingen zu zähmen ist."**)

Glassius starb 1656 und erhielt zu seinem Nachfolger einen an Friedensliebe und praktischem Eifer ihm geistesverwandten, wenn auch nicht durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Theologen Joh. Christ. Gotter, ebenfalls ein Mann aus Gerhards Schule. Er bezeugt von sich selbst: „In meinem Leben bin ich vor Gott ein großer Sünder gewesen, und habe demnach von Tag zu Tag bei meinem Herrn Jesu um Gnade gebeten. Wie ich's aber vor der Welt geführet, davon lasse ich andre urtheilen. Ich habe mir aber jederzeit angelegen seyn lassen, mich jedermann zu angenehmem Gefallen vorzustellen, und getraue mir wohl, den Spruch des andächtigen Bernhard von mir zu gebrauchen:

Nullum turbavi, discordes pacificavi,
Laesus sustinui, nec mihi complacui.

Gestalt ich mich dann von Anfang meines Lebens her nicht erinnern kann, daß ich hätte mit jemandem den ganzen Tag in Unwillen gelebt, noch die Sonne über meinen Zorn untergehen lassen, sondern, wenn etwa ein Mißverstand vorgegangen, alsobald in mich geschlagen und Mittel zur freundlichen Vergleichung gesuchet."

Nachdem dieser Friedensmann 1676 in die Oberhofpredigerstelle übergegangen, trat in die seinige als Generalsuperintendent Adam

---

*) Epp. ad Plathnerum, cod. Gothanus n. 132.

**) Epp. ad J. Schmidium, cod. Hamb. I. S. 456.

Tribbechov aus Lübeck. Auf ihn war der Herzog durch den Hofrath Francke, den Vater von Aug. Herm. Francke, ebenfalls einen Lübecker, einen Mann von sehr frommer Gesinnung, aufmerksam gemacht worden. Er war damals Professor in Kiel und trat zunächst in Gotha in die Stelle des früher gleichfalls von Francke empfohlenen Lübeckers, des Kirchenraths Verpoorten. Sein Studium hatte er zuerst in Rostock gemacht, wo Heinrich Müller, der ihm auch später noch auf der Kanzel ein Vorbild blieb, sein Lehrer gewesen. Von da hatte er sich nach Helmstädt und von dort nach Gießen begeben, wo, während die meisten andern Universitäten bereits verdächtigt zu werden anfingen, als rüstiger Vorkämpfer der strengen Rechtgläubigkeit Haberkorn, der Mitstreiter von Calov, stand. So erfreute sich denn auch Tribbechov des Vertrauens von Calov z. B. bei den von ihm zwischen Calov und Musäus veranstalteten Aussöhnungsversuchen. Auch nimmt Tribbechov Spener gegenüber nur eine zurückhaltende Stellung ein, wiewohl er mit redlichem Sinne alle von dem Herzog begründeten kirchlichen Institutionen zu erhalten aufrichtig bemüht ist.*)

Noch manche andre christlichgesinnte Männer aus dem geistlichen wie aus dem weltlichen Stande ließen sich hinzufügen, welche auch in der Reihe dieser Biographieen nicht fehlen dürften, wenn sie nicht zum größten Theil in die folgende Hälfte des Jahrhunderts gehörten: die Hofprediger Bronchorst und Ludwig, die trefflichen Juristen Jos. Breithaupt und Joh. Francke, der als Orientalist bekannte Hiob Ludolph, vor allem der berühmte Geheimerath Ludwig von Seckendorf, welchem in der Geschichte des christlichen Lebens der Spenerschen Periode eine der ersten Stellen gebührt.

Eine gleich nach der Erbhuldigung 1641 bei Eröffnung des ersten Landtages von dem Herzoge vor seinen Landständen gehaltene Rede legt eine Anzahl Maßregeln vor, welche zur Erledigung der dringendsten Bedürfnisse erforderlich schienen. Obenan stand dabei eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation, die Vermehrung der Einkünfte des Gymnasii zu Gotha, die Erziehung der Kinder der Landstände u. s. w. Die oberste Stelle unter der Mannichfaltigkeit der Interessen des Herzogs nimmt die Verbesserung des Schulwesens ein. Es war am Anfange des Jahrh. der Schulreformator Ratichius

*) Gothaischer Kirchen- und Schulstaat, Th. 2. St. 12. S. 41.

aufgetreten und von manchen fürstlichen Personen, wie die Gräfin Anna Sophia von Rudolstadt, die Tante Herzogs Ernst, mit Begeisterung aufgenommen worden. Auch Ernst interessirte sich in der früheren Zeit für ihn und die Einführung seiner neuen Methode, besuchte auch die Schulen selbst. Während seiner Administration von Franken hatte er auf das Schulwesen besonders sein Augenmerk gerichtet und bereitete nach seiner Rückkehr aus dem Kriege umfassende Verbesserungen vor. Sich des Ratichius dabei zu bedienen, wie seine Tante wünschte, hatten ihm Hortleder und Franzke abgerathen, die ihn als einen Charlatan ansahen. Statt seiner zog Ernst einen gelehrten und praktisch einsichtsvolleren Mann in sein Vertrauen, den Rektor Evenius, welcher sein Lehrertalent bereits an den Gymnasien von Halle, Magdeburg und Regensburg bewährt hatte und 1635 nach Weimar übergesiedelt war. Unter dem Titel eines „Schulrathes" wurde derselbe förmlich in Dienst genommen, und nach einem Briefe des Evenius von 1638 an Saubert ging damals der Herzog auch mit der Berufung von V. Andreä um.*) Dasjenige Kirchen- und Schulgebrechen nun, welches den Evenius am tiefsten bewegte, welches er auch schon in seinen früheren Stellungen den Magistraten von Regensburg und Magdeburg ans Herz gelegt, war das todte Gedächtnißwerk. Dieses abzustellen, darauf waren zunächst seine Bestrebungen gerichtet. Zu diesem Zwecke wurde ein Religionsbuch, eine biblische Geschichte mit Bildern u. a. Schulschriften von ihm verfaßt und von dem bedächtigen Fürsten immer zugleich mit Gerhard und mit andern Fakultätsmitgliedern berathen, wie dies aus einer Briefsammlung Herzog Ernsts in der Goth. Bibl. n. 600 hervorgeht. Das wichtigste aber der von Evenius in Anregung gebrachten Werke — ebenfalls im Interesse des besseren Verständnisses — ist das sogenannte Weimarische oder Ernestinische Bibelwerk, eine „auch für die Jugend und die Einfältigen" verständliche Gemeindebibel mit Angabe des Inhalts der Kapitel und einer Nutzanwendung. Es enthielt dieses unter der Oberaufsicht von Gerhard — nach dessen Tode von Glassius — ausgearbeitete Werk die exegetischen Arbeiten von 29 sächsischen und thüringischen Theologen — kein geringes Zeugniß für den damaligen Bildungsstand der sächsischen Geistlichkeit! Es erschien — mitten unter den Kriegs-

*) Cod. Guelpherb. ms. Epp. variorum ad V. Andreae. S. 118.

stürmen — im Jahre 1640, und verbreitete eine solche Freude in der evangelischen Christenheit, daß die nürnberger Prediger auf öffentlicher Kanzel Gott dafür Dank darbrachten.*) — Zur Schulorganisation der gothaischen Lande konnte Evenius dem Herzoge zwar nicht mehr praktisch zur Seite stehen, denn kurz vor dem Regierungsantritt des Herzogs war er im J. 1639 von der Pest hingerafft worden, aber viele seiner pädagogischen Rathschläge fanden später in der gothaischen Schulreform Verwürklichung.**)

Einen gleich talentvollen Schulmann gelang es dem Herzog an Reyher, Rektor in Schleusingen, zu gewinnen. Zunächst erfuhr durch denselben das gothaische Gymnasium eine durchgreifende Reformation, sodann wurde die Grundlage zu einem neuen Schulmethodus für die niedern Schulen von ihm gelegt, und eine Anzahl neue Schulbücher von ihm herausgegeben, zu deren Druck der Herzog in Gotha eine eigene Druckerei errichtete. Wie durch diese neuen Einrichtungen zunächst das gothaische Gymnasium im In- und Auslande weithin berühmt wurde, so daß es selbst aus Dänemark und Schweden Schüler heranzog, so erlangte überhaupt das Schulwesen des Herzogthums einen solchen Ruf, daß selbst von Katholiken mit Anerkennung dessen gedacht wurde, und Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg sich von Herzog Ernst einen Mann erbat, welcher im Stande wäre, dieselben Einrichtungen nach Mecklenburg zu verpflanzen. Es wurde damals sprüchwörtlich, daß der gothaische Bauer gelehrter sei, als mancher Edelmann.

Worauf der neue methodus es vorzüglich absah, war stufenweiser Fortschritt des Unterrichts, nach entsprechenden bestimmten Leitfaden und Anweisung der Lehrer zu möglichster Faßlichkeit des Unterrichts. Auch wurde — für die damaligen Zeiten unerhört — selbst in Land- und Mädchenschulen bis zum Unterrichte in „natürlichen weltlichen und häuslichen Dingen," in Geographie, Welt- und Naturgeschichte fortgeschritten, mit den Knaben bis zur „Meßkunde." Nach derselben neuen Methode wurde auch der Katechismusunterricht

*) Vorher war mit einer solchen Laienbibel nur vorangegangen Dan. Cramer, „Biblische Auslegung," Straßb. 1627. 4to, ein nicht unzweckmäßiges Werk, welches sich auf erbaulich-dogmatische Erörterungen beschränkte und wohlfeiler käuflich war. Die Ernestinische Bibel kostete 6 Thlr., war daher nur Bemittelteren zugänglich.

**) S. unter Evenius.

umgestaltet. Das verstand- und gedankenlose Memoriren wurde abgestellt. Auch hier wurden gewisse Stufen abgegränzt und denselben entsprechende Leitfaden eingeführt, an die Stelle des wörtlichen Recitirens wurde das Wiedergeben des betreffenden Sinnes in anderen Worten eingeführt, und überhaupt auf genaue logische Auffassung gedrungen.*)

Doch nur als Grundlage für das, was immer als die Hauptsache angesehen wurde, sollte diese logische Analyse dienen, nämlich für die praktische Anwendung. Durch eine größere Ausdehnung dieser erbaulichen Anwendung unterschied sich nachmals die Spenersche Methode. Ueberhaupt hielten sich alle diese im Interesse der Frömmigkeit eingeführten Neuerungen streng auf der Linie maßhaltender Besonnenheit, daher auch manche von den allzuweit gehenden Hoffnungen der damaligen Frommen von der damaligen Schulreformation, wie z. B. die der Abstellung der klassischen Lektüre, unerfüllt blieben. So schreibt z. B. der ehrwürdige Freund Arndt's Christoph Hirsch in Eisleben an Saubert in Nürnberg im J. 1643: „Wie das Heidenthum aus den Schulen ganz ausgerottet werden könnte, wäre wohl in Ueberlegung zu nehmen. Oft habe ich über diese Schulgebrechen mit dem seligen Arndt mündlich und schriftlich gesprochen, den ich nebst den D. Gerhard als meinen christlichen Vater verehre, damit eine Schulreformation im Interesse der Frömmigkeit zu Stande käme, wie dem Vernehmen nach eine solche von dem erlauchten Herzog Ernst jetzt unternommen wird.“**) Aber Männer wie Evenius, Reyher, Gerhard wußten hier besser den Gebrauch und Mißbrauch zu unterscheiden.

Was die kirchlichen Mißstände der Zeit betrifft, so hatte der Herzog bereits durch Evenius eine unverschleierte Darlegung derselben empfangen in den zwei Schriften: „Bescheidentliche Erörterung der jetziger Zeit sehr nöthigen Frage, wie und durch wen der christlichen, an allen Orten höchst bedrängten Kirche gründlich zu rathen, damit sie zur erwünschten leiblichen und geistlichen Ruhe, Wohlstand und Seligkeit verbracht werde. Vor diesem mit Begehren einer geistlichen Person geschrieben, jetzt von derselben mit Consens des Autoris in Druck gegeben,“ und „Spiegel der Verderbniß, darin bei 3000 Defekte

---

*) Vgl. über die gothaische Methode Ehrenfeuchter, Geschichte des Katechismus, 1857, S. 44 f. — **) Epp. ad Saubertum ms. bibl. Hamb.

und Corruptelen unsers Christenthums angeführt werden.“ Inwiefern auch die gothaischen Lande die allgemeinen Gebrechen theilten, stellte sich durch die Generalkirchenvisitation 1641 heraus. Ein bei den Landtagsakten von 1646 befindliches Aktenstück führt näher auf: „Insgemein 1) findet sich eine große Sicherheit bei den Leuten, auch eine abscheuliche Heuchelei im Christenthume, daß sie meinen, sie wären gute Christen, wenn sie nur zur Kirche gingen und das Abendmahl gebrauchten, sie lebten gleich, wie sie wollten; 2) das Zeitliche wird dem Ewigen weit vorgezogen, daher auf jenes alle Sorgen gerichtet sind; 3) allerlei Aberglaube regiert noch sehr unter den Leuten; 4) das verteufelte Fluchen und Gotteslästern, nebst leichtfertigem Schwören, geht sehr im Schwange; 5) der Sabbath wird auf viel und mancherlei Weise entheiligt, indem sonderlich die gemeinen Leute an demselben saufen, sich schlagen und andre Ueppigkeiten treiben; 6) der Ungehorsam gegen die Vorgesetzten ist etwas gewöhnliches; 7) das Balgen und Raufen sonderlich beim Adel, geschieht oft aus liederlichen Ursachen; 8) das schreckliche Verwünschen beim Teufelholen und dergleichen ist ganz gemein; 9) das Vollsaufen regiert überall; 10) die Unzucht nimmt gewaltig überhand; 11) die Hoffart wird immer größer; 12) Untreue, Betrug, Geiz, Wucher, wie auch das Verleumden und Lügen herrschen allenthalben. Insonderheit im geistlichen Stande: 1) viele Geistliche lassen die Leute bei dem heuchlerischen Wesen in dem Wahne stecken, als wären sie rechte Christen und könnten dabei selig werden; 2) richten ihre Predigten nicht auf den Zustand ihrer Zuhörer ein; 3) bestrafen die Sünde nicht mit rechtem Ernst und beschreiben sie nicht mit ihren rechten Farben; 4) malen die Art der innern Buße nicht recht ab; 5) trösten die Leute insgemein bei diesen Zeiten, daß sie ihr Unglück gering achten und stärken also die Hände der Boshaftigen; 6) liegen auch wohl mit den Zuhörern unter einer Decke, fressen, saufen mit ihnen und leben sonst ärgerlich; 7) machen durch unzeitige fleischliche Affekten ihnen die Zuhörer zuwider, daß sie hernach auf ihre Worte nichts geben. Im weltlichen Stande: 1) hält man nicht mit Ernst über die gemachten Ordnungen und handelt ohne Scheu dawider; 2) Grafen und Edelleute nehmen die Ordnungen gar nicht an; 3) handeln unchristlich mit ihren Unterthanen; 4) bekümmern sich nicht um Gericht und Gerechtigkeit; 5) gehen den Unterthanen mit ärgerlichem Leben vor, im Fressen, Saufen, Raufen, Fluchen, Gotteslästern,

Hurerei und Unzucht; 6) verüben allerlei Tücke, wenn sie die gemeine Last tragen sollen; 7) ergeben sich dem Geize und Eigennutze und sind unbarmherzig gegen arme Leute, Wittwen und Waisen u. s. w."

Wie es gewöhnlich am Schluß von Generalvisitationen zu geschehen pflegte, emanirte auch nach Beendigung jener ersten Generalvisitation ein Synodalschluß, welcher sich über alle Gebiete des kirchlichen Lebens erstreckte: Kirchenceremonien, Fest- und Feiertage, Predigten, Fleiß der Pfarrer u. s. w. Schon dieser Synodalschluß und noch mehr eine Verordnung von 1660 „nöthige und nützliche puncta, nach welchen der rechtschaffnen Uebung des wahren Christenthums erwünschte Beförderung zu thun," weist die Prediger an, „durch Befleißigung der christlichen Einfalt und Vortragung der nöthigen Glaubensartikel ohne hohe Worte und vernünftige Reden menschlicher Weisheit sich nach dem captu ihrer Zuhörer mit Sorgfalt zu richten, und auf derselben Erbauung solchergestalt zu sehen, daß nach deutlicher Erklärung des Textes vornehmlich die Lehre von der rechtschaffnen Reue und Leid wegen der anerkannten Sünden, wie auch von dem wahren Glauben an Christum, und dann auch von der nothwendigen Frucht des Glaubens, welche das christliche Leben ist, getrieben werde." Ein besondrer „Bericht über das Strafamt" setzt demselben die nöthigen Gränzen, und eine Verordnung über die Leichenpredigten verbietet das ungebührliche Loben. Der Katechismusunterricht der Schullehrer soll von den Geistlichen inspicirt werden, der Zulassung zur Confirmation in der Osterzeit soll eine Prüfung und Ermahnung vom Geistlichen vorangehen, hierauf die — früher nur in wenigen lutherischen Landeskirchen übliche — Confirmationshandlung folgen. Ein Landinspektorat wurde eingerichtet, um unvermuthet die Geistlichen in ihrer Amtsthätigkeit zu überraschen und sich zu überzeugen, inwiefern den Verordnungen nachgekommen werde.

Unter den die Laien angehenden Anordnungen sind besonders zwei zu erwähnen. Schon ältere Kirchenordnungen, wie die von Churfürst August, hatten bereits die Theilnahme derjenigen Alten, „die des Katechismus nicht wohl berichtet seien," an den Katechismusübungen angeordnet: in der Praxis war es in den Städten fast gar nicht, auf dem Lande nur theilweise dazu gekommen. Herzog Ernst, dem es zunächst auf das Verstehen der göttlichen Wahrheit so viel ankam, hatte schon 1642 eine auf die Information auch

der Aelteren in der Gemeinde hinzielende Verordnung erlassen, ausführlicher 1661, und noch eingehender in dem apologetisch abgefaßten „Bericht von höchster Nothwendigkeit der christlichen Katechismusinformation 1671." Von Vielen war noch auf ihrem Sterbebette der Segen, welchen sie solchem Unterricht verdankten, gepriesen worden. — Eine andere Einrichtung ging dahin, der lutherischen Kirche ein Surrogat für das reformirte Institut der Presbytern zu geben. Zwar ist die Behauptung zu beschränken, daß die Wahrung der sittlichen Zucht in der lutherischen Kirche ausschließlich der Obrigkeit und ihrer bürgerlichen Strafgewalt überlassen worden: auch die lutherische Kirche besaß und übte die Kirchenzucht. Allerdings aber ist es richtig, daß von der theokratischen Idee aus eines von der Kirche durchdrungenen Staates die Reaktion des bürgerlichen Gesetzes gegen seine Uebertreter und die des kirchlichen nicht genug unterschieden wurde. So fand denn in mehreren lutherischen Landeskirchen, wie in Dänemark, Würtemberg, die kirchliche Exkommunikation in der Praxis fast gar keine Anerkennung und die bürgerliche Strafgewalt sollte alles ausrichten. Auch Herzog Ernst hatte Gerichte, wie sie im Würtembergischen bestanden, aus Amtleuten, Bürgermeistern und Rathsherrn zur Ahndung der Vergehen gegen christliche Zucht eingerichtet, von denen auch viermal jährlich die Gemeindeältesten nach den zehn Geboten über die vornehmsten Vergehungen der Gemeinde vernommen werden sollten. Doch erschien ihm dies nicht genug, sondern durch Verordnungen von 1664 und 1669 wurden besondre inspectores disciplinae eingesetzt, welche jedes Orts ein Seelenverzeichniß zu verfertigen, über die Gottesdienste, Schulen und Hausstände eine sittliche Inspektion zu führen hatten. Geistliche Qualifikationen wurden allerdings für diese kirchlichen Inspektoren auch bei diesen erfordert, aber sogleich wird wieder die theokratische Idee des Staates substituirt und es heißt: „Weil die Amtsperson jedes Orts als die vom Rath in den Städten und auf den Dörfern die Schultheiße die *Präsumtion für sich haben, daß sie vor andern gottesfürchtige, ehrbare und verständige Leute seyn sollen*, werden selbige auch bei dieser Anstalt billig zuförderst dazugezogen." Auch sollen die Schuldigen allerdings in Fällen, bei denen die Kirchenbuße üblich, zu dieser angehalten, übrigens jedoch der Obrigkeit überantwortet werden.

Eine Nachricht in einem Schreiben von Tribbechov an Spener

1675*) über dessen collegia pietatis macht die interessante Mittheilung, daß auch in Gotha von dem Fürsten collationes theologicae, wie er sie nennt, eingerichtet worden, denen es jedoch an glücklichem Erfolge gefehlt. Indeß scheint der Berichterstatter selbst diesem Institute nicht gewogen. Ueberhaupt kann es befremden, wenn man den Sturm wahrnimmt, welcher sich gegen Spener's Unternehmen, sobald sich die praktischen Würkungen derselben gezeigt hatten, erhob, die so verwandten Intentionen des Herzogs ohne Widerspruch der Theologen in's Leben treten zu sehn. Allein zuerst, wie wir sahen, pflegte ja der vorsichtige Fürst keinen Schritt zu thun, ohne sich in voraus der Zustimmung der Stimmführer versichert zu haben, namentlich Gerhard's und durch diesen des allmächtigen Höe in Dresden. Sodann muß der Devotionsgeist damaliger Zeit gegen gefürstete Häupter in Anschlag gebracht werden; an ihnen — wie das Verhalten gegen Herzog Augusts Evangelienharmonie zeigt — wußte man zu ertragen, was bei andern Zetergeschrei erweckt hätte.**) Bei alle dem entging auch dieser Fürst und seine Mitarbeiter dem Schimpf nicht, sich als Weigelianer gebrandmarkt zu sehen — damals so viel als Pietisten. Walther aus Zelle schreibt 1645, es sei gut, daß Glassius sich gegen den schwärmerischen Hohburg erhebe, „schon längst würden er und sein durchlauchtiger Fürst den Weigeliomaniten beigezählt.“ In der Nähe grollte der weimarsche Hofprediger Zapf (seit 1642) — früher Professor in Erfurt (seit 1632), wo schon sein College, der auch von dem Herzog hochgeschätzte Meyfart, viel von ihm zu leiden gehabt — den von Evenius geleiteten Unternehmungen des Herzogs. Ueber ihn schreibt Saubert aus Nürnberg an V. Andreä 1637: „Die Arbeit des Evenius haben die weimarschen Teufel hindern wollen, doch ist es ihnen bis jetzt nicht gelungen.“ Hiemit ist eben jener Zapf gemeint, welcher 1639 die „treuherzige Wächterstimme“ herausgab, „wegen der an einigen Orten der Stadt Gottes einschleichenden Weigelianischen Mordbrenner.“ Unter diesen Mordbrennern ist nie-

*) Spener's Gründliche Beantwortung des Unfugs. S. 40.

**) Der Herzog hatte 1646 eine Evangelienharmonie in einer ziemlich geschmacklosen Textparaphrase herausgegeben und deren Gebrauch selbst im öffentlichen Kirchendienst verordnet! Wohl erfolgte von Seiten mehrerer Theologen Widerspruch, doch hielt er sich ziemlich im Hintergrunde.

mand anders gemeint, als Männer wie Saubert und Evenius, wie dies Saubert in einem andern Briefe ausdrücklich sagt. Auch gegen Herzog Ernst selbst hatte jener Zelot gleich anfangs sich erhoben. Er hatte das erste Visitationsausschreiben desselben wegen der Ueberhäufung mit biblischen Sprüchen angegriffen, auch überhaupt der gothaischen Linie das Visitationsrecht abgesprochen, so daß Herzog Ernst es sich erst in längerm Schriftwechsel mit dem weimarschen Hofe erstreiten mußte. Ferner waren von Hülsemann in Leipzig Ausstellungen gegen das weimarsche Bibelwerk erhoben worden, und 1644 erklärte sich die Wittenberger Fakultät mit Entschiedenheit gegen die in den gothaischen Landen versuchte Vertauschung des Luther'schen Katechismus, eines symbolischen Buches! durch selbstgemachte. „Wenn man den Nutzen," heißt es, „der deutlichen Fragstücke auf die Wage gelegt, so hat sich befunden, daß bei solcher Gegeneinanderhaltung des Seelennutzens und -Schadens an christlichem stillem Leben der Gemeinde, in effectu so viel Gutes abgegangen, als der Wissenschaft, die gemeiniglich Heuchelei hinter sich zu führen pflegt, zugewachsen ist, des Aergernisses bei benachbarten Gemeinden nicht zu gedenken."*)

Allmählig scheinen jedoch solche Censuren verstummt zu seyn, selbst ein Calov hat es sich zur Ehre gerechnet, einen der Bände seines dogmatischen Systems dem frommen Herzoge zu dediciren. Und von den Männern jener Zeit, die am ernstesten der Verderbniß in Kirche und Schule entgegenwürkten, wurde Herzog Ernst als der einzige der deutschen Fürsten anerkannt, der mit aufrichtiger Hingebung dasselbe Ziel verfolgte. „Ist auch wohl," schreibt Saubert 1636 an J. Schmid, „bisher den höheren evangelischen Ständen jemal recht in Sinn kommen, die abscheuliche Sicherheit und Gottlosigkeit, die öffentlichen Untugenden und Laster, derer sich auch die Heiden schämen, von ihren eigenen Personen, von ihren Hofhaltungen, Land und Leuten mit Ernst abzuschaffen und eine rechte, gute christliche Disciplin, Zucht und Ehrbarkeit aufzurichten? Alles geschieht wie vom Dreifuß! Nun aber hat Fürst Ernst ganz Deutschland ein herrliches Vorbild gegeben, der nicht bloß mit dem Gedanken umgegangen ist, sondern auch ernstlich und mit allen Kräften ihn ausgeführt hat, die Sache der Frömmigkeit

*) Consilia Witebergensia. II. S. 78.

zu vertreten, und das nicht bloß an seinem eigenen Hofe und in seinem Herzogthume, sondern auch in andern evangelischen Ländern."*)

Wir stehen erstaunt vor einem so umfangreichen und allseitigen Würken dieses Regenten für die Kirche und Schule. Wie wächst aber das Erstaunen und die Verehrung, wenn wir ihn mit demselben umfassenden Scharfblick und derselben Unermüdlichkeit des Würkens auch auf dem Gebiete des bürgerlichen Regiments thätig sehen. Auf sicheren Grundlagen sollte die Reorganisation der durch den Krieg zerrütteten bürgerlichen Verhältnisse ausgeführt werden. Die genaue Kenntniß der Zustände war das erste Erforderniß. So wurden gleich mit dem Beginn der funfziger Jahre die sogenannten „Amtsbeschreibungen" angeordnet, die Aufnahme aller statistischen Nachrichten, aller fiskalischen und Gemeinderechte durch das ganze Land. Verlorne Urkunden sollten wiederhergestellt, zerstreute gesammelt werden. Die Rechte des Fiskus sollten nach Möglichkeit einen sicheren Rechtsbestand erhalten, gleicherweise aber auch die der Gemeinden. Ja als eine ganz neue Klasse der Beamten wurden Amtspfleger angestellt, „um auf der Amtsunterthanen Recht und Gerechtigkeit Acht zu geben," wie in Betreff der landesherrlichen Rechte dies von Seiten der Amtleute geschah. So sollten auch „die Stadträthe den Bürgern nicht allein die Rechte und Gerechtigkeiten, so der Rath und die Stadt jedes Ortes hergebracht, wohl bekannt machen, sondern auch darauf sehen, daß dieselbigen fein ordentlich zusammengeschrieben und aufbewahrt werden."**) Nach allen Seiten der Verwaltung hin werden neue Anstalten geordnet und Gesetze gegeben, die Landesgebrechen abzustellen. Der Herzog errichtet neue Landescollegien, trifft militärische Defensionsanstalten, es ergehen Luxus- und Kleidermandate, Gerichts- Proceß- Polizei- Forst- Wald- und Fischordnungen, er stellt besoldete Landärzte an, beim Reichstag trägt er auf Abschaffung des Pennalismus der Universitäten an, bei dem Nutritorencollegium von Jena auf Abstellung der Deposition, auf Anstellung von Lehrern der neueren Sprachen. Er schickt zu wissenschaftlichen Zwecken einen Reisenden nach Abyssinien, sucht mit Rußland Handelsverbindungen anzuknüpfen, ordnet

*) Epp. ad Schmidium cod. ms. Hamb. II. ep. 191.

**) Vgl. Brückner, „die Amtsbeschreibungen unter Herzog Ernst" in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. 1859. Januar.

das Münzwesen, versucht die Schifffahrt auf der Werra bis auf die Weser. Besonders preiswürdig war die Finanzverwaltung. Allen Finanzkünsten abhold, hatte er die eigene Verwaltung der Kammergüter der weit einträglicheren Verpachtung vorgezogen, um die Unterthanen den Bedrückungen der Pächter nicht auszusetzen. Zu ungeheurer Höhe war die Schuldenlast während des Krieges gestiegen: am Ende seiner Regierung hinterließ der Herzog einen bedeutenden Schatz. Die Grundsätze, auf denen seine ganze Staatsregierung beruhte, ließ der Fürst 1656 durch seinen juristischen Rathgeber, den vortrefflichen von Seckendorf, in dessen „Fürstenstaat" darlegen.

Im Alter von 73 Jahren am 26. März 1675 wurde dieser gekrönte Knecht Gottes, dessen ganzes Leben eine so reiche Aussaat für die Ewigkeit gewesen, vom irdischen Schauplatze abgerufen. Wir machen noch eine Mittheilung von seinem Sterbebette: „Die ganze Zeit seiner beschwerlichen Krankheit über fand er seine innige Freude an der Betrachtung des ewigen Lebens und der süßen Liebe unseres Herrn Jesu, also daß man ihn oft mit stammelnder Zunge vom ewigen Leben mit sich selbst reden hörte. Am Anfange seines Krankenlagers fragte er auch mehrmals die Erwachsenen, ob ihnen denn die Lehre von dem ewigen Leben auch so süß schmeckte, wie ihm. Kurz vor dem letzten Krankheitsanfall brach er in die Worte aus: „Ach wenn einer doch den Herrn Jesum recht vollkommen lieb haben sollte, wie würde sich unser Herz freuen!" Als ihm darauf geantwortet wurde, der Herr Jesus nähme mit der Liebe vorlieb, die er selbst pflanzte, sprach er weinend: „Herzlich lieb habe ich dich, o Herr; ich bitt', wollst seyn von mir nicht fern mit Deiner Hülf' und Gnaden." Oefter ließ er sich von seiner Gemahlin die Lieder vorsprechen: „Herr Gott sei du mein' Zuversicht, wenn mein Mund kein Wort mehr spricht," und „Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott." Tag und Nacht fuhr er mit christlichen Uebungen und Gebet fort, so daß, wiewohl ihm bei der letzten Krankheit die Sprache mehrentheils entfallen war, er auch damals nicht unterließ, mit Regung der Lippen die Gebete und Gesänge nachzusprechen und zum Schlusse mit einem Amen zu bekräftigen. Seine Unterthanen ließ er von den Kanzeln zur getreuen Beobachtung seiner Verordnungen ermahnen."

Mit großer Sorgfalt und Weisheit hatte der Fürst auch für die Erziehung seiner 18 Kinder gesorgt, von denen noch sieben Söhne

ihn überlebten. In dem Leben mehrerer von ihnen zeigen sich theils nach der religiösen Seite, theils nach der der wissenschaftlichen und politischen Bildung, die Früchte der väterlichen Bemühungen. Der zweite der überlebenden Prinzen Herzog Albrecht von Coburg legte auf seinem Sterbebette das Gelöbniß ab: „Wenn meine Tage in dieser Welt verlängert werden, will ich mit weit mehrerem Ernst als bisher mich dem Herrn ergeben und Christo nachfolgen und in meiner Regierung dahin trachten, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt und dem Könige der Ehren in meinem Lande die Thore aufgethan werden.“ Als der Beichtvater ihm die Heilsamkeit der Leiden vorstellt, erwiedert er: „Und wenn mich auch der Herr tödten wird, will ich doch auf ihn hoffen und sein Knecht verbleiben, er zerreiße nur ferner die Banden meiner Sünden!“ Einmal über das andere rief er aus: „Dein Wille, mein Gott, werde an mir vollbracht!“ —

Hauptquelle: Gelbke, Historisch aktenmäßige Darstellung des Lebens Ernst's des Frommen 1810, 3 Theile, nebst den dort angegebenen sekundären Quellen.

VII. Georg II., Landgraf von Hessen-Darmstadt.

(Geb. 1605, gest. 1661.)

Georg II., Sohn Ludwig V. von Hessen-Darmstadt und der Tochter von Johann Georg von Brandenburg, wurde 1605 geboren. Frühzeitig wurde er vorzüglich in Sprachen gebildet und erlernte das Französische, Spanische, Italiänische und Deutsche. Vor allem aber wurde ihm die Liebe zur heiligen Schrift eingepflanzt: bis zu seinem 18ten Jahre hatte er dieselbe drei Mal deutsch durchgelesen, zweimal lateinisch, einmal französisch und einmal spanisch. Frühzeitig ließ ihn sein Vater, welcher selbst auf einer beabsichtigten Reise nach dem Orient nach Spanien und bis Malta gekommen war, größere Reisen unternehmen. Er besuchte Belgien, Spanien, Portugal, Italien, und wie schon der Vater, fand auch der Sohn an dem bigotten Hofe von Spanien wie am päbstlichen Hofe die entgegenkommendste Aufnahme. Nach der Rückkehr von der italiänischen Reise 1625 begab er sich sofort an den Hof Georg II. von Sachsen, wo die Verlobungsfeierlichkeiten mit Sophie Eleonore, der ältesten

Tochter des Churfürsten, gefeiert wurde. Durch den 1626 erfolgten Tod Ludwig V. wurde er zur Rückkehr bewogen, um die Huldigung seiner, durch das Reichs-Hofraths-Dekret, welches der darmstädtischen Linie das bis dahin von Niederhessen besessene Marburg nebst einigen andern Landestheilen zugesprochen hatte, bedeutend vergrößerten Lande entgegenzunehmen. Nachdem dies geschehen, eilte der junge 22jährige Fürst nach Sachsen zurück, wo zu Torgau auf das prächtigste in zwölftägiger Lust die Hochzeit gefeiert wurde und hielt über Schmalkalden und Marburg, von seinem berittenen Adel begleitet, in einem mit silbernen Schienen und Nägeln gezierten Wagen die Heimfahrt nach seiner Residenz. Aus dieser Zeit, nur wenige Jahre nachher, besitzen wir ein Urtheil Joh. Gerhard's über den jugendlichen Fürstensprossen. Von einer Reise nach Sachsen im Februar 1631 heimkehrend, hatte er den von Torgau aus ihm schon bekannten jenaischen Theologen nach Eckartsberga entboten, und dieser schreibt nach dieser Zusammenkunft am 8. Februar an seinen Gönner Kanzler Wolf: „Ich kann euch nicht mit Worten ausdrücken, wie hoch ich jene Gnade schätze, welche der erlauchte Landgraf Georg, mein gnädigster Herr, in Eckartsberga mit Wort und That mir bewiesen. Je weniger ich in mir irgend etwas finde, das so großer Beweise von Huld werth sei, desto mehr bekenne ich mich seiner Durchl. hiefür verbunden. Ich kann nicht genug bewundern, welche heroische und ganz ausgezeichnete Gaben und Weisheit dem noch so jungen Fürsten verliehen sind, und was ich schon neulich aussprach, wiederhole ich in einem Verse: Quam felix terra est, quae tali principe gaudet! Möge der gnädigste Gott diesen Helden erhalten, damit dem Christenstaate eine Stütze bleibe, damit er nicht ganz und gar zu Grunde gehe, welche Wohlthat für die Christenheit ich zuversichtlich von Sr. Durchlaucht erwarte."*)

Bei dem gebildeten jungen Fürsten giebt sich auch nun zunächst ein edles Interesse für Förderung der Wissenschaft zu erkennen. Er errichtet 1629 das schon von seinem Vater projektirte darmstädtische Pädagogium, er läßt sich nicht nur die Berufung, sondern auch die Heranbildung tüchtiger Leute für seine Universitäten und seine Regierung angelegen seyn. Er empfiehlt eigenhändig seine Stipendia-

*) S. das beim Leben A. Wolf's benutzte handschriftliche commercium epistolicum desselben.

ten, wie Haberkorn, Schragmüller, die späteren Gießner Professoren, dem jenaischen Rektor. Bei seiner abermaligen Durchreise durch Eckartsberga 1632, wo Gerhard abermals zu ihm entboten wird, bittet er denselben, den darmstädtischen Stipendiaten mitzubringen. Auch bat er bei dieser Zusammenkunft um Empfehlungen tüchtiger Männer, Gerhard empfiehlt ihm den jenaischen Physiker, den naumburger Philologen und Dichter Theyl und noch zwei andere zu Professoraten oder Rechtsstellen. In seinem Antwortschreiben geht der Landgraf sorgfältig auf diese Vorschläge ein, den Theyl läßt er nach Marburg kommen, und bestimmt ihm bis zu einer passenden Stelle das erste Jahr 50, das zweite 70 Thaler Wartegeld. Er legt auch in Darmstadt den Grund zu einer vollständigen Sammlung der Urkunden über die Geschichte seines Hauses.*)

Unter den Wechselfällen des dreißigjährigen Krieges, welcher sich durch den größten Theil seiner Regierungszeit hinzieht in einer Zeit, wo jeder einerseits für das Recht, andrerseits für die Wohlfahrt seines Reichs besorgte Fürst in so ernste Gewissensfragen gerathen konnte, bewahrt Georg eine auch von Ausländern anerkannte Staatsklugheit. General Feuquières spricht das Urtheil über ihn aus: „un homme de bon esprit, et plus versé dans les affaires du cabinet, que dans celles de la guerre.“ Ob nun seine Staatsklugheit auf Seiten der gerechten Sache gestanden? Hierüber wird sich jetzt die Ansicht theilen, wie damals. Nach dem in der lutherischen Kirche überwiegenden Zuge der Pietät für das Ueberlieferte hielten damals die lutherischen Reichsfürsten mit alleiniger Ausnahme des weimarschen Hofes — ihrem eigenen Religionsinteresse zum Trotz an dem Kaiser und keiner entschiedener, als der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Oberhessen. Deo et Caesari fidelis! hatte der Vater Georg's sich auf sein Sterbehemde sticken lassen. Diese Partei ergreift auch Georg in der Politik, und die Treue, mit welcher er sie festhielt war aufopfernder als die, mit welcher sie ihm gelohnt wurde. Zwei Staatsmänner hatte er damals in seinem Dienst, welche, mit ihrem Fürsten gleicher politischer Ueberzeugung, die würksamsten Werkzeuge für seine Zwecke waren: Kanzler A. Wolf, welchem ein eigner Artikel gewidmet werden wird, und dessen Bruder Joh. Jac. Wolf, hessischer Gesandte in Wien.

*) Epp. Ernesti Pii bibl. Goth. Nr. 600.

Landgraf Georg war es nun, welcher im Interesse des kaiserlichen Hauses 1631 bei dem Leipziger Convent durch seinen Gesandten das Bündniß mit Gustav Adolf hintertreiben ließ, welcher, nachdem er 1632 bei seiner Zusammenkunft mit Gerhard in Eckartsberga sich dessen Zustimmung versichert hatte, den von Oxenstierna mit den Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg verabredeten Friedensunterhandlungen entgegenwürkte und in Leitmeritz die östreichischen Abgeordneten von den schwedischen Vorschlägen in Kenntniß setzte; er war es, welcher nach der für die Schweden verderblichen Schlacht bei Nördlingen die Aufrichtung der Pirnaischen Artikel betrieb und schließlich den Prager Frieden. Dennoch erhielt das kaiserliche Restitutionsedikt der ehemaligen geistlichen Güter gleichermaßen auf Georg II., wie auf Ludwig Wilhelm von Niederhessen — nur für den letzteren noch auf unerbittlichere Weise — Anwendung. Zwar waren den darmstädtischen Landen kaiserliche Schutzbriefe vor den Verheerungen der kaiserlichen Heere ausgestellt, nichts desto weniger wurden sie fast eben so hart wie die niederhessischen sowohl von den Requisitionen der kaiserlichen Generale, als von den Verheerungen der Armeen getroffen. Allerdings wurde auch dem Landgrafen von der kaiserlichen Huld mancher Lohn zu Theil, besonders wo es auf Unkosten der verhaßten niederhessischen Linie geschehen konnte. Ferdinand III. erneuerte 1637 diesem „treuen friedliebenden Fürsten" das seit dem Abgange von Landgraf Moritz von Niederhessen nicht mehr besetzte Amt eines oberrheinischen Kreisobersten, und nach der mit dem Tode des unglücklichen Wilhelm V. zusammenfallenden Aechtung der niederhessischen Linie wurde Georg zum Administrator von Niederhessen ernannt. Es war keine geringe Nachgiebigkeit von darmstädtischer Seite, daß nach langem und energischem Proteste der niederhessischen Stände Georg endlich in eine Abänderung der kaiserlichen Entscheidung willigte, nach welcher dem unmündigen Wilhelm VI. die Abdankung erlassen und die darmstädtische Administration aufgegeben wurde. Um dieses Beweises der Friedensliebe willen feiert eine Prunkrede von Schuppius, damaligem Professor der Beredsamkeit in Gießen, den Fürsten als Hercules togatus. — Die entschiedene Parteinahme Georgs für die kaiserrliche Seite hatte auch schon 1630 das Gerücht veranlaßt, als sei derselbe, wie dies später bei seinem Bruder Friedrich geschah, zur römischen Kirche übergetreten. Wilhelm, der Herzog von Weimar, schreibt darüber den 16. December 1630 an Georg: „Wir haben euer Schrei-

ben erbrochen und ganz ungern auch mitleidentlich vernommen, daß von Ew. hin und wieder spargiert worden, ob hätten Sie einen Abtritt zur römisch-katholischen Religion genommen. Aus altem deutschen guten Vertrauen wollen wir Ew. nicht bergen, es komme vielleicht daher, daß Ew. bei jüngstgehaltenem Regensburgischen Convent sich etwas mehr und mehr in die Katholischen gefunden und politische Courtoisie mit ihnen gepflogen."*) Allein so weit sich dies mit der politischen Loyalität vereinigen ließ, wurde dem protestantischen Interesse von dem Fürsten nichts vergeben. Allerdings wurden seine Abgeordneten beschuldigt, die im katholischen Interesse geschehene Abänderung der Pirnaischen Artikel in 62 Punkten begünstigt zu haben, doch ist dies sehr die Frage. Im Sinne des Landgrafen selbst lag es nicht. Als der damalige Ordensmeister Johann von Stadion 1628 in Marburg einen auch nur bei verschlossenen Thüren zu haltenden katholischen Gottesdienst wünscht, widersteht Georg auf das äußerste und mit Erfolg.

Das Leben des Landgrafen ist von auffälligeren sittlichen Gebrechen frei, namentlich sein eheliches Leben schön und tadellos, seine Kindererziehung sorgfältig. Die der Töchter hatte, wie auch an anderen lutherischen Höfen — anders an den reformirten — einen theologischen Charakter. Von der als Liederdichterin bekannten Sophia, Pröbstin von Quedlinburg, einer darmstädtischen Prinzessin, wird berichtet: „In Lesung der heiligen Schrift hat sie einen unermüdeten Fleiß bezeugt, in den patribus hat sie so viel connoissance gehabt, daß sie manchen theologum beschämen können, wobei sie morgenländische Sprachen eifrig getrieben."**) Ueber des Fürsten persönliche Frömmigkeit giebt sein „Ehrengedächtniß," leider nach der Sitte der Zeit nur Lobsprüche im Allgemeinen und in den obligaten Phrasen: daß er täglich neben seiner Gemahlin Morgens und Abends, „jeweilen wohl mit Thränen," sein Gebet gehalten, die Betstunden und Predigten fleißig besucht, fleißig zum Tische des Herrn gegangen, namentlich die auch in seinen reiferen Jahren ihm gebliebene Liebe zur heiligen Schrift. Er macht sich von 1624 an eine Aufzeichnung, wie oft er die Schrift ganz durchgelesen, bis zum Jahre vor seinem Tode nicht weniger als acht und zwanzig

*) S. die Epp. Ernesti Pii, cod. ms. Goth.

**) Lehms Teutschlands galante Poetinnen, 1715.

mal! Sein symbolum war: Secundum tuam voluntatem Domine!

Was diesem Fürsten vorzüglich eine ehrenvolle Stellung in der Reihe der christlichen Regenten dieser Periode einräumt, sind seine kirchlichen Verordnungen und die denselben entsprechende Kirchenzucht. Während in dem gleich lutherischen Chur-Sachsen während der Kriegszeiten die kirchliche Zucht fast gänzlich fällt, werden unter Georg von 1629 an bis in die sechziger Jahre theils ältere Verordnungen erneuert, theils neue erlassen, und wo sie in Folge der Zerrüttung der Zustände keinen Gehorsam finden, mit starken Geldbußen durchgeführt. Die Sonntagsfeier, die Katechisationen, die gewissenhafte Ausarbeitung der Predigten, die Handhabung der kirchlichen Disciplin wird eingeschärft, im letzteren Interesse auch Hausbesuche und das Institut von Laiensenioren angeordnet — eigentlich reformirte Institute, an deren Stelle bei den Lutherischen, beziehungsweise mit noch tiefergreifender Würkung, der Beichtstuhl trat — achtwöchentliche theologische Convente zur Besprechung von Gemeindeangelegenheiten, Casualfällen und zur Uebung in theologischer Disputation, auch Christenthumspredigten für die Juden!

Eine Verordnung vom Jahre 1629 lautet:

„Erklärung Landgraf Georgens über etliche bei jüngst gehaltener Kirchenvisitation zu einer allgemeinen durchgehenden Anstalt und Verbesserung ausgesetzten Punkte."

„Die Predigten, welche die Pfarrer ihren Zuhörern vortragen, sollen sie wohl und fleißig meditiren und es nicht dahin achten, es sei genug, wenn sie nur einen Postillanten überlaufen, und darnach aus demselben ein ohnformirtes Dicentes daher machen, sondern sie sollen daran seyn, daß sie ihre vorgenommenen Evangelia, Episteln und andre Katechismus-, Passions-, Hochzeit- und Leichtext, sie haben Namen wie sie wollen, aus der heiligen Bibel, welche sie auch zu dem Ende fleißig lesen und in der Gottesfurcht betrachten sollen, beleuchten, erklären, und wohl fundirt und formirt ihren Zuhörern vorbringen, zu welchem Ende sie der extemporalischen Einfälle verborum et rerum, deren nicht ein jeder mächtig, dieselbe auch zu dem unangenehmen Anstoßen und Stammeln Ursach geben, sich mäßigen, ihre concepta nicht auf liederliche kleine Zettel und Blätter werfen, sondern auf eingenähtes oder eingeheftetes Papier bringen

und hierdurch desto füglicher der Gedächtniß einführen, auch aber bei allen ihren Predigten annum, mensem et diem notiren und solche bei der Jahrrechnung dem Superintendenten vorzeigen, ingleichen alle dispositiones ihrer Predigten, die sie etwa aus unabwendlicher Verhinderniß alsbald nicht völlig zu concipiren vermöchten, sobald nach gehaltnen Predigten unnachlässig compiliren, selbige Predigten in gewisse classes bringen mit ihren Tituln unterschieden, und sie dem Superintendenten, wenn er in loco Amts wegen sich befindet, oder sonsten von ihnen fodert, vorzeigen sollen."

„In den Werktagspredigten sollen die Prediger nicht hie und da gesuchte Sprüche erklären, sondern ganze Bücher aus dem alten und neuen Testament vor sich nehmen und von deren Erklärung nicht abspringen, bis das ganze Buch durch Gottes Gnade zu Ende gebracht sei."

„Als befehlen wir, daß alle Sonntage sowohl Winters als Sommers, der Katechismus D. Martin Luthers in seinen 5 Haupt- wie auch in andern Stücken und zumal vom Amt der Schlüssel zum Himmelreich, beneben den hessischen, jetzt im Druck befindlichen Fragstücken, von der Kanzel gepredigt, nach gehaltener Predigt fleißig examinirt, auch in examine den Pfarrkindern (welche man, wenn ihrer viel sind, in gewisse classes, Gassen oder Viertel abtheilen, und auf unterschiedliche Sonntage distincte verhören kann) deutlich und also erklärt werden, daß der Examinant nicht eben bei den formalibus der Frage allein verbleibe, sondern mit Veränderung der Worte, wann die Zuhörer derselben schon gewiß sind, den sensum und Verstand, etwa mit einem feinen Spruch den Leuten beibringen, bei welchem examine catechetico dann nicht allein die jungen, sondern auch alte Personen, sowohl, was aus der Predigt, als auch aus dem Katechismus behalten, mit einer besondern Freundlichkeit und Bescheidenheit gefragt werden sollen."

„Demnach es Gott wohlgefällig und eine feine Zierde in der Kirche ist, wann das Weibsvolk die christliche Gesäng und Psalmen mit singt, und man sie dazu mit der Zeit leichtlich anführen und gewöhnen kann, als soll der Pfarrer, oder wo Capellanen sind, dieselben, wo es sonsten wegen Mangel einer Schule nicht geschehen könnte, die jungen Mägdlein in der Kinderlehre einen Gesang nach dem andern lehren, und mit den Knaben zusammen, auch bisweilen alternative singen lassen und dem Weibsvolk solchermaßen anhelfen, dem

dann die Frauen, Haustöchter, und die Mägde mit der Zeit folgen und hiermit Gott, Engeln und Menschen einen Wohlgefallen bezeigen werden."

Eine Verordnung vom Jahre 1634 macht das reformirte Institut des Hausbesuches, welches — mit Ausnahme von Elsaß und vereinzelten Beispielen in Holstein und Mecklenburg — in der lutherischen Kirche ungebräuchlich, wie auch die Einführung des reformirten Instituts von Presbytern zur Pflicht. Wir theilen das merkwürdige sonst nicht bekannte Aktenstück hier mit:

„Die Prediger sollen ihre anvertrauten Pfarrkinder nicht nur nach aller Möglichkeit kennen, sondern auch ihrer in Gott dem Herrn fleißig pflegen und warten, sie nicht nur in der Kirche vermahnen, lehren, strafen, trösten, auch sie nicht nur in ihren Krankheiten, und wann sie ihnen das hochwürdige Sakrament des Altars zu reichen berufen werden, sondern auch bei gesundem Leibe, so viel thun- und möglich, besuchen, zu ihnen, sie seien reich oder arm, nach Gelegenheit und erheischender Nothdurft, in die Häuser gehen (da sich dann auch die Pfarrkinder bescheidentlich erzeigen sollen) oder nach Beschaffenheit der Personen sie zu sich erfordern, daselbst nach ihrem Wesen erbaulich fragen und nach Gestalt der Sachen sie unterrichten rc."

„Damit aber den Predigern dies alles nicht gar zu schwer fallen, sondern ihnen in Etwas unter die Arme gegriffen, und die Eingepfarreten desto besser aufgeweckt werden mögen, so sollen sie in den Städten und in allen Dörfern ihnen gewisse fromme, gottselige Seniores, deren in der fürstl. hessischen Kirchenordnung schon gedacht wird, bestellen, also daß einem jeglichen Seniori gewisse Gassen oder Häuser zugeordnet werden, darauf er sonderlich ein fleißiges Auge habe und nicht einer sich auf den andern allzuviel verlasse, und also die heilsame besondere Aufsicht unterbleibe. — Ob aber schon einem Seniori etliche gewisse Gassen oder Häuser in sorgfältiger Obacht zu haben, anvertraut werden, so sollen doch die andern Mit-Seniores davon nicht ausgeschlossen seyn, sondern sie alle sammt und sonders sollen wider alle grassirende Uebelthaten getreulich wachen und alle Stücke ihres Amts unausgesetzt verrichten, auch einer dem andern darin die behülfliche Hand bieten. — Sollte aber wider bessere Hoffnung einer oder der andre Senior sich durch eine Unthat seines Standes unwürdig machen, also daß er ohne schädliches Aergerniß in solchem seinen Berufsstand nicht länger geduldet werden

könnte, so soll er, wofern der Exceß nicht zu stark ist, sondern noch eine fernere Geduldigung seiner Person unärgerlich gestattet und nachgiebt, zur Besserung stark ermahnt, und wann er sich nicht bessern will, abgeschafft, auch nach Befindung bestraft und eine andere tüchtige Person an seine Stelle unsäumlich bestellt werden."

„Ferner soll ein jeder Senior einen Catalogum aller derer Seelen, so in denen ihm zugeordneten Häusern und Bezirk befindlich sind und ihrer aller Namen, auch wie alt ein jeglicher, was sein Thun und Amtsgeschäfte seien, aufgezeichnet haben, und wann er selbst nicht lesen könnte, das Verzeichniß von dem Prediger oder auch durch den dazu tüchtigen Mitsenioren ihm vorlesen, und wann etliche Personen zu- oder abgingen, ändern lassen; er, Senior, soll auch, so viel die Nothdurft erfordert, für sich in die Häuser gehn (doch daß hierin aller Mißbrauch sorgfältig verhütet werde) und nachforschen, wie sich Eltern, Kinder und Gesinde verhalten, auch merken, ob sie fleißig in die Kirche und emsig zum Tische des Herrn gehn? Item, ob sie mit Irrthumen oder andern strafbaren Lastern behaftet seien? Würde er nun in einem oder dem andern einigen Mangel verspüren, soll er solches ungesäumt seinem Pfarrherrn ansagen, daß derselbe auf Mittel und Wege, wie dem Unheil abgeholfen werde, gedenken möge. Zu dem Ende dann auf alle monatlichen Bettage, sobald der Gottesdienst verrichtet ist, die Prediger und Seniores am bestimmten Ort und bei eben der Geldstrafe, welche die, ohne geschehene Anzeige erheblicher Ursachen ausgebliebene Personen in den Gotteskasten gewiß zu erlegen haben, unaufschieblich ihren Conventum halten, von den vorgefallnen Dingen in Verschwiegenheit (denn die Ausschwätzer mit willkürlicher Strafe andern zum Exempel anzusehn sind) reden, die vorgeforderten Personen nach Beschaffenheit der Umstände erinnern, strafen, trösten, zu gütlicher Vergleichung in Mißverständnissen und Ablegung alles Hasses und Grolles ermahnen, auch sonst der Sachen Nothdurft verschaffen sollen, davon die fürstl. hessische Kirchenordnung ferner handelt. Damit auch diese Conventus und deren Verrichtungen mit desto gewisserem und größerem Nutzen abgehen mögen, als soll jederzeit zum wenigsten einer unsrer weltlichen Beamten derselben Session beiwohnen, auch Rentmeister, Kellner, Centgrafen, Schultheißen, oder andere Diener nach Gelegenheit eines jeden hierher gehörigen Berufs, auf vorhergegangene Communication und Anzeigen der Prediger, die von

Predigern und Senioren vorgeforderte, aber nicht erschienene, sondern ohn alle erhebliche Ursach ausgebliebene oder sonst ungehorsame Personen, durch Gefängniß oder andere Strafe, wie dieselbe die Umstände und der Sachen Beschaffenheit erheischen wird, zu Leistung ihrer Schuldigkeit und Gehorsams anzuhalten ganz willig und beflissen, oder in Verbleibung dessen, ungnädiger Ahndung und Abstrafung von uns selbst gewärtig seyn."

„Endlich soll es hiebei der Pfarrherr nicht verbleiben lassen, daß ihm der Senior referirt, wie sich seine Pfarrkinder verhalten, sondern er soll auch, so oft er andern Amtsgeschäften so viel abbrechen kann, unterweilen mit dem Seniore, bisweilen ohne denselben seine Pfarrkinder besuchen, oder doch nach der Personen und Sachen Gelegenheit, zu sich in die Kirche fordern. Wann man alsdann freund- und bescheidentlich mit den Leuten handelt, sich der armen Kranken und Bekümmerten ernstlich annimmt, (wie man dann dergestalt die rechten Hausarmen wird am besten erkennen mögen und manchmal mit einem Geringen ihnen helfen können) und die exorbitirende und in Lastern oder Irrthum begriffene, oder sonst Gottes Wort und die Predigt verachtende und versäumende, ohne Ansehn der Person gebührlich erinnert, so wird ein jeder spüren, daß man es herzlich gut meine und sich heilsamer Disciplin und guter Ordnung desto lieber unterwerfen."

Nicht mit Unrecht wurde unter den damaligen Beförderern kirchlicher Zucht und christlichen Lebens der Name des hessischen Landgrafen dankbar neben dem des gothaischen Herzogs genannt. In seiner Denkschrift auf den nürnbergischen Kirchenhort Saubert ruft Andreä aus: „Wie werden bei der Kunde seines Todes Ernst der Fromme, August von Braunschweig und Georg von Hessen trauern!" — Der Landgraf starb im Juni 1661 an einem Schlagfluß mit dem letzten Ausrufe: „O Herr Jesu!" —

Hauptquelle: von Rommel, Hessische Geschichte VIII. Ad. Hartmann, Historia Hassiaca, T. II. Die Leichenrede des Fürsten unter dem Titel: „Ehrengedächtniß" 1662.

VIII. Erbprinz Anton Heinrich von Oldenburg.

(Geb. 1604, gest. 1623.)

Die Prinzenerziehung an lutherischen Höfen dieser Periode, welche gewöhnlich der Oberleitung der Hofprediger anvertraut war, hatte, außer den Elementarkenntnissen, zum Hauptgegenstande den Religionsunterricht, demnächst Lateinisch. Das Letztere selten bis zur Fertigkeit, noch weniger das Französische und Italiänische: an den reformirten Höfen herrschte durch die Verbindung mit dem reformirten Frankreich feinere Sitte und das Französische als Umgangssprache. Die Weise des Unterrichtes war meist ein todtes Memoriren. Von der Mehrzahl der Prinzen wurden Universitäten bezogen — zuweilen mit großem Troß, doch weniger des Studirens als der „ritterlichen Exercitien" willen, und um „Land und Leute zu sehen." Die vornehmste Fürstenakademie war damals Straßburg, die Hauptschule für die humaniora — seit Ende des 16ten Jahrhunderts auch das Tübinger collegium illustre, wo sich 1599 nicht weniger als 11 Fürsten und 60 junge Herren vom Adel der Studien und Exercitien halber aufhielten.

Die gottesdienstliche Sitte beherrschte auch das Leben der Prinzen: regelmäßiger Kirchenbesuch, Sakrament, „das liebe Gebet." Man wird sich nicht wundern, wenn mit diesen gottesdienstlichen Pflichten die Neigung nicht immer Hand in Hand gegangen ist. Wer am pommerschen Hofe vom Gottesdienst ausblieb, bezahlte Strafe. Herzog Ulrich, der Bruder des Herzogs, „der einen zu langen Schlaftrunk gehalten" und darüber die Morgenpredigt versäumt hat, bezahlt 3 Batzen in die Armenbüchse (s. Herzog Philipp). Selbst ein fürstliches Fräulein, die jugendliche Agnes von Brandenburg, erlaubt es sich, über das viele Kirchengehen am stettiner Hofe sich zu moquiren. Sie schreibt 1600 aus Stettin: „Sonsten werden wir gar heilig, wir gehen alle Tage viermal durch die Kirche, und ehe wir recht hereinkommen, gehen wir wieder heraus zum Spielen; auch hören wir alle Tage drei Predigten und wissen von keiner nichts."*) Wie bei den Fürsten selbst ging auch bei den Prinzen, den Mentoren zum Trotz, der äußeren Kirchlichkeit in vielen Fällen ein wildes Leben nebenher, Jagd und Spiel, Saufen und Schwel-

*) A. Müller, Churfürst Johann Georg I. S. 9.

gen, seltener die Sünde der Unkeuschheit. Wir freuen uns, hier auch aus der Zahl der fürstlichen Jünglinge ein Beispiel vorzuführen, daß es an solchen nicht fehlte, bei denen die Frömmigkeit mehr war als anerzogene kirchliche Sitte.

Der junge Graf, von dem wir sprechen, war der Sohn Anton II., dem bei der Theilung der Oldenburgischen Lande unter die Söhne von Anton I. Delmenhorst zugefallen war und einer braunschweigischen Prinzessin Sibylla Elisabeth, Tochter von Herzog August von Braunschweig. Weder über die religiöse Erziehung des Prinzen im väterlichen Hause, noch auch überhaupt über die Eltern desselben ist uns Näheres bekannt. Ehrenvoll genannt und bekannt aus der Geschichte ist dagegen der Regent des oldenburgischen Antheils, Anton Günther, Neffe Antons II., eines der weisesten und um sein Land verdientesten Fürsten aus der Periode des dreißigjährigen Krieges, welcher zwar auch Oldenburg mit seinen Drangsalen überzog, doch in viel geringerem Maße, als die Nachbarländer, da der Weisheit des Fürsten es gelungen war, seinem Ländchen die Neutralität zu verschaffen und unter schwierigen Umständen zu erhalten. So groß ist, was von diesem Fürsten während seiner 65jährigen Regierung für den innern und äußern Flor seines Landes geleistet wurde, daß er nach seiner allseitigen Regierungsweisheit einem Churfürst August zur Seite gestellt werden kann. Mangel an Quellen zur Beurtheilung seines religiösen persönlichen Charakters, welcher überdies nach Einer Seite hin stark befleckt erscheint, haben uns verhindert, ihn unter die Fürsten dieser Periode aufzunehmen: wir wollen indeß an seiner Regierung um so weniger vorübergehn, als ihm zur Seite ein oberster Landesgeistlicher steht, welchem in der Reihe der Lebenszeugen aus dem geistlichen Stande wohl ein Ort gebührt, über den es uns jedoch ebenfalls an persönlichen Nachrichten gebricht.

Den Grafen Anton Günther finden wir im Briefwechsel mit den würdigeren Häuptern der Kirche, mit Meißner und Gerhard. An seiner Seite steht seit 1627 als Hofprediger und Inspektor Anton Buscher, ein Theologe, der sich in mehreren seiner Schriften als ein Schüler Arndts zu erkennen giebt. Unter dem von Gerhard für sein Erbauungsbuch gewählten Titel: schola pietatis, giebt er 1623 eine „Unterweisung zur Gottseligkeit heraus, welche viel gelesen und auch noch 1673 und 1685 neu aufgelegt wurde,

Ferner 1644 eine „geistliche Herzens- und Hauskirche, wie das Reich Gottes in uns nach Anlaß der Zeit, Ort und Geschäfte alle Stunden des Tages und alle Tage der Woche durch Andacht und Gebet zu erbauen.“ In dieser Schrift werden die Ursachen des falschen Christenthums aufgedeckt, die Lehrer der Kirche auf Arndts „wahres Christenthum“ hingewiesen und ermahnt, sich durch die Verleumder desselben nicht irre machen zu lassen. Besonders merkwürdig ist er uns geworden durch die 1637 inmitten der um das Land herumtobenden Kriegsunruhen herausgegebene „Instruktion“ für die Oldenburgischen Geistlichen.*) Man wird verwundert seyn, hier einen Eifer für das innere Christenthum, für praktische Predigt und für die Seelsorge sich aussprechen zu hören, wie man ihn nur bei den ernstesten Geistlichen der Spenerschen Schule erwarten möchte. Es sind folgende 11 Stücke, welche den Geistlichen an das Herz gelegt werden: 1) Die Kinderlehre soll Sonntags vor der ganzen Gemeinde und in der Schule ein oder zweimal in der Woche gehalten werden, damit jeder die Sünde erkenne, bereue und meide und sein höchstes Gut Gott in Christo lerne, gläube und liebe, 2) die weitläufige paraphrasis textus zu meiden, die Exempel der Schrift so allegiren, daß sie zugleich explicirt und applicirt werden, 3) bei allen Gelegenheiten die Ursachen jetziger Tribulation mit Ernst anzeigen, als da sind das ruchlose, sichere Leben, das auf Gnade Dahinsündigen, das Wort haben, hören und beten, dabei aber ärger leben, als Juden und Heiden, 4) die Trostpredigten von der Gnade Gottes so führen, daß die Leute nicht dadurch sicher werden. Vom Glauben so lehren, daß nicht genug sei, sagen und wissen, Christus habe für unsre Sünde bezahlt; daß der wahre Glaube ein Licht vom heiligen Geist im Herzen angezündet, den Herrn Jesus als das höchste und beste Gut erwähle, alles Aeußere aus- und Christum in's Herz schließe, 5) die schädliche Meinung als Ursache der Sicherheit aus den Herzen reißen, die es für genug halten, mit Kirchengehen, Predigthören, Beten, Singen, Beichten, 6) gottlose, ungläubige und unwissende Gevattern nicht zuzulassen; die zum Nachtmahl kommen, auf's fleißigste beobachten, damit nicht das Heiligthum den Hunden gegeben werde, 7) etliche male des Jahres ankündigen, daß die in

---

*) Sie findet sich in Oettken, corpus constitutionum Oldenburgicarum I. Nr. 45.

Unzucht und Ehebruch leben, aus dem Lande getrieben werden sollen, 8) Väter und Mütter sollen nicht Kinder und Gesinde in die Krüge kommen lassen, und die abgemahnt werden, welche vor der Predigt in den Krügen saufen und keine Kirchen, Schulen, Leichen oder andre Sachen anfangen ohne Gesöff, 10) nicht bloß die Kranken sondern auch die Gesunden oft besuchen, welches Specialwerk mehr Nutzen schafft, als manche Predigt, wenn's nöthig, die Schuldigen vor Voigt oder Kirchengeschworene in die Kirche oder Pastorei fordern und mit der Ausschließung von der Gemeinde und allen Ehrenämtern bedräuen. 11) Dies desto mehr zu befördern, befleißige sich ein jeder Prediger, das zu seyn und zu thun, was er ist und sein Beruf erfordert, nämlich daß er als ein Diener Christi an Gottes Statt stehend Christum um Christi, nicht um seines eignen Bauches willen predige, nicht seiner Pfarrkinder äußerliche Güter und Gunst suche, Verachtung scheue, sondern Aller Seligkeit alle Zeit an allem Ort mit Beten, Meditiren, Lehren und Leben befördere."

Der sittliche Charakter des Grafen ist nicht unbefleckt. Der Bruch eines schriftlich einem Fräulein von Ugnad, welche schon vorher ihre Unschuld zum Opfer gebracht, gegebenen Eheversprechens ist ein schmählicher Schandfleck in demselben (1633). Wie bei andern Persönlichkeiten ist indeß der neben solchen groben sittlichen Anstößen sich kundgebende Eifer für Gottesfurcht deshalb nicht als Hypokrisie anzusehen. Der Graf unterstützt die Bemühungen seines Superintendenten für lebendiges Christenthum, giebt sich Mühe, fromme Geistliche, wie Dilherr, für sein Land zu gewinnen, ordnet 1637, als sein Land abermals dem unvermeidlich drohenden Kriegsverhängniß entgangen, zum Ausdrucke des Dankes monatliche Bußtage an. Er schenkt 1632 Kloster Blankenburg zur Einrichtung einer Armen- und Waisenanstalt, „und zwar haben wir bei dieser Anstalt das Absehn nicht allein auf die Unterhaltung der Armen und Waisen, sondern auch auf die Beförderung der Gottesfurcht und täglichen Gebets." Im J. 1659 stiftet er ein neues Armenhaus, „zum Dank, daß Gott ihn in seiner Regierung in's 56ste Jahr geschirmt, und in dem letzten Kriege zwar manche Bedrückung erleben lassen, aber doch bei Ruhe im Lande erhalten."*)

*) Oettken, Constitutiones Oldenburgicae. I. n. 11. 12.

Noch ähnliche Weise und christliche Einrichtungen sind von ihm ausgegangen.

An den jungen Grafen Anton Heinrich knüpfen sich die Geschicke seines Ländchens. Im J. 1619 war sein Vater verstorben: von dem jungen Grafen sollte es bei eingetretener Majorität entschieden werden, ob eine schon mehrmals mit Oldenburg versuchte Erbtheilung zu Stande käme. Er mag daher von seiner Mutter mit großer mütterlicher Sorge entlassen worden seyn. Aber das Ausland mußte er nach der Fürstensitte jener Zeit kennen lernen, und so tritt er 1622 seine Reise an, deren nächstes Ziel Straßburg ist. Von hier sollte er sich nach dem vor den Kriegsjahren noch immer blühenden Tübinger Pädagogium begeben, und dort eine Zeit lang „der frischen Luft willen" aufhalten, dann aber von dort nach seinem letzten Reiseziel, nach Italien aufbrechen.

Er war damals der äußeren Erscheinung nach ein stattlicher junger Herr von „heroischem Aussehen." Er muß aber auch von Haus aus ein ernstlich fromm gesinnter junger Mann gewesen seyn, indem für seine Frömmigkeit noch andere Zeugnisse angeführt werden, als die obligaten des fleißigen Kirch- und Abendmahlbesuchs. Es heißt, daß er auch die Lektüre der h. Schrift auf solche Stunden verwendet habe, die eigentlich seinen Repetitionen und Exercitien gewidmet waren. Seiner Schriftlektüre pflegte er das Gebet voranzuschicken: „Ewiger Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, verleih mir dein Gnad und h. Geist, daß ich die h. Schrift andächtig und nützlich lese, auch wohl und fleißig betrachte, daß ich meinen Erlöser und Seligmacher sammt seiner Gnade und Trost darinnen finden und das ewige Leben haben möge. Solches verleih mir um Deines lieben Sohnes willen in Kraft des h. Geistes." Das damals von vornehmeren Laien viel gebrauchte und auch von Herzog August von Braunschweig, seinem mütterlichen Großvater, hochgehaltene deutsche Bibelwerk von Daniel Cramer mit seinen Erklärungen und Nutzanwendungen hat er mehrmals durchgelesen. Er hatte dadurch eine solche Kenntniß der h. Schrift erlangt, daß er alle irrige Lehre aus der Schrift zu widerlegen wußte und auf seinem späteren Sterbelager ihm kein Trostspruch vorgehalten werden konnte, mit dem er nicht schon bekannt gewesen wäre. Nicht nur Morgens und Abends verrichtete er meist knieend seine Gebete für seine Anverwandten, auch seine zukünftigen Unterthanen, gemäß der

damals noch hie und da üblichen Sitte betete er auch bei jedem Anschlag der Betglocke das Gebetlein: „Verleih' uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten. Es ist doch ja kein Anderer nicht, der für uns könnte streiten, denn Du unser Gott alleine. Gieb unserm Kaiser, Fürsten und Obrigkeit Frieden und gut Regiment, daß wir unter ihnen ein ruhiges Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit." — Von den sittlichen Lastern der Jugend- und Standesgenossen hielt er sich nach dem Zeugniß seines Leichenredners fern: „Gegen Ihres Gleichen haben J. G. sich freundlich, friedfertig und verträglich, gegen geringere Standespersonen gnädig und liebreich, gegen die Dürftigen mitleidig erwiesen. J. G. sind auch züchtigen und keuschen Herzens gewesen, welches ärgerliche Sachen nicht ohne besondere Betrübung hören noch leiden können, sondern ob aller leichtfertigen Ueppigkeit ein großes Mißfallen getragen. Dem Zu- und Volltrinken sind J. G. so feind und abhold gewesen, daß Sie dem Trunk ergebene Personen um sich nicht erdulden mögen, sondern vielmalen mit Verwunderung gesagt, Sie könnten nicht sehen, was hinter dieser bestialischen Wollust für eine schändliche nichtige Freude stecken möge. J. G. haben auch gehabt einen wahrhaften Mund, Deren Wort waren: „Ja, ja," „Nein, nein." Also daß ein einiger Fluch von Ihnen nicht gehört, haben auch an den Orten, da Gott gelästert worden, nicht bleiben wollen, sondern besorgt, Sie möchten von Gott dem gerechten Richter mit den Gottlosen gestraft werden. Allen Schmeichlern seind J. G. von Herzen abhold gewesen, haben hergegen wahrhafte, aufrichtige, redliche und getreue Leute geliebt und geehrt. Der Welt Herrlichkeit haben J. G. für eine Vanität gehalten und mehrfältig gesagt, Sie finden in Allem, was die Welt hoch und werth schätzt, nichts, das Sie erfreue."

Im August des J. 1623 schickte er sich zu seiner weitern Reise an und — nach der Gewohnheit der Zeit, für jedes größere Beginnen, wie namentlich eine Reise, nicht bloß im Gebet, sondern auch im Sakrament eine Stärkung zu suchen — beging er das h. Abendmahl einige Tage vor seiner Reise. Nach Empfang der Absolution schrieb er selbst dies Gebet in sein Gebetbuch: „O allmächtiger, barmherziger, gnädiger Gott und Vater, ich sage Dir von Grund meines Herzens Lob, Ehre und Dank für diese große

Gnade und Wohlthat, die Du mir jetzt erzeigt, indem Du mich armen Sünder abermal zu Gnaden angenommen, durch die h. Absolution allgemeine Sünd mir vergeben, auch das ewige Leben um Deines lieben Sohnes willen wiederumb aufs Neue versprochen und zugesagt. Ich bitte Dich herziglich, Du wollest mich in solcher Gnad allezeit väterlich erhalten und den h. Geist verleihen, daß ich diese jetzt empfangene, gnadenreiche Vergebung festiglich glaube und mich derselben nicht allein jetzt, sondern auch hinfort und alle Zeit in meinem ganzen Leben annehmen und in aller Anfechtung und Widerwärtigkeit trösten möge; verleihe auch, daß ich der Sünde je länger je feinder werde, mich darfür fleißig hüte und meinem Fleisch nicht mehr den Willen lasse zu sündigen, sondern daß ich demselben durch ein stark gläubig Gebet widerstehen und mein ganzes Leben nach seinem Willen darstellen und führen möge; wenn ich darin zu schwach bin, wie ich Dir denn meine große Schwachheit mit tiefem Seufzer noch immerdar bekenne, so wollest Du durch dein kräftiges Wort und heiligen Geist mir beistehen und mir überwinden helfen, alles um und durch Deinen lieben Sohn, meinen Herrn und Heiland willen. Amen." —

Nach Gottes Rath sollte jedoch dieses Abendmahl zu einer andern Reise eine Stärkung seyn als zu der nach Italien. Schon als er aus dem Vaterhause auszog, hatte es seiner Mutter geahnet, daß er dahin nicht wieder zurückkehren würde. Am 19. Aug., am Tage nach dem Sakramente, wurde er aufs Krankenlager geworfen und ging von da an auf höchst erbauliche Weise seinem Ende entgegen. Niemals zeigte er während seiner Krankheit Ungeduld. Als er gefragt wurde, ob er männiglich verziehen, antwortete er: „Ja, ich habe Alles dem höchsten Richter zu dirigiren anheimgestellt: Was mir Unrechtes widerfahren, dafür wird Gott Rächer seyn, was ich Unrechtes gethan wird er wieder gut machen." Seinem Mentor ist er vor seinem Ende um den Hals gefallen und hat ihm für allen angewandten Fleiß gedankt und ein Mal über das andere Mal hat er ausgerufen: „Ach, Herr Jesu, komme bald!" Darauf ist er am 1. September sanft entschlafen.

Quelle: Leichenrede von Theodor Thummius. 1623.

Adelige und Staatsmänner.

I. Holger Rosenkrands, dänischer Reichsrath.

(Geb. 1574, gest. 1642.)

Von Wittenberg aus hatte durch Bugenhagen die dänische Kirche ihre erste Organisation empfangen, mit Wittenberg war sie in stetem Zusammenhange geblieben, jährlich sandte König Christian ein Geschenk von 150 Gulden dorthin, zur Vertheilung unter Luther, Melanchthon und Bugenhagen; obwohl durch Bugenhagen auch die Kopenhagener Universität ihre neue Organisation empfangen hatte, so blieb doch Wittenberg für die dänische Jugend die eigentliche Hochschule. Wie in ihren Anfängen, so blieb auch in ihrem weiteren Fortgange die dänische Kirche an die deutsche geknüpft und die Entwickelungsphasen dieser wiederholten sich in jener. Wie in Wittenberg der calvinisirende Philippismus Luthern verdrängt hatte, so erhob sich derselbe unter dem Einflusse des hochbegabten Hemmingsen noch mächtiger in Dänemark. Hatte aber auch Friedrich II. die Concordienformel abgelehnt, so war doch auch er nicht gemeint, den lutherischen Typus seiner Kirche von dem calvinischen verdrängen zu lassen. Hemmingsen erhielt den Abschied, und mit zunehmender Strenge erging — bis zur Todesstrafe — das Gericht über die immer neu wieder auftauchenden Calvinisten. „Der Bischof von Fünen (Knudson), so meldet Nic. Peträus, Bischof von Ratzeburg im J. 1616 an Meisner in Wittenberg, hatte neulich einige Geistliche seiner Provinz durch Briefe ermahnt, den Calvin und Paräum zu lesen. Als er in öffentlicher Gerichts-Sitzung in Gegenwart des Königs und der Bischöfe überführt worden, wurde er, trotz seiner Ausflüchte von den weltlichen Richtern zum Tode verurtheilt. Der König erkannte zwar das Urtheil für gerecht, begnadigte ihn indeß mit dem Leben.“ Unter den Bischöfen von Seeland, Resen (1615—1638) und Brochmand (1638—1652) wird der Sieg

der lutherischen Lehre befestigt. Was die theologischen und kirchlichen Zustände betrifft, so fehlt es zunächst an Bewegung — nicht so sehr, wie gemeint wird, in Folge des Ausschlusses der Concordienformel, als wegen des untergeordneten Culturzustandes und weil die Hand des Königs, dem 1660 das Königsgesetz ausdrücklich das unumschränkte Supremat in der Kirche ertheilt hatte, allmächtig jede aufkeimende Bewegung niederhält. Unter der Geistlichkeit herrscht noch eine größere Rohheit als in Deutschland, auf den Synoden werden sie in Masse der Trunksucht, Hurerei und Rauferei angeklagt. Ein glaubenswarmes Lutherthum gewinnt jedoch in den Kreisen des trefflichen Brochmand Eingang. In der zweiten Hälfte des Jahrh. treten immer häufiger, wiewohl unter den stärksten Anfechtungen, einzelne Lebenszeugen auf, unter Christian VI. (st. 1741) kommt auch in Dänemark der Pietismus zur Herrschaft. So spiegeln sich von Anfang an die Bewegungen der deutschen Kirche in der dänischen wieder.

Der Staatsmann, welchen wir hier vorführen, gehört der Zeit Brochmands an, der schönsten Periode der dänischen Kirche in diesem Jahrhundert.

Holger Rosenkrands, aus einer sehr wohlhabenden und ansehnlichen adligen Familie entsprossen, wurde 1574 auf Rosenholm, dem Landsitze der Familie, geboren. Von dem nachmalich berühmten Theologen Dr. Dan. Cramer als Mentor begleitet, bezog er im 16. Jahre die Universität Rostock, wo er sich vorzüglich den Studien des Hebräischen und der Naturkunde widmete, und begab sich von dort in Begleitung seines Mentors nach anderthalbjährigen Studien nach Wittenberg. Obwohl auf das Studium der philosophischen Disciplinen und der Jurisprudenz angewiesen, widmete er hier den größten Theil seiner Zeit der h. Schrift und der Theologie. Es fiel diese seine Studienzeit in die Periode, wo, nach abermaliger Dämpfung des Krypto-Calvinismus die lutherische Lehre aufs Neue in Wittenberg eingeführt war, und strenge rechtgläubige Männer, Hunnius und Hutter, die Katheder inne hatten. Im J. 1595 in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er vom König Christian IV. in der Kanzlei und zu politischen Gesandtschaften verwendet und 1617 zum Reichsrath ernannt. Schon in dieser Zeit widmet er sich, so viel es ihm vergönnt ist, den Studien und sammelt auf seinem Rittersitze eine berühmt gewordene vortreffliche Bibliothek. Vor-

züglich gehen seine Studien auch hier auf die heilige Schrift und die Theologie. Diese seine theologischen Einsichten, mit dem Ernste der Frömmigkeit verbunden, waren seit dem Anfange des Jahrh. der Gegenstand der Bewunderung bei den Notabilitäten der deutschen Theologen. Er steht in Correspondenz mit Helvicus in Gießen, Dietrich in Ulm, Lubinus in Rostock, B. Meisner in Wittenberg u. a. Es geht aus einem Briefe des letzteren hervor, daß der mit dem Kreise der frömmeren Orthodoxen nah befreundete Dan. Cramer bei mehreren dieser Bekanntschaften die Mittelsperson gewesen war. Sie gehören sämmtlich zu den Theologen, welchen die praktischen Interessen der Kirche nicht gleichgültig sind. Vernehmen wir, wie der eine von ihnen, Lubinus, sich über die Nothwendigkeit einer mehr biblischen Lehrform äußert: „Schon längst mißfällt mir jene in Kirchen und Schulen gangbar gewordene Lehrform, nach welcher menschliche und götttliche Weisheit auf die traurigste Weise durcheinander gemischt werden. Sie wird durch menschliche Weisheit und Rhetorik verunreinigt, während die reinere Lehrform alles zurückweist, womit die Weisheit dieser Welt sie ausstaffiren will. Wer sieht nicht, daß diese gangbare Lehrform mehr von der Philosophie und der menschlichen Weisheit, die Christum nicht kennt, ausgegangen ist, als vom Geiste Gottes im Worte Gottes. Wie verschieden ist die Lehrweise, deren sich Paulus bedient hat, als er zu den Corinthern kam — nicht mit Worten menschlicher Weisheit, und nichts bei ihnen wissen wollte, als Jesum Christum den Gekreuzigten." Die große Verehrung, welche diese Männer für den dänischen Staatsmann hegen, drückt sich unter andern in den Worten Meisners aus (1613): „Schon allein deine so tiefe Kenntniß der Religion erweckt unsre Bewunderung, sie ist so groß, daß du darin keinem der Theologen unsers Jahrhunderts nachstehst. Dies zu sagen diktirt mir nicht die Schmeichelei, sondern es ist die Wahrheit, die ich nicht unterdrücken kann und nicht unterdrücken will, die mir gebietet, dies auszusprechen."

Schon von seinen Jünglingsjahren an ist es das Interesse an dem praktischen Christenthum, welches Rosenkrands bei seinen theologischen Studien vor Augen hat, und gewiß hat er von seinem Mentor Dan. Cramer, einem, wenn auch dogmatisch ängstlichen — selbst an Arndt fand er, wie wir sahen, Verdächtiges — doch frommen Theologen, dabei manche Aufmunterung erfahren. Den stärksten Antrieb scheint

er indeß, wie Unzählige jener Zeit, Arndts wahrem Christenthum zu verdanken, von welchem im J. 1605 das erste Buch erschienen war, und, wie wir erfahren, auch im Norden Verbreitung gefunden hatte. Von dem begeisterten Verehrer Arndts, Melchior Breler, dem Leibarzt Herzog Augusts in Braunschweig, mit welchem Rosenkrands auf einer Gesandtschaft nach Bremen zusammengetroffen, wird ihm daher auch die 1621 von Breler unter dem Titel: Mysterium iniquitatis pseudoevangelicae herausgegebene Apologie Arndts ehrfurchtsvoll gewidmet. Doch steht Rosenkrands damals noch unter dem Einfluß der strengeren Orthodoxie, zu welcher er in Cramers Schule erzogen worden. Mit den orthodoxen Theologen der Zeit findet er daher an Arndts Schriften mehreres auszusetzen, und verwirft besonders auch den leidenschaftlichen Eifer, mit welchem Breler wider die Gegner Arndts aufgetreten war. Er schreibt hierüber an Jac. Werenberg in Hamburg (1623): „Seitdem ich in meinem Herzen inne zu werden angefangen, was der Mund Gottes mir selbst zu verstehen gegeben, hat es mich aufs schmerzlichste berührt, daß nur in Wortgezänk dasjenige verhandelt wird, was, wie eigentlich alle anerkennen, in der That und Wahrheit, in allen Stunden und Augenblicken von uns gethan werden sollte, daß, sage ich, nur Wirbelwinde über menschliche Worte aufgeregt werden, während das, was im Innern des Herzens gefühlt und in Wort und Wahrheit gehalten werden soll, nach den gesunden und heilsamen Aussprüchen Gottes selbst und unsres Heilandes Jesu Christi, in denen auch allein die Kraft des ewigen Lebens ruht, nur so selten und so lau vorgebracht wird. Daher man sich denn auch gar nicht wundern kann, daß die Erkenntniß der Wahrheit und der Gottseligkeit am Ende fast ganz aus dem Herzen verschwindet. Als ich dieses und Aehnliches vor etwa drei Jahren auf meiner Rückkehr von der Gesandtschaft in Holstein gegen Melch. Breler äußerte, mit dem ich unterwegs zusammentraf, einem jungen Mann, der soeben noch in dem ersten Feuer der Frömmigkeit und der Studien stand, von braven Männern mir empfohlen war und mir in frommer und bescheidener Rede diese Gesinnung zu bestätigen schien, so wurde dadurch, wie ich glaube, veranlaßt, daß, als er etwa ein Jahr darauf, eine Apologie für Arndt zu schreiben unternommen — die indeß in mehrfacher Hinsicht in der Frömmigkeit nicht lauter und weit über das Maß stachlich

und bitter — dieser Mann glaubte dadurch, daß er mir dieselbe widmete, sich mir empfehlen zu können. Obwohl ich nun den seligen Arndt wegen seines Eifers für die Frömmigkeit immer sehr geliebt habe, und mich es immer schmerzte, daß seine Schriften, in soweit sie die Sprache Gottes reden, ihres gebührenden Lobes beraubt wurden, so habe ich doch schon früher bemerkt, daß er manche Worte und Ausdrucksweisen, welche wohl auch sonst von Alten und einigen Neuern gebraucht worden, weil er sie für geeignet gehalten, die Frömmigkeit desto ernstlicher einzuschärfen, auf unüberlegte Weise sich angeeignet hat.. Daß aber Breler, weil einige in übler Gesinnung die Bemühungen jenes seligen Mannes um das Haus Gottes unbilligerweise herabgesetzt und verkleinert, alle diejenigen, welche unter Anführung unsers Luther aus dem Babylon des Antichrists ausgegangen und nicht gerade ganz dieselbe Sprache mit Arndt reden, allesamt, kaum mit etlichen Ausnahmen, mit gehässiger Rede behandelt und verlästert, das habe ich, als ich es wahrnahm, so übel empfunden, daß ich es bis heutigen Tages nicht vermocht habe, obwohl er mir seitdem öfter geschrieben, ihm irgend ein Wort zu erwiedern."

Die Periode der dänischen Kirche, in welche die amtliche Thätigkeit von Rosenkrands als Reichsrath fällt, war, wie bereits angedeutet, eine für dieselbe erfreuliche. Christian IV., Dänemarks größter König, in sinnlicher Ausschweifung freilich ein Ludwig XIV., war dennoch wie dieser auch ein Freund der Kirche und Geistlichkeit. Selbst Schuppe, der sonst nicht schmeichelt, nimmt keinen Anstand, ihm den Namen des „dänischen Josaphats" zu spenden. Emst, Professor in Sorö, bezeugt von ihm: „Das Wort Gottes war ihm so theuer, daß er es nicht bloß zu seinem beständigen Begleiter machte, sondern auch zu seinem Rathgeber. Ich selbst, so oft ich zu ihm kam, daheim wie auf Reisen, fand stets die Bibel auf seinem Tische."

Die Leitung der dänischen Reichs- und Kirchenangelegenheiten war in die Hände eines mit Rosenkrands nahe befreundeten biederen Mannes gelegt, des Canzlers Friis, und an der Spitze der Kirche standen nacheinander die beiden um das Wohl derselben ernstlich bemühten Bischöfe Resenius und Brochmand. Mit diesen Männern vereint vermochte Rosenkrands manches der Kirche Heilsame in's Werk zu setzen. So ging von ihm im J. 1623 die Berufung Gerhard's zum Professor an der neu errichteten Universität Sorö aus. Folgende

Worte seines Antragsschreibens an den großen jenaischen Theologen lassen erkennen, worauf bei dieser Berufung sein Sinn hinging: „Der Ruf von deiner aufrichtigen und innigen Frömmigkeit, welcher bis hieher gedrungen, hat bewürkt, daß ich im Interesse des öffentlichen Wohls diese Verhandlung mit dir anknüpfe. Schon seit mehreren Jahren ist unser Dänemark durch die Früchte deiner frommen Arbeiten, welche, fern von dem streitsüchtigen Geiste dieses Jahrhunderts und den unfruchtbaren Controversen, die fortdauernd dem Hause Gottes so unendlichen Schaden bringen, ohne Beimischung des Geistes der Bitterkeit, das wahrhaft christliche Leben athmen, beglückt worden. Und zwar so sehr, daß nicht nur alle Guten dich als einen Mann Gottes lieben, sondern auch die Großen des Reiches deine vor allen andern hochstehenden Männern Deutschlands dir von Gott geschenkten Gaben, deine Seelenruhe und deine Treue der Pflichterfüllung anerkannt haben." Eine besonders wichtige Frucht seiner Amtswürksamkeit war die von ihm, im Verein mit jenen seinen Freunden, abgefaßte und nach seinem Rücktritt 1629 veröffentlichte „Königl. Verordnung über das Kirchenamt, das Verfahren gegen die Unbußfertigen und andre geistliche Dinge." Wir finden hier eine ernstgemeinte Grundlegung zu einer strengeren Kirchendisciplin; auch die Laienmitwürkung wird hier erfordert. „Trotz der gethanen Fürsorge, Gottesfurcht und Zucht zu befestigen, heißt es in dem begleitenden Mandat, hat dies doch so wenig gefruchtet, daß man allhier bei dem in diesem Lande so hell und reichlich angezündeten Licht des Evangeliums fast unachtsamer, ärgerlicher und gottloser gelebt, als in den Gegenden, wo des gütigen Gottes Weg und Wille nicht so deutlich offenbar sind — größtentheils darum, weil sie in dem Wahn begriffen, es bestünde der Gottesdienst bloß im äußern Kirchengehen, Sakrament, Singen, Beten." So sei nun mit Zuziehung des Reichsrathes beschlossen worden, die Kirchenzucht in Gang zu bringen. Es sollen die Bischöfe und Priester, jeder in seinem Kirchspiel etliche der gottesfürchtigsten, eifrigsten Kirchspielleute aussuchen als Beistände zur Erhaltung christlichen Wandels und Zucht. Wo es diensam, sollen die Kirchgeschwornen und Armenvorsteher dazu gesetzt werden, oder an ihre Stelle andre der Gottesfürchtigsten, u. s. f. Auch später ergehen unter diesem Könige ähnliche Mandate — an die Bischöfe 1638: „Wir

haben den betrübten Zustand der evangelischen Gemeinde Gottes dieser Zeit in Betrachtung gezogen und desselben Zulassung als eine wohlverdiente Strafe des Allerhöchsten angesehn, bevorab daß ein großer Theil der Geistlichen . . . ihr Amt als ein weltliches Gewerbe gebrauchen, aus welchem sie sich ernähren sollen, nicht aber Tag und Nacht seufzen und die Ehre Gottes zu befördern trachten, noch mit ihrem gottseligen Beispiel, sanftmüthigen Betragen, Hausbesuchen, heiligen Wandel und tröstlicher Ermahnung ihre Zuhörer zu bessern, und von dem sichern Wesen dieser Welt zur wahren Sinnesänderung zu ziehen trachten."

Je mehr ihm durch seine Stellung Gelegenheit gegeben war, auch für die Kirche zu würken, desto mehr war es zu bedauern, daß er nach zehnjähriger Verwaltung seines Amtes als Reichsrath sich 1627 bewogen fühlte, die Dimission von diesem Amte zu begehren. Nicht weise erscheint der Rath, welchen ihm sein Freund, der vortreffliche Brochmand, selbst hierin gegeben (1625): „Mögest du niemals das Gelübde vergessen, das du deinem Gotte gegeben und den traurigen Zustand der Kirche dir vor Augen stellen: so wirst du mit Hintansetzung aller andern Sorgen und Beschäftigungen, welche es auch seyn können, dich gänzlich frei machen können für die Förderung des Werkes deines Gottes und Herrn. Zu welcher Stunde Gott uns aus diesem Leben rufen und vor seinen Richterstuhl ziehen will, ist für uns eine ganz ungewisse Sache, darum gebührt es sich denn, das uns anvertraute Talent so auf Wucher zu legen, daß Gott niemals die uns erwiesene Gnade und wir niemals das Geschenk derselben zu bereuen haben. Dies Leben ist kurz, flüchtig und gebrechlich alle seine Güter, nur der Schatz bleibt ewig, welcher für die niedergelegt ist, die Jesu Christo dienen wollen. Was hindert dich daher, vortrefflicher Mann, der Welt, ihren Sorgen und Beschäftigungen zu entsagen, um von den Sorgen dieser Welt frei allein deinem Jesu zu folgen? Denke daran, wie ernstlich du wünschtest, daß deine Seele aus der Werkstätte dieses Leibes heraus endlich deinem Jesus übergeben werde; überlege ernstlich, wie sehr du danach verlangst, daß dein Leib endlich auferstehn möge, zu der Herrlichkeit seines Leibes verklärt, wie gern du ganz und gar der seinige seyn möchtest, damit du an jenem Gerichtstage, wo die Welt und was in der Welt ist dich verlassen haben wird, von deinem Jesus den Zuruf vernähmest: Ei du lieber und getreuer Knecht

Rosenkrands, deine Treue im Kleinen habe ich wohl bemerkt, ich will dich über viel setzen, gehe ein in deines Gottes Ruhe. Dies, lieber Rosenkrands, muß die beständige Speise deines Herzens seyn, dies mußt du beständig im Sinn tragen. Meine ja nicht, daß das, was den weltlichen Beschäftigungen an Zeit entzogen und den religiösen zugewendet wird, deinen Familienangelegenheiten zum Nachtheil gereichen werde: der Herr ist dein Hirte."

Der treue Bischof hatte sich damals überhaupt einem hoffnungslosen Schmerz über die kirchlichen Zustände hingegeben. „Meiner Pflicht, die öffentlichen Litaneien zu befördern, bin ich bisher nachgekommen und werde es noch späterhin. Ich hasse die Welt und, von ganzem Herzen ihrer Eitelkeiten und meines eignen Elends überdrüssig, flehe ich zu Gott, von dem Leibe dieses Todes erlöst zu werden. Vergeblich kämpfst du, edler Rosenkrands, vergeblich ich, vergeblich andre, die Gottes Stellvertreter sind, mit der Welt, ihren Sinn zu ändern. Dahin ist es gekommen, daß alle Ermahnungen von der Welt mit taubem Ohre aufgenommen werden. Nur Gottes Strafe bleibt übrig und zwar nicht eine väterliche, sondern eine solche, die derjenigen wartet, welche Gott durch alle Mittel vergeblich zur Buße zu führen sucht. Ich glaube vorauszusehn, daß wenig daran fehlt, daß Gott uns sein Haus ganz öde lassen werde. Unsre Feinde nämlich, wie blind sie auch in Aberglauben sind, sind doch darin scharfsichtig, daß sie in Sack und Asche, in Fasten, Gebet und mancherlei in der That überflüssigen leiblichen Kasteiungen, ihren Schmerz, Gott beleidigt zu haben, kund thun, wir dagegen, denen das Licht des Wortes unsers Herrn so klar aufgegangen, schwelgen, treiben Unzucht und denken nur daran, Reichthümer zu häufen. Da ist keiner, der da seufze, der für das Haus Gottes zu Gott flehe, der sich demüthige für das Wohl unsers Königs, der unserm Gotte, welcher als ein brüllender Löwe zum Gericht gegen uns aufgestanden, Jesum Christum entgegenhalte. Nenne mir nur Einen, der aus Furcht vor Gott und den drohenden Strafen seinen Wandel bessre, seiner Schwelgerei und Unzucht absage, seine Untergebenen besser als bisher behandle und seinen Reichthum zum Besten der Armuth verwende. Was andres bleibt übrig, als daß, schneller als wir meinen, der Umsturz aller Reiche erfolgen werde. Was mich betrifft, obwohl ich der Sünder größter bin, will indeß doch nicht aufhören, meine und meines

Volkes Sünden zu beweinen, die Meinigen zur Buße zu vermahnen, und mit allem Ernst bei unsrer christlichen Obrigkeit darauf zu dringen, daß sobald als möglich öffentliche Gebete veranstaltet werden." Wie ehrwürdig auch diese priesterlichen Gefühle in der allgemeinen Verderbniß sind, so scheint doch das, was unter den obwaltenden Verhältnissen Kanzler Friis seinem Freunde ans Herz legt, eben um der bedrängten Lage der Kirche willen der bessre Rath. In einem Briefe vom 4. Nov. 1627 giebt er ihm zu bedenken: „Gott hat dich zur Obrigkeit berufen und bestellt, in welcher Stelle du auch der Kirche Gottes ausgezeichnete Dienste zu leisten vermagst. Wie man die Tapferkeit des braven Soldaten nicht erkennen kann, wenn er daheim bleibt, sondern in offener Feldschlacht im Angesicht des Feindes; so wird man auch des christlichen Streiters Muth und Standhaftigkeit daran prüfen, ob er dreist dem Angriff des Satans Widerstand leistet, anstatt sich ihm zu entziehn." Auch acht Mitglieder des Reichsraths, deren Verwendung beim König um seine Entlassung Rosenkrands begehrt hatte, antworten ihm, daß er „in diesen gefährlichen Zeiten, wo nicht bloß unser Vaterland Gefahr läuft, sondern auch die wahre Religion, er unserm Herrn und Gott keine größern Dienste thun könnte, als mit seinem guten Beirathe zu helfen." Ungeachtet jedoch auch der König die Bitte nur ungnädig aufgenommen hatte, blieb dennoch Rosenkrands bei seinem Entschlusse, und zog sich nach seinem Rosenholm zurück.

Hier in seiner literarischen Muße gab er sich nun zunächst der Erziehung seiner eignen Kinder hin, zugleich der Erziehung einer Anzahl junger Theologen, von denen mehrere hernachmals ansehnliche Aemter in der Kirche bekleidet; selbst eine Anzahl adliger junger Herrn wurden von ihren Eltern dem Manne anvertraut, dessen Gelehrsamkeit in nicht weniger hohem Rufe stand als seine Gottseligkeit. Es war eine gewisse asketische Richtung, welche Rosenkrands zum Ausscheiden aus seinem Amte bewogen hatte; daher war ihm auch in seine literarische Zurückgezogenheit ein gewisser Verdacht schwärmerischer Gelüste gefolgt. In der That suchte er nun durch allerlei kleine Traktate, wie z. B. eine Erklärung des Katechismus, zu würken, und gab dieselben nicht im Vaterlande in Druck, sondern in Deutschland und Holland, weshalb sein treuer Freund Friis nicht umhin konnte, die Warnung an ihn ergehen zu lassen (1632): „Es ist zu befürchten, daß wenn das Geringste gegen die in unsern Kirchen

herrschenden Lehrmeinungen sich darin aufspüren läßt, wenn dies herauskommt, unser oberster Bischof und die Fakultät nur zum geringsten Theile dir beistimmen wird, so daß ich dir zu bedenken gebe, welche öffentliche und private Unruhen daraus entstehen möchten." Worauf jedoch Rosenkrands erwiedern zu müssen glaubte: „Sollten die Theologen hier im Reich meine Bücher und Schriften strenger als andre ausländische richten und verurtheilen, so könnte sich treffen, daß sie etwas darin cassirten und lästerten, von dem ich durch das Wort des Mundes Gottes und seinen Geist versichert bin, daß es Wahrheit ist, die mir auch Gott selbst im Herzen versiegelt hat: so will ich den Kanzler und jeden rechtschaffnen Knecht Gottes urtheilen lassen, ob ich nicht ein offenbarer Verleugner Gottes seyn würde, der Gottes Gnade und Ruf schmählich unter die Füße tritt."

Die Richtung, welche er nun immer ernstlicher verfolgte, ging auf eine strenge asketische Zucht: nicht nur strengen Kirchgang und Hausandacht machte er sich zur Pflicht, auch bestimmte Almosen und Fasten. In einer damals erschienenen Schrift von Jens Dienesen: „Der wahre Weg zum ewigen Leben," fand er dieselbe Richtung wieder. Je größer in ihm dieser Ernst in „guten Werken" wurde, desto mehr fand er, daß die herrschende Lehrform der Rechtfertigungslehre diesen Werken zu wenige Bedeutung beilegte. Die protestantische Lehre von der angerechneten Gerechtigkeit will er nicht im Geringsten antasten, aber in einer nicht recht zur Klarheit gediehenen Lehrformel wünscht er, daß auch den Werken ein Antheil an der Rechtfertigung zukomme. Er spricht darüber seine Ansicht so aus: „Wenn ein Kind Gottes von dem Priester die Versicherung der Vergebung seiner Sünden erhalten, so daß es vollkommen in Gnade und Freundschaft mit seinem Gotte steht und sich darauf vor Gottes Angesicht stellt, das heilige Nachtmahl zu erhalten — da ist eines solchen Gotteskindes Glaube und Bekenntniß eine solche That, daß sie, wenn auch noch eine menschliche Schwachheit mitfolgt, vor Gottes Angesicht, um unsers Herrn willen, als rechtfertigend gilt. Ebenso wenn jemand, der durch Jesum Christum mit Gott in vollkommener Gnade und Freundschaft steht, mit möglichstem Fleiß und Andacht Gottes heiliges Wort liest, oder nach Gottes Gebot in den heiligen Ehestand tritt, oder seine Kinder taufen läßt, oder aus aufrichtigem Herzen eine Handlung der Barmherzigkeit an seinem bedrängten Nächsten übt — mögen auch noch einige sündige Verfehlungen daran hangen, so

werden diese doch durch Christi Verdienst bedeckt, und diese Handlungen, welche durch Gottes heiligen Geist in Gott gethan sind, werden von Gott als gerechte und rechtfertigende angenommen." Nachdem er diese Gedanken schon mehrfach privatim in Briefen und anonymen Abhandlungen bekannt gemacht, sprach er sie auch in der Vorrede zu dem 1636 in Aarhuus von ihm herausgegebenen Büchlein „Fürstenspiegel von Herzog Albrecht von Preußen" aus und erregte hiedurch, wie es ihm sein Freund, der Kanzler, vorausgesagt hatte, den Sturm der Theologen gegen sich. Der noch nicht lange nach Schleswig-Holstein berufene Generalsuperintendent Stephan Cloß, ein zelotischer Theologe, fiel über diese Vorrede her und klagte sie des Papismus, Socinianismus und Arminianismus an. Eine vom Könige der theologischen Fakultät zu Kopenhagen abverlangte Begutachtung sprach den Verfasser jener Vorrede von den schuldgegebenen Ketzereien frei, fand jedoch darin immer noch eine nicht unbedenkliche Abweichung von der kirchlichen Lehrform. Rosenkrands wurde nunmehr aufgefordert, eine genauere Erklärung abzugeben, welches in der ausführlichen Schrift geschah: Veritas viae vitae aeternae 1637, welche indeß von der Fakultät nicht geeignet befunden wurde, die erhobenen Bedenken zu widerlegen. — Aufs neue regten sich seine Gegner, nachdem 1640 sein Gönner, der Kanzler, mit Tode abgegangen, und ein Brief an denselben bekannt geworden war, worin er sich über seine eigenthümliche Lehrweise folgendermaßen äußerte: „Dessen kann jedes Gotteskind sich versichert halten: ist das nicht eine bloße Rührung, daß Jesu Verdienst in ihm arbeitet, würkt würklich Gott beides in ihm, Wollen und Vollbringen, so wird dies Alles vor Gottes Angesicht und Urtheil zusammengerechnet und jeder muß dies auch gemäß dem göttlichen Urtheil so hoch anschlagen als die Wunden und das Verdienst Jesu Christi vor Gottes Angesicht angeschlagen wird, kraft dessen allein ein Kind Gottes alles das ist, was es ist, alles lebt, was es lebt, und die Kraft und das Vermögen besitzt, die es besitzt." Diese Streitigkeit zog sich fort bis zum Tode des Mannes 1642.

Von seinen letzten Augenblicken berichtet uns ein Mann, welcher, aus Rosenkrands' Pflege und Unterweisung hervorgegangen, durch sein Verhalten in einer kritischen Lage selbst noch als ein Zeuge des Geistes, der von ihm ausging, angeführt werden kann. Ole Vind war von den Hofleuten wegen seiner strengen Strafpredigten beim

Könige verklagt worden. Der König forderte ihn vor und befahl dieselbe Predigt vor ihm zu halten, welche den Anstoß gegeben hatte. Er wurde in dem Maße befriedigt, daß sogleich die Ernennung des unerschrockenen Sittenpredigers zum Hofprediger erfolgte. Diese königliche Gnadenbeweisung glaubte Vind jedoch aus folgenden Gründen ablehnen zu müssen: weil er die Bedürfnisse des Hofes nicht kenne, weil er eine Calotte trage, und — weil er die Wahrheit sage. Von dem Könige aber wurde ihm eine eben so lakonische Antwort: „was das erstere anlange, so sei es nicht nöthig, was das andere, so möge er dreie tragen, was das dritte, so sei er gerade ein solcher Mann, welchen er suche." Eben dieser biedere Mann der Wahrheit ist es nun, welcher vom Ende seines Freundes und Wohlthäters dieses berichtet: „Unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott, sagte er, doch ist es schon offenbar und wird immer mehr offenbar werden, denn ob es wohl ein schwaches Werk bei uns war, so war doch Gottes Kraft mächtig in unserer Schwachheit." Als der Prediger ihn ermahnte, so eifrig mit Gott im Gebet zu streiten, wie Jakob, antwortete er: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, habe den Glauben und ein gut Gewissen behalten. Nun finde ich, daß Er sich hart hält, aber ich lasse ihn nicht los, denn er hält stets treu in Liebe, auch wenn wir untreu werden." Als Vind ihm das Wort Ezechiels vorhielt, daß Gott nicht den Tod des Sünders will, antwortete der Sterbende: „Ja, und auch nicht derer, die da sterben." Darauf nahm er das Sakrament im Kreise seiner Lieben, nahm Abschied von ihnen allen und starb mit dem Seufzer: „Komm Jesu, komm, in Gnade und Barmherzigkeit." — Schon bei seinen Lebenszeiten hatte er seiner zahlreichen Nachkommenschaft ungeachtet, bedeutende Legate ausgesetzt, 2500 Thlr. Reisestipendium für einen Theologen, 1000 Thlr. für das Gymnasium in Odensee, 1000 Thlr. für die Aarhusischen Schulen, 300 Thlr. für die Svendburger Schulen u. s. w.

Hauptquellen: Pontoppidan, Dänische Kirchenhistorie III, S. 803, IV, S. 279. 328. — Dänische Bibliothek, Th. II. u. III. — Helweg, Den danske kirkes Historie 1851. I, nach zum Theil ungedruckten Quellen.

II. Leonhard von Kottwitz.

(Geb. 1575, gest. 1630.)

Dieser gottselige schlesische Edelmann würde der Welt wohl unbekannt geblieben seyn, wäre er nicht Patron des geistlichen Sängers Heermann gewesen, durch welchen ihm ein dankbares Gedächtniß gestiftet worden.

Schon von der Zeit vor der Reformation her herrschte in dem Kottwitzischen Hause lebendige Frömmigkeit. Georg I., bereits vor der Reformation Hussit, fiel sofort der lutherischen Lehre zu, als sie in Schlesien sich verbreitete. Georg II., Vater Leonhards, hatte sich die reichsten Verdienste um die Kirche von Köben erworben, „für einen rechtschaffnen und treuen Prediger, äußerte er einst, sei er im Stande, ein Stück seines Landguts in die Schanze zu schlagen.“ In diese Fußtapfen trat Leonhard von Kottwitz. Neunzehn Jahr ist Heermann sein Beichtvater gewesen; auf ein Zeugniß aus dem Munde eines solchen Mannes und nach so langem Verkehr ist Verlaß. So kann es denn auch keine bloße Phrase seyn, wenn er von ihm aussagt: „Ach wie herzlich hat er das reine Wort Gottes geliebt, mit was reiner und feuriger Andacht hat er nicht allein den lieblichen Trost des Evangelii, sondern auch die scharfen Gesetze und Bußpredigten gehört, auch oftmals mit solcher Inbrünstigkeit, daß ihm die Thränen zu den Augen herausgeflossen sind. Seines gleichen in der Andacht mag man ja finden, aber daran zweifle ich und ihrer viele mit mir, ob ihn jemand mit Andacht übertreffen möge. Ach, wie demüthig bog er die Kniee seines Herzens und Leibes, so oft er die Absolution suchte, mit thränenfließenden Augen bekannte er Gott seine Sünde und bat Gnade mit solchem Ernst, daß mir selbst meine Augen öfters darüber voll heißer Zähren gestanden.“ Seinem Gott und seinem Kaiser war er in Treue zugethan und sprach oftmals: „Meinem frommen Gott und meinem allergnädigsten Kaiser und Herrn will ich treu bleiben, weil ich lebe, und einem jeden geben, was sein ist, und was ihm gebührt.“

Umgeben von Anhängern des calvinisirenden Philippismus hielt er am lutherischen Bekenntniß fest und sprach seinen Glauben in den Worten aus:

Textus non fallit, multos speciosa fefellit
Glossa, Dei verbo nitere, tutus eris.

Für seine Kirche hatte er selbst eine treffliche Kirchenordnung entworfen, welche vom Liegnitzischen Consistorium die Bestätigung erhielt. Als Gutsherr hielt er unter seinen Unterthanen auf christliche Zucht und unterstützte hierin seinen Pfarrer, unter seiner Dienerschaft hat er niemals weder Fluchen noch Lästerworte geduldet. Doch regierte er nicht bloß durch das Gesetz und mit der Ruthe. Seine Diener und Untergebenen unterstützte er nach bestem Vermögen und hielt sie als seine Kinder. Leutselig, sanftmüthig und friedfertig war er gegen jedermann. „Nicht eine Ader, nicht ein einziger Blutstropfen war in seinem Leibe, der zu Zank, Widerwillen und Rachgier Lust getragen. Nichts hat ihn entrüsten können.“ In der Gottseligkeit ging er aber auch seiner Gemeinde mit seinem Vorbilde voran. Er versäumte kein Frühgebet und selbst wenn er Sonnabends erst spät von der Reise zurückgekommen, fand man ihn doch Sonntags beim Gottesdienste. Er hielt täglichen Hausgottesdienst mit Lesen, Beten und Singen, selbst auf seinen Reisen hörte man ihn in seinem Reisewagen Loblieder anstimmen. — Zwischen ihm und seinem Seelsorger bestand das innigste Verhältniß. „Wo soll ich Worte finden, ruft Heermann aus, mit welchen ich die standhaftige Liebe, die aufrichtige Treue und die vielfältigen Wohlthaten, die du mir und den Meinen, o du seliges Herz, so reichlich erwiesen hast, rühmen könne? Als einen Engel Gottes hast du mich Unwürdigen geehret und gehöret, und wenn's möglich gewesen, du hättest mit den Galatern deine Augen ausgerissen und sie mir gegeben. Mein Schmerz war dein Schmerz, mein Kummer war dein Kummer.“ Als einst Heermann über die drohenden Religionsverfolgungen seine Bekümmerniß dem theuren Patron ausschüttete, beruhigte ihn dieser mit den Worten: „Er solle nur getrost seyn, und wenn er in der Welt nur ein Räumlein hätte als einen Tisch groß, so solle Heermann eine Stelle daran haben, sie wollten zusammen leben und sterben.“ — Die Frömmigkeit des Mannes hatte einen ernsten Charakter. Das Vertrauen auf seine Rechtfertigung aus Gnaden ging bei ihm Hand in Hand mit dem ernsten Gedanken an Tod und Rechenschaft. Hie und da begegnen wir dieser auf Tod und Sterben gerichteten Frömmigkeit bei gottesfürchtigen Männern des 16. Jahrh., dann auch im 17. z. B. bei der Königsberger Dichterschule (s. Dach), in dem „Orden des Todtenkopfes,“ welchen während der Pest 1652 der Herzog von Oels stiftete, „zum

steten Andenken an die allgemeine Sterbensnothwendigkeit und Erweckung adliger und ritterlicher Tugenden."*) Was Heermann an einen Freund schreibt: „Wer seines Abschieds aus der Welt zu aller Zeit eingedenk ist, der stirbt nicht, wenn er stirbt," das hatte auch Kottwitz in sein Handbüchlein als Gedenkspruch gezeichnet: „Wer stirbt, ehe er stirbt, der stirbt nicht, wenn er stirbt," und Heermann bezeugt von ihm: „Sein ganzes Leben war eine tägliche Buße." Auch hatte er sich über dritthalb hundert schöne deutsche und lateinische Sterbesprüche aus der heiligen Schrift, aus den Vätern und andern Schriftstellern mit eigner Hand abgeschrieben.

Im Januar 1630 überfiel ihn auf einer Reise in Glogau ein Fieber und er eilte nach Hause. Als sein Lebensende nahte, ließ er sich Sterbekleider bringen, und als sein Amtmann ihm ein noch langes Leben wünschte, erwiederte der Kranke: „Ach bittet ja nicht, daß ich länger lebe. Je länger ich lebe, je mehr ich gequält werde. Gerne, gerne will ich sterben. Die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden." Segnend legte er seinem ältesten Sohne die Geschwister an's Herz und empfahl ihm die Diener der Kirche. Als der Sohn dabei tief seufzte, sprach der Vater: „Ja, lieber Sohn, warum erseufzest du, mir ist gar wohl, ich fürchte mich auch gar nicht vor dem Tode. Herzlich gern will ich sterben. Es ist ja einer recht glückselig, wenn er bei den lieben Seinen im Stüblein stirbt." Als er seinen Hut sah, den er erst vor zwei Jahren hatte machen lassen, auf dem lateinisch die Worte standen: „Heute mußt du sterben," setzte er ihn auf. Auch seinen Trauring ließ er sich reichen, auf welchem das „Memento mori" stand. „Mit solchen Gedanken, sprach er, bin ich nunmehr ein und dreißig Jahre umgegangen." Er reichte Heermann ein Täflein, auf dem ein Todtenkopf und Sarg gemalt war, mit dem Wunsche, ihm einen Sterbespruch zu schreiben, worauf dieser antwortete: „Wo kann ich mehr finden, das wir nicht allbereit aus Ew. Gestrengen Munde mit Verwundrung gehört? Der heilige Geist hat solche Todeserinnerung und die schönsten Trostsprüchlein wider des Todes Bitterkeit schon längst auf das Täflein Ihres Herzens geschrieben. Ihre Sterbegedanken sind mir und jedermann von vielen Jahren her bewußt." „Ja, antwortete der Ster-

*) Kahlert, Angelus Silesius, 1853. S. 12.

bende, dies muß man nicht bis auf die Letzt sparen, sonst macht sich der Mensch den Tod selber schwer. Ich bin täglich gestorben, darum sterbe ich jetzt um desto freudiger. Auf das theure Verdienst meines Herrn Jesu will ich leben und sterben. Der hat das Heil erworben, ich glaub' es festiglich." Er legte sich in das zurechtgemachte, schwarze Bett mit den Worten: „Hierin werde ich besser ruhn," ließ sich seine Uhr herbeibringen und ein Kreuz, das er selbst mit vielen Sterbesprüchen beschrieben hatte, auf's Bett legen. Als der älteste Sohn ihn fragte: „Herzliebster Herr Vater, will er nicht nur ein wenig schlafen?" antwortete er: „Ja, gute Nacht!" Dies war sein letztes lautes Wort, doch ohne Unterlaß betete er leise bis gegen Morgen fort, dann schlief er „ohne alle Ungeberde" selig ein. —

Quellen: Neues Ehrengedächtniß von Joh. Heermann nebst Köbenscher Predigergeschichte von Joh. Dav. Heermann. Glogau 1759. — Ledderhose, das Leben Joh. Heermanns 1857, S. 28.

III. Dietrich von Reinkingk, Kanzler von Schleswig-Holstein.

(Geb. 1590, gest. 1664.)

Einer der berühmtesten Rechtsgelehrten des 17ten Jahrhunderts. Er wurde 1590 in Curland geboren, wohin sein Vater, einem edlen westphälischen Geschlecht entsprossen, der Religion wegen aus dem Münsterschen ausgewandert war. Um der Pest in Curland zu entgehn, wurde er von dem Vater nach Westphalen gesandt und bezog zuerst die juristische Fakultät in Cöln, 1615 die Universität Gießen, woselbst er 1616 den Licenciaten- und bald darauf den Doctorgrad erlangte. Hier beginnt er auch die akademische Laufbahn mit einer Vorlesung, aus welcher später sein berühmtes Werk erwachsen, „über das weltliche und geistliche Regiment des römischen Reichs," wird aber im folgenden Jahre Beisitzer des Gießener Obergerichts und von nun an von dem darmstädtischen Landgrafen als Rechtsbeistand verwendet — zunächst in dessen Erbstreitigkeiten mit Hessen-Cassel, in welchen er auch nach dem Regensburger Reichstag und sodann nach Wien gesandt wird. Im Jahre 1625 wird er von Landgraf Georg zum Amte des Vicekanzlers erhoben, 1631 aber von dem nach dem Vorrücken der Schweden in

sein Land zurückgekehrten Herzog von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Adolph I. zur Kanzler-Würde in Mecklenburg berufen. Nur nach dringenden Bitten entschließt sich Landgraf Georg zu seiner Entlassung und schreibt darüber noch später an Adolph Friedrich: „E. Liebden versichern wir auch, da Derselben wir nicht zu gar sonderlich freund-vetterlichem Gefallen, aus der zu ihr tragenden ganz getreuen Affektion, diesen unsern Rath und Vicekanzler überlassen hätten, daß bei jetzigen Läuften, da sonderlich dergleichen qualificirte und erfahrne Leute schwer zu überkommen, wir lieber eines großen und etlicher 1000 Gulden Werth wollten verlustig seyn worden. Wie dann auf diese Stunde wir seine Person, obwohl an verschiedenen Orten auch durch Abschickung eigner Gesandten wir uns darum beworben, noch nicht zu ersetzen wissen." Es waren unsichere Verhältnisse, in welche Reinkingk hier eingetreten war, denn schon 1635 eilten die mecklenburgischen Herzöge, nachdem in der Schlacht bei Nördlingen der Stern der Schweden gesunken, dem Prager Frieden beizutreten, worauf Reinkingk von den in mehreren Städten des Landes zurückgebliebenen Schweden nach Wismar als Geißel abgeführt wird. Er erlangte zwar bald die Freiheit wieder, zog sich nun aber nach Lübeck in Sicherheit zurück, und als er von hier 1636 von Friedrich III., dem damaligen Erzbischof von Bremen, nachherigem Könige von Dänemark, zum Kanzler berufen worden, nahm er diesen Ruf an. Bei der Besitznahme des Erzbisthums durch die Schweden 1645 gerieth er abermals in ihre Gefangenschaft und wurde 6 Monate zu Nienstädt in hartem Gefängnisse gehalten, um ihn zum Uebergange in schwedische Dienste zu bewegen: beharrlich blieb er indeß seinem Fürsten getreu. Nachdem das Erzbisthum durch den Osnabrücker Friedensschluß in schwedische Hände übergegangen, Friedrich III. aber nach dem Tode Christian IV. zur dänischen Königswürde gelangt, wurde Reinkingk zum dänischen Geheimerath und Kanzler der Herzogthümer Schleswig-Holstein ernannt.

Von seinem Lebensausgange erhalten wir durch seinen Beichtvater Cajus Arndt folgende Beschreibung. Schon am 11ten Dec. 1664, als er sich noch wohl befand, that er die Aeußerung: „O auf dein Heil harre ich, mein Herr, die Eitelkeiten der Welt kümmern mich nicht, ich verlange nach der ewigen Seligkeit." Zwei Tage darauf, als er sich schon auf das Krankenlager hatte legen müssen, ließ er den Beichtvater fordern, den er um die kirchliche Für-

bitte am folgenden Tage bat und darauf hinzufügte: „Ich will den Zorn des Herrn tragen, denn ich habe gegen ihn gesündigt.“ Als hierauf der Beichtvater ihm vorstellte, wie der Tod der Gläubigen, zu denen auch er gehöre, nicht ein Zeichen des göttlichen Zornes sondern der Gnade und die Tröstungen des Evangeliums ihm vorhielt, erwiederte der Kranke: von seiner Kindheit an habe er christlich leben und selig sterben lernen, was aus dem Worte Gottes ihm vorgehalten worden, das wisse er wohl und werde es festhalten in unverrücktem Glauben, bis er aus den Strudeln dieses Lebens in das wahre und selige gekommen seyn werde. Als der Beichtvater am folgenden Tage abermals erschien, klagte der Kranke sich an, daß er der elendeste unter den Sündern sei. Er verordnete zu seinem Leichentext die Worte: „Ich bin gekommen zu rufen die Sünder zur Buße und nicht die Gerechten“ und fügte hinzu: „Redet ja nicht von mir als von einem Gerechten, sondern nur als von dem elendesten Sünder, den Schmutz und die Abscheulichkeit meiner Sünden bekenne ich hier unverhohlen: ich schäme mich meines Lebens so, daß ich vor Scham kaum, kaum meine Augen zum Himmel zu erheben wage. In dieser meiner Angst erquickt mich nur die väterliche göttliche Güte, daß Gott den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bekehre und lebe.“ Im Alter von 74 Jahren starb Reinkingk am 15. Dec. 1664.

Schon die vorhergehenden Worte haben ausgesprochen, daß die Frömmigkeit des Mannes bis in seine Jugendjahre zurückgeht. Auch ein später anzuführender Ausspruch bestätigt dieses. Die Frömmigkeit Reinkingks scheint also schon Familienerbtheil gewesen zu seyn, doch erfreute er sich auch in jener Periode bei Hofe einer frommen Umgebung (vgl. Landgraf Georg und Kanzler Anton Wolf.) Der damalige Hofprediger Menzer schreibt an ihn: „Die Vereinigung der Rechtswissenschaft mit dem Eifer für die christliche Wahrheit ist heut zu Tage nicht gewöhnlich, da es auch an solchen nicht fehlt, welche offen erklären, daß sie sich, um sich nicht in ihrer Wissenschaft zu zerstreuen, auf die Religion nicht einlassen wollen: dir aber ist die Wahrheit des göttlichen Wortes stets so theuer gewesen, daß du stets entschieden warst, ihr nichts andres vorziehen zu wollen.“

Seine zwei berühmtesten Schriften lassen seine tiefere persönliche Frömmigkeit weniger erkennen. Den größten Ruf verschaffte ihm das Werk: „Ueber das weltliche und geistliche Regiment des

kaiserlich-römischen Reichs 1619, vermehrt 1631 und 1641. Einheitliche Concentration in beiden Gewalten, darauf geht sein Interesse. Im Kirchenrechte ist er daher der strengste Episkopalist, welcher das fürstliche Kirchenregiment nicht bloß wie die andern aus der Devolution der bischöflichen Rechte auf die Fürsten gemäß dem passauer Religionsvertrage begründet, sondern — im Uebergange zum Territorialismus — auf die landesherrliche Oberherrlichkeit.*) Er beruft sich auf die jüdischen Könige und auf Constantin, wiewohl auch von ihm vor der Vermischung beider Regimente und vor dem direkten Eingreifen in die Kirche ohne Beirath des geistlichen Standes gewarnt wird. Im weltlichen Regiment ist er der begeisterte Vertheidiger der kaiserlichen Oberherrlichkeit gegenüber den reichsständischen Rechten, so daß sein Werk auch von Kaiser Ferdinand mit Vergnügen studirt und ihm durch Ertheilung der Pfalzgrafenwürde gelohnt wurde. Bei dieser entschiedenen Hinneigung zur Cäsaropapie auf kirchlichem und zum Absolutismus auf politischem Gebiete findet selbst das absolutistischste unter allen Gesetzen, das sogenannte dänische Königsgesetz, welches, ohne eine andre Schranke als die Unantastbarkeit der Confession, in Kirche und Staat alle Macht in die Hände des Souverains legt, in Reinkingk einen Vertreter: im Auftrage Friedrich III. erschien von ihm 1660 eine anonyme Vertheidigung desselben.

Eine deutlichere Gesinnungsmanifestation Reinkingks enthält das auch von Schuppe, Dannhauer, Spener hochgeachtete Werk: „Biblische Polizei d. i. gewisse aus heiliger Schrift zusammengebrachte auf die drei Hauptstände, den geistlichen, weltlichen und häuslichen gerichtete Axiomata, 1653.“ Den Ursprung des Buches giebt Reinkingk in der Dedikation an den König Friedrich III. so an: „Als ich durch sonderbare Schickung des Allerhöchsten und ordentlichen, rechtmäßigen Beruf zu Ew. Majestät Diensten, wie Sie noch die erzstiftische bremische Regierung hochrühmlich geführt, a. 1636 gnädigst erfordert, und zu Dero Kanzler bestellt, auch öfters Dero Hochfürstli-

*) De regimine ecclesiast. 3, 1, 9: „Cui enim potestas et auctoritas data a Deo, ea quoque data censenda sine quibus ad finem a Deo constitutum perveniri commode non potest. Sine religione autem, quae est tanquam fulcrum et fundamentum reipublicae christianae ad finem a Deo ordinatum perveniri decernenter non potest. Ideoque concessa hac a Deo potestate religionis quoque cura concessa censenda est.“

chen Tafel gnädigst dignirt worden, habe ich mit besonders erfreutem Herzen und Gemüthe Ew. Königl. Majestät christfürstlichen, hochverständigen Discurse, die Sie aus heiliger, göttlicher Schrift als der einigen Quelle aller Weisheit, nicht allein von Glaubenssachen, sondern auch von politischen Welthändeln in allen Ständen mit stattlichem Fundament vorgebracht und dieselbe öfters mit biblischen Exempeln sehr wohl à propos bestärkt, wie auch dieses vernommen, daß Ew. Königl. Majestät mehrmals gedacht, daß Sie gern einen Autor haben möchten, der eine Politicam aus der Bibel und deren Exempeln zusammengetragen, mir aber solcher, wie Ew. Königl. Majestät denselben verlangt, niemals zu Handen gekommen, habe ich meine vor und nach, von vielen Jahren in Lesung der heiligen Schrift zu meinem Privatgebrauch annotirte, observationes politicas hervorgesucht und darauf zu denken angefangen, wie ich dieselben in eine gewisse Ordnung bringen, nach Gelegenheit augiren und endlich Ew. Königl. Majestät, als aus Dero fürstlichen Tafelreden ich nicht wenig advertirt und dazu veranlaßt, zu unterthänigsten Ehren, wie auch andern Gottes Wort lieb habenden Leuten in allen Ständen in dies Buch bringen und in offnen Druck geben möchte, wiewohl es sonst der Welt Lauf nach vielen nicht eben recht gemacht seyn wird. Es hätten mich auch wohl meine vielfältigen obliegenden schweren Amtsgeschäfte davon abschrecken sollen. Als ich aber, wie schon gemeldet, die Materialien vorlängst unter der Hand aus der Schrift angemerkt, bin ich so viel eher dazu bewogen worden, und wenn ich von andern Geschäften in etwas entmüßigt, wie auch bei eingefallnen Feiertagen nach verrichtetem Gottesdienst anstatt anderen Zeitvertreibes mich hieran gemacht und vermittelst göttlicher Hülfe es so weit, als bei Beengung der Zeit und inmittelst eingefallner Aenderung geschehen können, absolvirt."

In den drei auf dem Titel angegebenen Büchern werden hier aus der heiligen Schrift, namentlich aus dem, der neutestamentlichen Autorität völlig coordinirten, alten Testament und mit Zuziehung theologischer Autoritäten Grundsätze des christlichen Verhaltens abgeleitet, welche sich nicht eben über die herrschenden Ansichten damaliger Zeit erheben. In der Ueberzeugung, „daß keine vollkommenere Politik zu finden sei als die Bibel. Die Könige im Reiche Israel sind allesammt Statisten gewesen. Wer ihr Leben recht betrachtet, wird eben das darin finden, was die statistischen Politici in Tacito oder

Macchiavello suchen," wurde nachher von Schuppe, dem Schwiegersohne Reinkingks, der Traktat „Salomo oder der Regentenspiegel" geschrieben.

Die schönsten Zeugnisse von Reinkingks persönlicher Frömmigkeit finden sich jedoch in den nach seinem Tode erschienenen „gottseligen Betrachtungen. Von den drei vornehmsten Künsten der frommen Christen, nämlich der Bet- Leidens- und Sterbekunst zu eigner täglicher Uebung des wahren Christenthums abgefaßt und zusammengeschrieben," an welchen er schon 1661 zu Gießen zu schreiben begonnen, welche aber erst 1664 von ihm beendigt und 1665 nach seinem Tode herausgegeben wurden. Hierin giebt sich der Verfasser als ein Mann zu erkennen, welcher in der Kreuzschule Erfahrungen gesammelt und namentlich das Gebet darin praktisch üben gelernt. Es finden sich in dem zweiten Abschnitte Gebete, welche er für sich selbst bei besondern Veranlassungen aufgesetzt, ein Amtsgebet bei Anwesenheit auf dem regensburger Reichstage 1623, ein Gebet in der harten schwedischen Gefangenschaft 1645 und andere. Namentlich wird seine Gesinnung charakterisirt durch das Selbstbekenntniß, das er in den letzten Tagen seines Lebens aufgesetzt, welches wir hiermit mittheilen:

„Ich habe von der Zeit meiner verständigen Jahre nächst der Furcht Gottes mich äußerst beflissen, etwas Rechtschaffenes zu lernen, bin auch durch Gottes Gnade darin so weit gekommen, daß ich ohne mein Ansuchen aus dem Studentenstande a. 1616 zum Professor juris, bald darauf a. 1617 zu Raths- und nicht so gar lange hernach a. 1625 zu Vice-Kanzlers- und Kanzlersdiensten erfordert und deswegen bei der Welt gleichsam glücklich geschätzt worden, ich habe aber zeitlich wahrgenommen, daß solches alles nichts als Eitelkeit, so in der Welt ist und bleibt, gewesen, daß ich also endlich mit dem heiligen Apostel Paulus rund heraussagen und bekennen muß: Ich weiß nichts Weiteres, als allein den gekreuzigten Herrn Jesum Christum, alles andre ist Vanität und eitel."

„Ich habe mich auch bemüht, durch redliche, unverdrossene, getreue Dienste großer Herren Gnade zu erwerben, auch durch Gottes Gnade, wovon der Herren Gnade herrührt, dieselbe bei verschiednen Höfen eine Zeit lang erhalten, aber das war auch eitel. Vanitas vanitatum, et omnia vanitas. Herren-Gnade ist wandelbar, eitel, vergänglich und ein Narr, der sich darauf verläßt, kann sie bald durch Todes- oder andre Fälle verlieren, ein jeder trachtet zwar

nach Herren-Gnade, gar wenige erlangen sie, Gottes Gnade könnte ein jeder haben, aber wenige suchen dieselbe. Ich habe dabei Gott gebeten, er möchte mich vor gar zu großer Herren-Gnade und vor gar zu großer Ungnade behüten, weil nach der Welt Lauf die größeste Gnade in die größeste Ungnade sich zu verwandeln pflegt, gleichwie das allersüßeste in das allerbitterste sich verkehrt."

„Bei verspürter Herren-Gnade jedes Orts habe ich mich glückselig geachtet, wenn ich geschickte, feine Leute zu Diensten befördern und dieselben bei Herren in Gnade bringen können, in Meinung, mir etwa dadurch Freunde zu machen, die mir in meinem Alter und meinen Kindern auch Liebe und Affektion erweisen würden, aber es war auch eitel, auf Fleisch und menschlichen Arm einige Hoffnung, die Gott in seinem Wort verflucht, zu setzen. Die meisten Plagen der Menschen kommen von Menschen, denen man kein Leid, sondern Gutes gethan."

„Nach Reichthum habe ich nicht getrachtet, auch nicht erlanget, weil es auch eitel ist und der Welt bleibt; das wenige, so mir Gott bescheeret, habe ich genüglich zu Rath gehalten, auf meiner Kinder gute Edukation, Reisen und Aussteuern verwendet und standesmäßig mit den Meinen gelebt, meinen Gott habe ich gefürchtet, meinen König und Landesherrn jedes Orts in tiefster Reverenz geehret und demselben treulich gedienet, dem Trunk war ich feind, gleichwohl habe bei meinen langwierigen Hofdiensten, vielen Legationen an Kaiserlichen, Chur- und Fürstlichen Höfen wider meinen Willen öfters mit starkem Gesundheits- und anderm Trinken, welches auch eitel, meine Natur beschweret und mich damit an meinem Gott versündigt, doch allemal herzlich bereuet."

„Schließlich, weil ich alles in der Welt eitel befunden, habe ich mich dreier freien Künste, so in des Herrn Christi Schule und seinem Wort vorgestellt, beflissen, nämlich der Bet- Sterbens- und Leidens-Kunst und von vielen Jahren her aus den Büchern altes und neues Testamentes, auch der Kirchenlehrer und andrer gottseligen Leute Schriften einige meditationes excerpirt, und in ein Büchlein zusammengetragen, auch nach Beschaffenheit meines zugeschickten Kreuzes selber Gebete aufgesetzt und mich darin geübt, aber alle meine andre Wissenschaft, zumal in publico und in privato jure und sonsten erlangt, halte ich dagegen mit dem Apostel Paulus für Koth und

eitel. Durch diese drei letzten freien Künste aber getraue ich mich sicherlich zu meinem Gott und Vater, durch Christi theures, blutiges Verdienst, zu der himmlischen hohen Schule, zu der Schaar der Seraphim und Cherubim, zu der Versammlung aller heiligen Engel und Auserwählten Gottes, nach abgelegter Sterblichkeit, zu gelangen, nochmals mit St. Paulo schließend: Ich weiß jetzo nicht mehr, außer allein den Gekreuzigten, aber herrlich von den Todten Auferstandenen, zu der majestätischen Rechten seines himmlischen Vaters sitzenden Herrn Jesum Christum, in dessen heiligen Wunden mich einwickelnd, ich meines Heils erwarte, mit dem Patriarchen Jakob sprechend: Salutare tuum expecto, Domine. Redde mihi, Domine, ut sancte promisisti, in tremenda mortis hora laetitiam Salutaris tui et spiritu principali confirma me, convertere itaque anima ad quietem tuam, quia Dominus respexit te. Obnubila caput meum in die nigrationis meae, fac, Domine Jesu, ut ultimum verbum tuum in Cruce, sit etiam ultimum verbum meum in hac luce. Herr, meinen Geist befehl ich dir, mein Gott, mein Gott weich nicht von mir, nimm mich in deine Hände, o wahrer Gott in aller Noth, hilf mir am letzten Ende! In te speravi, Domine, non confundar in aeternum.“ —

Hauptquellen: Moller, Cimbria literata II, 697. — Moser, Patriotisches Archiv B. XI. S. 383.

IV. Gallus von Rägknitz, Steyrischer Exulant.

(Geb. 1590, gest. 1658.)

Bei mehreren Veranlassungen hatten im 17ten Jahrhundert die Bekenner des lutherischen Glaubens in dem gastlichen Nürnberg ein Asyl gesucht und gefunden. Zuerst bei der Gegenreformation in der Niederpfalz, dann bei der Exilirung der Bekenner des lutherischen Glaubens aus den kaiserlichen Erblanden, namentlich Steyermark, unter Ferdinand II. im Jahre 1629. Darunter waren viele aus dem hohen Adel, mehrere namhafte Familien, von denen einige katholisch gebliebene oder gewordene Zweige noch jetzt in Oesterreich sich finden, andre später in protestantischen Ländern sich niederließen und hohe Aemter bekleideten. Wir nennen: von Dachsberg, Die-

trichstein, Herberstein, Hostelsberg, Jörger, Khevenhüller, Leiningen, Liechtenberg, Prank, Praunfalck, Rauchenberg, Stubenberg, Teuffenbach, Welz, Windischgrätz, Zinzendorf u. a. — Nicht unbemittelte Flüchtlinge hat man sich unter diesen Familien zu denken, sie hatten schon längere Zeit ihr endliches Schicksal voraussehen und sich für das Aeußerste sicher stellen können. Ihre große Vermöglichkeit geht aus den ansehnlichen Gebäuden und Gärten hervor, welche sie in Nürnberg bewohnten, wie auch aus den Schutzgeldern, welche sie, als der Bürgerschaft nicht zugehörig, zu zahlen hatten. Georg Siegmund von Stubenberg zahlt jährlich 300 Goldgulden, Graf Heinrich von Zinzendorf auf ein Halbjahr 500 Goldgulden, Freiherr von Windischgrätz für dieselbe Zeit 600 Reichsthaler; auch aus anderen Ständen fanden Einwanderungen statt. Wie beträchtlich auch die Exilirten aus dem geistlichen Stande gewesen, ergiebt sich aus dem Datum, daß bei der Beerdigung einer Elisabeth Kraus 39 exilirte Prediger der Leiche folgten.

Die vornehmen Familien bildeten in Nürnberg einen ziemlich abgeschlossenen Gesellschaftskreis. Es läßt sich aber denken, welches Salz für das kirchliche Leben Nürnbergs eine so große Anzahl Männer werden mußte, welche ihrem evangelischen Glauben freudig so große Opfer gebracht. Allgemein wird ihre Sittenreinheit und Frömmigkeit anerkannt, auch schließen sich mehrere besonders an Saubert, den ernsten Zeugen Christi, und diese sind durch Saubert mit V. Andreä befreundet. Vor allen andern wird von Seiten der Frömmigkeit derjenige hochgehalten, dessen Namen an der Spitze dieses Aufsatzes steht, ebenfalls ein sehr wohlhabender Mann und Besitzer eines ansehnlichen Hauses und Gartens in Nürnberg. Zwischen ihm und Andreä bestand ein besonders nahes und inniges Verhältniß, die Söhne des Freiherrn statten Andreä auch in Stuttgart Besuche ab. Wir sind so glücklich, eine von ihm selbst aufgezeichnete, leider nur sehr kurze Lebensskizze zu besitzen, welche sein Leichenredner Beer in die Leichenpredigt mit aufgenommen.

Zufolge dieses Lebenslaufes wurde Freiherr Gallus von Rägkhnitz 1590 zu St. Ulrich in Steyermark geboren. Im 12ten Jahre wurde er nach Leipzig abgeschickt und von seinem Hofmeister Abraham Plato aus Danzig im christlichen Glauben unterrichtet. Im 16ten Jahre trat er hierauf eine dreijährige Reise nach Frankreich, der Schweiz, England und den Niederlanden an und kehrte

im Jahr 1610 zu seinen Eltern zurück. Mit Sorgfalt nahm er sich der Erziehung seiner 7 Söhne und Töchter an, von denen die ersteren ihrem Vater das Zeugniß geben: „So auch etwas wäre, so mehr als Vatertreue könnte genennet werden, können wir billig sagen, daß wir es von ihm empfangen haben. Denn er uns nicht allein von Kindheit auf mit allem Fleiß erzogen und zur Erlernung alles dessen, so zu Seele und Leib nützlich und Beschauung fremder Länder und Orte nöthig, sich keine Unkosten dauern, oder etwas an sich ermieden lassen, auch wo er eines oder des andern Nutzen zu befördern gewußt, uns, so viel bei diesen verwirrten und beschwerlichen Zeiten ihm möglich gewesen, an die Hand gegangen." —

Der Freiherr bekleidete in seinem Vaterlande mehrere hohe Aemter, war Beisitzer bei dem Land- und Hofgericht, begleitete 1619 Kaiser Ferdinand zur Kaiserwahl nach Frankfurt a/M. und wurde kaiserlicher Kammerherr. „Aber, fährt er fort, als 1629 auf ausgegangenes kaiserliches Reformationsmandat ich wegen meiner evangelischen Augsburgischen Glaubensbekenntniß länger in dem Vaterlande nicht bleiben konnte, habe ich mich mit meiner lieben Gemahlin und drei unerzognen kleinen Kindern in Gottes Namen mit Freuden in das Exilium begeben, denn ich Jesum, meine Lieb', nicht verleugnen wollen." Er begab sich zuerst nach Regensburg und von dort nach Nürnberg. Diesen seinen kurzen Lebenslauf schließt er mit den Worten: „Schließlich, da mich mein Gott zu meiner Ruh, zu einem seligen Ende kommen ließe, darum ich seine Allmacht täglich anrufe, da ich zuvor männiglich nicht genugsame Abbitte gethan hätte, so bitte ich hiermit, weil dieses nach meinem Tode soll abgelesen werden, männiglich um Gottes willen, man wolle mir verzeihen, wenn ich wider den einen oder den andern möchte etwas gethan haben. Meinem Gotte sage ich zwar Dank, daß er mich von großen Sünden behütet hat, er wolle mich bis an mein Ende davor auch gnädiglich bewahren, allein weil ich ein Mensch und mit jähem Zorne behaftet gewesen, also wolle man, was geschehen wäre mir zu gut halten, und meiner als eines sterblichen Menschen in Gutem gedenken, die Hinterlassenen wolle Gott versorgen und ihr gnädiger Vater seyn und bleiben, Amen.

O heilige Dreifaltigkeit, mach mich bereit,
Zu leben christlich und zu sterben selig!"

Schon 1634 war von ihm diese Lebensskizze entworfen. Nach dem Ableben seiner Gemahlin 1654 schrieb er noch die Worte darunter: „Ach Gott, mit was großer Betrübniß wegen meiner geliebten Gemahlin muß ich deren seligen Hintritt aus diesem Leben hierher aufzeichnen. Nun ihre Seele ruhe in Gottes Hand!"

In seiner Krankheit hat man nie ein ungeduldiges Wort von ihm vernommen. Am 24. März 1658 nahm seine Schwachheit sehr zu; von einem der Umstehenden befragt, ob er auch Jesum im Herzen habe, erwiederte er: „Ach mein Gott, wer sollte sonst darin seyn? Mein Herr Jesus ist darin und wird auch ewig darin bleiben." Am folgenden Tage verschied er nach leichtem Todeskampf.

In seiner Lebensskizze hatte er unter anderm verordnet, daß in seine Hand geschrieben werde zuerst: „Jesus, meine Lieb," sodann der Name seiner Gattin „Anna Katharina," denn, setzt er hinzu, „das ist und wird bleiben meine göttliche und weltliche, einige Liebe." Seine Söhne führten diesen Befehl aus und setzten, zierlich geschrieben, die Worte darunter:

„Eins hab' im Himmel ich erwählt mir, meinen Gott!
Und Eines auf der Erd', das bleibt bei mir im Tod,
Bis meine beide Lieb' im Himmel sich verneu,
Und nimmermehr getrennt von nun an ewig sei."

Quellen: Die Leichenrede von Beer. — In dem „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit," 1855 der Aufsatz „über die österreichischen Exulanten in Nürnberg." — In dem „standesherrlichen Archiv" des Herrn Grafen von Giech in Thurnau, finden sich über die nürnbergischen adligen Exulanten noch mehrere schriftliche Nachrichten, wie ich auch die genannte Leichenrede der gütigen Mittheilung des Herrn Grafen verdanke.

V. Friedrich Lentz, Kanzler in Rudolstadt.

(Geb. 1591, gest. 1659.)

Eine viel gekannte und viel genannte Persönlichkeit unter den Juristen wie unter den Christen des 17ten Jahrhunderts ist der rudolstädtische Kanzler Ahasverus Fritsch (Kanzler seit 1682, gestorben 1701). Wenig bekannt ist dagegen ein wenigstens an

christlicher Gesinnung, wenn auch nicht an literarischer Thätigkeit, ihm gleichkommender Amtsvorgänger, der hier genannte Fr. Lenz.

Er gehört einer alten wittenbergischen Rathsfamilie an und wurde 1591 in Wittenberg geboren. Nachdem er auf mehreren Universitäten studirt, promovirte er in Basel, arbeitete an dem Reichsgericht in Speier und wurde sodann Kanzler, seit 1644 bekleidete er eine Zeit lang eine Stelle als Rath am bernburgischen, darauf als Kanzler am stolbergischen Hofe, bis er 1648 nach Schwarzburg-Rudolstadt als Kanzler den Ruf erhielt. Dort war seit 1646 Graf Ludwig Günther gestorben und das Land unter die vormundliche Regentschaft der Gräfen Emilie Antonie, des Herzogs von Braunschweig und eines Grafen Reuß gekommen. So war die Landesverwaltung großentheils in des Kanzlers Hände gelegt und wurde zu großer Zufriedenheit der Vormundschaft, insbesondere der Gräfin, einer frommen Frau, von ihm geführt.

Von seinem christlichen Sinne berichtet sein Leichenredner zunächst nur, wie gewöhnlich, den unausgesetzten Besuch aller Gottesdienste, auch der wöchentlichen Betstunden, denen er — wie auch von andern aus dieser Zeit berichtet wird — stehend beizuwohnen pflegte, auch die sechsmalige jährliche Theilnahme am Sakrament des Abendmahls. Mehr läßt sich aus den Lieblingswerken schließen, die er nach Angabe des Leichenredners zu seiner Erbauung benutzte. Er hatte stets auf seinem Tische die Bibelerklärung von Dan. Cramer (s. Herzog Ernst), den Tauler besaß er in deutscher und lateinischer Sprache und konnte ihn fast auswendig, auch waren ihm sehr werth Arndts Bücher vom wahren Christenthum, des Statius Schatzkammer, Thomas a Kempis, Suso und Ruisbroek. „Kam jemand zu ihm und hatte er gleich von weltlichen Geschäften mit ihm zu reden, so mischte er bald etwas Geistliches mit unter und war seine Lust, wenn er gottselige, erbauliche Gespräche mit jemand halten sollte. Wie oft hat er mit uns zu Hofe, im Consistorio und bei andern Conventen von der wahren Buße discurirt, von der Wiedergeburt, vom Glauben, von der rechten Aenderung des Gemüthes, vom inwendigen Menschen und dergleichen. Hatte er nicht immer im Munde: alles zur Ehre Gottes, alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehn, ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen und andre christliche Redensarten? Reisete er, so war sein Gesang- und Gebetbuch stets bei der Hand, woraus er

auf der Straßen mit seinen Gefährten geistliche Lieder gesungen." Der rudolstädtische Rektor erzählt in seiner Parentation, wie er einst bei einer in der Nähe entstandenen Feuersbrunst zu dem Kanzler mit der Frage in das Zimmer gestürzt, ob er nicht einige seiner Sachen in Sicherheit bringen solle, wofür derselbe ihm gedankt, da ihm alles sein Gut als ein göttlich Anvertrautes werth sei, darauf jedoch sogleich einen geistlichen Gesang angestimmt. — Sein Ende überraschte ihn unvermuthet. Noch am Abende hatte er mit seinem von einer Reise zurückgekehrten Sohne über dessen Angelegenheiten gesprochen und sich darauf zur Ruhe begeben. Da er ein Uebelbefinden wahrnahm, war er wieder aufgestanden, hatte seine Haushälterin gerufen, erklärt, daß er sein Ende nahen fühle, seinem Sohn einen Abschied entbieten lassen und auf die Klage der Haushälterin erwiedert: „Ich bin selig, ich bin selig." Hierauf hatte er sich in sein Schlafgemach zurückgezogen, ohne zu dulden, daß ihm jemand folge. Als kurz darauf die Thür geöffnet wurde, fand man ihn in betender Stellung auf den Knieen entseelt. Im 67. Jahre starb er und wurde am 9ten Januar 1659 beerdigt.

Den innerlichen Charakter der Frömmigkeit des Mannes erkennt man namentlich aus einigen Verordnungen, welche von Fritsch bekannt gemacht worden. Derselbe führt in seiner Schrift Scholaris peccans 1679, worin er sich öfters auf Lenz beruft, die leges morum an, welche damals den schwarzburgischen Alumnen zur Universität mitgegeben wurden und vermuthlich von Lenz stammen. Ganz im Sinne der verinnerlichten Spener'schen Frömmigkeit werden dort als adminicula pietatis genannt: alle Zeit eingedenk seyn der gewissen Allgegenwart des himmlischen Herzenskündigers, eifriges Gebet und Seufzen nach göttlicher Gnade und Segen zum Studium, nach Lust und Eifer zur Gottesfurcht, stets währender Kampf gegen den Satan, Welt und Fleisch. Unter den exercitiis pietatis steht oben an die innerliche Uebung, sich zu befleißigen, den alten Menschen je mehr und mehr auszuziehn, der Einwohnung Gottes sich stets zu erinnern, alles zu Gottes Ehre vorzunehmen.

Ferner ist von Fritsch in dessen jus ecclesiasticum tripartitum, Jena 1773 das „Projekt einer neuen Kirchenordnung von Lenz" bekannt gemacht worden, aus welchen — verschieden von früheren Kirchenordnungen — durchaus die Tendenz auf Verinnerlichung des religiösen Lebens hervorgeht. „In den Predigten, heißt es hier, sollen

die Maulchristen ermahnt werden 1) daß verdammliches Unrecht alles sei, was ein Mensch wissentlich und beharrlich wider den geoffenbarten Willen Gottes thut; daß sich ja keiner darauf berufen dürfe, die 10 Gebote nicht halten zu können, welches zwar in sich selbst und sensu legali freilich die saure Wahrheit, daß aber doch dabei der aufrichtige Ernst des Befleißigens nicht fehlen dürfe; 2) daß dieselben Scheinchristen in schrecklicher Seelengefahr schwebten; 3) daß der, welcher nicht heuchlerisch bekehrt seyn will, nebst dem Glauben an Christum nicht nur seiner Einbildung nach das Gute zu lieben, sondern zugleich unumgänglich alles Böse zu hassen gesonnen seyn müsse; 4) daß daher bei rechtschaffnen Christen unfehlbar beisammen seyn müßten der seligmachende Glaube an Christum und ein aufrichtig geänderter Wille; 5) daß ebenso unzertrennlich Glaube und Liebe beisammen seyn müßten. Die Auditoren müßten auch auf die eignen Exercitien hingewiesen werden, welche sich eintheilen ließen in die innerlichen und äußerlichen; unter den innerlichen sei sich zu üben, 1) in Erinnerung der augenblicklichen und herzbleibenden Allgegenwart, ja gnadenreichen Einwohnung der heiligen Dreieinigkeit so wohl unseres Herrn Jesu Christi in jeder christgläubigen Seele, 2) in eifrigem Hassen und Meiden alles Bösen, 3) in der Furcht Gottes und dem Vorsatz, seine Allmacht nie zu beleidigen, sondern lieber alles Ungemach und den Tod selbst zu erleiden, 4) in der Verwunderung und Erfreuung über das schöne Gnadenreich Gottes, 5) in dem starken Vertrauen auf solche göttliche Gnade und Güte u. s. w."

Von äußerlichen Exercitien in der Gottesfurcht soll empfohlen werden 1) die Zähmung des Leibes und Vermeidung alles überflüssigen Gebrauchs der Creatur, 2) die Entäußerung allzuweltlicher Gesellschaften, 3) die genaue Beobachtung aller Gelegenheiten, christliche Tugenden zu prakticiren, 4) die Gesellung zu gottseligen frommen Leuten, 5) christliche Gespräche, wenn auch nur zwei, drei Christen bei Hochzeiten, Privatmahlzeiten, auf der Werkstätte bei einander wären.

Von den Exercitien des Katechismus heißt es: „Die vom Jahr 1648 angeordnete Kinderlehre sollen die Prediger fleißig treiben und also beobachten, daß beim bloßen Hersagen des jungen Volkes es nicht bewende, sintemal dabei kein Verstand und Applikation." (S. 203.)

„Dieweil die sehr gefallene Kirchendisciplin nothwendig in

etwas aufzurichten seyn will, so sollen ihr künftig grobe Uebertreter aller 10 Gebote unterworfen seyn." Hier werden nun 15 Stücke aufgeführt, darunter „die selten und unfleißig zur Kirche gehn, die Scherz und Narrenteidung getrieben, so christlich nicht geziemend sind u. s. w., wo Beharrlichkeit oder Verdrehung der Thatsache statt der Reue sich findet, soll an den Inspektor oder an die Consistorialen berichtet werden und unterdeß sollen sie aus dem Beichtstuhl wegbleiben, dagegen soll eine vom Consistorium abzufassende Deprekation stattfinden bei denen, welche 1) von der reinen Lehre abgewichen, 2) groben Fluchens und Lästerns überführt werden, 3) während des Gottesdienstes Gewäsch und Gelächter getrieben, 4) die Stücklein Kupfer und Nagelknöpfe in den Klingelbeutel geworfen u. s. w."

Da hier eine Anordnung der Kinderlehre von 1648 erwähnt wird, so datirt dieser Entwurf aus einer noch späteren Zeit und ist dessen Ausführung vielleicht durch den Tod des Kanzlers gehindert worden.

Quelle: Leichenpredigt von Superintendent Söffing 1659.

VI. Anton Wolf, Kanzler von Oberhessen.

(Geb. 1592, gest. 1641.)

Es ist einer der einflußreichsten Staatsmänner aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, dessen Andenken wir hier erneuern, um ihn von einer Seite zu schildern, von welcher ihn die Geschichte noch nicht gekannt hat.

Anton Wolf war der Sohn eines kaiserlichen Kammergerichts-Assessors in Speier, geb. 1592 in Rüsselsheim. Nachdem er die Gymnasien in Speier und Schleusingen besucht, studirte er zuerst in Jena, seit 1608 in Gießen, im Jahre 1612 wurde er Syndikus in Aachen. Als diese Stadt 1614 von Spinola belagert wurde, gab er sein Syndikat auf, privatisirte eine Zeit lang in Utrecht, nahm aber 1615 das Syndikat in Straßburg an. In Angelegenheiten dieser Stadt zu Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt geschickt, erhielt dieser einen solchen Eindruck von seiner Tüchtigkeit, daß er ihn 1624 als Geheimer-Rath und Kanzler in seine Dienste nimmt. Noch höher steigt sein Einfluß bei dem jugendlichen Nachfolger dieses Landgrafen, bei dem 21jährigen Georg II., welcher 1626 zur Regierung

kommt. Unter diesem Landgrafen treten Anton Wolf und sein noch bekannterer Bruder Johann Jakob, hessischer Gesandter in Wien, Geheimer Rath und Kaiserlicher Reichs-Hofrath, an die Spitze der Leitung der niederhessischen Politik im 30jährigen Kriege und überhaupt aller Staatsaktionen dieser Regierung. Von Ludwig V. her, wie schon im Leben Georg II. bemerkt wurde, gehört Oberhessen nächst Chur-Sachsen unter den protestantischen Reichsfürsten zu den getreusten Vasallen des Kaiserhauses. Diese Anhänglichkeit an das Kaiserhaus geht auch auf Anton Wolf und seinen Bruder über, über welchen letzteren von General Feuquières das Urtheil gefällt wurde: personnage fort méchant, selon l'opinion commune et dépendant de l'Empereur, mais habile et d'une grande expérience dans les affaires d'Allemagne. Schon im Leben Georg's wurden die wichtigen Staatshandlungen erwähnt, durch welche sich der Kanzler um das Kaiserhaus wie um seinen eignen Fürsten verdient gemacht. Glänzend wurden ihm aber auch von seinem Fürsten wie von dem Kaiser seine Dienstleistungen belohnt. Er wird vom Kaiser Ferdinand III. sammt seinem Bruder in den Reichsfreiherrnstand erhoben, erhält von seinem Fürsten zwei Landgüter zur Belohnung und wird 1637 selbst zum Statthalter der landgräflichen Lande ernannt. Dennoch fällt er nicht lange darauf — wir vermögen nicht anzugeben, durch welche Veranlassung — in Ungnade und privatisirt die letzten Jahre seines Lebens in Frankfurt a/M., wo er 1641 stirbt.

Für die Kirche und Schule erweist sich sein Einfluß als ein höchst gesegneter. Zwar läßt sich nicht bestimmen, wie viel von diesem Einfluß auf Rechnung des frommen und unterrichteten Fürsten zu setzen, doch gehört jedenfalls die Ausführung dem Kanzler an und wohl auch großentheils die Anregung. — Schon Ludwig V. hatte die Errichtung eines Pädagogiums in Darmstadt beschlossen. Wolf tritt in die Schulkommission und eröffnet dasselbe. Die Schulgesetze, von A. Wolf unterzeichnet, athmen fast den Geist der pietistischen Periode. Es heißt darin u. a.: „Wer eine andre Sprache braucht als die lateinische, soll bestraft werden. — Unsre Schüler sollen im Winter das Eis meiden, im Sommer die Flüsse, denn — wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Angeln, Vogelstellen, bleiernes Ballspiel, Schneeballspielen kommt Schülern nicht zu und werden der Gefahr wegen hiermit verboten. Viermal im Jahre sollen die älteren Schüler kommuniciren, u. a." Die Lebensskizze

des Fürsten gab die Belege, wie angelegentlich derselbe auf die Besetzung der Universitätsstellen mit tüchtigen Personen bedacht war, worin sein Kanzler ihm ohne Zweifel mit Rath zur Seite stand. Der gebildete Fürst hatte eine sorgfältige Sammlung aller Urkunden seines Hauses veranstaltet, wie dieses das Interesse der Streitigkeiten mit der Linie Hessen-Kassel zum Bedürfniß machte und zu diesem Zwecke wurde 1628 der berühmte Sammler der Reichsurkunden, Melchior Goldast, berufen, später wurde Balthasar Schuppius die hessische Geschichte zu schreiben ermuntert. Namentlich aber liegt uns eine Anzahl kirchlicher Verordnungen vor, so ernst und schön, wie sie aus jenen zerrütteten Zeiten des dreißigjährigen Krieges von keinem andern Fürsten, außer von Ernst dem Frommen, ausgegangen sind. Wir haben dieselben unter dem Namen des Fürsten mitgetheilt.

Je weniger die öffentliche Thätigkeit für die Kirche jedesmal einen sicheren Maßstab für die persönliche Frömmigkeit kirchlicher Gesetzgeber abgiebt, desto mehr freuen wir uns, auch einen Blick in das Familienleben dieses Kanzlers thun zu können. Es ist uns nämlich aus dem Jahre, wo sein Sohn Eberhard den Studien in Jena oblag, der Briefwechsel Wolf's und dessen Gattin mit dem studirenden Sohne, dem Mentor desselben Kolbe, dem damaligen Stipendiaten Haberkorn, einem später berühmten Gießner Professor, und mit Gerhard aufbehalten, dessen Haus- und Tischgenosse der junge Wolf wurde*) Es ist ein liebliches christliches Charakterbild von Vater, Mutter und Sohn, welches uns dieser Briefwechsel darbietet — für die Persönlichkeit des Vaters ein unzweifelhaftes Zeugniß eines ernsten und dabei liebenden christlichen Gemüths. Während sonst in jener Periode das Verhältniß von Vater und Kindern, wenn nicht ein gesetzliches, doch ein steifes ist, tritt uns hier auf beiden Seiten die zärtlichste Liebe und das hingebendste Vertrauen entgegen. — Der Sohn befand sich im 16. Jahre und hatte bereits in Köln und Marburg — hier als Hausgenosse des theologischen Professors Feuerborn — Vorbereitungen zu juristischen Studien obgelegen. Da beschloß der Vater anfangs den Sohn nach Leipzig, bald aber vielmehr nach Jena zu senden, und der Gewohnheit der Zeit nach ihn im Hause von Joh. Gerhard als Haus- und Tischgenosse unterzubringen. Schon 1627, als der Kanzler seinen jugend-

*) Cod. ms. Hamb. XXXIII, fol. Uffenbach.

lichen Fürsten auf der Hochzeitreise nach Torgau begleitet hatte, war er daselbst persönlich mit Gerhard bekannt geworden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er auch schon vorher mit dessen schriftstellerischen Werken Bekanntschaft gemacht. Er hat die Absicht, wie es scheint, sich in Besitz sämmtlicher Schriften des großen Theologen zu setzen und aus einer Specifikation derselben in einem Briefe von Haberkorn ersieht man die damaligen Buchhändlerpreise: die 9 tomi locorum, 11 Thlr., die harmonia evangelistarum 6 Thlr., der methodus studii theologici 4 gGr. u. s. f. So empfahl denn der Kanzler vertrauungsvoll diesem Manne den geliebten Sohn und zugleich dem weimarschen Hofrathe Hortleder, seinem ehemaligen Stubengenossen. Der vorangereiste Haberkorn hatte auch bei Gerhard ein freundliches, bei Tag und Nacht geruhiges Gemach zum halbjährigen Preise von 8 Thlr. frei gefunden, welches der junge Eberhard, als er im Juli 1636 mit seinem Mentor Kolbe in Jena eintraf, bezog. Für die Studien und das Verhalten des Sohnes hatte der Vater eigenhändig einen Plan aufgesetzt, aus welchem wir folgendes ausheben:

„Instruktion vor meinen geliebten Sohn Eberhardum Wolfen, wie mit Gottes mildthätigen Beistand er sich bei seinem vorhabenden jetzigen zweijährigen Ausbleiben verhalten soll. — 1) Alle Morgen, nachdem er aus dem Bett aufgestanden, sich gekämmt, gewaschen und angezogen haben wird, soll vor seinem Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher er auf die Knie gebührlich niederfallen und sein Gebet in flammender, wahrer Andacht und tiefster Demuth ernstlich verrichten, zugleich auch jedes Tags ohnfehlbar und ohnvergeßlich diejenige Prekation mitsprechen, welche a. 1629 ich gefasset und ihm gen Marburg mitgegeben, dazu auch meinen an sich selbst zwar schlichten und ringfügigen, in Christo Jesu aber kräftigen Segen gelegt habe. — 2) Nach vollbrachtem Frühgebet soll er allemal einen Psalm Davids lesen, oder ihm vorlesen lassen, damit er den Psalter, welchen er in seiner zarteren Jugend ganz auswendig gekonnt, in stetig starkem Gedächtniß behalte. — 3) Nach dem Psalmen soll er ein oder zwei Kapitel aus der Bibel selbst lesen oder ihm vorlesen lassen. — 4) Solches alles soll er thun, nicht nur, wenn er Morgens aufsteht, sondern auch ehe er Abends zu Bette geht. — 5) Noch dazu soll er des Tages sich zuweilen einschließen, auf die Knie niederfallen oder sonst seine Andacht üben und emsig zu Gott im Himmel rufen, etwa auf diejenige Weise, welche ich ihm am

nächstverwichenen Sonntage Quasimodogeniti noch vorgeschrieben. — 6) Alle theologischen disputationes theologicas publicas soll er durchblättern, folgendes besuchen und anhören: wenn aber deren in einem Monat mehr als eine gehalten würde, mag er die Besuchung unterlassen. — 7) Sonntags soll er zwo, in der Woche eine Predigt hören, sonderlich aber je zuweilen am Sonntag, wie noch Samstag gegen Abend in schönen Gebetbüchern, Postillen, oder andern theologischen Traktaten sich erblätiern und in denselbigen Stunden die schon angefangene zweite Lektion locorum theologicorum Hafenrefferi vollends hinausbringen. — 8) Und ist mir sonderlich angelegen, daß er zum wenigsten alle Quartal den Tisch des Herrn andächtig besuche, sondern daß er sich gewöhne, die Sonn- und Feiertage fleißig zu halten und allein zur Uebung der Gottseligkeit (es geschähe nun durch Beten, Singen, Lesen, Hören oder Gesprächhalten) anzuwenden, sonst strafet Gott gemeiniglich, daß je eine Verhinderung den andern auf den Socken folgt und man die Woche über fast niemals fertig werden kann. — 9) Alle vormittägigen Stunden in der ganzen Woche, den einzigen Sonntag ausgenommen, wie auch dreier Täge Nachmittagsstunden soll er nach gehaltenem Gebet und Lesung in der Bibel in solo juris studio ganz zubringen. — 10) Noch ein halb Jahr lang soll er täglich eine Stund auf den Danzboden und folgendes Jahr auf einen Fechtboden gehn; wäre aber zu Jena kein Danzmeister, so soll er das Fechten zwar so bald ohne Prämittirung des Danzens, jedoch etwa vor erstem einem Vierteljahr nach seiner Ankunft antreten."

Das von der väterlichen Liebe dem Sohne mit zur Universität gegebene Gebet lautet folgendermaßen:

„Holdseliger Herr Jesu, der Du Tempel und Schulen selbst besuchet, geweihet und geheiliget hast, ach laß mich in dieser hohen Schul, wie auch sonst allenthalben, wo ich nach Deinem väterlichen Willen hinkomme, auf rechten, Dir gefälligen Wegen wandeln, an Gottesfurcht, Weisheit, Geschicklichkeit, Aufrichtigkeit, Ehrbarkeit, tugendlichem Gemüth, Zierlichkeit der Geberden, Emsigkeit, langerstreckter Gesundheit, Glückseligkeit, auch Gnad und Gunst bei Gott und den Menschen wachsen, und alles an mir der hochgebenedeiten Dreieinigkeit zu sonderbaren Ehren, Kirchen, Schulen, Gerichtsstühlen, Landen, Leuten, Wittwen, Waisen, Armen und Dürftigen, dem gemeinen Nutzen auch meinen lieben Eltern und sämmtlichen

Anverwandten zum Trost, mir aber selbst an Leib und Seele zum Besten erbauet und vollführet werden. Sende mir zu solchem allem deinen heiligen Geist reichlich und kräftig in mein Herz, erleuchte, erwärme und erstärke mich durch ihn, laß deinen guten Engel keinen Augenblick von mir abseyn, behüte mich vor aller Verführung, Widerwärtigkeit, Weitläuftigkeit, bösem Gerücht, falschem Herzen, böser Zunge, trauriger Zeitung, auch für Fall, Sturz, Schaden, Spott, Schimpf, Laster; rüste mich aus nach dem unergründlichen Reichthum deiner Gnaden und Erbarmung. Laß mich an meinen lieben Eltern, an meinem Vaterland, an dessen löblichem Fürsten und seinem ganzen Haus nichts als Friede, Heil, Wachsthum und blühendes Wohlergehn sehn. Lieber Herr Jesu Christe, fürbitte für mich zur Erlangung dessen allen bei Deinem himmlischen Vater und mache wahr im Öffnen, was ich Dich flehentlich und oft bitte im Verborgenen durch Dein bitter Leiden und Sterben. Amen. Mein gnädiger erhörender Herr Jesu. Amen."

Der Vater, für die Unschuld des Sohnes besorgt, warnt ihn möglichst den Umgang mit den „rohen Purschen" zu meiden. Von dem Mentor war nämlich berichtet worden, daß namentlich die von den ausstudirten Studenten gehaltenen Vorlesungen von diesen nur dazu benutzt würden, bei den Zuhörern Haus für Haus zu gehn, um dort zu zechen, und daß „außerhalb des Fechtens die exercitia corporis bei den Studiosen meistentheils in dem bestünden, daß man im übrigen Zutrinken geschäftig ist oder zum wenigsten auf dem Markt nicht ohne sonderliche Pracht hin und her spaziere und fremden Leuten durch discursitationes und martialische gesticulationes sich unvermeidlich zu erkennen gebe." Der väterlichen Mahnung getreu beschränkte sich nun auch der Jüngling auf den Umgang mit seinem Mentor und mit Haberkorn. In überschwänglich zärtlicher Weise ermahnen die Briefe des Vaters fortgesetzt und vertrauensvoll zum Beharren in allem Guten. So heißt es in einem Neujahrswunsch von 1634: „Herzliebster Sohn, deines getreuen söhnlichen Neujahrswunsches gedanke ich mich freundlich und wünsche dir hinwieder von deinem und meinem frommen Gott ein christliches, andächtiges, betendes, Gott ehrendes, lobendes, preisendes, ihm über alle Dinge vertrauendes, sein heilig Wort inbrünstig anhörendes, behaltendes, bewahrendes, vollbringendes, weises, verständiges und solches Jahr, darin du an Geschicklichkeit, Ehrbarkeit, Redlichkeit,

Zucht, Tugend, Gesundheit, Zierlichkeit der Sitten und des Leibes Gunst und Gnade bei Gott und frommen Herzen, auch in alle dem, was, so zu sagen, von Gott erbeten werden kann, aufnehmen, grünen, blühen, größer werden und solches Jahrs großen Genuß hier zeitlich und dort ewig haben mögest. Diesen vor, in und nach dem neuen Jahrstag in meinem Gebet oft, oft, oft vor dich gen Himmel geschickten Wunsch wolle erhören die heilige Dreifaltigkeit. Amen. — Daß du die paratitla angetreten und dir dein Studiren so ernstlich angelegen seyn lässest, höre ich gern. Du weißt aber, herzliebes Kind, daß ich dich mehrmals gewarnt, dich nicht selbst zu obruiren, darum bitte ich und ermahne väterlich, daß du deine Gesundheit auch mit wahren und dich ja nicht übertreiben wollest. Laß dir doch diese meine Erinnerung und Bitte anliegen; respirire bisweilen, nimm auch einen ganzen Tag zu deiner Ergötzlichkeit. Ich würde doch wohl zufrieden seyn, wenn du schon nicht gar zu sehr eilest. Mit festen und langsamen Tritten kommt man auch weit . . Dabevor habe ich dir freigestellt, zu Jena zu verharren, oder dich anderswohin zu begeben. Dieselbe Libertät lasse ich dir nochmals, sogar, daß wenn du es erwählen würdest, ich dich gar in Frankreich (allda du auch studiren kannst) schicken, und dir heimgegeben haben will, bene finita lectione paratitlorum, wieder heim zu kommen dieser Orten. Kommt dir aber geliebig vor, dein collegium pandectarum Jenae vel alibi in Germania anzufangen, zu mitteln und zu endigen, so ist mir solches auch lieb. Diese Willkühr und alles was mein väterliches dir wohl ergebnes Herz weiter vermag und dir Liebes und Gutes erzeigen kann, überschreibe ich zum glücklichen neuen Jahr; wenn uns Gott zusammenführt, will ich dir dein Neujahrspräsent, welches ehrlich und gut seyn soll, noch dazu geben.“ — Ein früherer Brief aus Langenschwalbach schließt mit den Worten: „Liebes Kind, ich beschließe gegenwärtigen Brief mit dieser Lehr, daß du nämlich das heilige Gebet in großem Befehl haben und sehr oftmals allerandächtigst brauchen wollest. Bete aus des Augustini in dem Musculo befindlicher precation vielmals um Gnad, daß der heil. Geist dir also beistehe, ut nunquam non labia tua Deum non collaudent, mens meditetur, vita glorificet, anima benedicat, ut qui ad laudem et gloriam nominis Divini creatus es, Deo semper devotus permaneas, ejusque Majestati digne famuleris, wie du denn zu diesem und mehr anderm hoch-

treulich oft ermahnet, auch in deinen Büchern mit feinen Formeln gefaßt bist, und dich Gott solches Alles wohl zu verrichten und zu vollbringen, stärken und kräftigen wolle, reichlich durch seinen einigen Sohn Jesum Christum, in Beistand des heiligen Geistes. Amen."

In kindlich frommem Geiste sind auch der Mutter Schreiben abgefaßt, wie es in dem einen heißt: „Dein Vater berichtet, daß sie gute, glückliche Verrichtungen gehabt haben, dafür ich dem ewigen Gott Lob, Ehr, Preis und Dank sage, wie ich denn hoffe, daß du, mein herzlieber Sohn, auch thun werdest. Denn ich mich sehr auf dein Gebet verlasse, wie du denn täglich oft in meinem andächtigen Gebet als mein herzliebster, gehorsamer Sohn dem lieben Gott vorgetragen wirst, und zweifle nicht, Gott wird unser Gebet gnädiglich erhören und dich tausendfältig segnen an Leib und Seel, an Gottseligkeit, Weisheit, Verstand und allen christlichen Tugenden. Das wird er thun durch seinen Sohn. Amen, Herr Jesu, Amen." Hierauf folgt, was wir zu weiterer Charakteristik hinzufügen, unmittelbar: „Den 31. Oktober ist mein gnädigster Fürst und Frau und Sr. F. G. Landgraf Johann und Landgraf Friedrich zu mir in unser Haus kommen, haben mich überrascht und mit mir den Mittag gegessen, ich habe es keine Stunde zuvor gewußt, sie haben aber gnädig vorlieb genommen, seind rechtschaffen lustig gewesen. Ich habe lassen die Spielleute kommen und haben sie rechtschaffen gedanzt." —

Von Gerhard wird dem Sohn das allerbeste Zeugniß gegeben und daß er bei seinem Fleiße mehr des Zügels als des Spornes bedürfe. — Der Vater hätte es später gern gesehn, wenn der Sohn die Gelegenheit benutzt hätte, sich der sich darbietenden Reisebegleitung von Prinz Friedrich auf einer Reise nach Frankreich anzuschließen. Der Sohn stellt das Bedenken seiner zarten Jugend dagegen und seine Unkenntniß der französischen Sprache, für welche sich in Jena kein Lehrer fände, mit kindlichem Gehorsam jedoch schreibt er: „Ziehst du jedoch, lieber Vater, Frankreich Deutschland vor, so wirst du mich auch darin ganz gehorsam finden. So tiefe Wurzeln kann ich sagen, hat die kindliche Ehrfurcht in meinem Herzen geschlagen, daß, wenn du es befiehlst, ich mich nicht sehr scheuen würde, auch nach dem Ganges mein Schifflein zu richten, denn das weiß ich, daß von meiner zarten Jugend an meine Studien so weise von dir gerichtet worden, daß du nicht über meine Erziehung

und ich nicht über meine Arbeiten Reue zu empfinden brauche." Andrerseits überließ wieder der Vater, wie wir vernommen haben, dem Sohne die Entscheidung, und sie fiel nun dahin aus, daß er zur Fortsetzung seiner Studien nach Marburg zurückkehren sollte. Er bewährte im Verlaufe der Zeit die Hoffnungen, welche er in seiner Jugend erweckt hatte. Er wurde Kaiserl. Reichshofrath und darmstädtischer Geheimer Rath und starb 1660.

In Druck ist von A. Wolf nichts erschienen, als „Beglaubigter Abdruck derjenigen, wiewohl unverfänglichen Punkte, welche von zweien evangelischen und katholischen Räthen und Kanzlern, wie etwa ein neuer Religionsfrieden zu traktiren, in jüngstverflossnem regensburgischem Convent pro et contra verfaßt und abgegeben worden 1630." In eben dieser Materie war Wolf gründlich bewandert, er hatte besondre Studien über den passauer Vertrag gemacht und schon 1617 aus Straßburg die Skizze eines in 11 Bücher verfaßten Werkes an Hortleder zur Beurtheilung übersendet. Im Druck ist jedoch nichts davon erschienen, doch besitzt die hamburger Bibliothek zwei Briefe an Hortleder mit interessanten Datis über jenen Vertrag und die erwähnte Skizze.*)

Hauptquellen: v. Rommel, Hessische Geschichte, B. VIII. — Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, B. XV. — Conrad Grebers Leichenpredigt auf den Tod A. Wolfs 1649 (welche hier nicht hat benutzt werden können).

VII. Christoph Forstner, Kanzler von Mömpelgard.

(Geb. 1598, gest. 1667.)

Geboren 1598 auf dem gräflich Harrach'schen Schloß Birkenstein in Oberösterreich, machte Forstner, da inzwischen die Exilirung der Protestanten erfolgt war, seine Studien auf der Universität Tübingen. Eine von dem 19jährigen Jünglinge herausgegebene politische Schrift richtete schon damals das Auge der Juristen auf ihn. Nach mehrjährigen Studien und Reisen begab er sich 1629 wieder nach Wien, wo sein Name bereits so vortheilhaft bekannt geworden, daß Kardinal Clesel und andre hochgestellte Staatsmänner sich dringend bemühn, ihn für die kaiserlichen Staatsdienste zu gewinnen,

*) Consp. bibl. Wolf. n. XXXVII. und XXXVIII.

welches auch nicht ohne Erfolg geblieben wäre, hätte nicht die damalige Intoleranz des Hofes den Confessionswechsel zur Bedingung gemacht. Statt dessen wurde von ihm eine Stellung in hohenloheschen Diensten angenommen, aus welcher er 1631 durch den würtembergischen Kanzler Loeffler, der ihn auf dem Reichstage zu Regensburg kennen gelernt, auszutreten und in würtembergische Dienste überzugehn bewogen wurde — zuerst als Vicekanzler der Grafschaft Mömpelgard, drei Jahre darauf als Kanzler, in welchem Dienste er, der mannichfaltigsten Anerbietungen von andrer Seite, und der schwersten Erfahrungen ungeachtet, auch bis an das Ende seines Lebens verharrte. Als Staatsmann, als Gelehrter und als Christ nimmt Forstner eine hohe Stellung ein. Vernehmen wir die Schilderung, die sein Leichenredner Pfarrer Bäuerlin von seinem christlichen Wandel macht:

„Alle Tage hat er gewisse Betstunden gehalten und niemalen zu Mittag oder zu Abend zu Tische gegangen, daß er nicht das Kyrie eleison gebetet, alle Morgen bis 8 Uhr mit Beten und Bibellesen zugebracht. Acht Bibeln sind unter seinen Büchern gefunden, welche er nicht allein gelesen, sondern überall durchstrichen und Anmerkungen darüber gemacht, einen Indicem ihm selbst zum Gebrauch über die ganze Bibel gefertigt und mit eigner Hand geschrieben, darinnen alle Sprüche, die zur praktischen Theologie gehören, aufgezeichnet, vieler unterschiedlicher andrer Bedenken über eines und das andre in der heiligen Schrift zu geschweigen. Viele Jahre her hat er bald nichts mehr als dergleichen Autoren gelesen, auch fast keine andern Bücher mehr gekauft, und unterschiedliche mal gegen die Seinen, wenn man ihm von diesem oder jenem weltlichen Buch geredet, ob er es nicht kaufen wolle, gesagt: er begehre in solchen Sachen nichts mehr zu lernen, und müsse sich nunmehr im Geistlichen üben. — Seine Leutseligkeit und Freundlichkeit gegen jedermann werden nicht allein Fremde zu rühmen wissen, sondern auch die Allergeringsten, vornehmlich aber die Unterthanen, welchen er nicht allein allzeit Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern auch alle und jede, auch oft in seinen größten Krankheiten, vorgelassen, ihre Nothdurft mit aller Geduld und Sanftmuth angehöret, ihnen auch solchen Bescheid ertheilet, daß sie mit gutem Gewissen sich darüber zu beklagen keine Ursache gehabt haben. Was Wittwen, Waisen und arme Leute an ihm verloren, bezeuget reichlich die allgemeine Klage

und bittern Thränen derjenigen, welche ihren Helfer und Patron beseufzen und beweinen. — Dem Ehr- oder Geldgeiz ist er im geringsten nicht ergeben gewesen, denn wiewohl ihm in währendem seinem hiesigen Amte von verschiedenen hohen Orten, insonderheit eine Stelle im Reichshofrath zu Wien, auch von der Krone Schweden und mehr andern großen Herrn vornehme Dienste angeboten worden, so ist er dennoch steif und beständig in dem ihm von Gott anvertrauten Regiment verblieben, und also weder nach größerer Ehre oder nach Reichthum gestrebet, dergestalt, daß er auch viele hohe Offerten und große Präsente, welche doch sonst auch die weisesten Augen verblenden, rühmlich abgeschlagen, und seine Integrität niemals durch Geld oder Geschenke überwinden lassen."

Unter seine Correspondenten gehören die ausgezeichnetsten deutschen und französischen Staatsmänner und Gelehrten und auch mehrere der ausgezeichnetsten christlichen Männer der Zeit: V. Andreä, J. Schmid, der Philologe Bernegger in Straßburg, der Senator Portner und der wegen seiner Frömmigkeit besonders von ihm hochverehrte Superintendent Ursinus in Regensburg (s. Ursinus). Auch er gehört zu denen, welche ihren Schmerz darüber aussprechen, daß die Streittheologie der Zeit das praktische Christenthum überwuchert habe, und preist in einem Briefe an Ursinus solche reformatorische Männer wie Meyfart (s. Meyfart) und den von den Meisten ganz ignorirten energischen Gewissensprediger der Zeit Melden (s. Melden).

Beides, seine Staatsweisheit wie seinen christlichen Charakter, bewährten die Kriegsjahre. Vorzüglich das Jahr 1637 und das folgende legten ihm ernste Prüfungen und schwierige Aufgaben auf. Der würtembergische Prinz, der Regent der Grafschaft, war minderjährig, der Statthalter hatte sich geflüchtet: so ruhte die ganze Regierungs- und Vertheidigungslast auf Forstner, als das von Truppen entblößte Land von dem zahlreichen kaiserlichen Heere überschwemmt wurde. Der würtembergische Herzog, an dem es gewesen wäre, Hülfe zu leisten, war deren selbst bedürftig und hatte daher 1633 Mömpelgard dem Schutze Frankreichs überlassen müssen. In einem Briefe an einen französischen Residenten im Elsaß, Tilemann Stella, von 1640 dankt er es dem französischen Monarchen, daß durch diesen seinen Schutz das mömpelgarder Gebiet nicht ganz in den allgemeinen Strudel der Verwüstung hineingezogen worden;

dennoch war die durch diesen Schutz gewährte Hülfe nur eine ungenügende gewesen. Von seinen Prüfungen und dem Trost, den ihm in denselben der Glaube gegeben, berichtet er in einem Briefe von 1637 an Bernegger: „Den Schrecken vergrößerte, daß die Feinde alles mit Feuer verwüsteten, daß wir nicht nur rings-umher die leuchtenden Flammen sahen, sondern auch von den nächsten Ortschaften den Geruch des Rauches wahrnahmen und den Sturz der zusammenfallenden Häuser hören konnten. Das Grausen wurde vermehrt durch die Schaaren von Jagdhunden, welche die Fürsten unsern Bauern zur Erhaltung übergeben hatten, die aber nun nach Auswanderung der Leute die benachbarten Ortschaften mit ihrem Geheul erfüllten. Von so viel Elend umgeben und von so viel Sorge beängstigt, dachte ich daran, vor allem mit dem Himmel zu verhandeln und die göttliche Hülfe anzurufen. Dies that ich in den heißesten Gebeten und mit reichlichen Thränen, welche die Größe der Noth und die Süßigkeit des Vertrauens auf Gott selbst mir auspreßte. Vorzüglich kamen mir die göttlichen Gesänge König Davids niemals aus dem Gedächtniß und selten aus den Händen. Dort fand ich die Hinweisung auf die Ursachen unsrer Gerichte, den Zorn Gottes, und das Heilmittel in denselben, die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit, zugleich die mit derselben unter der Trübsal nicht selten kämpfende Verzweiflung, dort das Gemälde des bußfertigen, von Schrecken erfüllten und vor dem Gericht Gottes zurückschaudernden Gewissens und wiederum die wunderbarsten Lobgesänge auf den Regenten aller Dinge, das Gemälde eines Gemüthes, welches Himmel und Hölle zugleich in sich empfindet, meine freudigsten und meine traurigsten Herzensempfindungen. Ich besaß in meiner Bibliothek des Antonius Flaminius Erklärung der Psalmen, welche ich bis jetzt nicht beachtet hatte, auch die Erklärung einiger Kirchenväter und unter den Neuern die von Beza: keiner aber war mir nach meinem Geschmack als Flaminius, bei dem man zweifeln kann, was mehr zu schätzen, die ungezierte Einfachheit der Auslegung, oder die Leichtigkeit und Reinheit der lateinischen Sprache. Mit diesen Hülfsmitteln und Waffen ausgerüstet, fing ich an, einigermaßen der Hoffnung Raum zu geben. Mein Vertrauen verstärkte die Gattin, welche mit mehr als männlicher Standhaftigkeit wiederholte, daß es doch nur Gottes Vorsehung sei, die uns vom Vaterland Ausgestoßene auf diesen Ort geführt und uns auch hier wohl erhalten werde.“ —

Unterdeß waren zum Schutz der mit Belagerung bedrohten Stadt französische und hessische Truppen herbeigekommen: welche Last sich jedoch hierdurch auf die Schultern des edeln Mannes wälzte, welcher auch diese neuen Ankömmlinge versorgen und in jedem Stücke Abhülfe thun sollte, schildert er uns selbst in demselben Schreiben an Bernegger. „Es ist nicht zu sagen, wie viel Last, Nachtwachen und Unruhe mir dadurch erwuchsen: die Verproviantirung der Truppen, die Sorge für das Geschütz, die anständige Aufnahme so vornehmer Gäste als mit den Truppen gekommen waren, dazu die keinen Augenblick unterbrochene Besorgung der bürgerlichen Angelegenheiten setzten mich Tag und Nacht in Bewegung. Vorzüglich drückte mich aber für die Gegenwart wie für die Zukunft die Bekümmerniß, daß das, was der Feind den armen Landleuten noch übrig gelassen, von den Unsrigen geraubt wurde, was die Fürsorge unsres Fürsten in den Scheuern aufgesammelt, verzehrt, und daß ich die eben aufgesproßte Feldfrucht verheert und den Pferden zum Futter vorwerfen sehen mußte: dies alles indeß, obwohl überaus schwer, trugen wir noch in Hoffnung einer bessern Zukunft. — In der Nähe bedrängte aber eine bösartige Seuche, welche alle Häuser ergriff und durch ein hitziges Fieber in wenigen Tagen die davon ergriffnen Kranken dahin riß. Den Charakter der Krankheit glaubten die Aerzte in verderblichem Irrthum verhehlen zu dürfen, indem sie dieselben als Fieber bezeichneten. So hütete sich keiner vor der Berührung, bis nicht mehr bezweifelt werden konnte, daß es nichts andres als die Pest sei, welches Uebel ebenfalls von den Franzosen mit eingeführt worden. Sie wurde noch verstärkt durch die ungewöhnliche Sonnenhitze, durch die Haufen von Unrath, welche durch die zusammengedrängte Menge von Menschen und Vieh auf den Straßen sich anhäuften, ohne daß jemand sie reinigen konnte. Hier nun habe ich, wie vorher in den Kriegsgefahren, mit meiner Familie die deutlichste Fürsorge Gottes erfahren. Vom Morgen bis zum Abend war meine Wohnung im Schlosse von den verschiedenartigsten Menschenhaufen umringt. Da nämlich in den Morgenstunden die Rathsversammlungen bei mir gehalten wurden, so war der Hof beständig voll Bittsteller und Klageführender, vom Frühstück an drängten sich die Beamten unsrer Fürsten, die des Magistrats und alle andern Officianten in öffentlichen oder Privatangelegenheiten zu mir bis zur Stunde des Mittagessens, welches oft bis spät in

die Nacht verschoben werden mußte. Dies war mein ununterbrochenes tägliches Loos, dennoch, obwohl in Berührung mit so vielen Menschen, und obwohl meine Leute in häuslichen Angelegenheiten die ganze Stadt durchkreuzten, ist keiner weder von meiner Familie noch von ihnen von der Krankheit berührt worden."

Er gedenkt zum Schlusse der Friedenshoffnungen, welche, wie er meinte, auf's Neue in Nichts ausgehen würden und sieht für das nur als Zankapfel auswärtiger Nationen hin- und hergeschleuderte Deutschland auch im besten Falle keinen Trost. „Bei diesem Auseinanderbersten einer untergehenden Welt — so schließt er — halten mich nur zwei Stützen aufrecht. Vor allem steht das mir unerschütterlich gewiß in meinem Herzen, daß nichts ohne die Vorsehung Gottes geschieht und alles nach dem Gesetze eines ewigen Herrschers verhängt wird, daß Gott über allem steht und ihm nur das Beste gefallen kann. „Denn, wie Clemens Alexandrinus trefflich sagt, er ist ganz Vernunft, ganz Licht, ganz Auge, sieht, hört und weiß alles." Das andre, woran ich gedenke, ist, daß es nur ein Augenblick ist, den wir hier leben, daß wir ein andres Vaterland haben, wie Salvian sagt — den goldnen Himmel über uns, das Haus der Heiligen, jene ewige unumwandelbare, keinem Wechsel unterworfene Stadt. So kann denn wenig darauf ankommen, ob der Franzose oder der Spanier, die Troer oder die Rutuler eine Zeit lang über uns herrschen, denn was — ich spreche mit Augustin — dies Leben der Sterblichen anlangt, welches nur kurze Tage dauert und bald zu Ende läuft, was verschlägt es, unter wessen Herrschaft der sterbliche Mensch wohnt, wenn nur die, welche über uns herrschen, zu nichts Unrechtem uns zwingen wollen?"

Aehnliche Gesinnungen sprechen sich in einem nicht lange darauf an diesen gleichgesinnten Herzensfreund erlassenen Briefe aus: „Was mich betrifft, verehrter Bernegger, so habe ich, obwohl in der Blüthe meiner Jahre und vom zeitlichen Glück nicht wenig begünstigt, nicht nur Reichthum, Ehre und Genuß verachten, sondern auch meinen Studien, nur mit Ausnahme der theologischen, ein Maß zu setzen gelernt. Den elenden Zustand der Menschheit erkennen, die eiteln Sorgen und Hoffnungen derselben verlachen, die Größe Gottes verehren, seine Barmherzigkeit gegen das Menschengeschlecht bedenken und unsre Undankbarkeit anklagen, christliche Pflichten und die Vergeltung nach dem Tode ernstlich erwägen, das

ist jetzt mein vorzügliches und fast einziges Studium. Dem Lesen der heiligen Schrift, der alten Kirchenlehrer und der neuern Erbauungsschriftsteller widme ich daher alle Zeit, die von den Geschäften noch übrig bleibt."

Unterdeß machten jedoch, während das Waffenglück noch immer hin- und herschwankte, die Friedensverhandlungen zu Osnabrück durch alle in den Weg geworfenen Schwierigkeiten hindurch Fortschritte und — nach einigem Schwanken, ob auch Mömpelgard durch einen eignen Gesandten bei denselben vertreten werden sollte — wurde Forstner selbst schon im Jahre 1637 dahin abgesendet, um, wenn auch nicht durch sein Votum — ein solches besaß er nicht — doch durch seinen Rath sein Gewicht in die Wagschale zu legen. Beweise von seiner Einsicht in die damaligen Staatsverhältnisse liegen in den früher von ihm über den Ausgang des Kriegs ausgesprochenen Aeußerungen vor, von denen nicht wenige durch den Erfolg sich bewährten.*) Auch kam ihm in Osnabrück ein großes Vertrauen der entgegengesetzten Parteien entgegen: nicht weniger von dem kaiserlichen Hofe als von den schwedischen Abgeordneten ergingen Anträge an ihn, für ihre Höfe ihn zu gewinnen — doch vergebens. In seinen eigenen politischen Grundsätzen nimmt übrigens Forstner, wiewohl in die unmittelbare Nähe Frankreichs und in dessen Schutzherrschaft gestellt, dennoch denjenigen Standpunkt ein, welcher von der lutherisch-deutschen Politik behauptet wurde. Völlig unzweifelhaft ist ihm das Recht des Kaisers in den Anfängen des unseligen Krieges: „Mögen die Böhmen auch noch so sehr Unrecht gelitten haben, den Verlust ihrer Kirchen, die Verkleinerung ihrer Privilegien, die Beraubung ihrer Immunitäten; mögen sie mit Recht sich zu beklagen gehabt haben, daß ihre Bitten beim Kaiser kein Gehör gefunden, Leben und Eigenthum bedroht gewesen: durfte darum der Churfürst von der Pfalz, welchem kein Schiedsgericht zustand und keine Gerichtsbarkeit, sich willkürlich zum Schiedsrichter aufwerfen?" So fragt er in einem Briefe von 1630.**) Er verhehlt sich auch nicht das rechtliche Bedenken, daß

---

*) Vgl. Le Bret, Magazin zur Staaten- u. Kirchengeschichte. V. S. 250. und Christoph. Forstneri epp. negoti·m pacis Osnaburgo Monasteriensis concernentes. Mömpelgard 1656.

**) Le Bret, Magazin IV. S. 288.

Würtemberg für sein Mömpelgard den Schutz im Auslande gesucht, ist sich der zukünftigen Gefahren bewußt, welche aus dieser Schutzherrschaft erwachsen möchten und sucht den Schritt nur aus dem Drange der Umstände zu rechtfertigen.

Die späteren Zeiten seines Lebens ließen ihn durch schmerzhafte Krankheitsanfälle manche Hemmung in seiner für sein Vaterland so erfolgreichen Thätigkeit erfahren. Selbst an den Rücktritt von den Geschäften sah er sich zu denken genöthigt. Einem Jugendfreunde, dem damaligen tübingischen Prokanzler Tobias Wagner, legt er 1665 die Frage vor, ob ihm dies nicht jetzt in seinem 67. Jahre bei einem durch und durch siech gewordenen Körper gestattet seyn möchte. Doch wurde nicht nur von diesem Freunde gerathen, bis an's Ende auszuhalten, sondern auch von seinem Herzoge konnte er, da ein geeigneter Nachfolger sich nicht wollte finden lassen, die Erlaubniß zum Austritt aus seinem Dienste nicht erhalten. Von den Anstrengungen seines Geschäftslebens auch im regelmäßigen Laufe der Dinge giebt eine Vorstellung, daß, wie er in einem Briefe von 1656 an Böcler in Straßburg meldet, während der neun Jahre des Besitzes eines Landgutes unweit Mömpelgard ihm doch nur eine einzige Nacht auf demselben zuzubringen vergönnt gewesen war. Er starb im J. 1667. Eine Schilderung seines Endes giebt uns sein Leichenredner:

„Vor ungefähr drei Wochen ist der selige Herr Kanzler mit einer hitzigen Krankheit nach Gottes Willen heimgesucht worden. Da man nun allerlei natürliche Mittel mit des hiesigen Medici Rath gebraucht, selbige aber ihren gewünschten Effekt so gar nicht erreichen wollen, daß vielmehr von Tag zu Tag sich neue gefährliche Zufälle zeigten, und er also genugsam merken können, der Tod werde sich erster Tagen bei ihm unfehlbar einfinden, als hat er die Euthanasia oder selige Sterbekunst recht christlich prakticirt, gestern vor acht Tagen nach mir geschickt, und sich mit nöthigem Unterricht aus Gottes Wort zu dieser seiner bevorstehenden letzten Abfahrt versehen zu werden inniglich begehret, auch dabei sich zugleich erkläret, wie er ihm hiermit alles Zeitliche ganz und gar aus dem Sinn geschlagen, und weiter nichts mehr als ein seliges Stündlein, aus dieser mühseligen Welt einmal zu scheiden, von dem grundguten Gott aus Gnaden erwarte. Wann ich mich dann hierauf, nach Erheischung meines Amtes ganz bereitschuldig finden ließ, und nunmehr nicht ohne heiße Thränen, die mir häufig über die Backen herniedergeflossen, zu reden

und zu trösten anfing, richtet sich der selige Herr im Bette auf, zog seine Schlafmütze ab, fassete selbige in beide zusammengeschlossene Hände, saß da, wandte die Augen getrost auf den Prediger und schickte sich, den Trost aus des Predigers Munde nicht nur andächtig und eifrig, sondern auch ehrerbietig anzuhören. Man ermahnte ihn, er sollte seiner in dieser großen Schwachheit schonen und sich legen. Nein, sprach er, ich will den Trost, den mir sterbenden Mann der gnädige barmherzige Gott aus seinem heiligen Wort gönnet und giebet von desselben Diener mit aller schuldigen Reverenz und Ehrerbietung empfahen, und wann die Kräfte bei mir vorhanden wären, wollte ich ihn nicht nur sitzend, sondern gar auf den Knieen liegend anhören. Nach vollendetem Zusprechen und verrichtetem Gebet hat er sich wieder gelegt, und mir eins und das andre, davon er meinte, daß mir Wissenschaft zu haben vonnöthen thäte, communiciret und mich darauf ernstlich gebeten, daß ich ihn doch an seinem Ende, wenn es herzunahen würde, nicht verlassen, sondern tapfer zusprechen, und ihm auch in den letzten Zügen liegenden laut zurufen wollte, weil der Mensch zur selben Zeit, da er am schwächsten, und die Anfechtungen am stärksten, freilich Trostes, Zurufens und Erinnerns höchst vonnöthen habe, welches Ihro Excellenz dann ich mit Einschlagung meiner rechten Hand versprechen müssen."

„Am vergangnen Samstag hat er das Dispone domui und seinen letzten Willen bei guter Vernunft aufgerichtet, da er dann seinen drei lieben Söhnen zuförderst die Gottesfurcht und brüderliche Liebe mit sehr beweglichen Worten anbefohlen, und der Armen fleißig und treulich sich anzunehmen zum öftern wiederholt, auch sie vor Gott ermahnet, einen gewissen Zins von einem erkauften Rebacker (Weinberg) jährlich unter die Armen unfehlbar und unbetrüglich auszutheilen und das andre Geld, so er seithero wieder für die Armen gesammelt, wohl anzulegen."

„Am Sonntag Morgen hat er mich zu sich gefordert, mir seine habende beschwerliche Nacht entdeckt und zugleich zu verstehn gegeben, weil er anderes nichts fühle, denn daß nach Gottes Willen sein letztes Stündlein herbeikomme, wolle er zu guter letzt noch einmal beichten und sich mit Empfahung der heiligen Absolution und Gebrauch des hochwürdigen Abendmahls zu seiner seligen Heimfahrt gebührlich schicken, welches denn auch geschehen und der ganze Aktus

von ihm sitzend mit sonderbarem Eifer und Respekt gegen das heilige Sakrament verrichtet worden, darauf er sich gänzlich dem Willen Gottes ergeben, und war eine Lust, bei diesem kranken Manne zu seyn. Kein ungeduldig Wort von ihm gehört, sondern wenn ihn jemand besucht und gefragt, wie er lebe? sprach er, wie Gott will; hat man mit ihm gebetet, so hat er seine Hände aufgehoben und zu allen Punkten gesagt: Amen! Amen!" —

„Als ich auf den Abend um 7 Uhr wieder zu ihm kam, sah ich gleich, daß dieses die letzte Visite seyn werde. Er lag ganz still, und da er mich ersah, sprach er: Jetzt wird es, wills Gott, bald gut werden; jetzt werdet ihr mich sterben sehn. Weil denn alle Anzeichen des herzunahenden Todes vorhanden waren, und ich deswegen anfing, meinen theuer verheißnen letzten Zuspruch zu thun, siehe, da richtete sich wider alles Verhoffen der Todtkranke von selber wieder auf. Man ermahnte ihn, liegen zu bleiben, aber es half nichts, er setzte sich seiner Gewohnheit nach, hörte mit herzbeweglicher Andacht diese letzte Zurede seines Beichtvaters an und blieb also mit zusammengefalteten Händen sitzen bis an sein seliges Ende. Nach vollendeter meiner Rede nahete es sich augenscheinlich, je länger, je näher zum Ende, darum wir mit eifrigem Beten und zuletzt eine geraume Zeit nur mit allerlei kurzen Sterbens-Seufzerlein und Trostsprüchlein aus Gottes Wort, als rechten Stoßgebetlein, fleißigst bei ihm angehalten bis um halb 9 Uhr, da er unter währendem Zusprechen dreimal von mir Abschied genommen und endlich von allen Anwesenden; und welches zu verwundern, so hat ihm Gott die große Gnade gethan, daß er nicht allein keine sonderlichen Schmerzen gefühlt, sondern auch Verstand und Gehör bis an sein letztes Ende behalten. Er sprach zu mir unter dem Zureden: ich sehe kein Licht mehr, und da ich ihn darauf erinnerte: das zeitliche Licht sei ihm nichts mehr nütze, seine leiblichen Augen können ihm nichts mehr nützen, er müsse anjetzt die geistlichen Augen des Glaubens und Gemüths gebrauchen und sich zum ewigen Licht halten, merkten wir, daß ihm auch die Sprache entfallen sei, drum fragte ich ihn: höret mich der Herr Kanzler noch? da hat er mir meine Hand, die ich ihm zwischen seine Hände gestreckt, gedrückt und mit dem Kopf gewinkt; und da wir immer warteten auf letzte Züge, neigt er das Haupt ein klein wenig und schläft ein so sanft, daß wirs nicht vermerkten, mitten unter vielen heißen Thränen und eifrigem Gebet." —

Hauptquellen: Le Bret, Magazin für Staaten- und Kirchengeschichte Th. III — V. — „Zum Gedächtniß Christoph Forstners" in Moser's patriotischem Archiv B. IV.

VIII. David von Schweinitz, Liegnitzischer Landeshauptmann.

(Geb. 1600, gest. 1667.)

Aus einem sehr alten schlesischen Geschlecht entsprossen, dessen Stammbaum er selbst in Druck gegeben, wurde Schweinitz im Jahre 1600 geboren. Er legte den Grund seiner Studien auf dem Gymnasium in Breslau, besuchte die Universitäten Heidelberg und Gröningen, machte eine Reise nach England und wurde nach seiner Rückkehr Kammerjunker bei Herzog Georg Rudolph von Liegnitz. Von diesem seinem Fürsten wurde er mehrfach zu Legationen gebraucht und 1631 als Landeshauptmann des Fürstenthums Wohlau angestellt. Als 1633 die Pest und der Anmarsch von Wallenstein den Herzog und dessen Bruder Christian von Brieg dazu vermochten, in dem vom Kriege verschonten Herzogthum Preußen eine Zuflucht zu suchen, folgte er denselben auf ihren Wunsch. Mit Herzog Rudolph kehrte er auf kurze Zeit in das schwergeschlagene Vaterland zurück, wo er sein Stammgut Seifersdorf in Asche gelegt fand, ließ sich noch zu einigen Legationen an den Churfürsten von Brandenburg und den König von Polen gebrauchen, da er sich aber bei der allgemeinen Zerrüttung, wie er sagt, außer Stande befand, dem Vaterlande Dienste zu leisten, kehrte er in sein preußisches Asyl zurück und baute sich in dem Orte Wieprsch an. Wie sehr er sich die Liebe seiner seifersdorfer Gutsangehörigen erworben hatte, davon giebt einen Beweis, daß, der großen Entfernung ungeachtet, 171 derselben ihm nach Preußen nachfolgten.

Dort in der Fremde wartete Schweinitz den Friedensschluß ab und kehrte erst im Jahre 1650 nach Schlesien zurück, wo er in Liegnitz wieder in seine Stelle als Regierungsrath eintrat. Nach dem Tode von Herzog Rudolph 1653 wurde Schweinitz von dem Nachfolger desselben Herzog Ludwig zum Landeshauptmann des Fürstenthums ernannt. Nach dem Absterben jenes Fürsten 1664 beabsichtigte er von seinem Amte sich zurückzuziehn und erklärte bei dieser Veranlassung vor den Landständen: „wo er jemandem Gewalt und

Unrecht gethan, oder durch Gaben und Geschenke sich die Augen blenden lassen, so solle man es ihm darstellen, er sei bereit alles wiederzugeben." Indeß ließ er sich bestimmen, bis zu seinem Ende 1667 in seinem Amte zu verharren. Seine Weisheit, seine Frömmigkeit und seine Gerechtigkeitsliebe ließen ihn in dieser seiner Stellung seinem Vaterlande und der Kirche mannichfache Dienste leisten. Er hatte nicht nur die Rechte der evangelischen Kirche gegen die wachsenden Uebergriffe der römischen zu vertreten, sondern auch die Rechte der lutherischen gegenüber der reformirten, welcher die schlesischen Herzöge mit Ausnahme dessen von Oels damals angehörten. Der Absicht derselben, den lutherischen Kirchen ihren reformirten Hofprediger zum Superintendenten aufzudringen, leistete er nachdrücklich, obwohl vergeblich, Widerstand. Mit welchem Ernst er die liegnitzische Kirche mit frommen Predigern zu versorgen bemüht gewesen, giebt er in der seinem „Herzenspsalter" vorgesetzten Dedikation an die Geistlichkeit des Herzogthums Liegnitz zu erkennen. Als Grund, warum er die Schrift der Geistlichkeit gewidmet, giebt er an, weil er „sein Lebtage fromme gottesfürchtige theologos geehrt und geliebt," „denen andern aber, fährt er fort, welche vorsätzlich ihren göttlichen Beruf beschimpfen, das heilige ministerium verlästert machen, und ihre priesterliche albam denigriren, bekenne ich, daß ich ihnen oft in meinem Amte sehr scharf gewesen." Als einen weiteren Grund seiner Dedikation giebt er auch dies an, daß von seinem Landesfürsten viele fromme Exulanten zum Amte befördert seien, welche am besten wissen würden, was der Kirche Noth thue, und daher seine Intention bei jener Schrift verstehn.

Ungleich größern Segen, als seine unmittelbare Betheiligung am Wohle der Kirche hat Schweinitz derselben durch seine Schriften gebracht. Der Hof, welchem er diente und seine kirchliche Umgebung war eine religiös und künstlerisch angeregte. Herzog Christian war auf seinen Reisen nach Straßburg und Frankreich gekommen, Herzog Rudolph auch nach Italien und den Niederlanden. Der letztere hatte von seinen Reisen eine Bibliothek mitgebracht, einen Kunstgarten in Liegnitz angelegt, war ein Freund der Musik und suchte das Schulwesen seines Landes zu verbessern. Herzog Rudolph und Christian d. j. waren Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, Herzog Rudolph seit 1622, Christian seit 1648. In Liegnitz waren Logau und Opitz als Kanzlei-Räthe angestellt, wie Opitz waren auch die gleichzeitigen beiden Dichter

Scultetus und Tscherning in dem nahen Bunzlau geboren. An beiden Höfen wurden Böhme's erbauliche Schriften gelesen, der Freund Böhme's Tscheck war Regierungsrath in Brieg und seit 1639 stand in Brieg als reformirter Hofprediger Fuhrmann, ein — wie seine zahlreichen Schriften ausweisen — sehr ernster, innerlich christlicher Geistlicher, von welchem auch das vortreffliche, unter Herzog Christian erlassene Ausschreiben an die Geistlichkeit herrühren soll. Rudolph war ein fleißiger Leser von Arndts „wahrem Christenthum," seine dankbare Pietät gegen denselben spricht ein Brief an ihn von 1621 aus (s. Arndt). Den vier herzoglichen Brüdern giebt der Dichter in seiner Herzensharfe das Zeugniß: „Und weiß ich, daß E. Fürstl. Gn. die geistliche Musik und dergleichen meditationes als selbst frommen gottseligen Fürsten nicht unangenehm sind, welche nicht allein von fürstlichen, hochlöblichen Vorfahren entsprossen, die zu ihren unsterblichen Ehren den Namen Pii und Probi zu führen sich nicht gescheut haben, sondern auch nichts weniger selbst durch Dero christlichen, gottseligen Eifer in und außer Landes berühmt sind." — An dem Kriegesfeuer hatte sich namentlich in Schlesien die Flamme des geistlichen Gesanges entzündet. „Es ist herzerhebend zu sehn, wie das Bedürfniß nach geistiger Erhebung, worin das Volk schmachtete, sich in der Kirchenpoesie Luft machte. Die gedrückte Stimmung, worin besonders der Mittelstand, dessen Mark der Krieg verzehrt hatte, sich befand, die Sehnsucht, sich zu Gott zu flüchten, klingt uns wieder, wenn wir die Lieder der Evangelischen jener Tage lesen."*)

Schon früh scheint Schweinitz tiefere christliche Anregungen empfangen zu haben. Schon als 26jähriger junger Mann hatte er jenes später unter dem Titel: „katechetischer Bußwecker 1699" aus seinem Nachlasse herausgegebene Werk zu schreiben angefangen. Auch steht er mit Heermann in freundschaftlichem Verkehr. Jene Liedersammlung, welche ihm die ehrenvolle Stelle unter den schlesischen Dichtern erworben, „geistliche Herzensharfe in 50 mal 10 Saiten" ließ er 1640 zum erstenmale, 1650 vermehrt drucken; im Jahre 1647 gab er seine gereimten biblischen Summarien unter dem Namen: „kleine Bibel" heraus. Die bekanntesten unter seinen Lie-

*) Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie S. 68.

dern, von denen mehrere schon 1645 in das breslauische Gesangbuch Aufnahme fanden, sind: „Mein Jesus ist mein,“ O Mensch, willst du Gottes Reich,“ „Zu dir von Herzensgrund.“ In der Vorrede zu jener Sammlung vertheidigt er sich gegen den Vorwurf, als wolle es einem Cavalier nicht geziemen, dergleichen erbauliche Bücher herauszugeben. „Wie der Sturm und Schiffbruch die sonst muthwilligen Schiffsleute fromm macht und beten lehrt, ja wie in solchem Unglück jedweder Hand anlegt . . also zwinget uns auch jetzt die Noth zum Beten und drücket manchen Seufzer heraus, der bei guten Tagen wohl wäre stecken geblieben.“ Er will nicht nach den Regeln der Kunst beurtheilt seyn: „Denn ob dir, was die Form dieser meditationum betrifft, vorstoßen würde, daß ich rhythmos, Cäsur und Regeln nicht so genau (wie unser deutscher Pindarus, der Opitius und Andere, die unsre edle deutsche Sprache hochzubringen ihnen angelegen halten, haben wollen) in Acht genommen hätte, so wisse, daß meine Intention nicht sei, einige Profession eines berühmten Poeten zu machen, sondern allein zu Gottes Ehre mich in diesen Gedanken zu delektiren und in vorstoßendem vielem Unglück den höllischen Trauergeist mit dieser geistlichen Harfe zu verjagen.“ Um so eher möchte von dem Lobe, welches auch neuerdings die Kritik dem Dichtertalente des anspruchslosen Sängers gespendet, noch etwas in Abzug zu bringen seyn. „Seine Frömmigkeit, heißt es bei Gervinus, ist ächt und tief, nirgends heftig aber dauernd, er dichtete ohne Beruf, aber einfach, ohne Kühnheit, aber ohne Anstoß. Seine Weltverachtung und Todessehnsucht hat mehr den mild-elegischen Charakter, den wir auch in der weltlichen Poesie fanden.“ — Nicht weniger als die Lieder von Schweinitz haben seine Erbauungsschriften ihrer Zeit in wiederholten Auflagen, besonders auch durch Spener empfohlen, Eingang gefunden. Darunter sein „Herzenspsalter, oder geistlich andächtige Gebete über die Psalmen 1662,“ seine „hundert Todesgedanken, meinen herzlieben Kindern gewidmet 1664,“ der vorher angeführte „Bußwecker.“ Eine auszeichnende Eigenthümlichkeit besitzen diese Schriften nicht; Bündigkeit und Reinheit geht der Prosa des Verfassers ab. Nicht von ferne lassen sie sich vergleichen weder mit der sinnigen Frömmigkeit noch mit dem Wohllaut der Sprache eines seiner gleichzeitigen schlesischen Standesgenossen, des erst neuerlich durch Hoffmann von Fallersleben wieder an's Licht

gezogenen von Butschky, welcher leider neben Scheffler unter die Zahl der damaligen schlesischen Apostaten gehört. —

Quelle: Zeidlers Universallexikon, den Artikel „Schweinitz.“

IX. Joh. Mich. Moscherosch, zuletzt hanauischer Kammer-präsident.

(Geb. 1601, gest. 1669.)

Moscherosch, als eine der Zierden der prosaischen Literatur des 17ten Jahrhunderts bekannt, verdient auch unter den Zierden der Kirche einen Ehrenplatz.

Geboren 1601 zu Wilstedt unweit Straßburg, wo sein Vater Amtmann war, wurde er in seinem 11ten Jahre nach Straßburg auf die Schule geschickt und bezog daselbst 1620 die Universität, um sich den Rechtsstudien zu widmen. Nach einer zu seiner weitern Ausbildung gemachten Reise durch Frankreich wurde ihm von dem Grafen zu Leiningen-Dachsburg 1626 eine Hofmeisterstelle anvertraut. Ein Zeugniß für die Geschicklichkeit und Treue, mit welcher dieselbe von ihm verwaltet worden, ist der Dank, den ihm zwölf Jahre nachher einer seiner Zöglinge, Graf Friedrich, mit den Worten ausspricht, er wünsche, „daß in fürstlicher und gräflicher Kinderzucht, als denen Land und Leute zu regieren anvererbt sei, mit nicht minderem Ernst und Eifer durch erfahrne und bedachtsame Männer annoch verfahren würde.“ — 1629 erhielt er die Gerichtsamtmannstelle bei dem Grafen von Erichingen. Den Sinn, mit welchem er dieselbe angetreten, giebt jenes von ihm selbst aufgesetzte Antrittsgebet zu erkennen: „Barmherziger HERR und GOTT, du allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden. Du hast mich aus sonderbaren Gnaden vor vielen andern erhoben und zu einem Amtmann gesetzt in diesem Lande, dein Volk zu richten. So bin ich ein sündiger und gebrechlicher Mensch, ein junger ungeübter Mann und weiß mir selbst weder zu rathen noch zu helfen: auch komme ich zu einem Volk, das fast frei eigner Sinne und Willens ist, dazu sind die Zeiten so gefährlich, daß ein ehrlich Gemüth kaum ohne Noth und Tod fortkommen kann. Ach Herr mein Gott! so wollest du geben mir deinem Knecht ein gehorsames und verständig Herz, das mir anbefohlne Häuflein mit Weisheit und Bescheidenheit ohne Nach-

gier und Heuchelei zu regieren. Auch Geduld, daß ich getrost und ein Mann sei, alles dasjenige christlich zu leiden, was mir in diesem meinem Amt bei so geschwinden Zeiten und Leuten begegnen und widerfahren möchte. Kommt mir etwa eine Sache vor, die meinem Verstand und Vermögen zu groß und hoch ist, so bitte ich um Rath und Hülfe bei dir, du allein weiser Gott, der höchsten Gewalt: sende du mir von oben herab deinen guten Geist, der mir meine Augen, Ohren und Gemüth eröffne, daß ich alte und weise Leute gern höre und in thunlichen Dingen folge, damit ich nicht nur m e i n e n, sondern gewiß sehen, hören und verstehen möge, was Recht ist: daß ich Gerechtigkeit liebe, dem Geiz feind sei, die Frommen in Schutz halte, die Bösen mit guten Worten gewinne, die Halsstarrigen aber ungescheut strafe und ein gut Gewissen in allen Dingen behalten möge, meiner gnädigsten Herrschaft zu großem Nutzen und Wohlgefallen und des gesammten Landes merklicher Auferbauung und Erhaltung dieser christlichen Gemeinde. Amen. Hilf Herr Jesu zu deines heiligen Namens Ehre. Amen."

Da indeß diese Gegenden einige Jahre darauf durch den Krieg verheert wurden, begab er sich mit den Seinigen nach Straßburg, von wo ihm 1636 „in noch schwebendem und schwerem Kriegstumulte" Herzog Croy zum Amtmann nach Vinstingen an der Saar berief. Hier hatte er alle Drangsale des Krieges auszustehn. Dreimal wurde er ausgeplündert, es gab Zeiten, wo er „keinen Schritt noch Tritt thun konnte ohne Gefahr des Lebens," wo er immer sorgen mußte, „es stünde ein Bluthund hinter ihm und wollte ihn niederstoßen," wo er „sich befahren mußte, der Feind würde ihm und den Seinigen plötzlich den Hals abstechen." In dieser täglichen Lebensgefahr fühlte er sich aufgefordert, 1641 „aus ehlicher Treue und väterlicher Fürsorge, und weil es nicht genug sei, den Kindern Leben und Unterhalt verschafft zu haben," den Kindern gleichsam seinen letzten Willen niederzuschreiben, in dem vortrefflichen Büchlein: „C h r i s t l i c h e s V e r m ä c h t n i ß o d e r s c h u l d i g e V o r s o r g e e i n e s t r e u e n V a t e r s." „Mitten unter dem feindlichen Rachen, mitten unter dem Getümmel und Getürmel der ungehemmten und ungehaltnen Mordkriegsgurgeln, bei welchen weder Maß noch Ordnung" schrieb er in der Woche, wo ihm sein drittes Kind geboren wurde, in 27 Tagen diese goldnen pädagogischen Rathschläge. — Kaum hatte er sie vollendet, so erscholl plötzlich vier Tage nachher ein Lärm, „der Feind, der grau-

same Feind, der weder Gott noch Menschen Glauben hält, sei an der Mauer — an dem Thor — hätte das Thor schon eingenommen." Während Moscherosch, ohne so viel Zeit zu haben, „seine Kinder zu gesegnen" mit seinem Gewehr seinem Posten am Oberthor zulief, sprang seine Frau aus dem Kindbett und flüchtete sich mit den beiden älteren Kindern nach dem Schlosse. „Als ich danach gefragt, wo euer Schwesterlein Ernestine Ameley sei, so nur 14 Tage hatte, so ist eurer Mutter allererst eingefallen, daß es (daheim) unter einem Pack Windeln in dem großen Schrecken und der Angst war verborgen worden. Das muß ja ein Trübsal seyn, da auch eine Mutter ihres noch säugenden Kindes vergessen sollte!" Dabei hat er indeß immerdar Gottes wunderbare Aushülfe erfahren. „Ihr wisset, wie Gott den Feinden ihr Gesicht, Gehör, Geschoß und Gewehr gebunden und gehalten, daß, indem sie auf mich ausgeschickt, auf mich gezielt und an das Herz gesetzt, die Streiche los und in die Luft gegangen." Zu den Lebensgefahren kam auch die Erfahrung großer Verarmung, und den noch Aermeren theilte der wohlthätige Mann all das Seine aus, so daß er „fast selbst darüber darben mußte." Aber das Sprüchlein der Alten wurde auch an ihm wahr:

Almosen geben armet nicht,
Kirchengehen säumet nicht,
Unrecht Gut faselt nicht,
Gottes Wort treugt nicht.

„Almosen geben, schreibt er, ist (in jener Zeit) mein bester Schatz gewesen. Habe ich gern gegeben, Gott hat es mir viel lieber wiederum gegeben — ich sage greiflich, augenscheinlich, zehnfältig. Ich kann mich nicht genug verwundern über die Gnade Gottes. Je mehr ich hingegeben, desto mehr habe ich gehabt, die Frucht ist mir, mit Verwunderung meines Gesindes, auf dem Speicher, das Mehl in dem Kasten, das Brot in dem Backofen und so zu sagen in den Mund gewachsen. Der Segen Gottes hat mich unaussprechliche Dinge sehen lassen." Lange Zeit wurde ihm, wie so vielen Beamten damals, der Gehalt nicht ausgezahlt. Da griff er selbst zu dem Pfluge. „Ich ernähr nächst Gott mich und euch heutiges Tages nicht auf meinen ansehnlichen, gefährlichen Amtsdienst (denn darauf erringe ich bei diesen Zeiten nichts als Abneigung des Leibes und Erarmung an allen Lebensmitteln), sondern auf dem allerredlichsten Handwerk

auf dem Ackerbau, nach Weise der Alten." Hören wir ihn, wie er in einem Briefe an V. Andreä im November 1640 sich selbst in seiner damaligen Thätigkeit abmalt*): „Mitten unter Schießgewehren und tausend Gefahren, welche dem Leben und dem Gut und Habe drohn, übernehme ich die Wache über Pferde und Zugvieh, über Haus und Heerd, gleichsam von hoher Warte umherschauend, um die Last der Arbeit und die drohenden Gefahren — wenn nicht zu überwinden, doch wenigstens zu erleichtern, mit allen Vertheidigungswaffen ausgerüstet, einer Muskete auf dem Rücken, einer andern in der Hand, einer Büchse an der Seite, einem kleinern Schießgewehr am Leibe, gehe und stehe ich — meine Knechte, wenn nicht mit der Hand, doch mit dem Zuspruch ermunternd; um indeß nicht, während ich nichts denke, schlechtes zu denken, mache ich manchmal Verse oder ein Epigramm und suche so über das traurige Loos hinwegzukommen." — Zu seinen Drangsalen kam damals noch „die grausame Pest," welche eine Anzahl seiner Leute hinraffte, während er selbst an der Darmgicht, der Ungarischen Seuche und dem viertägigen Fieber daniederlag.

Dabei klagt er noch stärker über die Lästerung und Verleumdung, die er erdulden müsse. „Sie gehen stille und förscheln, ob sie etwas finden möchten, mich in Unglück zu stürzen auch ohne meine Schuld; und wo ich aus Unwissenheit auch das Geringste fehlen sollte, würden sie Berge daraus machen. Sie hassen mich darum, daß ich ob dem Rechten halte, darum daß ich in ihre Untreue und Falschheit nicht will einwilligen, dieweil ich den Armen rette und Hülfe leiste dem, der Noth leidet unter ihnen." Immer sucht er sich dabei den frischen Muth zu erhalten und betet zu Gott, „daß er ihm Beständigkeit und Manneshenz geben möchte, damit er nicht wanke, noch aus Furcht seinen Feinden zu Gefallen thue, was Unrecht ist, sondern daß er ungescheuet der Person gerade durchgehe, wie einem Ehrenmann geziemt." Und so männlich wußte er sich über die tägliche Drangsal mit seinem Geist zu erheben, daß er schreiben kann: „Das Studiren schadet mir bei dieser Arbeit und Sorge gar nichts, sondern machet, daß ich in der Noth seyn mag, was ich will, und oft mehr thun kann in einer Stunde, als andre in vier Tagen." So hat er denn nun auch in dieser Zeit der Drang-

*) In einer Briefsammlung Andreä's in der Straßburger Bibliothek von St. Thomas.

sal jenes Werk zu schreiben angefangen, welches ihm einen so unsterblichen Namen in der Literatur gemacht. Unter dem Namen: Philander (Mannhold) von Sittewalt (der Sittenwalt seiner Zeit) hatte er begonnen in 14 Flugschriften, in der einem spanischen Verfasser entlehnten Form von Gesichten, die Thorheiten und Laster aller Stände seiner Zeit darzustellen, welche einzelnen Flugschriften dann 1645 und 1648 in einer Sammlung erschienen, bald auch in Frankfurt a/M. nachgedruckt wurden. Er erlangte nun auch, daß er 1645 von der damals so angesehenen „fruchtbringenden Gesellschaft," welche Churfürsten und Herzoge unter den Ihrigen zählte, zum Mitgliede erkoren wurde.

Die anhaltenden Bedrückungen in seiner Amtmannsstelle bewogen ihn, dieselbe durch einen Vikar verwalten zu lassen und sich mit den Seinigen nach Straßburg zu begeben, von wo er als erklärter Schwedenfreund nach der kleinen Festung Benfelden unweit Straßburg als Staatssekretair und Kriegsrath der Schweden berufen wurde. Nach einiger Zeit folgte er indeß der Berufung zum Stadtsekretariat- und -Fiskalat in dem von ihm so geliebten Straßburg. — Von Straßburg wurde er indeß 1656 durch den Grafen Casimir von Hanau und Zweibrücken zum Präsidenten der Kanzleikammer und des Kriegs- und Kirchenraths berufen. In diesen verschiedenen Aemtern war er allmählich wieder zu bedeutender Wohlhabenheit gelangt, so daß er selbst seinem Grafen einen Vorschuß von 100,000 Gulden machen konnte. Im Jahre 1669, als er zu seinem Sohn nach Frankfurt am Main reisen wollte, um sich mit ihm über seine Absicht, sich zur Ruhe zu setzen, Abrede zu nehmen, starb er auf dieser Reise im 68. Jahre seines Lebens.

Nach Herz und Sinn ist Moscherosch ein Deutscher gewesen. Zwar sieht man mit Erstaunen, wie in der damals noch deutschen Reichsstadt selbst bei Männern von so deutscher Gesinnung wie er, das Französische die Umgangssprache der Gebildeten geworden: de la langue françoise je me traite la plus part comme de meilleure viande de ma table, car pour l'allemande vous savez qu'elle nous sert de pain de l'ordinaire, et la latine de confiture.*) Aber der sittlichen und religiösen Gefahren, die den Deutschen von Frankreich aus drohen, ist er sich wohl bewußt. Ernst-

*) Strobel, Geschichte des Elsasses 1843. III. S. 102.

lich warnte er seine Kinder vor Frankreich und der schon zu seiner Zeit aufgekommenen Nachäffung französischer Sitte. In dem Abschnitte seines „Vermächtnisses," wo er Rath darüber pflegt, wohin er seine Söhne auf Reisen schicken soll, räth er ihnen vor allen, nach dem Norden zu ziehn: „Ziehet nach Norden (ich rede als ein Mensch: wer weiß, was Gott vor hat, und wo er das Licht seines heiligen Evangelii will scheinen lassen; ich rede aber als ein Vater). Die Hansestädte, ganz Dänemark und Schweden sind rein und reich mit Gottes Wort überfüllet. Dänemark ist das Land, daraus meiner Mutter Großvater, Quirinus Peck (der zu Zeiten Königs Christiern, dessen Page oder Edelknabe er war, durch Schickung Gottes heraus in diese Lande gekommen und einen geringern Stand erwählet) gewesen. Auch sind die Pecken noch sehr groß, edel und ansehnlich in Dänemark. Ja ziehet eher weiter und zu den barbarischen Völkern hinein: wenn ihr nur Gott dient von Herzen, ungehindert und unverstümmelt seiner heiligen Gesetze." Vor Frankreich dagegen warnt er mit den Worten: „Auf Westen rathe ich nicht, hab' auch keine Hoffnung dahin wegen der Religion. Denn der Atheismus und das alte römische Heidenthum ist da in voller Blüthe und in vollem Schwange. Ratio status, eingebildete Ehre und Reputation gehet da über Gott und Seligkeit. Und ob schon auch fromme Christen da sind, so sind doch deren nicht viel. Insgemein weiß der gemeine Mann von Gott und seinem Wesen nichts daselbst, oder gar wenig. Sie glauben an ihren König, und was derselbe glaubet, das glauben sie auch: zwar knechtischer Weise, tollkühn ohne Verstand. Einige Beständigkeit ist da nicht zu hoffen. Ich sage hier, was der alte Hochgeborne Herr Graf Johann Jakob von Eberstein, hochseligen Gedächtnisses, (zu dessen Gnaden ich von Erichingen aus im Jahre 1632 nach Frauenburg gesandt war) mir auf mein unterthäniges Vortragen für gnädige Antwort ertheilet. Denn ob schon Frankreich den Evangelischen die Religion frei läßt, so ist doch gewiß, daß er eine viel andre Intention, als der christliche Held, König in Schweden, Gustavus Adolphus gehabt hat. Frankreich gebraucht die Deutschen nützlich wider die Deutschen, anders kann er ihrer nicht Meister werden und giebt ihnen Fristung und Geld, so lange er ihrer bedarf, wie zu Zeiten C. Jul. Caesaris schon in Uebung gewesen."

Bieder, schlicht und kindlich ist bei aller seiner nicht gemeinen

Bildung und seinem praktisch geübten Scharfsinn sein Charakter. „Gott weiß, schreibt damals Rist in Mecklenburg, wie ich den Mann liebe, in welches Leibe ich nicht glaube, daß ein einziger Tropfen Heuchelei zu finden.“ Offen tadelt er und doch mit Schonung der Person; er zeigt ein großes Maß von Belesenheit und doch ohne Prahlerei. Seine Gabe weiß er als Geschenk Gottes und ordnet sich tief unter, wo er geistliche Muster vor sich sieht, wie seinen lieben Lehrer Joh. Schmid in Straßburg.

Der Christenglaube und das Christenherz des theuren Mannes stellt sich einfach und klar dar in dem schon genannten Büchlein: „Insomnis cura parentum, Christliches Vermächtniß oder schuldige Vorsorge eines treuen Vaters bei jetzigen hochbetrübtesten und gefährlichsten Zeiten der Seinigen. Straßburg (nach der Ausgabe von 1653.)“ Nach der herzlichsten und kindlichsten Ermahnung an Weib und Kind beginnt er mit der Versicherung, daß die höchste Sorge seines Herzens auf das ewige Heil seiner Kinder gerichtet: „Gott ist mein Zeuge, daß die größeste Sorge, so ich für euch trage, nicht sei, euch groß Gut und Reichthum zu erscharren; wer solche Gedanken hat, der ist ein thörichter Vater. Mein Herz ist viel anders gesinnt. Das unum illud necessarium, das ewig Gut macht rechten Muth, das wollt' ich euch gern mit Gott erwerben.“ Hierauf folgen, mit Gebeten und frommen Reimen durchwoben, Rathschläge für seine Söhne über die verschiedenen Arten des Lebensberufs, für seine Töchter über weibliche Untugenden, über Heirathen, Kindererziehung, Haushalt, überhaupt über Gebet, Bibellesen, Predigthören, Sonntagsfeier, über die verschiednen Religionsparteien u. s. w. Val. Andreä äußert sich gegen J. Schmid in einem Briefe von 1647 über das Büchlein: „Seit lange bin ich auf kein Buch gefallen, das mir so aus dem Herzen geschrieben wäre, mögen dies auch andre, die in wohlbefestigten Städten außer dem Schuß wohnen, lächerlich finden. Auch ich, als ich mich in Wildhöhlen verstecken mußte, habe manchmal dergleichen ausgedacht, aber nie von mir gegeben, was Er jetzt so glücklich in Worte gebracht, wofür ich ihm von Herzen Dank schulde, und wenn er noch am Leben ist, auch mich freue auszudrücken und ihm, wenn er es annehmen will, die Freundschaft anbiete, die ich schon längst wegen seines hochgebildeten Geistes für ihn hege.“*)

*) In Moser, Patriotisches Archiv VI, 343.

Moscherosch ist entschiedener Lutheraner. „Die evangelische Augsburgische Confession, so man von Dr. Luther her die lutherische Religion nennt, ist die gewissfeste zur Seligkeit. Dieser sollet ihr beipflichten, nicht spitzfindig, nicht grob — einfältig, schlecht und recht, so wahr euch euer Seelenheil lieb ist. Ich will euch hiermit treulich als ein Vater gewarnet und für Gott bezeuget haben, daß ich euch dieses nicht verhalten zu eurer Seligkeit. Thut ihr dawider — das doch Gott nicht wolle — so wird der Schade euer allein seyn: an meiner väterlichen Unterrichtung soll es, so lange mir Gott das Leben gönnt, nicht mangeln.“ An den Calvinisten erkennt er mancherlei Gutes unparteiisch an. „Diese sind in ihrer Kirche sehr eifrig und in der heiligen Bibel mehr als andre Christen belesen, fürsichtig, auch herzhaft und männlich in öffentlichen Trübsalen, barmherzig gegen ihre Glaubensgenossen, welche sie, als hoch zu loben ist, mit großem Eifer und Einigkeit lehren, wahren und befördern. Sie nennen sich auch die rechte, wahre Kirche Christi, fehlen aber doch auch, indem sie die menschliche, unmögliche und ohnmächtige Vernunft zu viel Meister seyn lassen, mehr klügeln als gottliebenden Christen gebührt in den Geheimnissen Gottes.“ Es geht dies auf das Abendmahl, worüber er urtheilt: „Wenn man schlecht und einfältig den Worten Christi glaubte, daß nämlich sein Leib gegessen und sein Blut getrunken wird, und seiner unendlichen göttlichen Weisheit und Allmacht den modum oder Weise, wie solches effektuiret würde, ließe heimgestellt bleiben, könnte man vieler Streitigkeiten überhoben seyn.“ Dabei läßt sich aber der treue Mann den Grund der Seligkeit von den Theologen nicht so kurz zuschneiden, daß er sie von jedem Pünktlein des Bekenntnisses abhängig machen wollte: „Ich habe bemerkt und erfahren in allen Geschlechten der ganzen Christenheit, spricht er in seinem Büchlein (S. 381.), daß alle diejenigen, so den Hauptartikel von Christo Jesu recht haben und gehalten haben, seind fein und sicher in rechtem christlichem Glauben geblieben, und ob sie sonst daneben geirrt und gesündiget haben, seind sie doch zuletzt erhalten, denn wer hierin fest steht, daß Jesus Christus, rechter Gott und Mensch, ist für uns gestorben und auferstanden, dem fallen alle andern Artikel zu und stehen ihm fest bei. . . Es ist wahrhaftig, was neulich ein Johanniter gesagt: O ihr lieben Lutherischen, es ist viel Ding in unsrer Religion, das ihr nicht unrecht findet, aber ihr thätet uns

nicht so viel zu lieb, daß ihr es annähmet. Wir Papisten wissen auch viel Mängel unter uns und viel Gutes in eurer Religion; aber wir thäten euch eben auch nicht so viel zu lieb, daß wir es annehmen wollten. Also wahrhaftig der Ehrgeiz und Eigensinnigkeit bei vielen mehr thut als der christliche Eifer: und bei keinem Menschen die Affekten mehr gespüret werden, auch von keinen den Affekten weniger gewehret wird, als den Geistlichen. Gott schicke Helden, die mit göttlicher Resolution (wenn ich so reden darf), dem Gezänk ein Ende machen; denn schlechte Menschen werden es nicht thun können." — So hat er denn auch seine Erbauung nicht bloß aus lutherischen Schriften, wie Arndt's wahres Christenthum," A. Keßlers „Praxis pietatis," Ringwaldts „die lautere Wahrheit," „der treue Eckard", sondern auch aus englischen Erbauungsschriften, wie Sonthom's Kleinod, Dyke's Nosce te ipsum u. s. w. gezogen.

Den Grund zu seinem lutherisch frommen Glauben hatte bei ihm der ehrwürdige straßburgische Theologe gelegt, Joh. Schmid, dessen Namen wir in der Reihe dieser Biographien als dem geistlichen Vater Unzähliger noch mehrmal wieder begegnen werden (s. Joh. Schmid). Ihm ist auch sein „Vermächtniß" gewidmet. Als die erste Ursache hiefür giebt er diese an: „Als nächstverwichnen Winter dem Wohlwürdigen und hochgelehrten Herrn M. Sebastiano König, die in dem ganzen Land erschollne Zeitung von E. H. zeitlichem Hintritt zu Ohren kommen: welches er mir so bald auf einem kleinen Zettlein mit folgenden Worten zugeschrieben: Mein Vater, mein Vater, Wagen Israel und seine Reiter! Ah noster quondam D. Schmid inter mortales esse prorsus desiit! Darauf ich ihm mit wenig Thränenworten, Gott wolle das große Unglück gnädig abwenden, geantwortet. . . und aber ich hernachmalen bei meiner Erlösung und Ankunft allhier mit Herzensfreuden vernommen, daß E. H. nicht nur noch am Leben, sondern auch, dessen alle Frommen Gott dem Höchsten inniglich Dank sagen, von Tag zu Tag mit derselben sich bessern thäte: als haben wir unser Trauern mit allen ehrlichen Christen billig in eine Fröhlichkeit verändert, den Leidmantel abgelegt, die Feierkleider der Freuden wiederum angezogen. Dieweil aber E. H. gestrigen Tages in dem Münster allhier das erste mal die Kanzel wiederum betreten und Gott dem Herrn durch eine demüthige Danksagungspredigt mit dem frommen Hiskia entgegengegangen, da dann alle christlichen Zuhörer nicht allein insgemein von

inniglicher Herzensfreude die Thränen häufiglich aufgeopfert und gewiß den Allerhöchsten treulich und ohne Falsch für E. H. beständige Wohlfahrt werden angerufen und gebeten haben; sondern auch hernach viel frommer Herzen insonderheit, solche ihre innerliche Freude mit Worten und Wünschen etwas mehr hervorgethan und erkläret: so hab meines Orts neben den Thränen, die Gott weiß, auf diesen Freudentag — auch was mehreres zu opfern mir zwar von Herzen angelegen seyn lassen; aber würdiges ich, an Verstand armer, unter so reichen Leuten nichts finden können."

Eine zweite Ursache seiner Widmung giebt er aber auch noch an, daß ihm nämlich dieser Mann von Kindheit an der Wegweiser zur Gottseligkeit geworden: „dieweil E. H. ich von meinen minderen Jahren an in der Schule und in der Kirche gehöret und deswegen nächst Gott mir eine große Glückseligkeit zuschreibe," daß er ferner durch Empfehlung eben dieses Lehrers zu seiner ersten Amtsstelle gelangt, und daß er später zwei Schüler desselben Fried. Wolfram und Seb. König, die auch hernachmals seine Schwäger geworden, zu Beichtvätern gehabt.

Mit kindlicher Pietät und Zartheit spricht er dann noch von einem dritten Grunde, von dem Schutze, den er seinem Büchlein durch die Vorsetzung eines so erlauchten Namens zu geben gehofft: „Es werden aber viel sagen, viel, die mir mißgönnen, daß mich Gott in jungen Jahren durch so manches Unglück durchgezogen, mir so manches Elend hat überstreiten helfen, werden sagen: ich setzte zwar zwo Ursachen, die E. H. dieses schlechte Werklein zuzuschreiben mich sollten bewogen haben; es wäre aber noch eine andre, die ich nicht offenbaren wollte, so mich vielmehr animiret und getrieben. Nämlich, daß durch Vorsetzung E. H. in aller Welt bekannten und hochgeliebten Namens, ich mir einen Ruhm suchen, mich hie und da also bekannt und mir selbst gern einen großen Namen machen wollte. Diese lasse ich reden. Auch haben sie es errathen, und warum wollte ich leugnen und scheuen zu thun, woran sie selbst vermeinen würden recht gethan zu haben? Freilich hoffe ich dessen — wo nicht Ruhm, doch keine Schande." „Welcher weiß, daß ein armer Unterthan einen Fürsten oder Herrn seinem unmündigen Kind über Taufe und zu Gevattern bittet, der weiß auch, was der arme Mann dadurch suchet. Nämlich er erfreuet sich und dünket sich noch so groß und reich zu seyn, daß er

einen Fürsten zu Gevattern hat, und daß sein Kind von einem Fürsten sei zur Taufe gehoben worden. Der Fürst aber lässet sich des armen Unterthanen Begehren nicht mißfallen, sondern hat selbst eine Freude darob, wie gering jener auch sei, weil er sieht, daß arme Leute ihn lieben. Denn was kann großen Leuten löblicher seyn, als wenn sie sich von ihrer Hoheit so weit herunterlassen und zugeben und sich so verhalten, daß sie auch von geringen Leuten, deren Gebet Gott nicht minder erhöret, geliebt werden? Ja der Fürst, wenn das arme Kind zu seinen Jahren kommt, schämet sich dessen, so es sich anders frommlich haltet, gar nicht, sondern erinnert sich, daß er es zur Taufe gehoben und dessen geistlicher Vater und Beschützer worden sei." —

Hauptquellen: Leben von Moscherosch nach Familiennachrichten in der Ausgabe seiner „Gesichte" von H. Dittmar, Berlin 1830. — Die in dem „Vermächtniß" gegebnen mehrfachen Mittheilungen.

Militairs.

Caldhum von Lohhausen, mecklenburgischer Commandant und Kriegsrath.

(Geb. 1584, gest. 1640.)

Nur irgend welche Ortschronik oder auch nur den Simplicissimus braucht man gelesen zu haben, um vor der Soldateska des 30jährigen Krieges mit Schauder erfüllt zu werden. Besonders vor der Theilnahme der Schweden an dem Kampfe, doch auch nachher noch ein aus allen Nationen gemischtes Söldnervolk, das den Krieg als Handwerk erwählt hatte, das für den unregelmäßig ausgezahlten oder auch ausbleibenden Lohn durch Raub und Erpressungen sich schadlos hielt.*) Die Mannszucht und Religiosität des schwedischen Heeres in dem ersten Feldzuge ist bekannt: auch der katholische Khevenhüller rühmt ihre Liebenswürdigkeit und Genügsamkeit, und wie sie vom Volke besser gelitten als die Kaiserlichen. Morgens und Abends Betstunde, zweimal in der Woche Gottesdienst, kein Spielen, keine Ausschweifungen. Schon im zweiten Feldzuge war es anders, je länger je mehr wurden ihre Heere den übrigen gleich, bestanden aber auch mehr aus zusammengelaufenem Volk als aus Schweden. Doch auch unter den Deutschen hat man sich nicht bloß Ungeheuer in menschlicher Gestalt zu denken: da war unter den Feldherrn ein Herzog Ernst, dessen Kriegszelt, wie wir vernahmen, ein tägliches Bethaus; da waren seine edeln Brüder, die kriegerischen weimarischen Prinzen, Herzog Bernhard und Johann Ernst. Der letztere schreibt in einem Briefe aus Paris: „Das Dräuen, Platzen und Pochen muß man sich nicht schrecken lassen, sondern in christlichem Vertrauen zu unserm Schutz und Trutz Gott den Allmäch-

*) Vgl. August Müller, das Söldnerwesen im dreißigjährigen Kriege. 1838.

tigen, ihnen den Kopf bieten, wie denn E. G. dergleichen Windstriche schon gewohnt sind;" von seinem Krankenlager aus läßt er seine Officiere ermahnen, das heilige Abendmahl zu nehmen und ihre Buße nicht aufzuschieben. Wollte man nur nach dem geschriebenen Kriegsreglement urtheilen, so hätte man sich auch unter den deutschen Heeren nur Schaaren von Streitern Gottes zu denken. In dem sächsischen Reglement für die Reiter heißt es unter Art. 3: „Die Reiter sollen sich auch vor allem gottlosen bösen Leben, sonderlich vor Gotteslästerung, Verachtung seines heiligen Wortes, vor Beschwerung und Vergewaltigung des armen Mannes hüten und keiner unzüchtige Weiber mit sich führen;" unter Art. 5: „Es sollen sich auch die Herren und Junker sammt ihren Knechten befleißigen, alle Sonntage und so oft zum Gottesdienste umgeblasen wird, das Wort Gottes, auch den Gottesdienst fleißig zu hören. Welcher mittlerweile in Gelagen und Tabernen betreten würde, der soll darum gestraft werden: ist's ein Knecht, mit dem Eisen, ist's ein Herr oder Junker, mit ernstlichen Worten" u. s. w. Unzählige unter den großen Massen werden freilich kein andres Bekenntniß abgelegt haben, als „Khilegumpnit (Kilian entlauf nicht!)." In einem satyrischen Gespräche jener Zeit zwischen einem holländischen Käsekrämer, einem venezianischen Seifensieder und Khilegumpnit dem Söldner spricht dieser Söldner: „Was ist's einem ehrlichen Soldaten um die Religion, die Religion ist nicht seiner Profession, laß er diesen Handel für Mönch und Pfaffen, damit die Suppen sie nicht vergebens essen. — Die Pfaffen haben eine Spiegelfechtung erdacht, das heißen sie conscientiam, das soll so ein Wunderthier seyn, daß sich die Libertät nicht drein schicken kann." Doch manches bekannte Beispiel aus der Geschichte zeigt, daß die Appellation der Hülfeflehenden an das Gewissen und die Religion auch damals noch offene Herzen fand. Als der schwedische Oberstlieutenant Dörfling 1639 von dem Orte Eilenburg die unerschwingliche Summe von 30,000 Thalern erpressen will und der fromme Rinkhart im Lager die dringlichste Fürbitte von dem Herzen des Feldherrn abprallen sieht, spricht er zur Bürgerschaft: „Kommt, meine lieben Kirchkinder, wir haben bei den Menschen kein Gehör noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden," er läßt zur Betstunde läuten und stimmt das Lied an: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn." Da setzt der feindliche Feldherr die Summe auf 8000 Thaler herab.

Wir besitzen eine Aufzeichnung in dem freienwalder Kirchenbuch aus den zwanziger Jahren von der Hand eines Probst Leo. Er berichtet über die 8 Regimenter kaiserlicher Truppen, welche am Ende des Jahres 1627 in Freienwalde Winterquartier bezogen. Darunter kommen mehrere Beispiele theils religiös wohlgesinnter, theils gebildeter Militairs vor, Katholiken wie Protestanten. Er spricht von einem protestantischen Wachtmeister, welcher „ein großer Freund der Geistlichkeit" und ihr vielfach Schutz gewährt. Ein katholischer Franzose Lechelle, der an seine Stelle tritt, hatte literarische Bildung und schützte ebenfalls die Geistlichkeit. Die katholischen Truppen, Böhmen, Franzosen, Illyrier verfluchen anfangs die protestantische Religion und stören die Gottesdienste, aber, heißt es, — allmählich, als sie die protestantische Religion kennen lernten, fingen sie an dieselbe zu achten! Im J. 1629 rückt statt der Reiterei Fußvolk ein. Ein Fähndrich des Regiments, ein Braunschweiger, war „ein Freund der Religion und Frömmigkeit und der Schutz der Geistlichen," ein Lieutenant Schmeler, ein Oesterreicher und ehemaliger Jesuitenschüler, disputirt gern über die Religion, aber niemals anders als mit Artigkeit. Er hatte zum Fähndrich einen Breslauer, der Lutheraner war und sich ebenfalls als Freund der Geistlichen bewährte. „Der allerhöchste Gott regierte ihre Herzen, wie das des Mesopotamiers Laban, so daß sie sich stets freundlich bewiesen."*)

Wir führen unsern Lesern auch hier das Beispiel eines Militairs des 30jährigen Krieges vor, in welchem sich auf schöne Weise eine schlichte, soldatische Gottesfurcht mit Bildung vereinigen. Calchum von Lohhausen war 1584 im Herzogthum Berg geboren. Er hatte am zweibrückischen Hofe seine Jugend zugebracht und als Führer der Prinzen die Reise durch Frankreich gemacht. In den Diensten von Joh. Georg von Brandenburg war er Generalfeldzeugmeister gewesen, später am dänischen und schwedischen Hofe angestellt, endlich mecklenburgischer Geheimer Kriegsrath und Commandant zu Rostock. Hier starb er 1640 allgemein geachtet, und auch die Universität fühlte sich bewogen, ihm eine Parentation zu halten und ein Rektoralprogramm von dem damaligen Rektor Quistorp zu seinen Ehren drucken zu lassen.

*) Baltische Studien. IV. H. 2.

Es wird ihm nachgerühmt, daß er des Lateinischen, Französischen, Italiänischen und Spanischen kundig gewesen. 1629 erhielt er von der fruchtbringenden Gesellschaft das Diplom als Mitglied. Weder von seinem äußern noch von seinem innern Leben haben die Programme mehreres zu sagen, nur daß Quistorp hervorhebt, wie man an jedem Morgen die Wachtmannschaft vor dem Commandanturgebäude auf den Knieen ihr Morgengebet halten sah und erst nach verrichtetem Gebete bezogen sie die Wälle. In den religiösen Charakter des Mannes lassen uns indeß seine Schriften einen wohlthuenden Einblick thun. In der Schlacht von Lutter war er in kaiserliche Gefangenschaft gerathen, in welcher er anderthalb Jahre verblieb. Wie er hier dazu gekommen, Schriftsteller zu werden, giebt er in der Vorrede zu seiner 1629 herausgegebenen Uebersetzung des Sallust so an: „Als, zu nützlicher Schleißung meiner in anderthalbjähriger Gefängniß hingebrachter Zeit ich mich zum Lesen begeben, mir unter andern Plinii secundi 37 Bücher von der Weltgeschichte fürkommen und davor angedruckt ein Sendbrief seines Schwestersohnes Plinii Caecilii an den höchstberühmten Geschichtsschreiber Tacitum und in demselben diese Worte gefunden: Equidem beatos puto, quibus munere deorum datum est, aut facere scribenda aut scribere legenda: beatissimos vero, quibus utrumque; das ist: fürwahr ich halte diejenigen, denen durch der Götter Geschenk entweder Schriftwürdiges zu thun oder Leswürdiges zu schreiben gegeben ist, für glückselig; denen aber beides, für die allerglückseligsten. Wodurch, weil das letzte wegen meiner Geringfügigkeit mir schwerlich zu erreichen, zum ersten auch in oberwähnt meinem Gefängniß nicht gelangen konnte, inmaßen der Degen am Nagel gehangen und also durch göttliche Verleihung und desselben zuthun etwas Denkwürdiges zu verrichten mir die Gelegenheit abgeschnitten, ich zum mittleren mich zu wenden, einen Federfechter abzugeben und in teutscher Muttersprache etwas auf's Papier zu werfen, mich zu unterfangen veranlasset worden."

In großer Bescheidenheit spricht er von seinem Unternehmen als „von dem Werkstück eines Lehrknechtes, nicht den Hochgelehrten, sondern den Kriegsleuten zu Diensten." Diese Uebersetzung, in welcher er sich als Mitglied der Fruchtbringenden des höchsten Purismus befleißigt: Melodie = Zusammenstimmung, Physiognomie = Gesichtsdeutung, Theologe = Gotteswortlehrer, hat er zunächst mit

Anmerkungen begleitet, dann auch mit fünf die Kriegskunst angehenden Discursen, von denen der erste zunächst von der Gottesfurcht des Soldaten handelt. Hier beginnt er damit, sich zu entschuldigen, daß er etwas aus der Ordnung schreite, um mit der Gottesfurcht den Anfang zu machen, welches er thun müsse, „da noch viel und leider allzuviel unter uns jetzigen Kriegsleuten, welche der Gottesfurcht wenig sich befleißigen, dieselbe auch fast gering achten, mit Fürwenden, Geistlichen und Pfaffen stehe Beten und Kirchengehen, ihnen aber Fechten und Streiten an, gefunden werden." Mit der Gottesfurcht zu beginnen sei der Kriegsmann verbunden, „da erstens des allgewaltigen Gottes, den zu fürchten, zu ehren und zu lieben wir schuldiger als schuldig, fürnehmster und in heiligen Schriften gebräuchlichster Name, das ist: ein Gott der Heerschaaren oder Kriegsfürst." Ferner, da auch die Geschichte so vieler großer Helden der Schrift, wie Josua, David, darthue, daß die Gottesfurcht zu allen Dingen gut, und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens habe. Endlich werde doch auch durch heidnische Exempel genugsam ausgeführt, daß auch die, welche nur dem Licht der Natur folgen, die Nothwendigkeit der Gottesfurcht aufrichtig anerkannt haben, wie es bei einem Sallust heiße: Majores nostri religiosissimi delubra deorum pietate, domos gloria ornabant, auch habe er sogar bei den Türken es wahrgenommen, wie diese die ganze Nacht, ihre Schildwachen munter zu erhalten, anders nichts rufen, als Allah ho, welches zu deutsch: Gott hilf, heiße. „Wenn nun diese, welche ohne Licht göttlicher Erkenntniß gewesen, sich ihrer falschen Götter Dienst so hoch angelegen seyn lassen, so muß der unfehlbare Schluß genommen werden, daß vielmehr uns Christen, denen der Allmächtige seinen Willen und Gebot in seinem Wort geoffenbaret und darin deutlich genug lehret, daß der Mensch mit allen den Seinigen in der Gewalt des Herrn, daß alles sein Glückliches und Widerwärtiges in Gottes Hand, daß ihm kein Böses weder vom Teufel, der Welt, geistlich oder leiblichen Feinden, ohne den Willen Gottes widerfahren, ja ohne denselben kein Haar von seinem Haupte fallen könne, vielmehr gebühren und obliegen will, demselben unsern Gott und seinem eignen Sohn sammt dem heiligen Geist zu Ehren, mit Andacht und Inbrünstigkeit ihm zu dienen, ihn von ganzem Herzen zu lieben und nicht, wie leider und nur gar zu viel unter theils leichtfertigen Kriegsleuten geschiehet,

seinen Namen mit Wunden, Blut und Sakramenten zu lästern, mit „Fluchen und falschem Schwören zu verunehren." „Weil aber, schließt er recht soldatisch, Gottseligkeit mehr in Werken als Worten besteht, Soldaten auch mit langen Reden nicht gedient, als soll dieser Discurs hiermit geschlossen, jeder Soldat hohes und niedriges Standes ermahnt seyn, Gott vor Augen zu haben und mit König David sich zu erinnern, daß der Herr seine Stärke und Hülfe ist, der sein Haupt beschirmt in Kriegszeit (Psalm 140, 8.), daß Gott seine Hände lehre streiten und seinen Arm einen ehernen Bogen spannen."

Den Gegenstand des zweiten Discurses bilden Untersuchungen über die rechtmäßigen Endursachen des Krieges. Auch hier schärft er bündig und soldatisch denen das Gewissen, welche die landläufige Rede führen: „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe; wer am besten zahlen kann, deß bin ich." Er unterscheidet den äußern und den innern Krieg. Was den ersteren betrifft, so erklärt unser Kriegsmann keinen andern für zulässig, als den „um der Religion willen, und wenn der bürgerliche Friede in äußerster Gefahr." Darum müsse nun jeder Feldherr und Oberste danach forschen, was des Krieges Ursach, und ob nicht etwas darin, das wider Gott, seine Kirche und Recht und Billigkeit laufe, so daß er mit gutem Gewissen nicht beiwohnen könne. „Was aber für Einrede hiebei fallen will, kann ich zuvor wohl absehn, nämlich, daß nicht einem jeden der Verstand solche Sachen also nachzuforschen und dieselben zu ergründen gegeben. Darauf antworte ich kürzlich dir, Spießbruder, der du die Gnad und Wissenschaft von Gott, ein Regimentfahn oder Fähnlein zu Roß oder zu Fuß zu führen und zu beleiten hast, derselbe gütige Herr werde auch ohne allen Zweifel dir so viel Verstand gegeben haben, daß du dasjenige, so wider sein Gebot, Recht und Billigkeit, insonderheit seine Kirche, deine Religion und Gewissen läuft, wirst erkennen und derhalben meiden können." Wollte einer aber mit der Ausrede kommen, daß Recht und Unrecht des Krieges doch nur durch den Ausgang entschieden werde, den fragt Calchum, warum doch so viel Züge ins heilige Land mit Schmach haben enden müssen, und dagegen der Erbfeind, der Türke, mit so schönen Siegen sei gekrönt worden? Das vielmehr sei der wahre Grund, warum auch wohl eine gerechte Sache unterliegen könne, daß Gott, wenn er über die Sünde menschlichen Geschlechts,

insonderheit die Undankbarkeit für sein geoffenbartes Wort und andre Wohlthaten seine Strafe ergehen lassen wolle, er „weisen Rath hinwegnähme, und an deren Statt Vermessenheit, Feindesverachtung und Dummkühnheit, damit er in seinem Wort dräuet, einreißen lasse, daraus denn gemeiniglich Unvorsichtigkeit, Kleinmüthigkeit und Unordnung herfließen, daraus andres nichts als Unheil erfolgen kann.“ Das alles ist in so einfachem und biederm Tone ausgeführt ohne Schnörkel und Franzen, daß man nicht anders kann, als den Mann liebgewinnen.

Ein andres Buch, wodurch er sich bekannt gemacht, fällt in seine rostocker Zeit. Die italiänische Literatur wurde um jene Zeit in der That mehr cultivirt als gegenwärtig die französische, und wie schnell italiänische Werke sich in Deutschland verbreiteten, zeigt auch das nachfolgende Beispiel. Der seiner Zeit als politisch-historischer Schriftsteller berühmte Marchese Malvezzi in Bologna hatte 1634 unter dem Titel: „Il Davide perseguitato,“ politisch-religiöse Betrachtungen über die Geschichte Davids in den Büchern Samuelis herausgegeben. Es ist ein Werk, worin sich seine psychologische Beobachtungen, politische Erfahrenheit und religiös-sittlicher Sinn aussprechen. Schon im J. 1639 hatte Calchum in Rostock eine Uebersetzung davon drucken lassen. Sie muß sich sehr verbreitet haben, da der Verfasser einige Jahre später davon spricht, daß ein großes Verlangen nach einer zweiten Ausgabe sich ausspreche. Eine solche Auflage ließ er 1643 in Cöthen, dem Stammsitze der fruchtbringenden Gesellschaft, auf's neue in verbesserter Gestalt erscheinen. Auch in der Vorrede zu dieser Schrift giebt sich der Verfasser als warmer Freund des göttlichen Wortes zu erkennen. Er sagt uns, wie er vielmals geäußert habe, daß es besser wäre, wenn keine andern Bücher existirten außer der heiligen Schrift, Seneca und Epiktet. Die heilige Schrift — weil er überzeugt ist, daß in ihr nicht nur der Weg zum ewigen Leben zu finden, sondern auch die reichste Belehrung über alle menschlichen Künste und Wissenschaften; Seneca und Epiktet — zur Beschämung derer, die sich Christen nennen, das Gnadenlicht des göttlichen Wortes besitzen, und dennoch weder im Wissen, noch im praktischen Leben zum Heile gelangen. Da er nun gesehn, wie dieser italiänische Schriftsteller so treffliche Lehren für die rechte Staatsweisheit aus der heiligen Schrift genommen und so für seine eigene Ueberzeugung einen stattlichen Beweis gegeben habe, so habe er

denselben auch in deutscher Sprache bekannt machen wollen. Etliche 20 Jahre später wurde dasselbe Unternehmen — ein Unterricht in der Staatsweisheit aus der heiligen Schrift, in ähnlicher Weise von einem deutschen Schriftsteller, von Reinkingk, ausgeführt (s. Reinkingk).

Quellen: Die angeführten, ziemlich inhaltlosen 2 rostockischen Programme von Bodock und Quistorp in dem Rostocker Etwas von gelehrten Sachen, IV. S. 710. 746.

Theologen.

I. Paul (geb. 1562, gest. 1633) und Johann Tarnov (geb. 1586, gest. 1629), Professoren der Theologie in Rostock.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts besaß Rostock in David Chyträus einen der gediegensten Schüler Melanchthons nach Geist und Charakter. Zwar war derselbe in der Sakramentslehre seinem Meister untreu geworden, hatte, wenn auch als Vertreter der Mäßigung und Milde, zur Abfassung der Konkordienformel mitgewürkt: durch seine ganze kirchliche Thätigkeit zieht sich aber dessenungeachtet der biblisch-praktische Geist seines großen Lehrers. Eben dieser Geist vererbt sich auf die Mehrzahl der rostocker Theologen im Anfange des 17. Jahrhunderts: Val. Schacht, Eilhard Lubinus, die beiden Tarnov u. a.

Paul Tarnov, geboren 1562, bezieht 1580 die Universität Rostock und wird 1604 zum Nachfolger seines großen Lehrers Chyträus erwählt. Er stirbt 1633. — Sein Neffe Joh. Tarnov, geboren 1586, widmet sich unter der Leitung des Oheims von 1604 an den theologischen Studien und begiebt sich 1613 zur Vollendung derselben nach Straßburg und nach Basel. Dort lehrte damals, als die erste Größe unter den hebräischen Sprachkennern, Buxtorf der Aeltere und sammelte — der Confessionsverschiedenheit ungeachtet — selbst einen Kreis lernbegieriger junger Theologen aus der lutherischen Kirche um sich: auch Joh. Tarnov genoß des täglichen Verkehrs mit ihm. Nach seiner Rückkehr 1614 erhält er die exegetische Professur in Rostock, würkt nun begeistert für die Bibelerklärung aus den Grundsprachen und stirbt 1629.

Oheim und Neffe zeigen sich beide in allem, was wir von ihnen wissen, als warme, freimüthige, von der beginnenden Aengstlichkeit der damaligen Theologie noch unbeirrte Vertreter des biblisch-praktischen Christenthums. Dem Schriftstudium nach den Grund-

sprachen wieder aufzuhelfen, war eine Hauptaufgabe für beide. Den Commentar von Paul Tarnov zum Evangelium Johannes wird selbst von einem rationalistischen Theologen*) das Lob ertheilt, daß derselbe nicht mit Unrecht „unter die besseren Commentare zu dem Evangelium" gezählt werde, und obwohl dieser Commentar vorzugsweise nur die dogmatisch-polemischen Fragen im Schulformalismus der Zeit behandelt, so zeugt er dennoch allerdings von dem Streben eindringender, selbstständiger Sinnerklärung. Um die Spracherklärung macht sich besonders der Neffe verdient. Nachdem er mit einem Commentar zum Joel 1618 seine auch für unsre Zeit noch lehrreiche Erklärung der kleinen Propheten begann, äußerte er sich über seine Tendenz dabei in einem Briefe an Meisner 1619: „Ich beabsichtige einen Commentar zu den kleinen Propheten und erkläre dabei auch andre biblische Sprüche, um auf diese Weise wo möglich die theologische Jugend zum Worte Gottes und zur heiligen Schrift, welche gegenwärtig leider die meisten bei ihrem theologischen Studium bei Seite liegen lassen, zurückzuführen, da jetzt der größte Theil derselben verkehrter Weise noch ohne die theses zu kennen und die Schrift gelesen zu haben, sich nur mit Controversen und homiletischen Uebungen abgiebt. Ich suche vor allem die Unsrigen im Wort Gottes nach dem richtigen Verstande des Grundtextes zu befestigen: mögen andre, die mit höheren Gaben ausgerüstet sind, sich damit abgeben, die Herestarchen zu widerlegen." Auch im Auslande erweckte diese seine Sprachgelehrsamkeit ihm Bewunderer und der um das Hebräische so verdiente Niederländer Sixtus Amama schreibt von ihm 1620: „Gepriesen sei jener Ausleger der heiligen Schrift, die Sonne und das Auge seiner Akademie, dessen hohen Werth die rostocksche Universität und die evangelische Kirche nicht zu kennen scheint." Unter uns ist sein hohes Verdienst um alttestamentliche Schrifterklärung auch von einem rationalistischen Geschichtschreiber der Exegese anerkannt worden.**)

Die philologisch-tiefere Einsicht, noch mehr die Anfänge einer geschichtlichen Auslegung, mußten hie und da zum Widerspruch gegen die traditionelle Auslegung führen, und so hatte Tarnov keinen Anstand genommen, in seinen exercitationes biblicae 1619 Erklä-

*) Wegscheider, Einl. zu Joh. S. 332.

**) Meyer, Geschichte der Schriftauslegung. III. S. 420.

rungen hoher kirchlicher Autoritäten, wie Luther, Chemnitz, Hunnius, zu bekämpfen. Er spricht selbst in seinen Briefen an angesehene Theologen die Besorgniß aus, daß ihm dies werde verargt werden. Meisner bekennt, daß diese Besorgniß nicht unbegründet sei und wünscht, daß die Namen unterdrückt wären, worauf Tarnov ihm erwidert, dieses darum nicht gethan zu haben, weil es ihm als Furchtsamkeit ausgelegt werden möchte. Gerhard beruhigt ihn in ächt protestantischem Sinne: „Wenn wir gegen die Papisten feststehn wollen, daß der Sinn nach dem Urtext entschieden werden muß, so darf niemand dein Unternehmen tadeln.. Nicht von Glaubensartikeln ist hier die Rede, sondern von den Auslegungen einzelner Aussprüche, und daß die Kirche dem Lehrer eine gewisse Freiheit gestattet und keinem ein Joch aufgelegt werden darf, kann kein Verständiger bezweifeln." Weniger leicht wurde aber die Sache von andern Autoritäten der sächsischen Orthodoxie genommen. Auf einem 1621 unter dem Präsidium von Höe in Jena gehaltenen Convente von zwölf sächsischen Theologen, welcher eine Art Diktatur in kirchlichen Dingen in Anspruch nahm, war auch dieses angebliche Vergehn des jüngern Tarnov zum Vortrage gebracht worden und ein Schreiben an die rostocker Fakultät erlassen, worin auf Unterdrückung der getadelten großen Namen gedrungen, auch mit Beschwerde bei der mecklenburgischen Regierung gedroht wird. Durch die Autorität seines Freundes, des sächsischen Oberhofpredigers, hatte auch Gerhard sich bestimmen lassen, seiner früher gethanen Aeußerung entgegen dies Schreiben zu unterzeichnen.

Nun fühlte sich auch der ältere Tarnov veranlaßt, für seinen Neffen aufzutreten und das Wort zu nehmen. In einem Schreiben voll Freimuth wendet er sich an die Mitglieder jenes Theologenconvents und hält ihnen folgendes vor: „Zuerst glaube ich, daß bei allen einsichtsvollen und billigen Lesern jener Schrift kein Zweifel darüber seyn wird, daß darin kein einziger Glaubensartikel ausdrücklich verhandelt ist und dem Angeklagten nach dieser Seite hin kein Vorwurf gemacht werden wird. Als Beweis hiefür begnüge ich mich, darauf mich zu berufen, daß auch die Akten über dergleichen schweigen. Was aber das Uebrige zum Fundamente unsrer Religion nicht Gehörige betrifft, seien es Schlüsse, seien es Auslegungen jenes einigen Princips, auf dessen Grunde Theologen allein streiten sollen, so fürchte ich, daß wer den consensus mit Luther und den Uebrigen in

allen Stücken für nöthig erklärt, nicht im Stande seyn wird, die h. Schrift, nach welcher wir allzumal stückweise erkennen und stückweise weissagen, die Erfahrung aller Jahrhunderte, ja die ehrwürdigen Häupter unsrer Kirche selbst zu Gunsten seiner Meinung aufzuführen. Und wer zugleich mit meinem Neffen jenes dissensus schuldig gefunden wird, den wird auch das nicht entschuldigen, wenn er die Namen derer, von denen er mit gutem Grunde abweichen zu können meint, unausgedrückt läßt. Der dissensus besteht in der Meinung der Dissentirenden selbst, wobei die Person nichts austrägt. Ja, wenn aus dem Dissensus Gefahr entsteht, so wird diese größer bei Verschweigung als bei Nennung der Namen seyn. Ueberdies hat mein Neffe jene Namen in der neuen Ausgabe (welche Eurer Absicht nach, wie es heißt, verhindert worden ist — ob mit Recht oder mit Unrecht, darüber möchte ich Euch selbst hören) bereits alle getilgt. Sehr befremdend mußte dabei seyn, daß, während durch den Inhalt in der ersten Ausgabe keiner von Euch verletzt worden, ja vielmehr, wie zwei Briefe aus Eurer Mitte bezeugen können, das Werk gegen den Autor selbst sehr gerühmt wurde, jetzt die zweite Ausgabe getadelt wird und Eurem Verlangen nach mit aller Gewalt unterdrückt werden soll. Was nun allen gläubigen Auslegern in der Erforschung der Schrift und ihrer Uebersetzungen ohne Unterschied der Orte, Personen und Zeit erlaubt, ja unumgänglich nothwendig ist, warum das meinem Verwandten und uns, die wir an dieser Universität lehren, verboten seyn soll, bekenne ich aufrichtig nicht einzusehen. Denn daß hier von einem offendiculum juventutis die Rede sei, werden diejenigen nicht behaupten, welche zwischen einem Vorwand und einem Grunde einen Unterschied machen können. Eben diese werden auffordern zu untersuchen, ob, was man Aergerniß nennt, nur bei Einigen oder bei den Meisten stattgefunden; sollte das letztere der Fall seyn, so läge deutlich genug die Ursach in denen selbst, die Aergerniß genommen. Mögen diese, wenn dergleichen sind, die so heilsamen und unumgänglich nothwendigen Studien nach ihrem Vorurtheil und nicht nach dem Vorbilde Luthers und seiner ächten Schüler meistern wollen, zusehen, daß sie sich nicht gegen den Geber dieser guten Gabe und gegen die Kirche versündigen, welche sich bis jetzt dieses Mittels so fruchtbringend wie keines andern

bedient hat. Doch sei es genug, hierauf, da ich es mit verständigen Männern zu thun habe, nur hingedeutet zu haben. Wie aber die Weise der Anklage durch einen öffentlichen, mit vielen Siegeln beschwerten Brief gegen einen Amtsgenossen, der von keinem der Ankläger vorher privatim brüderlich wegen seines Irrthums ermahnt worden, sich rechtfertigen lasse, möchte ich von Euch hören. Was endlich den Schlag betrifft, den Ihr uns von unsern Fürsten droht, so bürgt uns ihre Frömmigkeit, Weisheit und Billigkeit dafür, daß er mit Gottes Hülfe, in dessen Händen die Herzen der Könige sind, gegen den Schuldigen nicht werde geschleudert werden, sondern vielmehr gegen diejenigen, welche der Meinung sind, daß so fromme und milde Herren, ohne den Gegentheil zu hören und die Beweise der Streitenden zu erwägen, etwas beschließen, oder daß sie dulden würden, daß der Würde ihrer Akademie ein Abbruch geschähe, wie es der Fall seyn würde, wenn sie solche als Ephoren dulden mußten, die sie, wenn sie nichts seyn wollten, als brüderliche Ermahner lieben könnte."

In einem bald darauf erlassenen Privatbriefe an Gerhard machte er ihm speciell den Vorwurf, sich privatim gegen seinen Neffen ganz anders geäußert zu haben. Die durch diese Verhandlungen gegen die rostocker Fakultät erweckte Abneigung wurde etwa fünf Jahre später noch verstärkt, als der Rahtmann'sche Streit ausbrach. Die Erfahrung, welche Rahtmann, einer der drei um das praktische Christenthum treu verdienten danziger Prediger (s. Dilger), von der Unfruchtbarkeit der bloß äußerlichen Bibelkenntniß gemacht, ließ ihn die gangbare Lehrweise verwerfen, daß der Schrift an sich und übernatürlich nach Gottes ordinatio eine bekehrende Kraft einwohne: an sich sei die Schrift nur wie die Axt, welche der menschlichen Hand bedarf zum Hauen, die lebendige Hand aber sei der im Innern mit dem Worte würkende Geist. Die Frage nach der Art der bekehrenden Würkung war, wie später Spener es auch aussprach, nicht eine Frage des religiösen Interesses, sondern nur der theologischen Schule. Eine dem Wort an sich einwohnende Kraft würde auch Rahtmann nicht bestritten haben, wäre dieselbe den in den Buchstaben gefaßten göttlichen Gedanken zugeschrieben worden und nicht einer außerdem nebenher gehenden Kraft Gottes, wogegen andererseits von orthodoxer Seite nicht in Abrede gestellt wurde, daß

diese Gedanken nur würken, wo die vorbereitende Gnade voran= gegangen und der heilige Geist zum Verständnisse und zur Würksamkeit des Wortes mitwürke. Auch P. Tarnov sah in dem Streit mehr eine Logomachie, während der zelotische, früher schon gegen Rahtmann als Anhänger Arndts eingenommene Corvinus die grausamste Schwenkfeldische Irrlehre darin fand und von den sächsischen Fakultäten, von Königsberg und Helmstädt — wo indeß Calixt und Berkelmann die Unterschriften versagten — im Wesentlichen ihm beistimmende Gutachten erlangte. Noch vor Erlassung des jenaischen hatte P. Tarnov sich herausgenommen, Gerhard vor einem Verdammungsurtheil des Mannes mit hinzugefügter Drohung zu warnen, daß er ihm widrigenfalls aus seinen eigenen Schriften zahlreiche Belege beibringen würde, sich früher ähnlich geäußert zu haben — eine Dreistigkeit, welche von dem theologischen Choragen aufs übelste empfunden wurde. Joh. Tarnov gab zu Gunsten des Angeklagten eine Disputation heraus. Rahtmann aber mit seinen Freunden, den Predigern Arndtischer Richtung, wandte sich nach Rostock mit dem Ansuchen an dortige Fakultät, in seiner Sache ein gerechteres Urtheil zu sprechen. Unter dem 25. Sept. 1626 erfolgte dieses Urtheil, welches — wahrscheinlich aus P. Tarnovs Feder geflossen — zunächst beklagt, daß selbst Arndt in Danzig angefeindet werde, sodann daß in diesen Sachen ausländische Theologen, welchen bei bester Meinung die Kenntniß der Lokalverhältnisse fehle, zu Hülfe gerufen worden. „Im vorliegenden Falle sei der Streit durch diese Consultationen nur ärger geworden und die Gemüther der Laien, die sich nicht leicht in solche subtile und für sie nicht dienliche Fragen (davon sie doch oftmals aus angeborenem Fürwitz gern reden) schicken können, auch von den Propheten, dem Herrn Christo, allen Aposteln und — der Zuhörer Seligkeit zu befördern — eifrigen lutherischen Lehrern gern verschont geworden, nicht wenig irre gemachet und vom Laufe der Gottseligkeit abgebracht würden, da sie wider die Natur viel davon sagten und disputirten, das sie sollten gebrauchen und practiciren, weil ja das ein unnützer Schmid sei, der vom Hammer sage und nicht damit das Eisen könne zurechtschlagen, und der ein unnützer Zimmermann, der von dem Beile was differire, und nicht damit das Holz be-

haue." In der Sache selbst wurde dem Rahtmann Recht gegeben, nur dessen „unförmliche" Ausdrucksweise gemißbilligt. *)

Auch dem kirchlichen Verderben trat Paul Tarnov, da wo andre auch von den besser gesinnten Theologen nur in der Stille seufzten, mit Freimüthigkeit entgegen. Er hielt 1624 die berühmt gewordene Rektoratsrede: „von dem neuen Evangelium, der Ursach alles des Elends, welches gegenwärtig die christliche Welt überfluthet," **) mit dem Motto aus Jes. 3: „Mein Volk, deine Tröster verführen dich und zerstören den Weg, den du gehen sollst." Diese Verführung ist die Predigt eines neuen Evangelii. Das alte Evangelium ist das, welches „Erbarmung und Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum" verheißt, das neue — durch Kirchengehn und Sakrament; dies, wie er spricht, die Pandora, aus der alles Verderben der Christenheit kommt. — Eine Anzahl seiner Gutachten in kirchlichen Fragen finden sich in Dedekenn's thesaurus consiliorum gesammelt; sie treten in praktischen Fragen über Beichte, Absolutionsverweigerung, Seelsorge immer auf die Seite der strengeren kirchlichen Praxis. Auch in seiner Schrift de sacrosancto ministerio, in welcher er sich nicht scheut, auch in der reformirten Praxis das Beifallswerthe anzuerkennen, erklärt er, „trotz der Gegenrede so vieler," die häusliche Seelsorge für ein wesentliches Stück der christlichen Amtsführung.

Gern möchte man auch aus dem Privatleben dieser zwei würdigen Theologen mehr wissen, allein die vorhandenen Nachrichten reichen nicht weiter und die Leichenprogramme beider Theologen, die uns vorgelegen, enthalten keine speciellen Data.

Hauptquellen: Krey, Beiträge zur mecklenburgischen Kirchen- und Gelehrtengeschichte 1818, I, 164. — Dess., Andenken an die rostockischen Gelehrten 1816, S. 50. — Tholuck, wittenberger Theologen S. 153.

*) Engelhardt, der Rahtmannsche Streit in Riedners Zeitschrift 1854.

**) In deutscher Uebers. in der 2ten Hälfte des Jahrh., zum Spiegel vorgehalten von Heinr. Amersbach in Halberstadt 1663.

II. Wolfgang Franz, Professor in Wittenberg.

(Geb. 1564, gest. 1628.)

Ist von der starren Orthodoxie des 17ten Jahrhunderts die Rede, so ist man gewöhnt, sich Wittenberg als den eigentlichen Heerd derselben zu denken. Doch nur von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, von der Zeit eines Calov, Quenstedt, Deutschmann, kann dies gelten. Bis in das dritte Decennium ist vielmehr Wittenberg der Sitz einer gemäßigteren, lebensvolleren und beziehungsweise friedliebenden Orthodoxie. Schon von der Fakultät in ihrer Composition am ersten Anfange des Jahrhunderts läßt sich sagen, daß sie aus Männern besteht, welche, trotz ihrer rührigen Polemik gegen den Calvinismus, wenigstens unter sich das Band des Friedens erhalten und gegen die praktischen Interessen der Kirche nicht gleichgültig sind: Hunnius, Hutter, Gesner, Dav. Runge. Von der Friedfertigkeit des letzteren legt sein College Gesner in der Leichenpredigt 1605 das schöne Zeugniß ab: „Insonderheit können wir der theologischen Fakultät Verwandte vor Gott bezeugen, daß wir an ihm einen treuen, aufrichtigen, frommen collegam gehabt, der mit uns nicht bloß collegialiter, was das öffentliche Amt betrifft, sondern auch recht fraterne und brüderlich umgegangen, indem er auch seine Privatsachen, daran etwas gelegen, mit uns communicirt, uns auch hinwiederum williglich und vertraulich gehört hat.“ In viel höherem Grade gebührt aber der Fakultät jenes Lob in derjenigen Composition, in welcher sie uns ein Jahrzehnt später entgegentritt, wo außer Franz Männer dazu gehören wie Balduin, B. Meisner, Jak. Martini, Röber. In ihnen allen giebt sich selbst ein über die Schranken damaliger Christlichkeit hinausgehender Geist der Mäßigkeit, der Liebe und des praktischen Interesses für die Kirche zu erkennen.

Eine der ersten Stellen gebührt unter den Lebenszeugen unserer Periode dem Wittenberger W. Franz. Geboren 1564 zu Plauen bezieht er zuerst die Universität Frankfurt an der Oder, seit 1585 die Wittenberger. Hier wurde er 1598 Professor der Geschichte, 1605 Professor der Theologie und Probst an der Schloßkirche. Nur bis 1620 war ihm jedoch eine Würksamkeit vergönnt. In diesem Jahre nämlich wurde er durch einen Schlagfluß seiner Sprache und des einen Auges beraubt und lebte in diesem gehemmten Daseyn noch bis zum Jahre 1628, wo ihn der Tod seiner Leiden entband. Die

wenigen Zeugnisse die über ihn erhalten sind, vereinigen sich darin, ihn als einen Mann tiefer Frömmigkeit und großer Milde und Liebe zu schildern.

Aus dem Munde von Augenzeugen berichtet der fromme Spizel in dem Templum honoris reseratum S. 105: „Mit einem leidenschaftlosen Gemüth behandelte er alle Controversen, eifrig darauf bedacht, den Verdacht abzuwehren, als könne die orthodoxe Lehre nicht anders, als durch Schmähungen und bittere Worte vertheidigt werden. Die welche einst mündlich mit ihm verkehrten, bezeugen, ein solches Streben nach Frieden und Eintracht in ihm gefunden zu haben, daß ungestüme Streitsucht mit seinem Wesen ganz unvereinbar geschienen habe. Wie in den Schriften wider seine Gegner so bewährte er in den hitzigsten Disputationen eine Mäßigkeit, die Allen zum Vorbilde dienen kann. Bei aller dieser Sanftmuth war er in seinen Handlungen ernst und gemessen; er buhlte nicht um die Studentengunst. Manche, denen er, als Jünglingen, durch seine Strenge lästig geworden, fühlten sich ihm als Männer desto inniger verbunden.“ Einer dieser seiner Schüler, der geisteseifrige Mengering, spricht von ihm: „Vergegenwärtige ich mir diesen Mann, so stellt sich mir in ihm das Bild des treusten und frömmsten Theologen vor Augen.“ Auch was sein späterer Collège und Leichenredner Paul Röber über seine Frömmigkeit ausspricht, trägt nicht den Charakter der Phrase: „Daß er sonderlich in seinen praelectionibus und Predigten die Jugend und männiglich mit gewaltigem Geist zum wahren Christenthum angemahnet und fürwahr jungen Studenten also das Herz gereget, daß sie nicht viel Geld und Gut genommen, wider ihr Gewissen auch bei der besten Gelegenheit zu sündigen. Welche nachher auch andere, nachdem sie zum Dienst befördert angehalten und also ohne Zweifel viel tausend Christen Herrn Doktor Franzii Stimm und Predigten durch seine discipulos gehört: ist alles gleichermaßen vielen gutherzigen Leutten wohlbekannt. Und möchte ich wohl wünschen, daß etliche Universitätsschänder, welche fürgeben, man lehre die Jugend nur zanken und disputiren, nicht aber gottselig leben: wenn sie nur scientiam haben, möge conscientia, das Gewissen, bleiben was es wolle — wohl möchte ich wünschen, sage ich, daß solche unwissende Zeloten, die da lästern das sie nicht wissen, etliche Jahre hätten zu den Füßen dieses Herrn Dr. Franzii sitzen mögen, so würden sie gehört, ob er nicht mit hohem gewaltigem Geiste auf

die Erbauung des rechtschaffnen Christenthums, auf lebendige Frucht des Glaubens, auf ungefärbte Liebe und redliches Gewissen gedrungen habe, auch in Vieler Herzen solche Bewegung und Aenderung durch Gottes Gnaden angezündet, daß sie ein rechtschaffenes exemplarisches Christenthum geführet und von niemand einer Unthat haben überführt werden können."

Franz ist durch und durch ein Arndtischer Theologe. Während die Verehrung dieses großen Mannes bei mehreren seiner Collegen doch nur mit einigem Rückhalt ausgesprochen wird, nimmt Franz rückhaltslos das Wort für ihn. Als die danziger Prediger Dilger, Rahtmann, Blanck wegen ihrer Anhänglichkeit an Arndt von Corvinus angegriffen worden, bittet er Arndt eine Vertheidigungsschrift aufzusetzen*) und stellt sich in einem Privatschreiben von 1620 an Michael Blanck ganz auf die Seite dieser frommen Männer**): „Eure Streitigkeiten haben uns sehr betrübt. Unsere Fakultät hat, um dieselben beizulegen, nach einstimmigem Gutachten an Euer Ministerium geschrieben. Schärft, wie Ihr es bisher gethan, den Eifer für gute Werke Euren Zuhörern ein und laßt in diesem Stücke gar nichts nach. Was Arndt betrifft, so könnt Ihr beiderseitig ganz unterlassen, ihn zu erwähnen. Gestern war Dr. Cramer bei uns, welcher vorher durch einen Brief zur Ruhe ermahnt hat. Ihr trefflichen Männer Dilger, Rahtmann, Blanck, thut, was die Langmuth und die brüderliche Liebe zur Eintracht von Euch fordert, was Ihr auch, wie ich aus Euren Briefen sehe, thun werdet. Vielleicht wird auch Dr. Gerhard seinem ehrwürdigen Berufe nicht untreu werden, der bisher wie die Unsrigen in Arndt nichts unfrommes hat lesen können. Wir hoffen einen glücklichen Ausgang und ermahnen, den Arndt in Zukunft nicht mehr so zu verleumden, im Eifer guter Werke aber nicht nachzulassen. Walther hat ein langes scriptum an uns geschickt, worin aber nichts Gescheudtes gegen Arndt vorkommt.***) Das wollen wir wenigstens Euch im

*) Seine Briefe an Arndt finden sich in der Apologetica Arndiana 1706. S. 83 f.

**) Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen 1737. S. 540.

***) Ein danziger Prediger aus dem Anhange des Corvinus. In Folge der ungünstigen Censur der Wittenberger unterblieb der Druck der Schrift.

Geheim mittheilen, den einzelnen unter Euch kann ich jetzt wegen vieler außerordentlicher Beschäftigungen nicht schreiben. Die Briefe Arndts könnt Ihr geheim halten bis zur Antwort Gerhards. Von ganzem Herzen bitte ich Gott, daß er recht bald Eure Wunden heile. Unser Herr Jesus Christus sei mit eurem Geiste!" Einstimmig erklärte sich auch die wittenberger Fakultät in ihrem Gutachten an die Danziger dahin, daß, „wenn auch Arndt einige besondere phrases, aus Tauler und der deutschen Theologie genommen, brauche, doch nicht geschlossen werden dürfe, daß er in realibus irre, sondern vielmehr sein Intent hoch zu loben sei, daß er die Leute so treulich zu einem besseren Leben aufmuntere." —

Ueberhaupt wäre es verkehrt, durch einzelne Schreier sich zu der Meinung verleiten zu lassen, als habe in dieser Periode, am Anfange des 17ten Jahrh., die äußere Gottesdienstlichkeit und die Predigt der Rechtfertigung aus dem Glauben die Predigt von den inneren und äußeren Früchten des Glaubens, von der nova obedientia, in dem Maße verdrängt, daß die letztere schon genug gewesen sei zur Verdächtigung. Es sind nicht bloß die hier aufgeführten Zeugen, sondern auch manche andere, aus denen das Gegentheil hervorgeht. Einer der gründlichsten Vertheidiger des Artikels von der Rechtfertigung war der leipziger allgemein geachtete Theologe Höppfner, ein Freund Meisners, Gerhards und Höe's, in dem trefflichen Werke de iustificatione. Auch eine solche sächsische Kirchensäule nun wie Höppfner lehrt in einer Predigt über Jes. 1.: „Wer den innerlichen Gottesdienst (wahre Buße, rechten Glauben, wahrhafte Besserung des Lebens) nicht in Acht nimmt, dem hilft der äußerliche nicht, wenn er gleich täglich Predigt hört, alle Betstunden besucht, das heilige Sakrament zum öftern gebraucht, auch oft und viel betet, so hilft doch alles nicht, wenn nicht das Herz gebessert wird durch Buße, Glauben und Liebe." Desto weniger kann eine, bei Ausbruch der Spenerschen Streitigkeiten oft benutzte, energische Apostrophe von Franz in demselben Sinne befremden, wiewohl an Feuer und Nachdruck kein anderes Zeugniß der damaligen Universitätstheologen ihr gleichkommt.

Mit Arndtischem energischem Eifer tritt er nämlich gegen „gewisse" — wie er hier vorsichtig hinzusetzt — theils menschendienerische theils träge Diener des göttlichen Worts auf, in einem Anhange zu der zehnten Disputation de bonis operibus in den Dispp. in Aug. conf. art. posteriores: „Hier müssen wir uns

an einige Diener der lutherischen Kirche wenden, durch deren Nachlässigkeit und Unwissenheit alle übrigen Kirchendiener sich nachsagen lassen müssen, daß sie nicht genug die guten Werke treiben. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß es nicht wenige giebt, die ihres Amtes trefflich gewartet zu haben meinen, wenn sie ihren Zuhörern nur den seligmachenden Glauben an das Verdienst unseres Herrn Jesu Christi — wiewohl eigentlich nur den bloßen Wortlaut ohne alle Erklärung der wahren Natur des Glaubens — einprägen. Durch diese ihre Lehre werden nun viele epicuräisch Gesinnte nur zum Lippendienst gebracht, so daß viele, welche weder den Text des Vaterunsers noch das apostolische Glaubensbekenntniß verstehen, doch vom Glauben, vom Lippenglauben, so fertig sprechen können, wie Paulus selbst nicht wenn er gegenwärtig wäre, daher es auch solche unter den Zuhörern giebt, die, nachdem sie das ganze Jahr über mit Hurerei, Diebstahl und andern Sünden sich befleckt, am Ende des Jahres Einen Tag auswählen um das Abendmahl zu genießen, und auch von diesem Tage gehören nicht einmal alle Stunden Christo an, sondern nur die wo sie ihre Sünde heuchlerischer Weise dem Geistlichen beichten und das Abendmahl nehmen. Ja aus jenen Predigten haben sie sich die Meinung gebildet, daß wenn sie sogar einen Mord um den andern begehen, ja wenn sie selbst im Augenblicke stürben und nur jenen Lippenglauben zu denken angefangen, daß sie alles im Ueberfluß haben, was zu ihrem Heile nöthig ist. Iht treuen aufrichtigen und im Eifer Christi brennenden Diener des Worts, werdet ihr läugnen daß dies wahr gesprochen ist? . . Man schärfe also den Spruch Jak. 2, 18. ein: „Zeige mir deinen Glauben aus deinen Werken." Man treibe das Wort des frommen Johann Huß: nisi opera videam extra, non credam fidem esse intra. Gute Seelenhirten sollen dem Urtheil Hieronymus Wellers folgen in der ep. nuncupatoria an Albert Herzog von Mecklenburg: „Ich wünsche, daß die Prediger mehr Eifer bewähren, die Sicheren zu erinnern und zu strafen, als die Betrübten zu trösten. Denn immer gehört der größte Theil der Zuhörer zu den Sichern und Weltlichen, deren aber, die vom Gefühl der Sünde, des Zorns Gottes, den Schrecken der Hölle und des Todes gequält werden, ist immer nur ein kleiner Haufe."

In den engen, orthodox-christlichen Freundeskreis der damaligen Standhalter, Gerhard, Meisner, Mentzer, Joh. Schröder

und andern gehört Franz nicht. Diese Männer sprachen von ihm mit einer gewissen Fremdigkeit. Mentzer ermahnt seinen Freund Meisner (1618), den singularitates des Collegen Franz nicht zu viel nachzugeben, damit mehr Einstimmigkeit in der Fakultät sei. Wahrscheinlich ist er ihnen in mancher Hinsicht zu oft gerade hindurch gegangen, wo sie vorsichtig limitirten, wie denn andererseits seine Aeußerung über Gerhard in dem danziger Briefe zeigt, daß er den großen Theologen einer Inkonsequenz aus Menschenfurcht nicht für unfähig hielt. —

Hauptquelle: Tholuck, Geist der Wittenberger Theologen 1852.

III. Johann Gerhard, Professor in Jena.

(Geb. 1582, gest. 1637.)

Non extitit illi par,
Sed nec postea, credo, futurus erit.

Höe von Hoenegg

Der gelehrteste unter den Theologen dieser Periode und durch seine Demuth und Bescheidenheit einer der liebenswürdigsten. Nicht so sehr den Theologen haben wir hier zu schildern, als den Menschen und Christen.

Gerhard, der Sohn einer Rathsfamilie aus dem reichsunmittelbaren Gebiete der Aebtissin von Quedlinburg, wurde geboren 1582. In seinem 15ten Jahre fällt er in eine schwere Krankheit mit geistlicher Anfechtung verbunden, worüber er in einem durch sein ganzes Leben hindurch geführten Tagebuche Folgendes berichtet: „Im 15ten Jahre meines Alters gerieth ich in schwere Anfechtung und große Krankheit, als Schwindsucht, Wassersucht, redete ein ganzes Jahr mit Menschen nicht mehr als ja und nein, schlief wenig, aß wenig, weinete immerdar, betete Nacht und Tag ohne Unterlaß: nach Ausgang des Jahres wurde ich durch Gottes Gnade erlöset. Unter meinen geheimen Sachen wird man noch finden ein geschrieben Betbüchlein, welches ich dazumal gemacht und mit Thränen wohl genetzet.“ In Randbemerkungen seines Exemplars der Psalmen findet sich bei dem sechsten Psalm: „Ich habe einst eine solche Anfechtung erfahren, aber aus dem tiefen Abgrunde jener Anfechtung

hat mich mein Gott befreit: o Herr ich bin ewig dein Schuldner."*) Wie in der katholischen Kirche, so kam es auch in der evangelischen vor, daß bei Errettung aus schwerer Drangsal, gleichsam zum Dankopfer, der theologische Beruf ergriffen wurde. In dieser Krankheit stand Joh. Arndt, damals in Quedlinburg, ihm tröstend zur Seite und wurde nun auch der geistliche Rathgeber, welcher ihm rieth, sich dem theologischen Studium zu widmen: es war bei Arndt selbst ein glücklich überstandenes schweres Krankheitsleiden gewesen, welches ihn seine Neigung zur Medicin dem geistlichen Berufe hatte zum Opfer bringen lassen. „Ich ehre und halte Arndt, so schreibt Gerhard 1615 in der Vorrede zu dessen evangelischer Postille, nunmehr über die sechszehn Jahre als meinen geistlichen Vater, sintemal er anfangs zum studio theologico mir gerathen."

Er bezog 1609 die Universität Wittenberg, wo er, nach Gewohnheit der Zeit, das erste Jahr philosophischen, historischen und naturwissenschaftlichen Studien oblag und nur nebenbei einige theologische Vorlesungen frequentirte. Soweit gediehen wurde er jedoch von einem vornehmen Verwandten, dem sächsischen Vicekanzler Rauchbar und andern Angehörigen bewogen, das theologische Studium mit dem medicinischen zu vertauschen, welches, wie Arndt in einem Briefe an ihn bemerkt, auch propter impedimenta quaedam naturalia für ihn wünschenswerth war. Als nach zweijährigem medicinischen Cursus der Vicekanzler starb, fand sich indeß Gerhard, wie er in seinem Tagebuche sagt, von seinem Gewissen gedrängt, auf diejenige Laufbahn zurückzukehren, für welche er sich anfangs seinem Gotte gewidmet. Schon in dieser Nachgiebigkeit gegen den Wunsch der Seinigen, im Widerspruch mit seiner eignen Neigung, läßt sich ein Charakterzug

---

*) Ueber das Zusammenwürken physischer und geistiger Faktoren in solchen „Anfechtungszuständen" urtheilt später Gerhard mit gewohnter Besonnenheit und nach der durch seine medicinischen Studien gewonnenen Einsicht. Einem Arzte, welcher um sein Gutachten fragt, ob bei geistlichen Anfechtungen leibliche Medikamente anzuwenden seien, antwortet er in einem Briefe von 1619: „Da Satan das Temperament eines Jeden kennt, so reizt er jeden nach seinen Temperamenten — den Melancholischen zur Verzweiflung, daher das Sprüchwort: caput melancholicum diaboli balneum. Wird die Seele von traurigen Gedanken geplagt, so entsteht in den Lebensgeistern und Lebenssäften eine Verderbniß, jene überziehen die Seele mit einem gewissen Ruß, diese mit einem torpor, die Verdauung wird verhindert, daher Unverdaulichkeiten, aus diesen andere Uebel. Wie unser Herr Arzt für beides gewesen, Arzt des Leibes und der Seele, so sollen auch wir es."

bemerken, welcher in seinem späteren Leben überall hervortritt — eine gelassene Acquiescenz in fremden Willen als in eine höhere Fügung. Diese Eigenschaft ist bei Gerhard, obwohl sicher mehr als Temperamentstugend, doch auch nicht bloß Frucht des christlichen Geistes. Schon dem achtzehnjährigen Jünglinge schreibt Arndt 1601, daß er in ihm besonders sein ingenium placidum et modestum hochschätze, und Gerhard gesteht in einem Briefe von 1625 an Meisner von sich selbst: „Unter Haß und Uebelwollen zu leben wird mir äußerst schwer, da ich über alles Frieden und Ruhe liebe."*) Freundlichkeit und Gemüthsruhe spricht sich auch in seinen Portraits aus, deren die hamburger Stadtbibliothek in ihrer Sammlung von Kupferstichen acht besitzt. Daher zeigt sich diese gelassene Acquiescenz in Verhältnissen, wo der christliche Geist vielmehr feurigen Widerstand gefordert haben würde. Er hätte nicht mit Paulus rufen können: „Wer ist schwach und ich werde nicht schwach, wer wird geärgert und ich brenne nicht." Gerhard wird nur warm, wo andre brennen. Allein durch den Geist des Herrn verklärt, wie sich übrigens dies ingenium placidum zeigt, drückt es dem ganzen Menschen das wohlthuende Gepräge des Friedens und der Harmonie auf.

Nachdem der Entschluß der Rückkehr zu den theologischen Studien gefaßt, begiebt sich Gerhard 1603 nach Jena. Von theologischen Berathern hier verlassen, wendet er sich an Arndt um Anweisung zu den theologischen Studien. Dieser Bitte wurde auch von Arndt gern Folge geleistet in einem uns noch erhaltnen belehrenden Antwortsschreiben. Abermals wird Gerhard hier von einer schweren Krankheit heimgesucht, in welcher er sein Testament aufsetzt, welches bereits ein festes, zur Reife gediehenes Glaubensleben ausspricht. Da ihm die damalige theologische Fakultät in Jena wenige Förderung für sein Studium darbietet, verläßt er 1604 diese Universität wieder und begiebt sich nach Marburg, wo damals unter Mentzer und Winkelmann der lutherische Lehrbegriff in seiner Strenge vorgetragen wurde. Innig gewinnt Mentzer den ebenso bescheidenen als Hoffnung erweckenden Jüngling lieb und zwischen Lehrer und Schüler knüpft sich ein damals seltnes Band zärtlicher Zuneigung. „Von unserm Mentzer, schreibt er 1615 an seinen Freund B. Meißner, habe ich schon lange

*) Mihi perquam adversum est, inter odia et simultates vivere, quum pacis et quietis sim amantissimus et studiosissimus.

nichts gehört, außer daß er von seiner Krankheit genesen. Gott erhalte dieses Licht und diese Säule der Kirche, welchem, wie ich gern bekenne, ich mehr verdanke als meinen Eltern." Mentzer hatte auch den jungen Mann auf einer Erholungsreise nach Tübingen, welche im März 1605 von ihm angetreten wurde, zum Reisebegleiter erwählt und eine handschriftliche Aufzeichnung Gerhards über dieselbe ist uns noch erhalten, von der wir eine Probe mittheilen.

„Den 15ten März trat ich mit Dr. B. Mentzer von Marburg aus eine Erholungsreise an, die uns am ersten Tage nach Gießen brachte, wo wir von dem Superintendenten Vietor mit einem stattlichen Mahle empfangen wurden, bei welchem auch der darmstädtische Rath D. Gerlach gegenwärtig war. Am 16ten März kamen wir nach Friedberg, wo wir das kaiserliche Lager besichtigten und von da nach Butzbach, wo wir eine mit sehr alten papistischen Büchern ausgestattete Bibliothek fanden und darunter auch in Handschrift die Rhetorik von Gabriel Biel. Den 17ten trafen wir in dem stattlichen Frankfurt a/M. ein, wo wir nach Besichtigung der Stadt, der Kirchen und auch der Synagoge einen leichten Wagen mietheten, am 18ten nach Darmstadt, wo wir von dem ehrwürdigen Struppius empfangen wurden, uns die Burg ansahen, und wo ich insbesondre mich des Wohlwollens dieses Mannes und seines Sohnes des darmstädtischen Geheimen Rathes zu erfreuen hatten. Struppius legte uns unter andern ein Album vor, worin die Handschriften der berühmtesten Churfürsten und andrer berühmten Männer, wie Luther, Philippus, Eber, Bugenhagen. Am 19ten gelangten wir nach Heidelberg, wo wir das Schloß, den botanischen Garten und den Garten des Churfürsten besuchten, in welchem sich neben andern exotischen Pflanzen auch Citronen, der Granatbaum, die Aloë, der Feigenbaum u. s. w. fanden. In der Bibliothek wurden uns die officia Ciceronis, das erste 1465 von Faust gedruckte Buch gezeigt, auch indische, arabische, syrische, chaldäische, äthiopische und türkische Handschriften, griechische Majuskelhandschriften ohne Absatz geschrieben, die ältesten punktirten hebräischen Bibeln. Wir pflogen dort Unterhaltung mit dem (calvinistischen) Theologen David Pareus, dem Geistlichen Joseph Fristus, dem berühmten Philologen Janus Gruter u. s. w." — Noch in einem späteren Briefe aus Heldburg 1614 giebt Gerhard von einem freundschaftlichen Besuche bei Mentzer in Marburg, als er sich dort über die Annahme des Rufes nach Coburg Raths erholen wollte, Nachricht:

„Viel und ehrenvoll haben wir auch von dir gesprochen. Du kennst jene kleinen Becher, welche Mentzer die Charitinnen nennt: aus diesen hat die theologische Triga, Mentzer, Meisner und Schröder ihrem Gerhard zugetrunken, woraus du abnehmen wirst, wie sehr wir beide damals nach deiner und Schröders Gegenwart verlangt haben."

Nicht lange sollte jedoch dies innige Verhältniß zu seinen marburgischen Lehrern Bestand haben. Kaum waren sie von dieser Reise zurückgekehrt, als für Marburg jene Katastrophe eintrat, welche diese lutherische Universität und Stadt zu einer reformirten machen sollte. Da sich die lutherischen Professoren dem nicht fügen konnten, so erfolgte die Uebersiedlung derselben nach Gießen, und Gerhard, obwohl er vorgezogen hätte, die berühmteren theologischen Universitäten, wie Tübingen oder Rostock, zu besuchen, entschloß sich aus Pietät gegen die Mutter, welche ihn in die Nähe zu haben begehrte, wieder nach Jena zurückzukehren. Kurz darauf erging jedoch von dem Herzog von Coburg der dringende Ruf an ihn zur Superintendentur in Heldburg und zur ersten Professur an dem neuerrichteten akademischen Gymnasium in Coburg. Wie wenig auch Gerhard zu diesem praktischen Amte Geneigtheit zeigte, so wurde doch von dem Herzog seine Berufung auf so determinirte Weise betrieben, daß er nachgeben mußte. So trat denn im Jahre 1606 der 25jährige Jüngling, welcher vielmehr dürstete, in der Stille seines Museums literarischer Thätigkeit und seiner eigenen theologischen Fortbildung zu leben, in ein praktisches Amt von großer Arbeitslast ein. Zu den mühseligen Superintendenturgeschäften kamen die kirchlichen Berathungen, zu denen ihn fast wöchentlich der Fürst nach Coburg berief, die mehrfachen Reisen nach Cöln, Frankfurt, Dresden, auf denen er den Fürsten begleiten mußte — 1613 eine mehrmonatliche Generalvisitation des Landes, an deren Spitze er gestellt wurde, endlich die Verpflichtung, monatlich nach Coburg zu reisen, um dort den von der Geistlichkeit und den Candidaten gehaltenen theologischen Disputationen zu präsidiren. Je weniger er von Anfang an in diesem Amte sich in seiner rechten Stellung fühlte, desto drückender wurde es ihm mit jedem Jahre. Schon ein Jahr nach Antritt dieses Amts schreibt Arndt an ihn: „Die häufigen Predigten, mein Theuerster, erschöpfen dich, wozu so viel Predigten unter so wenig Zuhörern? O daß die Zeit und Kraft deines Geistes sich so verzehren muß! Diese Unzahl von Arbeiten giebt dir gerechte Ursache, den Abgang zu begehren. .

Gott hat dich zu etwas Höherem bestimmt, als die Blüthe deiner Jahre unter Bauern zu verschwenden." Derselbe richtet ihn bei den Klagen über Verfolgungen, die er erleiden müsse, mit seinem eigenen Beispiele auf, und bei seinen wiederholt ausgesprochenen Sorgen über sein äußerliches Auskommen durch die Erinnerung an seine natürliche Neigung zur Melancholie. Und in der That scheint er nach Angabe der Aerzte komplicirten physischen Leiden ausgesetzt gewesen zu seyn. In einem Briefe von 1607 spricht Arndt daher auch vom Lebensüberdruß seines jungen Freundes und ermahnt ihn, dem Trübsinn zu steuern.

Aus den Jahren seines Aufenthalts in Heldburg ist noch eines merkwürdigen Conversionsgeschäfts zu erwähnen, welches ihm zufiel. Christina, die wißbegierige Tochter des hochgebildeten Landgrafen Moritz von Hessen, war, obwohl reformirter Confession, an Herzog Johann Ernst von Eisenach verheirathet. Als Gerhard auf Befehl seines Serenissimus auf dem Heldburger Schlosse vor ihr eine Predigt gehalten, war sie davon so angezogen worden, daß sie noch eine über die prädestinatianische Stelle Luc. 8, 10 von ihm begehrte, welches dann zu weitern Verhandlungen mit ihr führte, worüber sich in einem eigenen Fascikel Nachrichten auf der gothaischen Bibliothek aufbehalten finden. Neben seiner Bescheidenheit und Submission gegen hochgestellte Personen giebt sich in diesen Verhandlungen zugleich die Amtsgewissenhaftigkeit des Dieners der Kirche auf eine schöne Weise zu erkennen. Von jener Predigt berichtet Gerhard an den coburgischen Kanzler Scherer am 19ten September 1606: „Weil mir etwas zu Handen kommen, daraus ich meiner Einfalt nach, mich nicht finden kann, wie ich es angreife, daß ich recht handle, als bitte ich höchlich Ew. Magnificenz wolle dem Erbieten nach, welches vor diesem geschehen, mir mit Rath und Unterricht beispringen." Die Verlegenheit bestand nämlich darin. Nach gehaltener Predigt hatte die Fürstin eine fast dreistündige Disputation daran angeknüpft. Der Herzog drückte nun Gerhard sein Mißfallen darüber aus, mit dem Geschlecht, welches „in der Gemeinde zu schweigen" angewiesen sei, sich auf Disputate eingelassen zu haben und untersagte alle weitere mündliche und schriftliche Verhandlungen mit der Prinzessin. Eine Zuschrift derselben mit ferneren Anfragen wurde zwar Gerhard anzunehmen erlaubt, doch nicht darauf zu antworten, und dies nun war es, was er seinem Beruf und Gewissen nicht gemäß erachtete: „Nun ist's an dem,

daß ich in meinem Gewissen nicht finden kann, wie es einmal vor Gott zu verantworten, daß ich auf diese Schrift meine Antwort nicht geben sollte, und kann ich meiner Einfalt nach nicht begreifen, zu welchem Ende mein gnädiger Herr solches mir verboten. Es steht ja Gottes Befehl da, daß wir sollen Rechenschaft geben einem jeden, der unseres Glaubens Grund begehret, und was will es doch für ein Ansehn gewinnen bei der frommen und gelehrten Fürstin, wenn ich meiner Zusage nicht nachkomme, wenn ich sie in vorgelegten, zweifelhaften Punkten nicht unterrichte, et ut verbo dicam, si meo silentio testatum faciam, me fugere lucem.“ Wie es scheint, so gestattete der Herzog noch die Beantwortung dieser Schrift der Prinzessin, aber mit dem Verlangen, hiemit gänzlich abzubrechen. Dennoch setzte sich der Verkehr im Geheimen fort, indem das Amtsgewissen bei dem theuren Manne in diesem Falle den sonstigen Respekt gegen seine Principalität überwog. In einem Briefe vom 20. Oktober 1606 äußert er sich: „Obwohl ausdrückliches Verbot geschehn, überdies ferner nichts weder schriftlich, weder mündlich hierinnen vorzunehmen, jedoch erkenne ich mich schuldig, ohne Ansehn einiger Gefahr oder Ungnad', ja auch mit Verzeihung meines Lebens vor jedermann, zuförderst vor hohen Personen, denen die Erfahrung der Wahrheit ein Ernst, zu bekennen was ich im Herzen für wahr und göttliches Wort gemäß erachte und ist ferner der allgemeinen christlichen Kirche, ja einem jeden Christen freizustellen, nach der Richtschnur göttliches Worts dasselbe zu urtheilen. Zweifle aber auch nicht, E. F. G. werde geschehener gnädiger Vertröstung nach dieses und was ich künftig überschicken möchte, beibehalten und diesen und meine folgenden Briefe verbrennen. Denn da es seyn kann, will ich gern zugleich Gottes und meines gnädigen Fürsten und Herrn, auch meinen Stand, darin mich Gott gesetzt, erhalten.“ —

Wie sehr auch Gerhard schon in Heldburg, wo er doch eine ganze Anzahl gelehrter Arbeiten zu vollenden im Stande gewesen, über die Arbeitslast geseufzt hatte, so wurde sie doch noch größer, als ihm um 1615 von seinem Herzoge das Amt des coburgischen Generalsuperintendenten trotz alles Widerstrebens aufgenöthiget wurde. Ein ganzes Jahr lang hatte Gerhard Gegenvorstellungen gemacht. Seine marburger Gönner, die Professoren Mentzer und Winkelmann, hatten bei dem Herzog Intercession gethan theils mit Hinweis auf die großen Dienste, welche von diesem Manne in einer

akademischen Thätigkeit sich erwarten ließen, theils auf seine schwache Gesundheit. Alles vergebens. Abermals mußte er unter das auferlegte Joch sich beugen. Nach Beendigung der großen Generalvisitation, welche die kirchlichen Gebrechen aufgedeckt hatte, machte sich Gerhard in diesem Amte besonders verdient durch die Ausarbeitung der coburgischen Kirchenordnung, welche sich an die churfürstlich sächsische anlehnt, wie später die Ernestinischen Verordnungen auf dieselbe zurückgehn.

An Gelegenheit, das Ziel seiner Wünsche, nämlich die akademische Würksamkeit zu erlangen, hatte es während dieser Zeit nicht gefehlt. Als nicht lange nach seiner Anstellung in Heldburg der jenaische Professor Piscator ihn aufforderte, schriftlich der Fakultät seinen Wunsch zu offenbaren, damit sie zur Erfüllung desselben das Nöthige thun könnte, hatte Gerhard's Bescheidenheit dies abgelehnt, weil er den Wegen der Vorsehung nicht in den Weg treten wollte. Als jedoch in Jena 1611 zwei Professoren der Theologie auf einmal mit Tode abgingen, erfolgte ein eigentlicher Antrag an ihn, auf welchen er sofort die Zustimmung erklärt mit dem Beifügen, nur die unterste der drei Stellen annehmen zu wollen. Der Herzog verweigert indeß seine Zustimmung, ebenso als zwei Jahr später 1613 von dem Churfürsten das Ansuchen an den Herzog ergeht, zu einer wittenberger Stelle Gerhard zu entlassen. Im Jahre 1615 wird auf's neue eine jenaer Stelle vakant und es erfolgt vom Churfürsten, als dem damaligen Vormunde der altenburger Nutritoren, ein noch dringenderes Ansuchen, Gerhard zu entlassen. Abermals weigert sich der Herzog, indem er die Unentbehrlichkeit dieses Mannes für sein Land geltend macht, und wie es nicht recht sei, den Einen Altar zu berauben, um einen andern zu bekleiden. Endlich, endlich dringen die Vorstellungen des Churfürsten, mit Gerhards Bitten vereint, dennoch durch, indem dieser letztere zu bedenken giebt, wie viel er in Jena zum Besten der coburgischen Stipendiaten zu würken vermöge, und wie ja auch von dort aus eine Berathung der coburgischen Kirche möglich sei. Nun erhält er als coburgischer Kirchenrath unter der Bedingung seine Entlassung, sich so oft in Coburg einzustellen, als irgend eine Berathung der dortigen Kirche es erheischen werde. — Bei allen diesen schweren Geduldsproben durch die rücksichtslose Zähigkeit seines Fürsten — dennoch, auch in den Briefen gegen die vertrauteren Freunde, nicht die leiseste bittere Aeußerung

gegen seinen Herrn und die geduldige Ergebung in die Resultate der Verhandlungen! Ja von ihm selbst wird hervorgehoben, daß die Nähe der katholischen würzburger Lande allerdings auch dem Herzoge die Pflicht auferlege, für eine ernste und tüchtige Verwaltung des obersten kirchlichen Amtes Sorge zu tragen. Auch in der späteren Zeit beim Rückblick auf diese Periode gegen seinen Herzog nur Gefühle der Dankbarkeit. Im Jahre 1633 starb derselbe und Gerhard schreibt bei dieser Veranlassung an Keßler: „Ich habe mich entschlossen, unserm Durchlauchtigsten Herzog die Parentation zu thun, und konnte dies, ohne mich der Undankbarkeit schuldig zu machen, nicht unterlassen. Zwar erkenne ich, wie wenig ich fähig bin, einen solchen Helden nach Gebühr zu preisen, dennoch wollte ich lieber unberedt als undankbar erscheinen."

Im Mai 1616 erfolgt seine Einführung in Jena. Hier erst findet er sich in seiner Heimath. Nicht nur, daß er sich erst auf dem Katheder an seiner rechten Stelle weiß: auch die Gesinnung, mit der ihm hier entgegengekommen wird, ist eine ganz andere, als die in Coburg. An den vorher erwähnten Keßler schreibt er 1631: „Es ist mir allein um das öffentliche Wohl zu thun, wie ich denn mit Rücksicht darauf von dem hohen Bischofsstuhl auf das Schulkatheder herabgestiegen bin. Und auch jetzt noch gereut mich dieses Entschlusses nicht. Den reichlichsten Segen Gottes und ganz besondere Liebe von den Menschen habe ich an diesem Orte erfahren, während ich in Coburg unter Neid, Nachrede und Verstellung frühzeitig hätte altern müssen. Was sage ich altern? — vor der bestimmten Zeit mein Leben endigen! Wie außer der Kirche kein Heil ist, so kein wahres Leben außerhalb der Akademie." Den Pflichten seines akademischen Lehramts widmet er sich nach allen Seiten desselben mit der unbedingtesten Hingabe — als Rektor, als Dekan, als Präses der Disputationen, als akademischer Lehrer: er liest mehr als alle seine Collegen, als Hausfreund der Studirenden: er hat so viele Kostgänger, daß sie semesterlang auf einen Tisch in seinem Hause warten, er besucht die Erkrankten, um ihnen Trost und Arzenei zu bringen. Und bei dem Gewicht seiner Persönlichkeit gehen die Ansprüche an ihn noch um vieles hierüber hinaus. Er wird zu sechs großen, theologischen Conventen gezogen, wird von den Fürsten zu Gesandtschaften gebraucht, vom Churfürsten von Sachsen, vom Landgrafen von Hessen in politischen Fragen zu

Rathe gezogen, hat unzählige Gutachten auszustellen, Correspondenz zu führen mit Reichsfürsten und -Fürstinnen in äußern und innern Angelegenheiten. Die Menge der äußerlichen Geschäfte wird ihm auch zuweilen fast unerträglich. Vom 24. November 1623 schreibt er an seinen Freund Meisner: „Der Tod meines einzigen leiblichen Bruders, des schwarzburgischen Kanzlers, hat meine Kräfte nicht wenig gelähmt. Ich unterwerfe mich indeß ehrfurchtsvoll dem göttlichen Willen, und hole meinen Trost aus den Quellen Israels, vorzüglich aus dem Artikel von der Auferstehung. Zuweilen überfällt mich noch der Ueberdruß an einem längeren Leben, welcher verstärkt wird durch die gefährlichen und traurigen Zeiten, für die wir aufbehalten sind. Doch müssen wir auch dies der Leitung und dem Willen unsres Gottes unterwerfen. Ich werde jetzt von der Last des Rektorats bedrückt, welches mir kaum so viel Zeit von Geschäften frei läßt, als ich derselben für das Gebet bedarf. Meine Studien liegen für jetzt begraben, doch hoffe ich, innerhalb dreier Monate von dieser Last befreit zu werden, um den Musen — fast möchte ich sagen der Frömmigkeit — mich wieder widmen zu können. Die Sitten der Menschen sind gar zu verderbt, so daß wir schon deshalb, so viel uns nur möglich in Predigten und Schriften auf die Frömmigkeit dringen müssen. Daß ihr das mit so viel Erfolg thut, dafür gebührt euch der wärmste Dank der Kirche." Es ist ein liebliches Friedensbild, welches mitten unter den Stürmen des Kriegs die damalige jenaische Fakultät, — ein Blüthezustand, welchen die Universität darstellt. Die trias Johannea pflegte man die in Liebe eng verbundenen drei jenaischen Professoren, Johannes Major, Johannes Gerhard, Johannes Himmel zu nennen. Der Primarius Major, bereits altersschwach, eigensinnig und auf sein Primariat eifersüchtig, wurde mit kindlicher Pietät von Gerhard geschont und geliebt; der Gehalt des dritten jenaischen Professors Himmel war geringer als der Gerhards, welcher die zweite Professur inne hatte: Gerhard theilte mit ihm seinen Gehalt, und als dem dritten Professor später ein Legat zufiel, theilte dieser es wiederum mit seinem älteren Collegen. Von der Akademie schreibt Gerhard in mehreren Briefen: „Floret academia nostra, sicut rosa in spinis." Im Jahre 1626 giebt er die Zahl der Studirenden auf 7—800 an. Keine der vielen auswärtigen Berufungen, deren sein Biograph 24 aufzählt, worunter auch eine nach Sorö in Däne-

mark und eine nach Upsala, vermochte ihn daher von seinem geliebten Jena abwendig zu machen.

Durch welche unsterbliche wissenschaftliche Werke der große Theologe der Kirche gedient hat, ist dieses Ortes nicht ausführlicher zu erwähnen. Die vornehmsten derselben sind seine loci theologici und seine confessio catholica, von denen das erstere die umfassendste, gelehrteste und einsichtigste Dogmatik der Zeit, das letztere die höchst lehrreiche Nachweisung der Zeugnisse für die Artikel des evangelischen Glaubens unter den Schriftstellern der römischen Kirche. Bei dem unglaublichen Umfange seiner Gelehrsamkeit und bei allem Scharfsinn, welchen diese seine gelehrten Werke bezeugen, verliert sich der Verfasser doch niemals in logischen Formalismus. Sie tragen überwiegend nur das biblische Gepräge und jeder größere Abschnitt seines dogmatischen Werkes schließt mit frommen Nutzanwendungen. — Er hat aber auch durch praktisch-asketische Schriften der Kirche gedient. Vor allem durch jenes jugendliche Erbauungsbüchlein, auf welches er in den angeführten Testamentsworten Bezug nimmt. Es sind Betrachtungen, zur eignen Erbauung niedergeschrieben: meditationes sacrae 1606. Noch war die evangelische Kirche, wenn auch an Predigten und Postillen reich, doch arm an eignen Erbauungsbüchern — das erste Buch von Arndts wahrem Christenthum war eben erst erschienen. Noch immer wurde daher die Erbauung aus den asketischen Schriften eines Augustin, Bernhard, Tauler, auch Thomas a Kempis geschöpft. Auch Gerhard verdankt diesen Lichtern der Kirche Sinn und Ton, zum Theil auch den Inhalt seiner meditationes. Die Sprache ist fließend, zart und innig, wie in jenen Vorgängern, man hört die Liebesklänge eines Jesu dulcis memoria und ähnlicher mittelalterlicher Andachtsstimmen darin hindurchklingen; man vgl. z. B. die Betrachtungen über die Leiden Jesu als Motiv der Buße, die über den Namen Jesu u. a. Einen ganz verschiedenen Charakter hievon trägt die 1622 von ihm erschienene schola pietatis. Er erklärt selbst, daß sie die Bestimmung haben solle, demselben Zwecke, wie Arndt's wahres Christenthum zu dienen, nur in strenger bemessenen Lehrformen. So tritt denn nun aber auch hier an die Stelle der warmen Herzenssprache des Christen die didaktisch-reflektirende des Theologen und der logische Formalismus sammt der lateinischen und griechischen Terminologie: während die meditationes nebst ihren Uebersetzungen bis in die neueste Zeit

unzählbare Auflagen erlebt, erlebte die schola pietatis nur sieben. Diesem und Jenem gewährte sie indeß auch schon zur Zeit ihrer Herausgabe Erbauung. Ein Adliger, von Rottleben, schreibt damals an Gerhard: „Diese schola ist hoch zu rühmen und Ew. Ehrwürden tausendmal immerwährender Dank zu sagen wegen dem darinnen überaus schönen methodum; mein gnädiger Herr Graf Anton Heinrich von Schwarzburg hat dieselbe dermaßen commendiret, daß er betheuerte, es wäre ihm sein Leben lang kein dergleichen beweglich Buch vorgekommen." Dasselbe günstige Urtheil wurde von Herzog Wilhelm von Weimar über das Buch gefällt. Der allgemeinen Erbauung hat Gerhard überdies durch seine Beiträge zum Ernestinischen Bibelwerke, dessen Oberleitung ihm übertragen war, durch seine Erklärung der Genesis, des Daniel und der Apokalypse gedient. — Er äußerte einigemal die Absicht, eine Schrift über den Verfall der Frömmigkeit zu schreiben, doch ist er dazu nicht gekommen. „Mein Gesundheitszustand, schreibt er 1622 an Schmid, ist jetzt ziemlich leidend, da ich an einem trocknen Husten und Kopfschmerz leide. Ich fühle, daß meine Kräfte mehr und mehr abnehmen und die Zustände der Mattigkeit öfter eintreten, daher ich jetzt mehr an praktischen Uebungen als an theoretischen Arbeiten Gefallen finde und mich allmählich auf ein seliges Ende vorbereite. Ich habe einen deutschen Traktat unter Händen „über den fast gänzlichen Verfall der Frömmigkeit," aber theils durch öffentliche Arbeiten, theils durch die häufigen Abspannungen werde ich verhindert, ihn zu vollenden."

Zu Gerhard blicken die evangelischer Gesinnten als zu ihrem geistlichen Horte auf, der übrigen theologischen Welt gilt er als Orakel. Nicht zu viel sagen seine Leichenredner: „Sein Haus war wie ein Orakel, wo über jede Dunkelheit Belehrung geholt werden konnte. Kaum gab es in der deutsch-evangelischen Kirche eine Akademie, oder in irgend einer deutschen Stadt eine Kirche, welche nicht begehrt hätte, von dem Lichte dieser Saalakademie erleuchtet zu werden." Zwar klagt auch er darüber, von den Vorwürfen des Weigelianismus und Rosenkreuzerianismus nicht verschont zu bleiben — selbst wegen seiner schola pietatis: „Ich muß wegen dieser schola mich Weigelianer und Rosenkreuzer schelten lassen, ich, der ich so sehr als irgend einer gegen diese Irrthümer gekämpft habe. Zum Beweise führen sie an, daß die Weigelianer, Rosenkreuzer und

Arndtianer (denn auch diese Sekte haben sie erfunden) Freude daran haben, sie zu lesen.“ Doch verstummen solche Verdächtigungen im Fortschritt der Zeit. Mit allzugroßer Aengstlichkeit geht sein Bemühen dahin, von dieser Seite auch jeden Schatten des Verdachtes von sich abzuwenden. Jedes nur etwas freiere Wort über Fürsten, kirchliche Behörden und Verordnungen, auch über Freunde und Collegen, vermeidet er in seinem Briefwechsel — er wisse, wie er sagt, daß er von Spüraugen umgeben sei. Als er, wiewohl mit äußerster Schonung in einem Briefe an Meisner einen Tadel gegen seinen älteren Collegen Major ausgesprochen hat, bittet er den Brief zu verbrennen, was indessen nicht geschehen. Mehrmals äußert er: „unter vier Augen mehr!“ Nur Einmal tritt er gegen einen Fürsten, und zwar gegen seinen eignen Herzog Wilhelm etwas stärker auf: „Der weimarsche Fürst, schreibt er 1635, hat zwar den prager Frieden angenommen, will aber dennoch zum großen Verderben der Unterthanen noch drei Regimenter Soldaten unterhalten. Ich kann in diesem Fürsten mich nicht genug verwundern, ja nicht genug verabscheuen seine erotopolemomanian, sein Besessenseyn von der Kriegslust, indeß dergleichen kann beklagt, aber nicht abgeändert werden!“ Ueber den ungeistlichen Sinn der Fürsten und Vornehmen läßt er sich in den uns vorliegenden Briefen nur an zwei Stellen vernehmen: „Hätte man, schreibt er an Keßler 1630, über die Anwendung des Kirchengutes die Theologen um Rath gefragt und ihnen auch gefolgt, so wären sie besser angewendet worden. Jetzt werden die Fürsten für ihre schlechte Anwendung büßen müssen. Die Universitäten hätten dotirt werden müssen, während jetzt ihre Lehrer hungern müssen und wohl vier Jahre lang keinen Gehalt bekommen. Noch soll man strenue laboriren, die Zurückhaltung dieser Güter zu vertheidigen!“ Und nachdem er von einem der leipziger Theologenconvente zurückgekommen, äußert er sich gegen denselben Freund mit Zurückhaltung: „In vielen Vornehmen vermisse ich den Ernst der Frömmigkeit und den Eifer für die Religion, worüber ich lieber mündlich als brieflich mit dir mich besprechen möchte.“ Sein früherer Landesherr Fürst Casimir scheint ein freies Wort von Seiten der Geistlichen nicht ungern vernommen zu haben, wenigstens berichtet Gerhard den Ausspruch von ihm: „Wenn Ihr nicht straft, was zu strafen ist, wird Gott Euch strafen.“ Dennoch, wo Gerhard in

seiner Leichenrede auf den Fürsten dessen Schwächen berührt, wie fährt er mit der Sammtbürste darüber hin! „Quid, heißt es, si princeps noster paululum plus adbibit! Hilaritatis hos fuit poculum, quo curas ex administratione reipublicae collectas, dissipavit. Quid si ad iram fuit pronior? Ingenuae animae est.“

In einigen Fällen bringt er der furchtsamen Bedächtigkeit selbst die Freundestreue und Consequenz des Charakters zum Opfer. Er bleibt zu Arndt in einem ehrerbietigen Verhältniß und schreibt demselben noch 1620, ein Jahr vor dessen Tode: „Trotz der Angriffe, die du erfährst, geht deinen heiligen Arbeiten ihr Lob und Lohn nicht ab, über welche alle Guten jubeln und dieselben zur Ehre Gottes und zum Ausbau des innern Menschen dankbar anwenden.“ Noch in den Vorreden zu dessen Postille und Psalmen, wie auch in mehreren Stellen der loci thut er seiner ehrfurchtsvoll Erwähnung, und erklärt sich 1624 in einem Briefe gegen J. Schmid gegen die Osiandersche Schmähschrift: „Fromme Gelehrte mißbilligen dieselbe. Wie viele Mängel tragen wir an Kirchenvätern und lesen sie ohne Anstoß, warum sollen wir dieselbe Milde nicht auch gegen Arndt erzeigen, da dessen Orthodoxie aus seinen feierlichen Protesten bekannt ist? Bei solchen Schriften muß der Zweck in's Auge gefaßt werden, nicht genaue Disputationen zu geben, sondern ernste Exhortationen zur Frömmigkeit.“ Nachdem jedoch Arndt gestorben und die Angriffe auf ihn sich gemehrt, weigert er — als Herzog Christian von Braunschweig der jenaischen Fakultät die lateinische Ausgabe des ganzen Werkes „vom wahren Christenthum“ vorlegt — als Mitglied der jenaischen Fakultät dem dritten Buche die Approbation, und äußert sich in dem bekannten Briefe an Hunnius von demselben Jahre keineswegs über seinen „geistlichen Vater“ mit der schuldigen Pietät und Wärme. Ebenso zieht er das freie Wort, welches er gegen Joh. Tarnov zu Gunsten einer unabhängigen Schriftauslegung ausgesprochen, wieder zurück, als Höe und andre Eifrer die Freiheit, welche sich der Mann genommen, bedenklich finden (s. Joh. Tarnov). Ueber die Excesse des Studentenlebens hatte Gerhard sich selbst in einer Rektoratsrede aussprechen müssen. Als aber Meyfart mit seiner derben Anklageschrift dagegen auftritt, scheut er sich nicht, selbst eine Geistesstörung bei demselben anzunehmen (s. Meyfart)! Mehrfach erklärt er sich über die Noth-

wendigkeit strenger Kirchenzucht, billigt, was V. Andreä und Saubert dafür thun. Als aber der letztere ihn „bei dem Blute Christi beschwört, ihn in diesem Kampfe nicht allein zu lassen, da man, was er selbst geschrieben, lauter Absurditäten nenne,“ geht er darauf nicht ein.

Wie hoch ihn daher auch die Gläubigen halten, zu den rechten, muthigen Lebenszeugen rechnen sie ihn nicht. Andreä preist sich glücklich, seit dem Jahre 1628 mit Gerhard in Briefwechsel gekommen zu seyn und dessen Billigung für seine disciplinarischen Bestrebungen erhalten zu haben; aber wo er die Hauptzeugen der Zeit aufführt, ist Gerhard nicht darunter. In seiner Schrift domus Augustana (II. ep. 263), giebt er als das Kriterium der rechten Zeugen die Verfolgung und das Kreuz an, und nachdem er dieses schon an dem verstorbenen Saubert nachgewiesen, fügt er noch folgende Geistesgenossen desselben hinzu: 1) Joh. Arndt, diese Posaune unsres Jahrhunderts, welche die Welt von leeren Worten zu ernsten Thaten rief, der erst nach seinem Tode zur gebührenden Anerkennung gekommen; 2) Matth. Meyfart, dieser strenge Censor des akademischen Schmutzes, der wie Aktäon von seinen Hunden angebellt worden; 3) Sigismund Evenius, der dem Schulwesen die Larve abzog und von Schmerzensgram über seine vergebliche Arbeit hingerafft wurde; 4) Christoph Leibnitz, ein andrer Herkules in Reinigung des väterlichen Augiasstalles, nach härtestem Widerstande endlich sieggekrönt; 5) noch ist Joh. Schmid übrig, der starke aber unter seiner Last schwitzende Kämpfer, dem zuerst seine Amtsgenossen entgegenstehn, eines schlechten Glaubens und eines losen Lebens sich bewußt, dann die Vornehmen, welche den christlichen Zügel nicht vertragen können, dann der schlechtberathne große Haufe, der bis jetzt mehr an das evangelium vocale als morale gewöhnt war. Ebenso Saubert — wie hoch er auch Gerhard stellt, spricht er doch in einem Briefe an Schmid 1635 aus: „Bisher sind vier Männer gewesen, auf deren Erhaltung, wie meine Zuhörer und meine Familie weiß, meine Gebete sich besonders gerichtet haben: Schleupner, Meyfart, du selbst und V. Andreä.“ — Es war auch noch ein Umstand, an welchem mancher treue Mann, vorzüglich in Süddeutschland, damals Anstoß nahm — die unbedingte Parteinahme Gerhards für die kaiserlichen Waffen und für den von seinem verdächtigen Freunde Hoe bewürkten prager

Frieden. Es war im Grunde ein edler Sinn, ein Pietäts- und Loyalitätsgefühl gegen das angestammte kaiserliche Oberhaupt, aus welchem bei den niederdeutschen Lutheranern diese Stellung hervorging (s. Georg von Hessen). Aber hatte nicht — wie Luther, Bugenhagen, Balduin — auch Gerhard in Betreff des schmalkaldischen Krieges den Grundsatz vertheidigt, daß — zwar nicht den mere subditis, aber doch den Reichsfürsten das Recht zukomme, auch gegen den Kaiser die Religionsfreiheit ihrer Völker mit den Waffen zu schirmen?*) Schmerzlich ist es jedenfalls, ihn sogar nicht ohne Schadenfreude und Bitterkeit von der Niederlage der Calvinisten in Böhmen sprechen zu hören: „Die Niederlage der Calvinisten, schreibt er 1620, wird viele von der Gemeinschaft mit diesen Häretikern abziehn, denn das ist dieser calvinistische Geist, im Unglück feig und im Glück übermüthig zu seyn!" Auch fühlt Gerhard selbst den peinlichen Widerspruch, in welchen die lutherischen Protestanten durch jene Stellung versetzt werden, obwohl er sich darüber zu beruhigen wußte: in einem Briefe an Meisner von 1620 äußert er sich: „Es ist freilich zu bedauern, daß wir mit unsern Waffen die Religion derjenigen zu vertheidigen genöthigt sind, die wir in unsern Schriften bekämpfen, aber in diese Diffikultäten haben uns auf der einen Seite die Jesuiten, auf der andern die Calvinisten (?) getrieben, daß wir nun nicht wissen, wohin wir uns wenden sollen."

Was von seiner Frömmigkeit einer seiner Lobredner aussagt: „Frömmigkeit durchdrang jede Faser seines Herzens," mag wohl mit Recht gesagt werden. In dem Briefe vom Mai 1608, worin Arndt ihm die folgenden 3 Bücher des wahren Christenthums zum Geschenk macht und ihm den Plan des Werkes darlegt, ertheilt er ihm das Zeugniß: „Außer dir habe ich ja niemand, der hierin mit mir gleichgesinnt und sich um die Erneuerung des neuen Menschen rechtschaffen bekümmere." Als einen von denjenigen Theologen betrachtet ihn dieser sein väterlicher Freund, welcher namentlich die Kreuzesschule als wesentliches Mittel der Erneuerung kennen gelernt, in welchem Sinne er beim Tode der Gattin 1611 einen vortrefflichen Trostbrief an ihn erläßt, aus dem wir die Worte ausheben: „Dich aber, mein lieber theurer Sohn, zieht Gott zu sich durch den festen Faden des

*) Dedekenn, Thesaurus consiliorum T. II. 1761. 2. A. sect. XII.

Kreuzes, wie aus einem Labyrinth; folge dem der dich führt und du wirst nicht irre gehn. Für den Himmel hat Gott deinen Geist und deine Liebe bestimmt. Er beneidet der Welt deine Liebe, um sie sich ganz rein zu erhalten. So groß ist die Herrlichkeit des Kreuzes, daß Gott gar nicht will, daß irgend einer seiner Freunde ohne Kreuz sei. Unwürdig sind dieser Herrlichkeit, die ihr Herz nur an das Irdische hängen. Niemand gefällt Gott mehr, als wer den Willen Gottes in sich nicht nur geduldig vollbracht werden lässet, sondern dies auch wünscht. Je näher wir der Gleichförmigkeit des Bildes des Sohnes Gottes treten, desto werther sind wir Gott und den Engeln. Alle wahren Gaben Gottes sind unreif und unschmackhaft, wenn sie nicht mit dem Kreuze zu uns herabsteigen. Wenn du mit deinen Gaben die Kirche willst weiden, so gieb zu, daß sie durch das Feuer des Kreuzes gekocht werden, damit sie den rechten Wohlgeschmack erhalten. Die Trübsale werden daher immer nach dem besten Rathschluß Gottes aus überschwenglicher Liebe zu uns gesandt, damit die Früchte unsres Amtes versüßt werden. Ein keuchender Hirsch trinkt begieriger und süßer aus dem lebendigen Wasser und wird milder erquickt. Endlich, zeige mir Einen auf diesem ganzen Schauplatz der Welt, dem das heilige Kreuz zum Verderben und Schaden gewesen wäre!"

So ist denn nun auch, wie dies sich uns schon bisher bewährt hat, unerschütterliches Vertrauen in die göttliche Vorsehung und die daraus folgende Ergebung in alle ihre Verhängnisse der Zug in Gerhards Frömmigkeit, worin sie sich am verehrungswürdigsten zeigt. Auf die ernstesten Proben wurde diese Ergebung durch die Kriegsdrangsale gestellt. Wegen seiner bekannt gewordenen Mitwürkung zum prager Frieden wurde von den Schweden — wie auch Herzog Ernst ihm warnend Anzeige davon macht — seine Freiheit und sein Leben bedroht. Bei einer dreimaligen Plünderung verliert er den größten Theil seiner Habe. Ungeachtet sein Gehalt in der zweiten Professur nicht mehr als 350 Gulden beträgt, war er dennoch durch seine Schriften, durch Geschenke der Fürsten, durch Honorare und Kostgeld der Studirenden ein reicher Mann geworden. Er hat selbst berechnet, daß er außer seinem Landsitze Roßla in 16 Jahren ein Vermögen von 4372 Thalern, dazu 68 vergoldete und versilberte Becher, 17 Ringe und 3 Ketten erworben. Zuerst nun wird von den Schweden sein Landgut in Brand gesteckt —

wie er in seinem Tagebuch bemerkt, gerade an dem Tage, wo er das letzte Kapitel Hiobs für die Ernestinische Bibel revidirt hatte: seinen Verlust schlägt er hier auf 5000 Gulden an. Bei der Plünderung von Jena durch die Kaiserlichen werden ihm seine Kleinodien geraubt — ein Verlust, den er auf 5000 Dukaten anschlägt. Eine dritte Plünderung betraf den Viehstand seines Gutes. Er trägt dies alles mit Gleichmuth als göttliche Schickung und schreibt seinem Glassius 1637, nachdem er seine Verluste ihm berichtet: „Ich trage aber dies alles geduldig und spreche mit Hiob: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Der Herr wird doch für mich und die Meinigen fürsorgen, so lange ihm gefällt, mein Leben zu erhalten. Wie es mir scheint, ist das Ziel nicht fern." Kurz vor seinem Ende äußert er gegen Major, daß Gott ihm noch mehr als das Verlorene wiedergeschenkt. — Unter seinen Tugenden nimmt auch, wie bemerkt, eine vorzügliche Stelle seine Anspruchslosigkeit und Demuth ein: „Wer bin ich, ruft er an einem Orte aus, daß ich mit Männern wie Höe und Meisner mich vergleichen könnte!" Seinem ehemaligen Lehrer in der Physik Mehlführer übersendet er 1613 von Coburg aus den dritten Band seiner loci mit den Worten: „Niemals wird mir jene väterliche Unterweisung in den philosophischen Studien aus dem Sinne kommen, deren ich mich einst sammt andern in der wittenberger Universität erfreuen durfte. Vermöchte ich doch eine reifere Frucht jenes ausgestreuten Samens dir darzubringen! Da ich mich indeß auf andre Weise nicht dankbar erzeigen kann, so höre ich wenigstens nicht auf, mit frommen Gebeten den göttlichen Segen auf dich herabzurufen, und will dir als Zeichen meiner Verehrung den dritten Band meiner loci überreichen." So bei allen andern Gelegenheiten.

Auch seine Wohlthätigkeit wird gerühmt. Wir wollen nicht verschweigen, daß sich hier ein peinlicher Verdacht regen könnte. Wer wird es für möglich halten, daß der mit der Ausarbeitung der umfassendsten gelehrten Werke beschäftigte und dabei von Amtsgeschäften fast erdrückte Mann über jeden Hasen und jeden Schinken, jedes Schock Krebse und jede Citrone ebenso wie über alle von den Fürsten ihm verehrten Pretiosen ein eignes Buch hält! ja daß er eigenhändig seine Küchenrechnungen schreibt: „Für 2 Mandel Eier 7 ggr., Sonnabends für Fische 8 ggr.,

der Milchfrau 10 ggr.“*) u. s. w. Fürsten und Städte leihen bei ihm auf Zinsen Geld: Graf Heinrich der Jüngere von Gera, die Grafen von Schwarzburg, die Räthe von Neustadt an der Orla, von Plauen. Ja er macht merkantile Geschäfte! Der Rath zu Weimar schreibt ihm: „Wenn der Herr Magnifikus den Eimer Firnen-Wein, davon uns unlängst Kostwein überschickt, pro 5¼ fl. dem Rath gönnen wollen, sollte derselbe förderlichst abgeholt, und sobald er ausgeschenkt, ehrlich bezahlt werden.“ Gerhard schreibt den Ueberschlag darunter: „Das Gebot ist gewesen 4 Rthl. 18 ggr., darauf bieten sie 5 fl. 5 ggr. 3 pf. — ist der Abschlag 3 fl. 3 pf.“**) — Sehr auffällig erscheint auch das Verhalten in Geldsachen im Verkehr mit einem so nahen Freunde wie Keßler. Der Churfürst hat demselben durch Vermittelung Gerhards für eine von ihm verfaßte polemische Schrift eine versiegelte Rolle als Remuneration geschickt. Gerhard wünscht sie zu öffnen, wofür er den Grund angiebt: um zu sehen, ob es ein würdiges Honorar sei. Er thut dieses in Gegenwart eines Notars und Zeugen und hält es überdies noch für nöthig, dem Freunde die Versicherung zu geben: „ich rufe aber Gott zum Zeugen an, daß ich diese Dukaten bloß angesehn und keinen davon berührt habe!“

Und bei alledem kann Gerhard nicht der geldgierige Pfennigdrücker gewesen seyn, als welchen diese Züge ihn erscheinen lassen! „Er besuchte die Kranken, berichten seine Leichenredner, tröstete sie, brachte ihnen Arzenei und unterstützte sie mit Kleidung und Almosen.“ Durch ihn kam in Jena eine städtische Armenpflege zu Stande. Zu seinem Collegen Major äußert er: „Ehe ich den Armen nicht geben wollte, wollte ich lieber alles verkaufen,“ und gegen Dilherr: „Lieber wollte ich meine Weinberge, Gärten und Aecker verkaufen, als einen Armen hart anlassen oder unbegabt von dannen schicken.“ Dilherr, sein nachmaliger College, erzählt: „Als ich mich 1636 in die Stromerschen Gärten wegen der Pest zurückgezogen hatte, ließ sich Gerhard aus der Apotheke den Brief (einen Erlaubnißschein?) geben, besuchte und tröstete mich und bereitete mir selbst ein Pulver, welches ihm als Antidoton gegen die Pest gegeben worden, beschenkte mich überdies

---

*) Ueber das erstere s. Fischer vita S. 157. Eine solche Rechnung findet sich bei den Briefen an Meisner.

**) Cod. ms. Goth. 600. Epp. Ernesti Pii.

mit einem Dukaten und sandte mir Speise." Bei dem Ableben seines Freundes Meisner erläßt er an die Wittwe ein allerdings sehr ruhig gehaltenes und doch gewiß wohlgemeintes Condolenzschreiben, worin es unter anderm heißt: „An meinem wenigen Ort wollte ich mich selig achten, wenn mir einige Gelegenheit an die Hand sollte gegeben werden, im Werk zu beweisen, wie große und vertrauliche Freundschaft zwischen uns eine geraume Zeit gepflogen." Als der Superintendent und der Amtmann des fränkischen Ortes Königsberg sich an ihn wenden, antwortete er ihnen (1635): „Ich trage mit euch ein herzliches, christliches Mitleiden wegen bewußter Beschaffenheit des jetzigen betrübten Zustandes und bitte, daß das kaiserliche Volk das Frankenland ehesten Tages quittiren möge. Die Versetzung eines Stückes Geldes betreffend, ist zwar an dem, daß die Besoldungen zurückbleiben, daß ich den aus dem Fürstenthum Coburg und Eisenach allhier verstreuden Studiosis allbereit ein Ehrliches geliehn, daß ich wegen der einquartierten Soldaten alle 10 Tage 10 Gulden geben muß, auch weil ein Pferd von den Soldaten mir abgenommen und die andern beiden gestorben, jetzo drei Pferde kaufen muß, von den Gütern nichts zu nehmen und von verliehenem Gelde nichts zu erlangen: jedoch, weil die christliche Liebe und mein Gewissen mich erinnert, in solchen Fällen auch nach äußerstem Vermögen dem Nächsten auszuhelfen, als will ich entweder mit vergüldetem Geschirr, oder gedoppelten, gekrümmten Dukaten (welche zum letzten Nothpfennig und auf befahrende Flucht bis anhero aufgehoben worden) dem Gotteskasten zu Königsberg vor meine Wenigkeit zu Statten kommen und so viel zusammensuchen, daß es auf 100 Thaler kommen soll." Nimmt man nun noch jene Ergebung bei den Verlusten, die wiederholte Verzichtung auf besser salarirte Stellungen hinzu: kann jene Pfennigdrückerei etwas anderes gewesen seyn, als eine pedantisch skrupulöse Sparsamkeit, die spart, um nach Umständen auch mittheilen zu können? Der zuletzt erwähnte anstößige Zug will freilich hierauf sich nicht zurückführen lassen.

Seine unermeßliche, aufreibende Thätigkeit hatte die ohnehin schwache Körperkraft schon früh untergraben. Schon im J. 1620 schreibt er an Höe: „Schon bin ich 39 Jahr alt, in welchem Alter in dieser altersschwachen Weltperiode die Kräfte schon abzunehmen anfangen, vorzüglich bei solchen, welche ihr ganzes früheres Leben in anhaltenden, anstrengenden Arbeiten zugebracht." Mit Todesgedanken

trug er sich überhaupt umher und verfaßte schon 1611 ein Handbüchlein zum Troste in den Anfechtungen des Todes. Am 11. Mai 1637 wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, am 15. August rief er seine Collegen Major und Himmel zu sich und nahm in tief beweglichem Gebete Abschied von ihnen. Er befahl seine noch unmündigen Kinder Gott, der — wie es ihm gefiele — sie reich werden lassen möchte oder arm, hoch oder niedrig, der auch die Herzen edler Menschen rühren würde, sich derselben anzunehmen. Nachdem er sodann die aufrichtige Einigkeit gerühmt, welche 20 Jahre hindurch in dem collegialischen Bande geherrscht, ermahnte er, dieselbe auch nach seinem Tode zu erhalten. Hierauf betheuert er, in seinem sein Leben lang vertheidigten Bekenntnisse zu beharren, mit Verwerfung der Irrthümer der Papisten wie der Calvinisten und aller andern Irrlehrer. Nachdem er seinen zu Thränen bewegten Collegen die Hand gereicht, genoß er das heilige Abendmahl. Zwei Tage lag er noch fast sprachlos, darauf entschlief er sanft in seinem Herrn mit dem Ausruf: „Komm, komm Herr, komm! Amen!" am 17. August 1637.

Hauptquellen: Rudolph Fischer: Vita Johannis Gerhardi 1723. — Der Artikel Gerhard in Herzogs Encyclopädie. — Tholuck, Wittenberger Theologen. S. 143.

IV. Johann Quistorp der Aeltere, Professor der Theologie in Rostock.

(Geb. 1584, gest. 1648.)

Der erste eines alten gelehrten Geschlechts, welches seinem Vaterlande 200 Jahre hindurch in allen Fakultäten berühmte Männer geschenkt hat. Joh. Quistorp wurde 1584 in Rostock geboren. Nachdem er am Anfange des Jahrhunderts drei Jahre die Universität Frankfurt besucht, setzte er nach dem Tode seines Vaters seit 1604 seine Studien in Rostock fort, begab sich zwei Jahre lang mit einem jungen Lübecker auf Reisen und erhielt bei seiner Rückkehr 1614 eine theologische Professur, 1616 das Amt des Archidiakonus, 1644 die Anstellung als Pastor und Superintendent. Er starb 1648.

Die schöne praktisch-christliche Gesinnung der Tarnove setzt sich in diesem rostockischen Theologen fort. Entschieden im Bekenntnisse erscheint Quistorp zugleich mild im Verhalten gegen die Irrenden, praktisch in der Predigt, sittlich streng gegen das Laster, männlich in der Vertretung der akademischen Rechte, eifrig besorgt für die Erziehung der Jugend, unermüdlich in seiner amtlichen Thätigkeit. Als die aus Holstein vertriebenen Anabaptisten sich nach Mecklenburg flüchten, giebt Quistorp ein Gutachten über ihre Behandlung ab, welches seiner Besonnenheit wie seinem Herzen Ehre macht. Er unterscheidet verschiedene Klassen von Irrenden, darunter „solche, welche in der Lehre irren, aber durch ihr Leben niemand Anstoß geben" und solche, „welche in der Lehre irren, aber ganz überzeugt sind, das Rechte zu haben, entweder weil es ihnen so durch Erziehung oder durch Umgang mit irrigen Menschen eingeprägt worden." „In Ansehung dieser beiden Klassen, fährt er fort, scheide ich mich erstens von denen, welche die Ketzer mit Feuer und Schwert vertilgen wollen, zweitens von denen, welche die Abweichenden durch Drohungen und Schmähungen zu dem bringen wollen, was sie selbst für wahr halten, drittens auch von denen, welche sie aus dem Lande stoßen wollen." Auch er giebt zwar als endliche Entscheidung die: die absolut Hartnäckigen der Obrigkeit zu übergeben — doch nur nach allen möglichen Versuchen, durch Ueberzeugung und Milde sie zu gewinnen. „Man soll nur aus dem Wort Gottes mit ihnen handeln und, wenn sie das zweite und dritte Mal sich nicht überzeugen, rufe man sie zum vierten Mal — der Tag hat zwölf Stunden."

Mit ausgesuchter Härte war damals von dem lübecker und hamburger Ministerium ein frommer und redlicher Prediger Raselius behandelt worden, dem außer der Beschuldigung, mit Weigelianern Umgang gehabt zu haben, nichts zur Last gelegt werden konnte, als mehrere nicht genug bemessene Ausdrücke in einer gegen die Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit der Zeit verfaßten Schrift „die Bußposaune." Er war excommunicirt worden (1641) und konnte auch durch ein in den flehentlichsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben an seine geistlichen Inquisitoren deren Herz nicht erweichen. Da bewegt Quistorp die Fakultät zu einer Verwendung zum Erbarmen mit dem „alten armen, hülflosen Manne." Quistorp hatte eine besondre Zuneigung zu Calov von dessen Studienzeit her in Rostock gefaßt, so

daß auch sein Bemühen dahin gegangen war, ihm eine rostocker Professur auszuwürken, nichtsdestoweniger bleibt er selbst nach dem thorner Religionsgespräch noch in einem freundlichen Verhältnisse zu Calixt, wie seine zwei Schreiben an denselben vom Juni und August 1646 zeigen. — Selbst gegen den als Kryptokatholiken oder Neutralisten angesehenen Grotius erweist sich die Humanität des Mannes. Auf der Rückreise von Stockholm nach seinem Gesandtschaftsposten in Paris war derselbe 1645 durch Schiffbruch an die unwirthbare Küste von Kassuben verschlagen und auf elendem Gefährt nach Rostock gebracht worden. Hier läßt er den Vertreter lutherischer Orthodoxie als Beichtvater an sein Sterbebette rufen. Dieser theilt uns selbst in einem Briefe an den Mecklenburger Taddel in Amsterdam den Inhalt des letzten Gesprächs mit: „Ich drückte ihm aus, wie es mich gefreut haben würde, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, ihn als Gesunden zu begrüßen. Er antwortete: Ita deo visum fuit. Ich äußerte den Wunsch, daß Gott auf sein reumüthiges Gebet sich seiner erbarmen möge. Er antwortete: Ego sum ille publicanus. Ich hielt ihm vor, daß außer Christo kein Heil. Seine Antwort lautete: In solo Christo spes mea reposita est. Ich sprach ihm das deutsche Lied vor: „Herr Jesu Christ, wahrer Mensch und Gott." Mit gefalteten Händen und leiser Stimme wiederholte er es. Ich fragte ihn, ob er mich verstanden hätte: er bejahte es."

Daß er auch nach außen hin als ein Theologe milderer Gesinnung bekannt gewesen, wird man daraus schließen müssen, daß neben Calixt auch er vom Churfürsten von Brandenburg die Aufforderung erhielt, dem thorner Religionsgespräch beizuwohnen. Zwar schlug er diese Aufforderung mit Berufung auf sein vorgerücktes Alter und die Weite des Weges aus — wie man meint: aus tiefer liegenden Gründen. Es mag seyn, daß er den Absichten des Churfürsten nicht entsprechen und mit Calixt nicht Hand in Hand gehen zu können fürchtete. Seinen Sohn hatte er zwar dorthin gehen lassen, doch nur als Begleiter von Calov. Indeß blieb doch Quistorp, wie erwähnt, auch nach dem Gespräch noch in freundlichem Verhältnisse zu Calixt.

Sein energischer Charakter drückt sich schon in dem lakonischen Tone seines Briefstyles aus. Einen berühmt gewordenen praktischen Beleg für seine Energie giebt er während der Okkupation Rostocks

durch die kaiserlichen Truppen im J. 1631. Ein der Universität angehöriges Mitglied, ein fanatisirter juristischer Licentiat, hatte den feindlichen Feldherrn meuchelmörderisch überfallen und getödtet. Der kaiserliche Hauptmann erscheint mit 50 Bewaffneten im Hause Quistorps, welcher das Rektorat verwaltete und fordert im Namen des Kaisers die Ueberlieferung des Schuldigen an die militairische Behörde, widrigenfalls die Häuser sämmtlicher Universitätsangehörigen und das des Rektors zuerst in Asche gelegt werden sollten. Muthig entgegnet Quistorp, als Rektor repräsentire er die Person des Kaisers und des Papstes, beruft sich auf die Privilegien derselben, verspricht aber seiner Pflicht nicht zu verfehlen, wofern man ihn frei handeln lasse. Die Hälfte der Soldaten behält er zu seiner eigenen Sicherheit, unter Begleitung der andern stellt er Haussuchung an, um den Schuldigen aufzufinden. — Seine Predigten drücken zwar nicht die Innerlichkeit der Arndtischen Schule aus, aber einen schmucklosen sittlichen Ernst, welcher eifrig, doch ohne zelotisches Poltern, die Sünden der einzelnen Stände straft. In seiner literarischen Thätigkeit hat er sich auch um die Schriftauslegung verdient gemacht. — Sieben Mal hat er das Rektoramt verwaltet und tritt es 1621 mit einer Rektoratsrede an, in welcher er — einer der frühesten Bekämpfer des Pennalismus — mit scharfem Ernste die Mißbräuche desselben aufdeckt, wie denn auch unter seinem Einfluß in den folgenden Jahren strenge Verbote gegen denselben ergehn. — Seinen Bemühungen gelingt es, einen Fonds für Predigerwittwen und -Waisen zu gründen und freie Wohnung für dieselben zu vermitteln. Er ist eifrig bemüht, die in Abgang gekommenen öffentlichen Katechisationen zu erneuern und giebt zur Herstellung des im Kriege verfallenen Schulwesens Luthers „treuherzige Vermahnung an Bürgermeister und Rathsherrn des deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten wollen," mit einer herzlichen Vorrede neu heraus, worin die Bürger aufgefordert werden, ihre Kinder wieder den Schulen zuzuwenden.

Noch Eines wichtigen Aktenstückes ist hier am Schlusse zu gedenken, einer Schrift von ganz derselben Bedeutung wie Speners pia desideria, welche indeß fast unbeachtet geblieben und an der unserm Quistorp wenigstens ein Antheil zukommt. Es sind dies pia desideria, welche von Joh. Quistorp dem gleichgesinnten Sohne 1659 mit einer epistola ad antistites Mecklenburgenses herausgegeben

worden (später deutsch 1665), die aber, nach dem Zeugniß der rostockischen Fakultät, von welcher diese eingreifende Schrift mit einer energischen Empfehlung an alle Stände und Menschenklassen begleitet worden ist, großentheils auf Bemerkungen beruht, welche schon von Quistorp dem Vater niedergelegt und von dem Sohne nur weiter ausgearbeitet wurden. Wir widmen dieser bemerkenswerthen Schrift daher hier noch einige Aufmerksamkeit. Großentheils sind die Gebrechen in Kirche, Schule und Haus, welche hier gerügt werden, dieselben, welche Mengering, Meisner u. a. rügen, mit größerer Freiheit wird indeß hier in mancher Beziehung auch weiter gegriffen und über die herrschende Tradition hinausgegangen. Mit Bezug auf die lateinischen Instrumental- und Figuralgesänge heißt es: „Wir haben das meiste aus dem Papstthum Entsprossene in unsern Ceremonien behalten, zum großen Schaden der Kirche. In England schlägt die Gemeinde alle Stellen nach, die der Prediger aus der Bibel anführt, und wer schreiben kann, Mann und Weib, schreibt nach. Diese werden als Zeugen gegen uns schläfrige Zuhörer auftreten. So oft wir in der Kirche das Vater unser beten, sollte ein Zeichen mit der Glocke gegeben werden, damit auch die außer der Kirche es mitbeten. Bei den allgemeinen Kirchengebeten murmelt man mit ohne Gedanken. Was aber am meisten zu beklagen: die meisten gehen aus den Kirchen in die Saufhäuser bis in die sinkende Nacht, als ob alles wohl ausgerichtet wäre. Die Predigten müssen aber auch anders werden, von der Rednerkunst, welche ihrer viele üben, kann das Volk nicht Nutzen haben, wie Luther spricht: „Der Prediger soll auf dem Predigtstuhl die Zitzen herauskriegen und das gemeine Volk mit Milch speisen.“ Es wäre gut, wenn jede Predigt mit zwei, drei Fragen schlösse, damit die Hausväter die Ihrigen zu Hause fragen können. Der Beichtpfennig macht unter den Geistlichen oft Mißgunst. Am besten, wenn, wie in Frankfurt a/M. alle Collegen sich versammeln und die Reichen ihnen allen insgemein ihre Gaben geben. Die Beichtkinder kommen alle gerade Sonnabends, wenn der Prediger sich auf seine morgende Predigt vorbereitet, oder gar Sonntag Morgens: jede Pfarrei sollte in zwölf Zirkel abgetheilt werden und die Eingepfarrten nicht alle zugleich an Einem Tage zum Abendmahl gehen. Da die meisten ihre Beichtformel ohne Gedanken wiederholen, so sollte ein benachbarter

Superintendent diese Formel überhören und **aus dem Herzen** ihre Beichte bekennen lassen. Für die mündigen Kinder **müßte ein besondrer Akt eingeführt werden, wo sie selbst das Glaubensbekenntniß thäten.** Die Pathen sollten die Namen ihrer Pathkinder in ein Büchlein schreiben, um stets ihrer Pflicht zu gedenken, die Prediger sollten im Kinderunterricht den Kindern nicht immer Milch mittheilen, sondern sie in Haufen theilen und einigen auch die Augustana vortragen. Obwohl wir kaum noch den Schatten der Kirchenzucht und Censur in Händen haben, sind doch die Weltlichen hiemit noch nicht zufrieden, sondern wollen, daß man in den Predigten nur **insgemein** die Sünden strafe. Ich seufze und wünsche täglich, daß in jeglichen Städten und Dörfern Kirchencollegien möchten errichtet werden von Predigern und etlichen **Aeltesten, von gemeinen Leuten, die wegen der Lehr' und Heiligkeit berühmt.** Zu diesen könnte ein Prediger in zweifelhaften Fällen seine Zuflucht nehmen, auch leichter erlangen, daß den Halsstarrigen geschähe, was Rechtens ist." Quistorp scheut sich nicht, die Calvinisten in der Kirchenzucht zum Muster vorzustellen: „In etlichen Schweizer Städten ist der Gebrauch, daß auf einer jeden Gasse etliche fromme Bürger von der Kirche zu Senioren gewählt werden, welchen erlaubt ist, zum öfteren in ihrer Nachbaren Häuser zu visitiren und auf ihren Wandel Acht zu haben. **So lange uns aber die Gemeinde der Heiligen nicht die Hand bietet, sondern diese Last allein auf den Schultern der verachteten Prediger liegt, wird auch keine rechte Besserung der Zeiten zu erwarten seyn.**"

Hauptquellen: Rostocker Etwas von gelehrten Sachen V, S. 399. **Krey**, Andenken an rostocker Gelehrte, 1816, 2. St. S. 44. — **Tholuck**, Akademisches Leben, II, S. 106.

V. Balthasar Meisner, Professor in Wittenberg.

(Geb. 1587, gest. 1626.)

Das hervorragendste der Mitglieder der wittenberger Fakultät in jener schönen Composition, auf welche wir oben hindeuteten (s. **Franz**).

Meisner ist 1587 in Dresden geboren, wo sein Vater Archidiakonus war. 15 Jahr alt bezieht er 1602 die Universität Wittenberg, und darauf Gießen, Straßburg und Tübingen — diejenigen vier lutherischen Universitäten, deren theologische Lehrer sich damals vorzugsweise des Rufes der reinen Lehre und der gelehrten Tüchtigkeit erfreuten. Doch verlor sich diese lutherische Orthodoxie in jener frühern Periode noch nicht in die Schulstreitigkeiten, sondern hielt sich einfach in den Schranken der Konkordienformel. Noch wurde als letzter Zweck der reinen Lehre die Reinheit des christlichen Lebens nicht nur ausgesprochen, sondern auch angestrebt. In der Leichenrede auf Hutter ruft Meisner 1617 mit einem Seitenblicke auf die damaligen Helmstädter aus: „Dahin ist es auf den Universitäten gekommen, daß Einige die scholastische Theologie wieder einführen zu müssen meinen, jene Theologie, die an subtilen Fragen und dunkeln Terminologien so reich ist, welche Luther und seine Anhänger mit so viel Mühe aus den Schulen vertrieben haben.“ Dieser alten mehr praktischen Schule gehört auch Meisner noch an. Er muß wie sein Freund Gerhard ein einnehmendes Wesen besessen haben: in Wittenberg wie in Gießen und Tübingen genießt er zärtliche Liebe von seinen Lehrern und auch ein Höe in Dresden hängt mit Bewunderung und Liebe an dem jungen Manne. Vermöge der Begünstigung des vielvermögenden Oberhofpredigers erfuhr der junge Mann eine ungewöhnlich schnelle Beförderung, 23 Jahr alt erhielt er eine philosophische Professur in Wittenberg und 3 Jahre später eine theologische (1613).

Meisners Persönlichkeit ist uns genauer bekannt als die anderer Männer dieser Zeit. Es existiren 4 Bände Folio seines Briefwechsels, der sich selbst bis in das ferne Island erstreckt. Von seiner Seite giebt sich, den Freunden gegenüber, die liebenswürdigste Bescheidenheit zu erkennen — von Seiten seiner Correspondenten, namentlich Gerhards, die größeste Ehrerbietung und Bewunderung. Viele Briefe früherer Zuhörer bezeugen auch, wie nahe er als Professor den Studirenden gestanden haben muß. Zu seinem Amte gehörten die schon von Melanchthon gehaltenen lateinischen Predigtvorträge für Ausländer. Daher auch unter den Briefschreibern namentlich viele dankbare Ungarn, worunter Graf Thurzo, Sohn des ungarischen Palatin, welcher sich als „seinen Sohn in Christo“ unterschreibt. — Nur nach Einer Seite erweckt sein Cha-

rakter Bedenken, und diese wollen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Er hat, nach den Zeugnissen der Zeitgenossen, bei seiner nicht sehr einträglichen Stelle ein beträchtliches Vermögen erworben und dem allgemeinen Rufe nach nicht durch ganz untadelhafte Mittel. Bei dem steten Steigen und Fallen des Münzwerthes in jener Zeit soll er sich zu sehr auf Geldspekulationen gelegt haben, wie denn auch auffällig ist, daß seine Darlehne an Studenten wie an ehemalige Studiengenossen nicht ohne Zinsforderung geschehen, wofür mehrfache Beispiele sprechen.

Uebrigens bezeugt sein Leichenredner, daß „seine Frömmigkeit andern zum Muster aufgestellt werden konnte. Nichts, weder im öffentlichen noch Privatleben fing er ohne Gebet an." Vor allem andern wird seine Sanftmuth und Friedensliebe gerühmt. Mit Anspielung auf die ersten Buchstaben seines Namens Balthasar Meisner hatte er sich das Symbolum gewählt: Beati Mites, „selig sind die Sanftmüthigen." „Wenn die unseligen theologischen Streitigkeiten dieser Zeit, schreibt der fromme Mann J. Schmid in Straßburg, gehoben werden könnten, so wäre keiner so der Mann dazu gewesen als Meisner." „Meisner, du Josua der evangelischen Kirche!" redet ihn der erfurter Prediger Wallenburger an. Er hat Theil genommen an dem friedfertigen Gutachten der Wittenberger in dem Streite über Arndts Rechtgläubigkeit und an der, wenigstens verhältnißmäßigen milden, Censur der Wittenberger über Rahtmann.

Diese Sanftmuth bewährte er nun auch in einigen seiner Controversen. Er wird in der Geschichte als einer der Repräsentanten des fanatischen Lutherthums aufgeführt*) Der Fall, wo er dies besonders gezeigt haben soll, ist dieser. Die Gemahlin Siegmunds von Brandenburg, Anna, Tochter des Herzogs von Preußen, war nämlich bei Uebertritt ihres Gemahls zur reformirten Confession lutherisch geblieben und nach Angabe der Geschichtsschreiber soll nun Meisner sofort nach dem Tode des Churfürsten 1620 vor derselben so aufreizende Predigten wider die „calvinischen Heuschrecken" gehalten haben, daß ihm von dem damaligen Statthalter von Berlin die Stadt sofort zu verlassen ge-

*) Menzel, Geschichte der Deutschen VI, 690. Stenzel, Geschichte des preuß. Staats, I, S 425. Hering, Beiträge zur Geschichte der ref. Kirche, 1784. I. Th. S. 9.

boten wurde. Nun hat zwar Meisner in deutschen und lateinischen Schriften eifrig gegen den Calvinismus gestritten, allein der Charakter seiner damals gehaltenen Predigten kann keine Veranlassung zum Einschreiten gegen ihn gegeben haben. Sie sind unter dem Titel herausgegeben: „Sieben Predigten über unterschiedliche Texte theils auf dem churf. brand. Schlosse, theils auf der Reise gehalten 1620. Sie sind von jeder Polemik frei und in der Vorrede erklärt Meisner: „Schon wegen der Trauerzeit, danach ich mich billig gerichtet, ist keiner der streitigen Artikel erwähnt worden." In demselben Jahre, wie es scheint in derselben berliner Angelegenheit, hatte er eine anticalvinistische Schrift herausgegeben und auf dem Titel die allerdings in jener leidenschaftlichen Zeit ungewöhnliche Bemerkung beigefügt: „ohne Bitterkeit und Personalien." Auch seinen Freunden gab eine solche Leidenschaftslosigkeit Anstoß. Sein Jugendfreund Leyser II. schreibt ihm von Leipzig aus: „Wozu diese Worte auf dem Titel? entweder haben sie den calvinistischen Sinn, in welchem jene von uns behandelt zu seyn wünschen, oder den orthodoxen. Wenn das letztere, so wird dem Gegner damit nicht Genüge geschehen; wenn das erstere, so fürchte ich, daß manche von den Unsrigen davon Gelegenheit nehmen werden, über Schriften, die mit wärmerem Eifer geschrieben sind, ein ungünstiges Urtheil zu fällen, da viele von den Unsrigen eine allzu milde Behandlung der Gegner verlangen." Derselbe Leyser hatte durch seinen Freund der wittenberger Fakultät folgende Thesen vorgelegt: 1) Wenn die Irrthümer der Calvinisten mit denen der Papisten verglichen werden, so erscheinen diese stärker als jene; 2) die Zahl der Dogmen, in denen sie von der Schrift abweichen, ist stärker als die der Abweichungen der Papisten; 3) sie haben keine unveränderlichen Principien und gehen auch aus diesem Grunde weiter von uns ab als die Papisten." Er erhielt diese Thesen indeß von Meisner mit Zeichen des Bedenkens zurück. Als im J. 1615 in Königsberg der Zweifel entsteht, ob man einen gewissen Weiß, der sich geweigert, die Konkordienformel zu unterschreiben, eine theologische Professur zu ertheilen, erklärt sich Meisner nicht dagegen, ihn zu einer philosophischen zu berufen.

Die Predigten Meisners sind bündig, exegetisch sorgfältig, hie und da selbst volksmäßig. Er bekennt in der Dedikation seiner meditationes über die Evangelien: „Ich habe ein Volkspredi-

ger seyn wollen und daher Alles auf Erweckung der Frömmigkeit und der guten Werke, welche leider bei so vielen vernachlässigt werden und eines beständigen Antriebes bedürfen, hinzuleiten gesucht." Die begeisterte Gluth eines Andreä, die gemüthvolle Innigkeit eines Heermann vermissen wir freilich bei ihm, aber daß die Förderung des christlichen Lebens ihm am Herzen gelegen, ist nicht zu verkennen, wie er denn auch über die deshalb erfahrenen Verdächtigungen Klage führt. Er äußert sich darüber in der Dedikation zum zweiten Bande seiner Meditationen: „Wiewohl dieser Band keine subtilen Streitigkeiten enthält, so doch manches, was zur Erweckung und Erhaltung der Frömmigkeit dient und das ist doch das Heiligste in unserer Theologie. Endlich leben wir in einer Zeit, wo in vielen Herzen die Frömmigkeit und Liebe erkaltet ist, so daß beständig der Luftzug der Ermahnung und frommen Betrachtung nöthig, um jenes heilige Feuer in unseren Herzen zu entzünden oder wo es entzündet ist zu unterhalten. Die Gottlosigkeit dieser Zeit und die List Satans ist tief zu beklagen, die es dahin gebracht hat, daß man kaum mehr auf das Trachten der Frömmigkeit dringen darf, ohne in den Verdacht des Weigelianismus zu kommen und andrerseits kaum jene Sekte bekämpfen, ohne in den Verdacht der Unfrömmigkeit zu gerathen."

Wie könnte man auch bezweifeln, daß der Mann im Geiste Gottes die Kanzel betreten habe, welcher über den Geist, aus dem die Predigt kommen solle, sich so äußert, wie wir in einem Briefe Meisners von 1622 an einen oldenburgischen Prediger lesen: „Mit Freuden habe ich von Deinem bei uns studirenden Landsmanne gehört, daß Dir das oldenburgische Pastorat übertragen worden und daß Du es unter Gottes Beistand segensreich verwaltest. Ich darf daraus abnehmen, daß Du jenen Skrupel oder soll ich sagen, jene Klippe der Versuchung glücklich überwunden habest, über die wir, als Du bei uns warest, uns mehrfach zu besprechen pflegten.. Du bist also bisher in der Schule des Gebets, der Meditation und Tentation geblieben, welches jene Mittel sind die den vollkommenen Theologen machen. Und immer sind mir Die größer erschienen, die sich zu wenig als die sich zu viel zutrauten; denn wir sollen ja unser Heil schaffen mit Furcht und Zittern. Doch soll jene Furcht eine kindliche nicht eine knechtische seyn, nicht uns selbst lasset uns vertrauen,

da wir aus unsern Kräften nichts vermögen, sondern auf Gott, durch dessen Kraft wir alles vermögen. Das ist die beständige Art unseres Jehovah, er ist in den Schwachen stark; je schwächer Du also Dir selbst in Dir vorkommst, desto stärker wird Gott in Deiner Schwachheit seyn. Sind wir es selbst denn, die da reden? Gottes Geist ist es, der durch uns redet. Sollen wir den für zu ohnmächtig halten, daß er nicht könne, oder zu böswillig, daß er nicht wolle, durch uns die wir rechtmäßig berufen die großen Thaten Gottes verkündigen? Nein solchen Makel dürfen wir auf Gott nicht bringen. Hat er aus Hirten Propheten, aus Fischern Apostel machen können, so wird er auch nicht verlassen die er zu seinem Dienst erwählt, die wir ihn täglich in unserm Gebete um die Gaben die wir bedürfen anrufen. . . Das ist was ich mir selbst in's Gedächtniß zu rufen pflege, wenn mir wegen meiner Schwachheit und Untüchtigkeit Bedenken aufstoßen; ich weiß daß auch Du dich bisher damit aufgerichtet, richte Dich ferner damit auf und achte nicht auf die Versuchungen Satans. Der Gott, der Dich in Oldenburg predigen geheißen, wird Dir auch Kraft verleihen, daß Du predigen könnest. Auch wenn Du beim Hinaufsteigen auf die Kanzel nichts zu wissen meinst, so wirst Du doch muthig werden, wenn Du auf der Kanzel stehst: da stehest Du ja nicht in Deinem sondern in Gottes Namen. Der Gott nun, der den Menschen Sprache und Stimme anerschaffen, sollte der seine Diener nicht ausrüsten ohne Scheu zu reden und seine großen Thaten zu verkündigen? Doch ich schließe in der Gewißheit, daß Du das Alles schon selbst erwogen. . . Lebe wohl Herr Johannes und so oft Du Deinen Namen hörst, denke daran, daß Du Gottes Freund und des Teufels Besieger bist."

Mehr und mehr scheinen Meisner die praktischen Mißstände der Kirche zu Herzen gegangen zu seyn. Gegen Ende seines Lebens wurde von ihm über die theoretischen und praktischen Gebrechen der Kirche eine eigene Vorlesung gehalten, deren Herausgabe er auch, wie wir erfahren, beabsichtigte. Der hamburger Theologe Joh. Müller schreibt 1631 darüber an Saubert: „Möchten nur die Diener der Kirche immer recht des Evangelii würdig wandeln, worin es heut zu Tage sehr fehlt. Wie einst ein Luther zur Reformation der Lehre nöthig war, so jetzt des Lebens. Der s. Meisner, einst mein theurer Lehrer und späterer College, beabsichtigte ein Werk zu schreiben über die Lebensreformation in

allen Ständen, aber durch seinen frühzeitigen Tod wurde er an der Ausführung gehindert."*) Indeß erschien im Jahre 1674, in der Periode, in welcher man manches schöne ältere Zeugniß wieder hervorsuchte, in Frankfurt von einem nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichneten Herausgeber eine Schrift jenes Inhalts, in der ein ehemaliger Zuhörer Meisners das Vorlesungsheft wieder erkannte, welches ihm einst vom Katheder in die Feder diktirt worden. Die Spener gewidmete Schrift führt den Titel B. Meisneri pia desideria paulo ante beatum obitum ab ipso manifestata et delineata ac simul consilia theologica de quibusdam defectibus in et ab ecclesia evangelicorum tollendis. Erinnert man sich, mit welcher Behutsamkeit damals die Eiterbeulen der Kirche von Gerhard und andern nur leise berührt werden, so bewundert man die Freimüthigkeit, mit welcher Meisner in jenem Aufsatze mit der Sprache herausgeht. Als theoretische Mängel des geistlichen Amtes führt er folgende an: 1) eine correkte lateinische Bibelübersetzung; 2) genau erklärende Anmerkungen zur ganzen Bibel; 3) eine Auslegung der ganzen Bibel aus den Kirchenvätern — 5) ein kurz Traktätlein, was ein jeder Christ zu seiner Seligkeit nöthig habe — 16) ein Ermahnungsbüchlein gegen die herrschenden Sünden der Zeit; 17) die zu große Bitterkeit in den Streitigkeiten dieser Zeit; 18) ein zu großes Gewichtlegen auf Nebenfragen und nicht fundamentale Artikel. Als praktische Mängel bezeichnet er: 1) die Unfrömmigkeit und das anstößige Leben der meisten Geistlichen; 2) ihre zu große Sorge für das Oekonomische — 4) der Mangel an Zusammenkünften und gemeinschaftlichen Colloquien; 5) der Mangel an einer praktisch-kirchlichen Disciplinarbehörde, zu der Geistliche und Juristen gehören sollen, auch sollen observatores angestellt werden, die die offenbar Lasterhaften anzeigen, um sie zu Geldstrafen zu verurtheilen oder zum zeitweiligen Ausschluß vom Abendmahl; 6) solenne Fasten bei außerordentlichen Begebenheiten; 7) an manchen Orten sind zu viel Predigten, so daß sie das Ansehen verlieren; 8) Mangel an Missionen unter Juden, Türken und Heiden;*) 9) die Ungeschicktheit so

*) Epp. ad Saubertum cod. Hamb. Ep. 200.

*) Dies die erste Stimme in der lutherischen Kirche, welche die Verpflichtung der Kirche zur Missionsthätigkeit anerkennt! In der reformirten waren bekanntlich schon von Calvin Missionare in die Heiden-

vieler im Predigtamt, entweder keine Meditation oder keine Andacht oder sie geben sich mit Fremdartigem ab; — 13) daß man sich nicht genug bemüht die Unsittlichkeit des Volks zu bessern. Als Mängel des obrigkeitlichen Standes giebt er an: 1) zu große Bedrückung der Unterthanen — auch dies für einen wittenberger Professor ein kühnes Wort! 2) zu viel Luxus; 3) zu langwierige Prozesse; 5) das Unheil der Monopole! 8) der Mangel an Zuchthäusern; 10) zu kostspielige Hochzeiten. Noch eine andere Abhandlung Meisners wurde wegen ihres tieferen christlichen Gehaltes am Ende des Jahrhunderts neu abgedruckt: de vero christiano, ejusque natura, praestantia et unione cum Christo. Straßburg 1697.*)

Meisner war so glücklich, vorzüglich in Wolfgang Franz und Jakob Martini gleichgesinnte Collegen zu besitzen. Kein Wunder daher, daß die in den Streitigkeiten der zwanziger Jahre, den Arndtischen und Rahtmannschen, von der wittenberger Fakultät ausgegangenen Gutachten jenen Geist der Milde und Mäßigung athmen, dessen wir schon anerkennend gedachten. — Meisner stirbt in der Blüthe seiner Jahre, erst 40 Jahr alt, am 29. December 1626.

Hauptquelle: Meine Schrift „der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs" 1852. S. 14.

VI. Johann Matthäus Meyfart, Professor in Erfurt.

(Geb. 1590, gest. 1642.)

Meyfart, geboren 1590 in Walswinkel bei Waltershausen im Gothaischen, hatte seine Studien in Wittenberg und Jena gemacht, wo er Adjunkt der philosophischen Fakultät geworden. Gerade gleichzeitig mit dem Abgange J. Gerhard's von der Superintendentur Heldburg im Coburg'schen, welche mit der Inspektion über das dortige Casimirianum verbunden war, erhielt Meyfart 1616 eine Berufung als Professor an jenes, mit einer Vorbereitungsanstalt für die akademischen Fakultätswissenschaften verbundene, Gymnasium. 1623

---

welt ausgesandt worden. Das Bedürfniß für Bibelübersetzungen für die Heiden wurde von dem Schottländer Duräus etwa gleichzeitig mit Meisner ausgesprochen.

**) In Wittens memoriae wird sie nicht mit aufgeführt.

wurde er Direktor dieser Lehranstalt. Mit Eifer ließ er sich in dieser Stellung die Förderung des geistlichen Lebens seiner Schüler angelegen seyn. Er verfaßte ein akademisches lateinisches Gebetbuch für alle Fakultäten und Arten der Studien. Mit den Schülern unterhielt er einen liebreichen Umgang und blieb mit den besseren unter ihnen auch noch nach der Studienzeit in brieflicher Verbindung. Er schützte seine Casimirianer vor den Zumuthungen und Insulten der von den größeren Universitäten dorthin gekommenen roheren Studenten, bestrafte gröbere Verbrechen streng und führte bei geringeren eine schriftliche Abbitte ein. — Unter der Geistlichkeit und im Lehrerstande fand er jedoch Opposition. Wegen einer Dissertation de disciplina ecclesiastica war er 1633 von seinem ganzen Lehrerkollegium — nur mit Ausnahme eines einzigen — bei der Regierung angeklagt worden, welche ihn mit Arrest bedrohte und zum Widerruf nöthigen wollte, als er eben einen Ruf nach Erfurt erhielt an die durch Gustav Adolph neu gegründete evangelische Universität. Nur mit großer Mühe gelang es ihm nun vom Herzoge die Dimission zu erhalten.

Auch in Erfurt fand er unter seinen Collegen Opposition. Hier hatte er nämlich zum Collegen den zelotischen Zapf (s. Herzog Ernst), dem wir schon früher als einem streitsüchtigen Eiferer begegnet sind. Jedoch auch eine Anzahl Freunde und Geistesgenossen traten ihm hier zur Seite. Zu diesen gehörte in der Fakultät sein College Großhain, unter den Stadtpredigern der Prediger Wallenburger und der 1639 als Pastor an der Brüderkirche angestellte Bartolomäus Elsner, der ihm auch bei seinem Ableben im Amte folgte. Eine Nachricht sagt uns, daß Rath und Bürgerschaft in Erfurt bei den Bestrebungen von Meyfart und Elsner eine strengere Kirchen- und Sittenzucht einzuführen, mit rühmlichem Eifer diesen Männern zur Seite traten.*) — Das nahe Gotha nebst dem dortigen Kreise frommer Männer lud zu einer Verbindung ein und von

*) Vgl. das Programm von Bockerodt: Erfurtensis Theologus Bart. Elsner adhibitus a pio principe ad opus biblicum illustrandum, welches jedoch, wie alle Programme dieses pietistischen gothaischen Schulmannes — auch das über Meyfart: Rei scholasticae consiliarius idoneus J. M. Meyfart 1723 — äußerst unklar und rhapsodisch geschrieben sind. Die obige Nachricht über die wohlgeneigten Gesinnungen des erfurtischen Raths finden aber auch in den Mittheilungen Sauberts an V. Andreä Bestätigung.

Glassius wurden auch die beiden erwähnten Theologen zur Bearbeitung des Ernestinischen Bibelwerkes mit herbeigezogen. Auch sonst wurde — nach der Angabe von Bockerodt — Meyfarts Beirath in Schulangelegenheiten vom Fürsten begehrt, wie denn die Berufung des vortrefflichen gothaischen Rektors Reyher auf seine Veranlassung geschehen seyn soll.

Schon in Coburg hatte Meyfart eine Anzahl Schriften, größtentheils pädagogischen Inhalts, herausgegeben. Was seine kirchlichen Schriften betrifft, so sind dieselben nur ein einziger starker Wächterruf an die schlummernde Christenheit. Diesem Zwecke war eine Anzahl eschatologisch asketischer Schriften gewidmet, von denen die erste 1626 erschien: „Tuba novissima d. i. von den vier letzten Dingen des Menschen, vom Tode, jüngsten Gericht, ewigen Leben und Verdammniß, vier Predigten gehalten zu Coburg.“ Die dritte von diesen, im Ausblick auf die jenseitige Herrlichkeit, schließt mit dem berühmten Meyfartischen Liede: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt.“ Seiner Erklärung des dritten Kapitels Jonae fügte er „Wach auf, wach auf vom tiefen Schlaf der Sünden“ bei.*) Im Jahre 1627 ließ er die größere Schrift folgen: „von dem himmlischen Jerusalem auf historische Weise ohne alle Streitsachen aus den holdseligsten und fröhlichsten Contemplationen gelehrter Väter und Männer beschrieben;“ im Jahre 1630: „das höllische Sodoma, oder die ewige Verdammniß auf historische Weise ohne alle Streitsachen;“ im Jahre 1632: „das jüngste Gericht auf historische Weise ohne alle Streitsachen.“ — Schon diese Schriften enthalten geisteseifrige Zeugnisse wider das Verderben der Kirche, welche ihm einige Widersacher, aber — wie schon die wiederholten Auflagen zeigen — viel mehr Freunde verschafften. — Nun gab er aber auch eine Reihe reformatorischer Schriften heraus, die ihm unter den Stimmführern der evangelischen Theologie nicht wenige Feinde erweckten. Hieher kann schon seine eindringliche Warnung vor den Mißbräuchen bei den Hexenprocessen gerechnet werden, welche 1636 erschien: „Christliche Erinnerung an gewaltige Regenten und gewissenhafte Prädikanten, wie das abscheuliche Laster der Hexerei mit Ernst auszurotten, aber in Verfolgung desselben auf Kanzeln und in Gerichtshäusern sehr bescheidentlich zu handeln sei.“ Auf die akademischen

*) So nach Koch, Geschichte des Kirchenliedes I, 244.

Schäden richtete sich aber vorzüglich sein Blick. Seine akademische Laufbahn in Erfurt eröffnet er 1634 mit einer ächt akademischen Rede: „Bildniß eines wahren Studenten der heiligen Schrift, genommen aus dem ehrlichen Leben des Propheten Daniel auf der königlichen Akademie zu Babylon.“ Hierauf folgte seine Hauptschrift auf diesem Gebiete, die „Christliche Erinnerung von denen aus den evangelischen hohen Schulen in Deutschland an manchem Ort entwichenen Ordnungen und ehrbaren Sitten und bei diesen elenden Zeiten eingeschlichenen Barbareien“ 1636.

Schon in seinem Casimirianum war ihm die Roheit der deutschen Studentensitten und vor allem der Pennalismus, d. h. der mit den schmählichsten Insulten verbundene Despotismus der älteren Studenten gegen die jüngeren, zu Herzen gegangen. Nachdem er einige Jahre hindurch Mittheilungen über dieses Unwesen von ehemaligen Schülern des Casimirianum gesammelt, auch Proben seiner Schrift manchen Freunden vorgelegt hatte, und von denselben auf die Schmach und Anfechtung, die er mit dieser Schrift sich bereiten würde aufmerksam gemacht worden, hielt er es dennoch für nothwendig, mit diesem Zeugnisse gegen ein so weit verbreitetes und so tief gewurzeltes Uebel nicht zurückzuhalten. In einem Briefe an Saubert drückt er das klare Bewußtseyn darüber aus, welches Ungewitter durch Herausgabe derselben von ihm herauf beschworen würde.

Es war nicht bloß die Studentenwelt, welche er durch diese Schaustellung ihrer Laster gegen sich aufbrachte, sondern in noch viel höherem Grade die akademischen Lehrer, deren Gewissenlosigkeiten gleich schonungslos aufgedeckt wurden, ja auch die evangelischen Obrigkeiten, welche, vermöge ihres Amtes als Nutritoren der Akademien, ihre eigene Ehre angetastet glaubten. Manche unter den ernster gesinnten Männern der Zeit, ein Saubert, V. Andreä, Joh. Schmid, Forstner sahen in ihm einen ehrwürdigen Martyrer der Wahrheit, Andere, wie die helmstädter Professoren Calixt und Hornejus, denen von Herzog August von Braunschweig ein Gutachten abgefordert worden, bekannten zwar nicht einzusehen, was es nützen sollte, die Ehre der evangelischen Lehranstalten vor den Gegnern so zu prostituiren, stellten jedoch die Wahrheit der Vorwürfe nicht in Abrede. Aber manche auch selbst unter den Besseren, welche gerade bei den tiefergehenden Schäden der Kirche und Schule vor dra-

stischen Heilmitteln am meisten zurückschreckten, wurden durch eine so rücksichtslose Bloßstellung der ihnen so theuren Anstalten tief entrüstet. Ein Gerhard urtheilt in einem Briefe an Höe über Meyfart: „Er leidet an Melancholie und verehrt seine Träume als Orakel,“ ja selbst, „eine gewisse Verstandsverwirrung“ meint er bei dem Manne annehmen zu müssen. Ebenso glaubte auch der brave und christliche Professor Höpffner in Leipzig, daß von den deutschen Regierungen der Verbreitung Einhalt gethan werden müsse. Höe ließ denn auch nicht auf sich warten und in Chursachsen erfolgte ein Confiskationsedikt.

Auch kündigte Höe dem Gerhard an, daß von den chursächsischen Theologen demnächst eine öffentliche Schrift gegen Meyfart herausgegeben werden würde. Dies war doch auch für Gerhard zu viel, welcher, indem er diese Nachricht Saubert mittheilt, hinzufügt: non sine horrore se istud accepisse. Dem setzt auch Saubert in einem Briefe von 1636 hinzu: „Auch ich, der Geringsten einer, erschrecke vor diesem unserm Verderben, wenn diejenigen sich gegen die Frömmigkeit verschworen zu haben scheinen, welche am meisten sie befördern sollten. Wie ganz anders ist der Sinn dieser Theologen, als der jener Fürsten (er meint Herzog Ernst und August von Braunschweig).“ Auch von einigen Früchten der Meyfartschen Schrift fährt Saubert fort zu berichten. „Das Buch Meyfart's hat bewürkt, daß wenigstens einige unter uns an eine Reformation der Universität denken, wiewohl einer der Professoren eifrig dagegen ist. Wie mir Evenius neulich schrieb, so ist auch dort von dem Magistrat befohlen worden, daß die Geistlichkeit über gewisse Reformationspunkte eine Berathung halten sollte. Stimmt die Geistlichkeit bei, so würde, wie Evenius schreibt, der Rath an's Werk gehn.“ —

Wie von Herzog Ernst, welchem Meyfart das Werk dedicirt und damit unter seinen Schutz gestellt hatte, darüber geurtheilt worden, ist nicht bekannt. Der modus wird von dem bedächtigen Fürsten kaum gebilligt worden seyn. Denn daß es an Uebertreibungen leidet, namentlich durch die Generalisirungen dessen, was am Ende sich doch nur unter Limitationen nach Orten, Zeiten und Individuen sagen ließ, lehrt das Detail-Studium der akademischen Zustände jener Zeiten. Der leipziger Professor Hülsemann, ein Mann, der es mit der akademischen Zucht nicht lax zu nehmen pflegte, äußerte, als bei

einem Gastmahl von Weller in Dresden ein Kapitel aus dem Meyfartschen Buche vorgelesen wurde, „er schwöre jede Gemeinschaft mit Studenten ab, wenn er wüßte, daß in seiner Universität nur Einer sich verborgen hielte, der so gesinnt sei“: mag nun auch an dieser Aeußerung das Selbstgefühl des Professors einigen Antheil haben, aber eine Unterlage hatte sie gewiß, wie dies auch Meyfart selbst einräumt. Spricht er von der „an einigen Orten“ gefallnen Disciplin, so macht dies im Zusammenhange des Ganzen nur den Eindruck einer rhetorischen Figur, aber am Schlusse verwahrt er sich zuerst dagegen, daß er irgend eine Universität insbesondere im Auge gehabt, namentlich nicht sein liebes Casimirianum, und fügt dann hinzu: „Zum dritten muß ich dankbarlich und fröhlich bekennen, daß Gott bei den evangelischen Universitäten viel Studiosos der heiligen Schrift für diesem abscheulichen Laster gnädig behütet und auf andächtiges Gebet und angewandten Fleiß sie in ihren studiis reichlich gesegnet hat, daß sie fürnehme Bischöfe und nützliche Lehrer der christlichen Kirchen geworden. Derer lobwürdigen Exempeln treulich nachzufolgen noch heutiges Tages gottselige und ehrliebende Gemüther und Studenten der heiligen Schrift ihnen nicht unbillig zum höchsten angelegen seyn lassen. Ich muß dankbarlich und fröhlich bekennen, daß die redlichen Studenten der Rechte und Arznei, so weit meine Erfahrung gehet, sich gar selten zu dieser Barbarei gebrauchen lassen.“ — Der Eindruck der Uebertreibung kommt zum Theil nur auf Rechnung des Styls des Mannes, welcher nicht nur an Wiederholung und Weitschweifigkeit leidet, sondern auch, in seinen deutschen wie in seinen lateinischen Schriften, an einem widerlich aufgedunsenen Pathos, wie denn auch sein Beitrag zum weimarschen Bibelwerke über die Sprüchwörter Salomonis von Glassius wegen dieses Pathos zurückgewiesen wurde. — Wie faul ihm auch die akademischen Zustände erscheinen, so ist er übrigens doch fern davon, sie als rettungslos anzusehn, oder — wie in der Spenerschen Periode ein G. Arnold und andre — das theologische Studium von den Universitäten ablösen zu wollen. Er verschickt seine Schrift an die angesehensten Theologen und an solche Fürsten, von denen er Bereitwilligkeit zur Heilung der Schäden erwartete, wie an den literarisch gebildeten Herzog August von Braunschweig, welcher nach der Versicherung von Saubert der Sache auch ein besonderes Interesse schenkte, und — wie

oben erwähnt — die Gutachten seiner Theologen einforderte. Wie später Seckendorf, dringt schon Meyfart auf die Errichtung von Seminarien, doch nur neben den Universitäten, „worin die studirende Jugend, von der Priesterschaft unterrichtet, in Künsten, Sprachen, Biblien wohl geübt und bald in einen Anfang zum heiligen Leben, zu einem unerschrocknen Gemüth wider Armuth, Schmach, Verfolgung, Gefahr und den Tod gewöhnt werden."

Es war nicht möglich, von dem Verderben auf den Akademien zu sprechen, ohne auch das kirchliche zu berühren. So fügt denn Meyfart noch ein zwölftes Kapitel hinzu: „Wie noch eine wichtigere und weit nothwendigere, doch christlichere Erinnerung vorhanden wäre an die evangelischen Kirchen in Deutschland, welchergestalt gute Zucht und heilsame Ordnung erhalten und wieder aufgerichtet würde." Hier faßt er in 40 Thesen die Hauptgebrechen der Kirche zusammen. Darunter lautet die sechste: „Weil an manchem Ort die Pfarreien um das Geld verkauft, in die Freundschaft verschenkt und um Heirath von den hohen Priestern, Prälaten, Doktoren, Räthen, Sekretarien, Rentmeistern, Jägern, Balbierern, Hofschranzen, Pritschern (o Schande!) vertauscht und ausgebettelt werden, muß solches abgethan werden." Die dritte: „Weil an manchen Orten den Gemeinden keine freie Wahl gelassen wird, werden aber gezwungen und mit scharfer Drohung gereizt, diesen oder jenen anzunehmen, muß solches abgethan werden"; die vierte: „Weil viele Gemeinden, zumal auf Dörfern und Flecken, trachten nach keinen gelehrten und frommen Männern, sondern begehren Einfältige, wie sie reden, das ist ungeschickte Esel und lose Gesellen, nur daß sie solche behalten, nicht neu annehmen, zu derselben Abholung, Einweihung, oder sonst etwas aufwenden dürfen, muß solches abgethan werden." Er fühlt auch das Bedürfniß einer Betheiligung der Gemeinde und fragt in der sechzehnten Thesis: „Ob das evangelische Volk nicht in gewisse Ordnungen zu vertheilen und denselbigen etliche vorzusetzen." Ein so ganz auf das Praktische gerichteter Mann konnte auch die Lehrdifferenzen nicht so hoch anschlagen, als es von andern Theologen geschah. Er ist geneigt, die meisten theologischen Streitigkeiten bloß als Schulgezänk anzusehen und findet daher die Ursachen des Verfalls auch darin, daß die Melanchthonsche Theologie so ganz verdammt worden: „Sobald der Krieg zwischen der evangelischen Kirche überall ausgebrochen, ist die akademische Jugend gegen einan-

der verhetzet, sie huben an, mit Schmähgedichten ihren Gegentheil anzutasten, jene von der Formula Concordiae zu klügeln, diese von dem pfälzischen Katechismus zu meistern . . endlich kam hinzu, daß die Theologen sich wagten, den Philipp Melanchthonem nicht allein zu tadeln, sondern auch gar in die tiefste Hölle zu verdammen." Er wagte es auch 1636 eine Abhandlung „de concilianda pace inter ecclesias per Germaniam evangelicas" herauszugeben. Wie er in der Vorrede erklärt, will er davon nicht handeln, ob der Friede hergestellt werden könne, sondern welche Theologen es seyn müssen, die ihn herstellen können. Er will die dissentirenden Kirchen reformatae nennen, obwohl er sagen könnte evangelicae, wie auch Hutterus sie genannt habe. Die früheren gegenseitigen Beschuldigungen müssen vergessen werden, weil daraus Controversen hervorgehen, die nicht de fide, sondern de schola sind. Es dürfen nicht Theologen herbeigezogen werden, die vom Ehrgeiz geleitet sind, die sich auf ihre Sprachen und logische Kenntniß alles zu Gute thun, die aus jedem Hügel einen Aetna machen, welche die Schulfragen zur Hauptsache und die Seligkeitsfragen zur Nebensache. Es muß nicht auf die Fragen Gewicht gelegt werden, die zur Seligkeit nicht nöthig, wie schon Hilarius sagt: Non per difficiles nos deus ad beatam vitam quaestiones vocat, nicht ex pomposo rationis discursu et longa temporum vetustate muß argumentirt werden, sondern e clara scripturae litera.

Die Anfechtungen wegen seiner Schrift gegen die Akademien waren schon genug, dem treuen Manne das Ende seines Lebens zu verbittern. Auch in seinem Erfurt verstärkte sich durch die Verdächtigungen von Zapf seine Gegenpartei. Ein Jahr vor Meyfarts Tode 1641 schreibt Saubert an V. Andreä: „Dem Zapf ist es gelungen, auch einige vom Rath gegen Meyfart einzunehmen, ich stärke ihn bei der Erfahrung solcher Undankbarkeit: er wünscht eine andere Stelle." Nicht lange darauf wurde ihm eine solche da zu Theil, wo des Kämpfers die Krone wartet: er starb im 51. Jahre 1642. —

Hauptquellen: Henke, Calixt II, 1. Abth. S. 82. — Von demselben der Artikel Meyfart in Herzog's Encyclopädie. — Ludwig, die Ehre des Casimiriani in Coburg 1725. I. S. 234. II. S. 261.

VII. Johann Schmid, Professor der Theologie in Straßburg.

(Geb. 1594, gest. 1658.)

Nur durch harte Kämpfe hindurch war in Straßburg der Calvinismus durch das Lutherthum überwunden worden. Geheim gehegte Sympathien für denselben hatten sich auch noch im 17ten Jahrhundert in manchen Kreisen, namentlich unter den Humanisten, erhalten, die einfacheren Cultusformen und die Laienmitwürkung bei der Kirchendisciplin waren auch von der lutherischen Kirche beibehalten worden: in ihrer Gesammtheit war jedoch die straßburger Kirche in der Zeit, wo der genannte treffliche Theologe in ihr würkte, entschieden lutherisch — in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts selbst mit Hinneigung zu einer engherzigeren Orthodoxie. Während Spener's pia desideria bei ihrem Erscheinen 1676 selbst von einem Calov mit Beifall aufgenommen werden, theilt Spener mit, daß sie gerade in seiner Vaterstadt rigidiores censores gefunden und nur von dem Bürgermeister von Straßburg wohl aufgenommen worden. Als Calov in der späteren Zeit seiner Kämpfe sich vereinsamt auf seinem Kampfplatze findet, tröstet er sich damit, daß noch Gießen und Straßburg als Bollwerk der reinen Orthodoxie übrig geblieben sei.

Schmid, in Bautzen 1594 geboren, erhält zuerst auf dem Gymnasium in Halle seine Bildung, wendet sich dann auswärts, um die erlangte Schulbildung zu vervollkommnen und findet in Speyer eine Hauslehrerstelle, welche ihm dazu die Gelegenheit bietet. Von dort aus bezieht er 1621 die Universität Straßburg, wo er sich indeß 5 Jahre lang kümmerlich meist durch Correkturen ernähren muß, bis er mit Senatoren in Bekanntschaft kommt. Als Reisebegleiter des Sohnes eines seiner Gönner besucht er Frankreich, England und die Niederlande. In Begleitung einiger andrer vornehmen Jünglinge wird es ihm vergönnt, nach Tübingen zu gehn, wo er sich ein Jahr lang im Hause des Streittheologen Thummius aufhält, endlich wird ihm auch das noch zu Theil, die Hauptsitze der sächsischen Orthodoxie, Jena und Wittenberg, besuchen zu können, welches ihm den Gewinn der näheren Verbindung mit Gerhard und Meisner verschafft. Seine dortigen Studien sieht er sich indeß früher als er es wünschte, abzubrechen genöthigt. Im Jahre 1622 trifft ihn in Wittenberg die Berufung zu einer theologischen Professur, welcher er auch Folge leistet. Sein Briefwechsel enthält sein

damaliges Dankschreiben an den Senat — der liebenswürdigste Ausdruck eines anspruchlosen Charakters. Im Jahre 1629 wird er vom Senat zum Präses des Kirchenconvents ernannt, 1633 wird er Vorsteher des Thomaskapitels und stirbt, weithin in Deutschland wie im nächsten Vaterlande beklagt, im Jahre 1658.

Alle Stimmen vereinigen sich, diesen Theologen als einen solchen zu preisen, in dessen Leben der seltenste und vollkommenste Zusammenklang von Wort und That, in dessen Antlitz sich schon das Bild einer lauteren und frommen Seele ausgeprägt. Mehrere Ergüsse der innigsten und kindlichsten Verehrung über ihn haben wir bereits vernommen und werden sie noch vernehmen (s. Moscherosch, Andreä, Lütkemann). „Abermals sage ich's, ruft Saubert, und mein Gewissen bezeugt es mir: dich hochwürdiger Mann, schätze, liebe, hochachte und verehre ich vor allen Theologen als den Einzigen." In einem Empfehlungsschreiben, welches der leipziger Hülsemann, ein Mann, der sonst in der Geschichte nur als Streittheologe bekannt ist, dem Sohn des wittenberger Arztes Sennert 1634 an Schmid mitgiebt, bittet er, daß der verehrte Mann ihn zu seinem Haus- und Tischgenossen machen möge, „damit er schon an deinem Antlitz und an deinem Umgange zur christlichen Sanftmuth und Demuth erzogen werde," und in einem kurz darauf geschriebenen Briefe äußert derselbe Hülsemann: „Durch den jungen Sennert bin ich mit dem theuren Haupt in Verbindung gesetzt, welches ich einst nur flüchtig mit dem leiblichen Auge sehen konnte, aber mit dem Auge des Geistes und einem tiefen Gefühl stets verehrt habe." „Die sächsische Taube, die aus Sachsen nach Straßburg geflogen," nennt ihn Veiel. Selbst der scholastische Hitzkopf Feuerborn kann der Aeußerung sich nicht enthalten: „Seines Gesichtes erinnere ich mich nicht mehr, aber aus seinen Briefen und Schriften sehe ich, daß er ein warmes Herz ist."*)

Demuth muß der Grundton seines Wesens gewesen seyn. Auf herzgewinnende Weise spricht sich dieselbe in einem Schreiben an seinen ihm engverbundenen V. Andreä aus, als dieser in ihn gedrungen hatte nähere Beziehungen zu seinem Herzog August zu suchen, in dessen Strahlen der Liberalität er sich selbst so gern zu sonnen pflegte.

---

*) In einem Briefe von Menno Hannecken. Epp. ad Schmidium I, S. 613.

„Was du, erwiedert er ihm unter dem 6. Januar 1643, in deinen beiden Briefen freundschaftlich wünschest, dem Fürsten August, dem mein Name bereits bekannt sei, durch Briefe oder Zusendung von Schriften mich noch mehr zu empfehlen, darin erkenne ich ein Zeichen deiner großen Liebe gegen mich, indeß (ich schütte gegen dich aus, was ich empfinde) scheint mir dies doch eine schwierigere Sache, als daß ich sogleich darauf eingehen könnte. Bei den Höfen und Fürsten einen Namen haben, danach hat nie mein Sinn gestanden: ich fliehe, wie ich mit Aufrichtigkeit sagen kann, den Pomp, Glanz und Ruhm der Welt; wenn mir Gottes Finger den Weg zeigte, würde ich selbst von meiner jetzigen Stelle gern zurücktreten und ein geringeres Amt meinem glänzenden vorziehn. Ich wünsche lieber unbekannt zu bleiben, als gepriesen zu werden, da ich mir wohl bewußt bin, hohen Erwartungen nicht genügen zu können. Könnte ich jedoch einsehn, daß durch eine solche Annäherung an jenen Fürsten die Ehre Gottes und das Heil der Kirche gefördert werden möchte, so wollte ich auch nicht zu sehr widerstreben. Ich will die ganze Sache deiner Einsicht anheimstellen, muß indeß hinzufügen, daß ich den Anfang damit nicht machen möchte, an jene durchlauchtige Thür zu klopfen, da ich den Anschein nicht haben will, eines Mangels an Ehrerbietung und unerlaubter Dreistigkeit mich schuldig zu machen. Die Großen ziehen das Eisen an, welches nicht aus eigner Bewegung ihnen entgegenkommt: so ist es sichrer von den Großen sich ziehn zu lassen, als aus eignem Antriebe zu kommen. Was ich bis jetzt in deutscher Sprache von Predigten herausgegeben, das ist mir von meinem Magistrat selbst zum Druck abgefordert worden, indem mir der Buchdrucker geradezu in's Haus gesandt wurde: wäre es auf mich angekommen, ich hätte sie in meinem Pult in ewiger Finsterniß begraben, da ich sie nicht für werth halte, an's Tageslicht gezogen zu werden. Aus eben diesem Grunde kann ich es auch nicht über mich gewinnen, irgend etwas von denselben dem gelehrten und frommen Fürsten darzubringen."

Schmid ist ein treuer Anhänger der Concordienformel. In zwei theologischen Schulen, welche am Anfange seiner Studienzeit sich feindlich gegenüberstanden, hatte er seine Unterweisung erhalten, bei den tübinger und bei den darmstädtisch-sächsischen Theologen. Es war das rechte Verständniß der communicatio idiomatum,

worüber beide Schulen leidenschaftlich mit einander stritten. Das persönliche Verhältniß zu den Stimmführern auf beiden Seiten mag dem gemüthvollen Manne, wie seine Briefe zeigen, die Entscheidung schwer gemacht haben, doch bleibt er der sächsischen Richtung getreu, welche im praktischen Interesse lieber zu wenig als zu viel bestimmen will. In den Calixtinischen Streitigkeiten wird er beschuldigt, die Irrthümer der Calixtiner „wenigstens zu attenuiren." Wohl mag er mit weniger Leidenschaftlichkeit bei diesen Streitigkeiten vorgeschritten seyn als seine sächsischen Freunde, auch giebt Hülsemann, der mit Wärme ihn seines Schutzes versichert, selbst die Auskunft, daß jenes Gerücht wohl nur von jungen Leuten hergekommen seyn möge, welche „sich brüsten wollten, mit großen Männern in Briefwechsel zu stehn." Es könnte auch die Veranlassung darin gelegen haben, daß Schmid einige Studirende aus Helmstädt an seinen Tisch und in sein Haus aufgenommen hatte. — Daß er bei allem Eifer für die reine Lehre das Interesse des Volksunterrichts von dem der Schule zu unterscheiden wußte, zeigt folgendes Datum. In den straßburger Dekanatsprotokollen von 1636 findet sich eine Anordnung, zu welcher Schmid als Präses des Kirchenconvents jedenfalls mitgewürkt haben muß. Es war berathen worden, ob das Compendium von Hutterus ferner auf dem Gymnasium zu gebrauchen sei: es wird nun zwar beibehalten, doch mit der Bestimmung, daß „die auf die Controversen gehenden quaestiones nicht ferner zu recitiren seien."

Viel tieferen Schmerz als die Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit verursachten ihm die Anfeindungen von entgegengesetzter Seite, von Seiten derer, welchen entweder gerade sein Eifer für das lutherische Bekenntniß zum Anstoß gereichte, oder sein Eifer für kirchliche Disciplin. Wir werden noch die Aeußerungen von Andreä darüber vernehmen (s. Andreä). Noch aus der früheren Sturmschen Periode hatte sich in Straßburg, besonders unter den Philologen, eine Hinneigung zum Calvinismus und Latitudinarismus fortgepflanzt. Es huldigten dieser Richtung die genialen Männer Bernegger und Gloner, die Freunde Andreä's. Ueber das was Schmid von ihnen und überhaupt von mehreren Seiten her erlitten, schüttet er gegen Andreä in einem Briefe vom 15. Mai 1644 sein Herz aus: „Die Excerpten, die du mir aus den Glonerschen Briefen geschickt hast, bezeugen deine Sorge für meinen Ruf, doch bitte ich dich, du wollest

diese Sorge fahren lassen, denn seine Schmähungen habe ich alle schon verdaut, um denen andrer Raum zu machen. Glaube mir, unter allen, welche hier, sei es in der Kirche, im Staat oder an der Akademie in öffentlichen Aemtern stehn, giebt es keinen, welcher mir in der Ertragung der Schmähungen übelwollender Verleumder gleich käme. Aus allen Ständen, keinen ausgenommen, richten sich Schmähungen auf mich, welche indeß wider Erwarten der Schmähenden mir den Segen bringen, daß ich ernstlicher in meinen Gebeten werde, behutsamer in meinem öffentlichen und Privatleben und endlich, indem meine Unschuld offenbar wird, in meinem Gotte herrliche Triumphe feiere. . Bernegger, ein Mensch, ich weiß nicht, von welcher Religion, ist bis an's Ende seines Lebens mir eine Geißel gewesen, ich zweifle, ob weniger als Gloner. Gleich vom ersten Jahre meines Amtes an wurde er, weil er den Calvinisten gewogen, mein Feind, und brauchte seine Zunge und seine Feder wo er konnte gegen mich, während ich ihn auf's leutseligste trug. Einst schrieb er einen mit Schmähungen gegen mich erfüllten Brief an Baron Wolzogen, der ihn mir mittheilte. Ich hätte ihn veröffentlichen können, zog indeß vor, ihn nur dem Rektor zu zeigen. Nachdem ich ihm sein Unrecht vorgehalten, ermahnte ich ihn, mit seinem Lästern aufzuhören und zerriß den Brief zum Zeichen, daß ich keine Rache gegen ihn hege. Doch behielt er das Gift in seinem Busen, wie er noch bei mehr als einer Gelegenheit zu erkennen gab." — Von einer andern Seite her berichtet von einem feindseligen Angriff auf den Charakter des Mannes das Dekanatsprotokoll von 1656. Der juristische Professor Tabor, welcher einem Rufe nach Mecklenburg folgt, bezeichnet den Präses des Kirchenconvents unter mannichfachen Beschuldigungen als den Grund, warum er Straßburg verlasse. Der Senat jedoch giebt Schmid das Zeugniß, daß er „fern davon, ein Calixtiner zu seyn, auch ebenso ein Politikus, wenn man darunter einen zweideutigen Weltmenschen verstehe. Nicht allein hat Dr. Schmid, als ein privatus, niemalen mit einigen Menschen um Geld oder Gut Streit oder dergleichen was zu traktiren gehabt, sondern auch seinem Amt und Pflichten nachzuleben und, ohne Ansehen einiger Personen, deren Ansehn und Recht zu behaupten gehabt. Vielmehr hat er sich jedermänniglich, besonders aber Wittwen und Waisen treulich angenommen. Sollte auch irgend aus menschlicher Schwachheit in etwas Widriges geschehen seyn, davon ihnen jedoch

nichts wissend, so sei es kein Wunder, daß ein solcher Mann, dessen Willigkeit und Gunst so oft mißbraucht worden, hernach bei einem und anderem sich schwerer erweise."

Gegen das Ende seines Lebens mußte der würdige Mann selbst die Erfahrung machen, daß ein Mitglied der straßburger Geistlichkeit sich nicht entblödete, mit den gröbsten Beschuldigungen gegen ihn aufzutreten. Hören wir ihn selbst, wie er hierüber sich äußert*): „Bei gegebener Gelegenheit habe ich vermeldet, daß ich ein sehr ruhiges Rektorat gehabt, wenn nicht M. Martin Groß mit seinen unerhörten, gräulichen und abscheulichen calumniis mir dasselbe sauer gemacht, und beide Leibes- und Gemüthskräfte geschlagen, zu Tag und Nacht mich betrübt: hätte auch müssen untergehen, da nicht nächst Gott bonae conscientiae praesidium mich erhalten. Dann ich mit freudigem Gemüthe in dieser Sache, da M. Groß mich gräulicher Laster, in specie der begangenen Blutschande mit zwei Schwestern beschuldigt, vor Gottes Angesicht stehen und sagen könnte: „Herr, schaffe mir Recht, denn ich bin unschuldig!" Da Groß seine ehrenrührigen Anklagen auch auf die Kanzel brachte, so wurde ihm das Predigen untersagt, und als er nichts desto weniger es wagte, am Christabende abermals die Kanzel zu betreten, wurde er in seinem Hause unter Aufsicht gestellt und seines Amtes entsetzt.**) —

Tief eingreifend, wie wohl bei keinem andern der damaligen theologischen Lehrer, war die Würksamkeit von Schmid als Lehrer der Theologie. Es muß ein väterlich seelsorgerliches Verhältniß gewesen seyn, in welchem er zu den Studirenden und insbesondere zu seinen Hausgenossen stand, wie es uns bei keinem der damaligen Professoren vorgekommen ist: mehrere sind, welche ihn dankbar als ihren „Vater in Christo" bezeichnen, ja ausdrücklich aussprechen, ihm die Erweckung zum geistlichen Leben zu verdanken. Wir haben dies bei Moscherosch gesehn, wir werden es von Schübel bezeugt finden. Auch Spener nennt zwar hochachtend Dannhauer mehrfach seinen Präceptor, aber Schmid bezeichnet er als seinen „Vater in Christo." Vernehmen wir den hochbegabten Lütkemann, welcher in einem Briefe an Schmid von 1644 in die be-

*) Dekanatsprotokolle 1653—63 in der straßburger Bibliothek von St. Thomä.

**) Friese, Neue vaterländische Geschichte von Straßburg 1792. III. S. 171.

geisterten Worte ausbricht: „Tief in meinem Herzen steht dein Bild mir eingegraben, mein Vater, der du mich wo nicht von neuem gezeugt, doch wenigstens wesentlich zur Erzeugung meines neuen Menschen beigetragen hast. Ich preise den Tag glücklich, wo ich nach Straßburg kam, um zwei Führer zu finden, den einen, der mich zum Philosophen gebildet, den andern, der mich zum Knechte Gottes gemacht. Ich könnte ein Geheimniß aufdecken, wenn es nicht unziemlich wäre, von sich und von eben dem, zu dem man spricht, viel zu reden; ich würde indeß nicht die Unwahrheit sagen, wenn ich Gott loben wollte und dir eine gewisse Einheit des Geistes zwischen uns offenbaren. Es kommt mir nicht darauf an, die Ohren zu kitzeln. Ich darf es aber nicht verleugnen: wenn die Frömmigkeit durch meinen Dienst hier dazu kommt ihr Zelt aufzuschlagen und auf andre sich fortzupflanzen, so gebührt nach Gott dir der Ruhm, der du mir den Samen der Frömmigkeit in die Hand gegeben."

Sein Eifer, alle diejenigen Institute zu erhalten und auszubilden, welche zur Pflanzung des christlichen Lebens dienen, erhellt namentlich aus dem Berichte über eine seiner Landvisitationen, welche im Jahre 1692 unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus einer im Jahre 1638 in den straßburger Landkirchen gehaltenen Visitation" von Jakob Richard in Leipzig herausgegeben worden. Welche dringende und hohe Aufgabe es für die Kirche sei, der Erziehung der Kinder zum Christenthum sich anzunehmen, belegt er hier zuerst durch ein schönes Wort aus Gerson (de pueris ad Christum trahendis II, 34.): „So unwürdig erscheint es vielen, wenn einer von den Theologen, Gelehrten oder Prälaten mit dem Werk der Katechese sich abgiebt, zumal der zarten Kinder, daß er zum Gespött der Leute wird: ein Vorbild ist uns indeß an dem gelassen, welcher gesprochen hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich." Schmid erwürkt von dem Rathe eine Verordnung, durch welche, gemäß der sächsischen Kirchenordnung und andrer, auch die Erwachsenen zur Katechese mit herbeigezogen werden sollen, doch — wie er hinzusetzt — nicht so, daß sie vor den Kindern beschämt werden, sondern so, daß man sie daheim näher unterrichte. Er empfiehlt als Hülfsmittel den Katechismus von Dietrich in Ulm und Joachim Schröder „Nützlicher in Gottes Wort gegründeter Unterricht, wie die angehende Jugend in der christlichen Lehre des

Katechismus fruchtbar zunehmen könne." Die straßburger Kirchenordnung hatte aus früherer Zeit die Verpflichtung der Pfarrer zu Hausbesuchen beibehalten. Schmid legt sie an's Herz: „daß der Pfarrer bisweilen unverhofft zu seinen Pfarrkindern gehe, am allermeisten zu denen, die noch roh und unberichtet, die in übler Ehe leben" und dergleichen. Er giebt den Predigern heilsame Vorschläge theils aus Sarcerius Pastorale, theils aus seiner eignen Erfahrung. Es war die Zeit, wo jene Predigtmißbräuche aufkamen, welche uns jetzt bei den Predigten aus dem 17ten Jahrhundert so tief verletzen. Er ermahnt, die theologische Gravität mit Sanftmuth und Lindigkeit zu temperiren, die gelehrten Citate aus den patres wegzulassen, mit deutschen Leuten nur deutsch zu reden, sich zu der Einfalt der Zuhörer zu accommodiren und dazu auch einer accurata meditatio sich zu befleißigen. Auf den eindringlichen Charakter seiner eignen Predigten läßt schon das schließen, was wir aus Moscherosch vernommen haben. Eine ergreifende Schilderung davon giebt Spizel: „Niemals kam jemand ihn zu hören, der nicht mit einem Segen wieder davon gegangen, daher auch jener straßburger Chrysostomus des ungeheuersten Zulaufs sich erfreut. . Der Beredtsamkeit von Schmid sind zu keiner Zeit seine Zuhörer überdrüssig geworden, sondern bis zur letzten Predigt umgab ihn eine fast zahllose Zuhörerschaft, von welcher viele bekannten, durch seine Bestrafung wie durch seinen Trost seien sie so im Innersten ergriffen worden, als habe er in die Tiefen ihres Herzens und ihrer Gedanken hineingeschaut. Wie mit einem weithin leuchtenden Blitze schien er das ganze Auditorium zu erleuchten, wenn er die Geheimnisse der göttlichen Majestät und des menschlichen Seelenheils vor den Zuhörern darlegte!" „O wie viele, ruft auch sein Leichenprediger aus, hat er auf den Weg der Gerechtigkeit, der Gnade und Liebe hineingepredigt!"

Welche Mittel Schmid als die geeignetsten ansah, das kirchliche Leben zu heben und zu reinigen, giebt sich auch in einem für Herzog Ernst ausgestellten Gutachten zu erkennen. Bei dem frommen Fürsten stand Schmid in solchem Ansehn, daß derselbe auf Mittel gedacht hatte, ihn in sein eignes Land zu ziehn. Wenigstens bediente er sich in mehreren Fällen seines Rathes. So hatte er auch 1636 sich von der straßburger Fakultät ein Gutachten ausgebeten, „wie das tief gefallne Christenthum wieder aufzurichten?" Im

Archiv von St. Thomä zu Straßburg findet sich das Fakultätsbedenken, welches — entsprechend den spätern Anordnungen des Fürsten — vorzüglich auf folgende Stücke hinweist: „1) Bußpredigten, Abschneidung der Controversen, weil man nicht mit widerwärtiger Lehre, sondern mit Legung eines guten Fundamentes zu thun habe, mit Sanftmuth, nicht durch sonderbare Texterklärung oder neue Anstalten, 2) öffentliche Katechismuslehre, der die Alten beiwohnen sollen, 3) häusliche Einübung des Katechismus, 4) Hausbesuche, wie sie Christus auch gemacht hat, 5) daß die Christen gelehrt werden, auch in Abwesenheit ihres Pfarrers sich mit christlichen Uebungen zu beschäftigen, 6) Verhör der Communikanten." Andrerseits hatte sich die straßburger Universität durch Vermittlung von Schmid in demselben Jahre mit der Bitte an den Herzog gewandt, seinen ganzen Einfluß zur Abschaffung des Pennalismus aufzubieten.

Nachdem Schmid schon früher jenen lebensgefährlichen Krankheitsanfall gehabt, dessen Moscherosch als eines Ereignisses gedenkt, welches Stadt und Land in die schmerzlichste Aufregung setzte, wurde er im Jahre 1658 auf's neue auf's Krankenbett geworfen. Als einer seiner Collegen ihm äußerte: „Wir wollen um die funfzehn Jahre Hiskiä bitten," antwortete er: „Ja mein lieber Gevatter, das habe ich schon erlangt. Denn da ich Hiskiä Alter bereits hatte und meine gefährliche Krankheit ausstehen mußte, erinnerte ich mich dessen und bat, ob Gott mir noch funfzehn Jahre schenken wollte. Ich erlangte es und noch mehr, da es nun 16 Jahre sind." Ich entgegnete: „Gott hat noch andre 15 Jahre," er sprach: „Ach die hoffe ich nicht, cupio dissolvi." Mit diesen Worten verschied er.

Hauptquellen: Nur sehr unzureichend ist das Rektoratsprogramm von Salzmann in Wittens Memoriae S. 1266, wie auch die Leichenrede von Christoph Algeier.

Juristen.

Johann Brunnemann, Professor und Geheimer Rath.

(Geb. 1608, gest. 1672.)

„Juristen sind böse Christen und außer Doktor Brück sind alle gottlos." So hatte sich einst Luther vernehmen lassen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß Luthers heftiger Zorn gegen die Juristen seine speciellen Motive hatte, welche noch neuerlich in dem Vortrage eines Juristen dargelegt worden.*) Ehrenwerthen christlichen Persönlichkeiten begegnen wir in jenen älteren Zeiten der Kirche, später in der pietistischen Periode und bis auf die Gegenwart herab unter den Juristen selbst häufiger als in andern Ständen. Wir haben eine Anzahl derselben unter den Staatsmännern unsrer Periode kennen lernen, wir machen jetzt unsre Leser mit einem gelehrten Juristen bekannt, welchem wir noch einige andre aus derselben Zeit zur Seite setzen könnten.

Brunnemann wurde 1608 in Berlin geboren, begann in Wittenberg als Theologe seine Studien, welche, wie damals üblich, auch zugleich die Philosophie, das Völkerrecht und andre Disciplinen umfaßten, erlangte 1628 die Magisterwürde, mußte bei Einbruch der Pest 1630 Wittenberg verlassen, worauf er sich nach Frankfurt begab. Auf eine Zeit lang vertrieben ihn auch dort seit 1633 die Kriegsunruhen, doch kehrte er 1635 zurück und hatte sich durch die bis dahin als magister legens gehaltenen Vorlesungen so ausgezeichnet, daß ihm 1636 das Amt eines ordentlichen Professors der philosophischen Fakultät übertragen wurde. In dieser Stellung zeichnete er sich durch ein geschätztes Handbuch der Logik aus und wurde selbst von Theologen bei ihren Disputationen zu Rathe gezogen. Seiner ursprünglichen Absicht nach in den praktischen Dienst der Kirche zu treten, sah er

---

*) Muther, Der Reformationsjurist Hieronymus Schürpf. Erlangen 1858.

sich durch Schwäche der Stimme verhindert, wandte sich nun aber der schon früher ihm nicht fremd gebliebenen Rechtswissenschaft zu und erlangte 1640 eine Professur des Rechtes und 1664 das Prädikat als churfürstlicher Rath. Er starb 1672.

Frömmigkeit war der Odem seines öffentlichen wie seines Privatlebens: er erhielt von seinen Zeitgenossen vorzugsweise den Namen des Ictus religiosus. Täglich eröffnete er mit Bibel und Gesang den Gottesdienst in seiner Familie, verfaßte auch selbst zu seinem Privatgebrauch meditationes sacrae über die Evangelien. Unbeugsam in Sachen des Rechts war er der Gunst und praktischen Rücksichten unzugänglich, zugleich aber auch bemüht, der Proceßsucht Schranken zu setzen. Als Mitglied des Collegiums und als Kirchenrechtslehrer vertrat er die Rechte der Kirche und einer ernsten kirchlichen Disciplin. Als die erste Bedingung des Staatswohls wie des Heils der Kirche galt ihm die Gottesfurcht. Sein Wahlspruch war: devota precatio optima status ratio. — Von Seiten seiner christlichen Gesinnung ist er zuerst durch das nach seinem Tode von seinem Schwiegersohne Samuel Stryk 1686 herausgegebene Jus ecclesiasticum bekannt geworden. Ein so frommer Geist, ein so praktischer Ernst und eine solche Friedensliebe geht durch dieses Werk hindurch, daß man darin den Einfluß des Spener'schen Geistes zu erkennen glaubt, doch sind die Spener'schen pia desideria erst 3 Jahre nach dem Tode des Verfassers erschienen. Vielmehr giebt jenes Werk einen neuen Beweis, wie wenig Spener als eine vereinzelte Erscheinung angesehen werden darf, wie sich vielmehr schon gegen Ende des Krieges weithin durch die lutherische Kirche ein neuer Lebensodem spüren ließ. Auf Brunnemanns Gesinnung insbesondre könnte auch seine frankfurter Umgebung von Einfluß gewesen seyn. Die reformirte theologische Fakultät in Frankfurt verfolgte eine mehr praktische und, wenn man will, synkretistische Richtung; auf den lutherischen Kanzeln und Kathedern lag die strenge Hand des Churfürsten — und hielt die Polemik nieder; der lutherische Hauptpfarrer an der Marienkirche Heinsius (seit 1646) war ein bekenntnißtreuer, aber friedliebender und praktischer Theologe.

Das Werk, welches Brunnemanns Ruf mehr als seine übrigen Leistungen begründet hat, ist sein Kirchenrecht, welches jedoch von den neueren Kirchenrechtslehrern, von Theologen wie Juristen, höchstens genannt, aber — wie es scheint — nicht gekannt wird. Und doch erthei-

len seiner juristischen Tüchtigkeit große juristische Autoritäten unter den Aelteren die ausgezeichnetsten Lobsprüche: sie finden sich den meditationes vorgedruckt. Immer wird, auch von christlichen Juristen und Theologen, nur auf Reinkingk und Carpzov zurückgegangen, zu denen sich Brunnemann verhält wie das grüne Reis zum dürren Aste. Oder soll es die genuine Lehrreinheit seyn, um deretwillen jene Alten vorgezogen werden? Aber von Carpzov war Brunnemann Zeitgenosse und im kirchlichen Bekenntniß steht er mit demselben auf gleichem Boden. Was die Orthodoxie anlangt, so war der damalige Prüfstein die Stellung in den calixtinischen Streitigkeiten. Brunnemann lehnt den Synkretismus ganz ab (S. 119.), wiewohl von dem brandenburgischen Hofe dafür Partei genommen wurde.

Zur Charakteristik dieses Lehrbuchs folgende Mittheilungen. In Betreff des landesherrlichen Episkopats folgt dasselbe fast mit noch größerer Hinneigung zur Cäsaropapie als seine Vorgänger der Restitutionstheorie. Ist auch der Fürst nicht infallibel, — lehrt Brunnemann — so muß dennoch zur endlichen Entscheidung von Streitigkeiten eine höchste Autorität in der evangelischen Kirche da seyn, welche unter Umständen auch selbst im Widerspruch mit der Geistlichkeit entscheiden kann. „Man wird nämlich zugestehn, daß es Fälle giebt, wo wegen Erbitterung der Gemüther der Theologen es dem Landesfürsten unmöglich wird, an ihre Gutachten sich zu binden.“ (l. 1, c. 2, §. 29.) Freilich aber wächst dadurch ihre Pflicht, sich selbst genau in der heiligen Schrift zu unterrichten. Auch die Verschiedenheit der Religion und Confession beweist noch nicht für das Gegentheil: der heidnische Kaiser Aurelian entsetzte den häretischen Paul von Samosata und verordnete, sich nur an die gemeinsame Lehre der christlichen Bischöfe zu halten. Selbst sündliche Gebote des Fürsten berechtigen noch nicht zum Widerstande, wofern der Gehorsam nicht für den Unterthan zur Sünde wird. David that Unrecht vor dem Herrn, als er sein Volk zu zählen befahl: Joab widerrieth es, unterwarf sich aber dennoch (§. 30.) Wohl ist der Elenchus der Irrlehrer Pflicht der Geistlichen, dennoch muß es dem Fürsten kraft seines bischöflichen Rechts zustehn, denselben, wo er zur gegenseitigen Aufreizung der Confessionen dient, auf ein gebührendes Maß zurückzuführen (§. 31.); man sollte nämlich eingedenk seyn, daß

bei Ausübung desselben nicht bloß die Verpflichtung zur Wahrheit, sondern auch zur Liebe stattfindet (c. 6, §. 27.).

Wollten wir die Beweise von christlicher Wärme und Weisheit, von praktischer Einsicht und gereiftem Urtheil, welche das Werk enthält, sämmtlich ausziehn, so würde jeder Abschnitt Beiträge hiezu geben. Wir beschränken uns daher nur auf einige dieser Erweise aus den Abschnitten über die vornehmsten Materien. Das 6. Kapitel behandelt die Pflicht der Geistlichen überhaupt und beginnt: „Ein sehr gefährlicher Irrthum ist die Meinung, daß das Amt der Diener des göttlichen Wortes sich auf die öffentliche Predigt derselben und die Verwaltung der Sakramente beschränke. Hirten und Wächter der Gemeinde sollen sie auch seyn. Das erste ist allerdings die öffentliche Predigt des Wortes: was hiezu erforderlich, will ich den Theologen zu bestimmen überlassen, doch will ich hier nur einige Gebrechen mit gebührender Bescheidenheit flüchtig andeuten. Wie groß in unsrer Zeit die Verderbniß der Sitten, läßt sich mit Worten nicht genug ausdrücken, mit Thränen nicht genug beweinen. Hat jemand hierüber Zweifel, der vergleiche nur sein eignes und andrer Leben mit dem Dekalogus und dem Leben Christi, mit solchen Schriften, in denen der Ernst der Frömmigkeit dargestellt wird. Was ist heute die Kirche Christi anders als ein Haufe von Menschen, die zwar äußerlich den wahren Gott verehren, unter sich aber ohne Glauben über den wahren Glauben streiten? .. Die eigentliche Ursache davon ist, daß gerade von dem Ernst der Frömmigkeit so wenig gehandelt wird, so daß die, welche vor andern auf den Ernst der Frömmigkeit dringen, wie ein Arndt, nur verleumdet werden.“ Hier führt er zum Zeugniß, daß es in der katholischen Kirche nicht anders stehe, den Bellarmin de ascensione mentis ad deum, gradus 6. c. 4. an: „Viele Prediger des Wortes Gottes giebt es heute und sind immer in der Kirche gewesen: was ist der Grund, daß auf so viele Ermahnungen sich doch so wenige bekehren? .. Ich finde keinen andern Grund als weil die Predigten meistens gelehrt und rhetorisch geschmückt sind, aber die Seele fehlt, das Leben, das Feuer, kurz die innige Liebe fehlt, welche allein die Worte der Prediger entzünden und damit auch die Zuhörer entflammen und umwandeln kann.“ — „Darauf sollten die kirchlichen Obern sehen, daß in keiner Weise die Glaubensartikel so gelehrt würden, daß sie zu Mißbrauch führen. Gegen die römische

Kirche wird von vielen nur so gestritten, als ob jeder Zweifel an Gottes Gnade Werk des Fleisches sei, so zieht nun das Fleisch den Schluß: folglich brauche ich gar nicht daran zu zweifeln, ob ich in der Gnade Gottes stehe, wenn ich auch noch in diesen und jenen Sünden stecke — während dies Vorrecht, evangelisch verstanden, doch nur von dem gilt, der sich täglich nach Gottes Wort prüft, ein wahrhaftes Vertrauen auf Christum setzt, ein ernstes Streben besitzt, in allen Stücken Gott zu gefallen, die Sünde verabscheut und den in der Liebe thätigen Glauben hat." (l. 1, c. 6, m. 1, §. 6.)

„Unsre Lehre von der Rechtfertigung ist gewiß klar im Worte Gottes begründet, aber wie schon Gerhard und Arndt darüber klagen, so wird sie zum Ruhepolster gemacht. So ganz leicht ist der Weg zum ewigen Heil doch nicht, Christus selbst nennt die Pforte eng und den Weg schmal und sagt, daß ihn wenige finden, denn wer selig werden will, muß seinem eigenen Willen und dem eigenen Leben entsagen, ein Kind werden und stets über sich wachen." (§. 9.) — Was die Obrigkeit besonders den Geistlichen einschärfen sollte, das ist, nicht bloß über allgemeine, sondern über specielle Sünden zu predigen, von denen unter andern in den Reichsrecessen das Laster der Blasphemie und des Zutrinkens besonders hervorgehoben werden. „Wie muß ich mich wundern, daß man an den Höfen der Fürsten den Reichsreceß wegen des Zutrinkens nicht durchführt. Wollte nur die Geistlichkeit recht ernstlich darauf dringen, vielleicht würde es auch zu Stande kommen. O wie viel ernstlicher würden wir die Durchsetzung von dergleichen betreiben, wenn es sich um unsern eigenen Vortheil und nicht um die Ehre Gottes handelte!" (§. 14.) — „So gehört auch unter die Gebrechen, daß die Unterlassungssünden nicht genug urgirt werden. Aber Geistliche und vornehme Laien, die durch ihr Beispiel so viel würken könnten, wollen nicht zur Ehre Christi Schmach auf sich nehmen. Die Geistlichen sollen die Obrigkeit zurechtweisen, aber diese auch wieder die Geistlichkeit. Wenn die Pastoren hitzig sind in ihren Disputationen, aber lau, wo es gilt, auf die Frömmigkeit zu dringen, sollte die Obrigkeit die Pastoren anhalten." — „Sehr betrübend ist es überhaupt, daß auf den Akademien und in den Kirchen das Studium der theologia moralis und der casus conscientiae gar nicht wie es sollte betrieben wird. Selten werden auf den Akademien solche Gewissens-

fälle behandelt. Sane stupenda est apud nostros ignorantia theologiae moralis!“ (§. 21.)

Was er schon am Anfange dieses Kapitels gesagt, daß es mit der öffentlichen Predigt nicht genug sei, führt er m. 2. aus, indem er von der Nothwendigkeit der Hausbesuche nach 1 Theſſ. 2, 11. spricht, worin er auch den reformirten Theologen Marloratus zu dieser Stelle anführt und den katholischen Ausleger Cornelius a Lapide, desgleichen die Wächterstimme des feurigen Großgebauer in Rostock. Gegen den Einwurf, „von solchem Gebote steht nichts in meiner Vokation,“ entgegnet er: „Bist du dem Diener nicht ähnlich, der als sein Herr in den Fluß gefallen, erst glaubte überlegen zu müssen, ob es auch zu seinem Dienstgeschäft gehöre? Deine erste Berufung hast du nicht von deinem Patron, sondern von deinem Gotte, und der mußt du zuerst gehorchen!“ (§. 10.) — Wie man es von einem solchen Manne erwarten muß, so dringt auch er auf die Kirchendisciplin; er verlangt Presbyterien aus Geistlichen und Laien, welche, wo die öffentliche oder private Ermahnung der Geistlichen nichts vermocht hat, ihre Bemühungen anwenden sollen, so daß erst, wenn auch diese vergeblich sind, die Sachen an die Consistorien gehn. (l. 1, c. 6, m. 9. §. 4—6.) Was die Art der Kirchenbuße betrifft, so beklagt er, daß an die Stelle der öffentlichen würklichen Bußen, wie sie in der reineren alten Kirche stattgefunden, die vom Pastor vorgelesenen Abbitten getreten, welche kaum noch als Buße angesehn werden können, noch weniger darf zugelassen werden, was Carpzov für zulässig hält, diese Abbitten selbst wieder in Geldstrafen zu verwandeln, was von der Simonie wenig verschieden wäre und die Reichen überall würde durchkommen lassen. „Eben so wenig bin ich der Meinung Carpzov's, setzt er hinzu, welcher glaubt, daß um die Ehehälfte nicht zu beschämen, die Abbitte erlassen werden könne: ist doch diese Abbitte keine Strafe (wofür allerdings die älteren Rechtslehrer sie halten), sondern ein Heilungsmittel.“ (l. 2, c. 19, §. 25. 26.) „Bei der großen Verderbniß dieses Geschlechts muß jedoch, wo das geistliche Schwert den Knoten nicht zerhauen kann, das obrigkeitliche angerufen werden, bei der gegenwärtigen großen Verderbniß geht es kaum ohne Zwang. Als die Bischöfe nicht vermocht, die gemeinschaftlichen Bäder abzustellen, that es ein einziges kaiserliches Mandat! Gezwungen muß die Welt heut zu Tage werden, nicht zwar

zum Glauben, aber zum Halten der Gebote, damit nicht durch die Strafloſigkeit der Sünden auch die Frommen ein Aergerniß nehmen und in die Gemeinſchaft derſelben gezogen werden.“ (§. 30.)

Unter den Erforderniſſen zum geiſtlichen Amt ſtellt er an die Spitze von allen — nicht wie es ſonſt geſchieht, die theologiſche Wiſſenſchaft, ſondern die Frömmigkeit. „Die Erfahrung beweiſt es, daß fromme Diener der Kirche die Kirche mehr bauen, als halbfromme Gelehrte.“ Dazu verlangt er ein Zeugniß über die ſittliche Lebensführung auf Univerſitäten, ſei es von Profeſſoren oder von den Geiſtlichen. „Auch wäre zu wünſchen, daß in den einzelnen Ländern ein Kloſter eingerichtet würde, worin emeritirte Theologen darauf angewieſen würden, die Candidaten in der Praxis zu unterrichten und zur rechten Buße anzuhalten, wenn ſie Verlockungen von den Akademien mitbringen, oder wenn denn dies nicht zu erreichen, daß Candidaten im Haus und am Tiſch frommer Paſtoren ein Jahr lang ſich aufhielten, um in die Praxis eingeweiht zu werden, keinem Patronus aber geſtattet würde, einen andern als einen ſolchen zu nehmen. (l. 1, c. 4, §. 10.)

Wie ſehr diejenigen Geſinnungen und Beſtrebungen, welche der ehrwürdige Mann in dieſem gelehrten Werke für die Kirche geltend gemacht, auch perſönlich die ſeines eigenen Herzens und ſeines täglichen Lebens geweſen, laſſen uns ſeine Evangelien-Meditationen erkennen. Nicht für die Oeffentlichkeit wurden ſie von ihm niedergeſchrieben, ſondern zur täglichen Selbſterbauung. Sie kamen mit dem Nachlaß an ſeinen Schwiegerſohn Stryk und von dieſem wurden ſie an Francke zum Abdruck überlaſſen (1700). Es ſind emanationes scripturarum, Schriftwahrheiten und deren praktiſche Anwendung zum eigenen inneren Ausbau unter der dreifachen Rubrik: göttliche Wohlthaten, menſchliches Leben, menſchliche Pflichten. An jede Betrachtung ſchließen ſich pia suspiria, welche ſich zum Theil den Bitten des Vater Unſers anſchließen. Der Geiſt iſt der der patriſtiſchen und katholiſchen edleren Asketik: eines Auguſtin, Gregor, Bernhard, Bonaventura — ſelbſt der Jeſuit Drexel wird öfter angeführt. Ein Theil der Meditationen ſind Abendmahlsbetrachtungen. — In welche edle chriſtliche Seele laſſen die hier vorkommenden Selbſtprüfungen und die pia suspiria blicken! Welche Tiefe der Selbſterkenntniß, welche Innigkeit der Liebe Gottes, welcher Durſt nach Heiligung!

Vernehmen wir eines der Selbstgeständnisse in der Betrachtung über das Evangelium Matth. 20, 1—16 (S. 147.) „Wie viele meiner Arbeiten habe ich um der Menschen willen unternommen! Wie oft habe ich es bei meinen Bestrebungen nur auf Menschenbeifall abgesehn! Wie oft für das Gold des ewigen Lebens die Scheidemünze der gemeinen Unterhaltung aufgesucht! Wie viele Arbeiten habe ich für vergängliche Dinge unternommen! mit wie viel Verlangen habe ich begehrt, mit wie viel Arbeit erstrebt, mit wie viel Schweiß und Sorge errungen menschliches Lob und Ehre, Geld und irdische Wohlfahrt! O wenn ich nur die Hälfte dieser Arbeit für die Ehre Gottes unternommen hätte! . . In mannichfachen Sorgen habe ich mich abgemüht, aber in dem, was zum Heile dient, bin ich müßig gewesen, mit eitlen Sorgen habe ich mich abgemüht, aber die wahren und pflichtschuldigen Arbeiten habe ich nicht mit dem Eifer betrieben wie ich gesollt hätte, und nicht mit dem rechten Ziel vor Augen. Ich habe viel in meinem Leben erlitten, aber fast nichts oder doch nur wenig für die Ehre Christi und aus Gehorsam gegen seine Gebote. Hüte dich, meine Seele, daß du nicht unter denen gefunden werdest, die in dieser Zeit um zeitliches Gut sich abmühen und in jenem Leben für ihre Hoffahrt zu ewiger Qual verdammt werden!" Hiezu die pia suspiria: „Herr, den keiner genug liebt, der noch etwas anders liebt, außer dir! mein Gott, was ich an diesem Tage sprechen, thun und denken werde, das sei dir geweiht. Jedes meiner Gebete, jede meiner Arbeiten weihe ich dir und wünsche nichts mehr, als daß alles, was ich heut in allen Stunden vornehmen werde, deiner Ehre diene, mein Gott — dir zur Ehre Herr, will ich arbeiten, dir zur Ehre schweigen, dir zur Ehre sprechen. Laß dir meine Bitte wohlgefallen! Um deinetwillen Herr will ich auch Unrecht leiden — gieb Herr, daß ich mit Esther mich in keinem andern freue, als in dir! — Herr für dich will ich arbeiten, von dir meinen Gnadenlohn erwarten, du bist der reiche Hausvater, dessen Lohn für die Arbeiten seiner Diener immer größer ist als ihre Arbeit. — O Vater, die Handlungen dieses ganzen Tages widme ich dir im Namen deines Sohnes durch deinen heiligen Geist! O guter Jesu, bewahre mich vor allen sündlichen Anschlägen und erhalte mich um deines Leidens willen. Amen." —

Quellen: Becmann, Notitia universitatis Francofurtanae 1676. — Ge. Peter Schultz de claris Marchicis S. 16.

Mediciner.

I. Caspar Bartholinus, Professor der Medicin und Theologie in Kopenhagen.

(Geb. 1585, gest. 1629.)

Aus der Zahl der Mediciner sind wir im Stande unter den Lebenszeugen der Zeit zwei Autoritäten des ersten Ranges in der medicinischen Wissenschaft aufzuführen.

Der Eine derselben, Caspar Bertelsen Bartholin, Sohn eines Geistlichen in Malmö, war 1585 geboren. Nachdem er zunächst in Kopenhagen sich der Philosophie und Theologie gewidmet, unternahm er, wie es damals namentlich bei den jungen Dänen der Fall war, mehrjährige Reisen durch Frankreich, England, Deutschland, Italien, Sicilien, Ungarn. In Holland fühlte er sich bewogen, das Studium der Theologie mit dem der Medicin zu vertauschen. Mehrfache Anträge, die ihn an das Ausland fesseln wollten, lehnte er ab und kehrte in seine Heimath zurück, „sowohl um seinem Vaterlande zu dienen, als wegen der reinen Religion, welche er hier vorfand." Im Jahre 1613 erhielt er in Kopenhagen eine Professur der Medicin und legte in Dänemark durch seine Würksamkeit als akademischer Lehrer und durch zahlreiche Schriften den Grund zu einem wissenschaftlichen Studium der Arzeneikunst. Auch die physikalischen, geologischen und astronomischen Wissenschaften suchte er als Lehrer wie als Schriftsteller zu fördern. Die Religion war auch in seiner medicinischen Laufbahn ihm theuer geblieben und gemäß der theologischen Ansichten seiner Zeit galt die heilige Schrift ihm nicht minder in der Sphäre seiner eignen Wissenschaft als in Glaubenssachen als unumstößliche Norm. Obwohl Schüler Tycho de Brahe's glaubte er doch um der bekannten Schriftstelle in Josua willen das Copernikanische System nur als Hypothese ansehn zu dürfen, und in einer

Schrift über die Astrologie vertheidigte er, wie dies am Anfange des Jahrhunderts noch die herrschende Ansicht, den Einfluß der Gestirne auf die irdischen Geschicke. Aber nicht bloß eine todte Orthodoxie war es, die ihn an dem überlieferten Glauben festhalten ließ. Es war die Zeit, wo durch den Einfluß von Bischof Resen und von D. Rosenkrands in manchen kopenhagener Kreisen sich ein ernsterer Geist verbreitete. Auch Bartholin theilte denselben. Es wird gerühmt, daß er seine Einnahmen als Arzt unter die Armen vertheilt, wie er denn auch für 50 arme Schüler ein Stipendium gründete, aus welchem dieselben wöchentlich einmal mit warmer Speise versorgt wurden.

Im Jahre 1623 trat in seinem Leben ein ähnlicher Wendepunkt ein, wie in dem von Rosenkrands. Er fiel in eine schwere Krankheit, und wie sein Leichenredner berichtet, „entschlug er sich aller Eitelkeiten der Welt und erwartete geduldig seinen Heimgang. Doch gegen alles Erwarten nahm die Krankheit eine günstigere Wendung, so daß er wieder zu Kräften kam, und nun das Gelübde ablegte, wenn Gott sein Leben verlängerte, auch ihm allein alles Denken und Trachten zum Opfer zu bringen." Da nun damals zur Gründlichkeit der Heilserkenntniß auch theologische Einsicht als erforderlich angesehn wurde, so beschloß er nach seiner Herstellung anstatt seiner medicinischen Studien sich aufs Neue ausschließlich den theologischen zu widmen. Es war damals soeben eine Stelle in der theologischen Fakultät erledigt und bei der sonstigen ausgebreiteten Gelehrsamkeit des Mannes und dem Ansehn, in welchem er bei dem Könige stand, wurde kein Bedenken getragen, ihn aus der medicinischen Fakultät seinem Wunsche nach in die theologische zu versetzen. Die theologische Richtung, welche er hier vertrat, war die, wie sie von einem Rosenkrands und Brochmann vertreten wurde, eines entschieden lutherischen Bekenntnisses mit praktischem Lebensernste gepaart. Zwei kleine theologische Schriften, von denen die eine nach seinem Tode erschien, geben von dieser Richtung Zeugniß. Sie sind gegen den Calvinismus geschrieben, die eine „Unterricht über das Nachtmahl des Herrn," die andre „Unterricht über die persönliche Vereinigung der beiden Naturen des Herrn." Er starb i. J. 1629.

Quellen: Pontoppidan, dänische Kirchenhistorie III. S. 794. — Helweg, den Danske Kirkeshistorie I. 271. 297. 319.

II. Daniel Sennert, Professor der Medicin in Wittenberg.

(Geb. 1572, gest. 1637.)

Daniel Sennert, geboren 1572 in Breslau, Sohn eines Schuhmachers, studirte in Wittenberg, Leipzig, Jena, Frankfurt a/O. und erhielt 1602 eine Professur der Medicin, im Jahre 1628 nach einer glücklich an dem Churfürsten vollbrachten Cur, den Charakter eines Churfürstlichen Leibmedicus. Er starb 1637.

In seiner Wissenschaft ist er epochemachend — nicht als Stifter eines neuen Systems, aber als organisirendes Talent. Es wird ihm das Verdienst zugeschrieben, die medicinische Wissenschaft zuerst in ein System gebracht und ein methodisches Studium derselben eingeführt zu haben. Durch ihn erhielten die medicinischen Studirenden zuerst eine methodologische Anweisung über das Studium ihrer Wissenschaft. Insbesondere hatte er sich Verdienste um die Chemie erworben und deren Wichtigkeit für medicinische Präparate zur Anerkennung gebracht. Im In- und Auslande galt sein Name in seiner Wissenschaft als einer der ersten. In Lyon erschien eine Ausgabe seiner Werke in 6 Foliobänden und italiänische Aerzte pflegten, wie berichtet wird, bei Nennung seines Namens das Haupt zu entblößen. Fürst Sapieha von Lithauen hatte in einem schweren Krankheitsleiden sich an die medicinische Fakultät von Padua um Hülfe gewandt und war von ihr nach Wittenberg an Sennert, den deutschen Aeskulap, verwiesen worden. Der Fürst unternahm die Reise dahin, und kehrte genesen zurück. Sennert war in seiner Wissenschaft nicht abergläubisch, dem Paracelsus und seinen Schwärmereien war er abhold. Er hielt sich noch an die Schule von Galen, wies indeß seine Schüler vorzugsweise auf die eigne Erfahrung und Selbstbeobachtung.

Als unfehlbare Voraussetzung galt ihm auch in seiner eignen Wissenschaft das Wort der heiligen Schrift. Durch beides, durch Schrift und Erfahrung, ergab sich ihm der Ursprung gewisser Krankheitszustände aus dämonischen Einflüssen. Er bestimmt die besonderen Grade der Magie, die direkten und die indirekten Teufelsbündnisse und die Kennzeichen, woran diese Magie zu erkennen. Ja, wie berichtet wird, führt er darüber Klage, daß von dem gemeinen Manne noch viel zu oft natürliche Ursachen von Krankheiten angenommen würden, welche in Wahrheit auf übernatürliche, dämonische zurückzuführen seien. Der Astrologie sprach er zwar als Wissenschaft der Vorbedeutungen

ihr Recht ab, verkannte jedoch nicht — auch hier auf die Erfahrung sich berufend — die physischen Einflüsse der Gestirnwelt auf die sublunarische. — Weder seine Rechtgläubigkeit, noch sein hohes Ansehn vermochte ihn vor Angriffen auf seine Orthodoxie ganz sicher zu stellen. Er hatte in einem Buche de generatione viventium die Ansicht ausgesprochen, daß die Thierseelen nicht, wie die damals gangbare Ansicht war, aus der Materie entstünden, daß sie vielmehr aus nichts erschaffen würden. Da hieraus die Unsterblichkeit der Thierseelen zu folgen schien, so fand sich ein Professor der Physik in Gröningen, Freitag, aufgefordert, hiergegen aufzutreten, die theologische Fakultät Wittenbergs wegen ihres Schweigens zu solchem enormen Irrthume der Servilität zu zeihen und alle deutschen Fakultäten dagegen in Harnisch zu rufen. Die 1637 in Amsterdam erschienene Schrift trägt den Titel: Novae sectae Sennerto-Paracelsicae recens in Philosophiam et Medicinam introductae, qua antiquae veritatis oracula, et Aristotelicae ac Galenicae doctrinae fundamenta convellere et stirpitus eraderare moliuntur novatores, detectio et solida refutatio. Die von Sennert mit Maß und Haltung geschriebene Vertheidigungsschrift will dem Gegner nachweisen, daß er nur gegen Consequenzen eifere, welche von dem Verfasser selbst nicht zugestanden würden.

Die Data über die religiöse Gesinnung dieses ausgezeichneten Mediciners sind nur sehr unvollkommen. Am deutlichsten zeichnet seinen religiösen Charakter die Erbauungsschrift, welche er hinterlassen: de bene vivendi beateque moriendi ratione 1636. Auch abgesehn von dieser Schrift erhellt indeß seine tiefere Frömmigkeit aus Mehrerem, was wir über ihn wissen. Aus dem Briefwechsel J. Schmid's geht hervor, daß der fromme Vater seinen nachher als Orientalisten berühmt gewordenen Sohn, den nachmaligen wittenberger Professor Andreas Sennert, zu jenem straßburger Theologen ausdrücklich um des Rufes seiner persönlichen Frömmigkeit willen entsandt und auf dieser Reise ihn begleitet hat, um ihn selbst bei seinem Lehrer einzuführen. In einem Briefe von 1634*) schreibt Hülsemann, damals noch in Wittenberg, an Schmid, er hoffe bei dessen Rückkunft von Straßburg, daß er ihm das Bild der Schmid'schen Frömmigkeit und Milde wieder vor Augen

*) Epp. ad Schmidium, cod. ms. I, S. 668.

halten werde." Schon vor dieser Zeit muß zu V. Andreä die Kunde der christlichen Gesinnung des Mannes gelangt seyn, denn unter den 24 Männern, welchen er im Jahre 1620 die dextera porrecta zu einem christlichen Bruderbunde zusendet, befindet sich neben Gerhard und andern kirchlichen Notabilitäten auch der Name von Sennert. — Das Wenige, was wir aus seinem praktischen Leben erfahren, bestätigt die günstige Voraussetzung für seinen praktisch-christlichen Charakter. Wie uns berichtet wird, so war es nicht seine Gewohnheit, von seinen Kranken selbst ein Honorar zu fordern: er nahm, was man ihm gab, und wo ganz Arme ihm ein Honorar darboten, wies er es zurück. Siebenmal während seines Lebens in Wittenberg herrschte dort die Pest, und auch bei diesen ansteckenden Krankheiten versagte er nirgends seine Hülfe.

Seine meditationes sacrae — sie wurden in demselben Jahre 1636 durch seinen Sohn Andreas auch deutsch herausgegeben und der damaligen Churfürstin Hedwig gewidmet — sind, wie die von Reinkingk, Brunnemann und andern, nicht für den Druck, sondern für sein eigenes Bedürfniß aufgesetzt und erst auf Bitten der Freunde gedruckt worden.

Sie haben nicht sowohl den Charakter von Selbstbetrachtungen als den von paränetisch-didaktischer Ansprachen. Sie handeln von der Nothwendigkeit zu sterben, alles Weltliche zu verlassen, nach dem Tode in ein ewiges Leben einzugehn, vor Gottes ernstes Gericht gestellt zu werden — zum ewigen Leben oder zum ewigen Tode, von der Pflicht einer allgemeinen und täglichen und einer besondern Vorbereitung auf den Tod u. s. w. Die einzelnen Betrachtungen schließen mit herzlichen Gebeten. Zur täglichen Vorbereitung auf den Tod wird die fortgesetzte Erwägung, wie kurz das Leben und wie gewiß der Tod, gefordert, die herzliche Reue über die Sünde und die Zuflucht zur Barmherzigkeit Gottes. Es wird dann aber auch mit allem Ernst auf die Bethätigung dieses Glaubens gedrungen, durch Liebe Gottes über alles und des Nächsten als unserer selbst. Insbesondere wird eine tägliche Selbstprüfung vor Gott am Morgen und am Abende zur Pflicht gemacht, und zur Beschämung der in dieser Gewissensprüfung säumigen Christen auf das Beispiel der alten Pythagoräer und des Seneca verwiesen. Bei jedem Erwachen vom Schlaf soll der Gedanke an Gott der erste seyn, der durch die Sinne geht, jeder Tag mit dem neuen Vorsatz

beginnen, Gott dem Herrn allein und keinem andern zu dienen, alle Aufgaben des Tages sollen in diesem Sinne im Voraus erwogen werden. Auf das Gebet soll die Lesung der heiligen Schrift folgen — um alles in der Welt willen nicht oberflächlich, sondern mit Vertiefung in die hohen Materien von den Eigenschaften Gottes, von der verderbten Natur des Menschen, von der Menschwerdung und von dem jenseitigen Gerichte! Erst nach solchen Betrachtungen soll der Christ an sein Tagewerk gehn, immer und in allen Dingen mit seinen Gedanken darauf gerichtet, daß er Gott nicht erzürne und seinem Nächsten nicht wehe thue. Oft auch soll das Tagewerk durch herzliche Seufzer und Gebete unterbrochen und dadurch das Aufsehn zu Gott gestärkt werden.

Ist aber der Abend gekommen, dann gebührt sich eine Prüfung des zurückgelegten Tages und eine Erwägung der Aufgaben des nächsten. Und obwohl alle andern Uebertretungen und Vergehungen des Tages uns am Schlusse desselben vor Augen treten sollen, so doch vor allem diejenigen, welche gegen die Liebe geschehen sind, aller Unmuth und alle Bitterkeit gegen den Nächsten. Ist jedoch diese Selbstprüfung geschlossen, so soll auch der Christ dafür sorgen, daß er mit keinem kranken Gewissen sich zur Ruhe begebe, denn keine Süßigkeit der Nachtruhe für einen Christen, so lange das Gemüth nicht erst für alles, was hinter ihm liegt, die Vergebung seiner Sünden erlangt habe! —

So wird das tägliche Leben zu einer Vorbereitung auf den Tod gemacht. Nähert sich aber der Tod, sei es durch Schwachheit des Alters oder durch zugestoßene Krankheit, dann gebührt sich wohl zu erwägen, was einem Christen für seine eigene Person das Unentbehrlichste: die Versöhnung mit seinem Gotte, dann was er seinem Nächsten schulde: die Versöhnung mit demselben, die christliche Bestellung seines Hauses, die christliche Verwendung seines Habes und Gutes und die christliche Ermahnung der Seinigen zum treuen Festhalten am Glauben und an der Liebe. —

Hauptquellen: Buchners Parentation in Witten Memoriae medicorum — eine bloße Prunkrede. — Bayle s. v. Sennert.

Philologen.

I. Caspar von Barth.

(Geb. 1587, gest. 1658.)

Eine Bekehrung im vorgerückten Alter aus dem Weltleben zu Gott findet sich in keinem der hier vorliegenden Lebensläufe aus diesem Jahrhundert. Immer hatte schon die Erziehung einen christlichen Grund gelegt, den das spätere Leben nur entwickelte. In einem gewissen Maße läßt sich auch von Caspar Barth, dem hochberühmten Kritiker, dieses sagen. Doch bezeichnet er selbst durch Selbstgeständnisse im Geiste Augustins den Abschluß einer Lebensperiode, worin er der Welt und dem Ehrgeiz gedient und einer neuen, welche Gott gewidmet seyn sollte.

Einem alten adligen Geschlechte entsprossen wurde er 1587 in Küstrin geboren, wo sein Vater brandenburgischer Rath und Kanzler war. Sorgsam wurden von dem Vater die ausgezeichneten Anlagen des Knaben gepflegt, auch entwickelten sie sich mit wunderbarer Zeitigung. Schon unter seinen Umgebungen wurde seine Frühreife angestaunt und von den Literatoren wurde er später unter die Zahl der Wunderkinder aufgenommen. Er giebt selbst von seiner frühzeitigen Geistesentwicklung einige Andeutungen. „Mit 9 Jahren, sagt er, lernten ich und mein drei Jahr älterer Bruder, den ganzen Terenz auswendig und recitirten ihn vor einem erstaunten Zuhörerkreise. Im 10ten Jahre wurde ich von Horaz ganz begeistert, so daß ich mich stets mit seinen Ideen herumtrug. Als indeß ein Jahr später der Sänger Christi Prudentius in meine Hände kam, wurde ich ganz hingerissen und begierig, einmal etwas Aehnliches zu schreiben. Damals erwähnte jemand bei Tische, von wie vielen eine lateinische Uebertragung der Psalmen versucht worden und sogleich vereinigte ich mich mit meinem Bruder, das Gleiche zu versuchen. In wenigen Monaten verfertigte ich dann auch eine

Psalmenübersetzung in verschiedenem Versmaß. So beschäftigte ich mich anfangs fast bloß mit religiöser Poesie, nach einiger Zeit aber auch mit weltlicher und mit anakreontischen Liedern." Diese Knabenversuche in der Poesie gab er 1606 heraus. —

Nach dem Tode des Vaters 1597 begab sich die Mutter mit dem Sohne nach Halle, wo zwei Brüder des Vaters lebten. Von hier aus wurde er auf die Gymnasien von Gotha und Eisenach geschickt. Im Jahre 1605 bezog er die Universität Wittenberg und ging von dort nach Jena. Nachdem er in dieser Zeit noch einen von den Gelehrten geschätzten Commentar zu Virgils Ciris herausgegeben, trat er seine gelehrten Reisen an. Vom Jahre 1610 an hielt er sich längere oder kürzere Zeit bis 1623 in Mainz, Marburg, Heidelberg, Mailand, Straßburg, Genua, Padua, Leyden, Amsterdam, Paris, Rom und Basel auf — zum Theil von berühmten Männern, wie Godofredus in Heidelberg, Meursius in Leyden, zu Tisch und Haus aufgenommen.

Ueber diese Zeit seines Aufenthaltes im Auslande sind anstößige Gerüchte von Liebeshändeln und schimpflicher Rache, die er an seinen Nebenbuhlern genommen, verbreitet. Sein 15jähriger, gelehrter Freund, Rektor Daum in Zwickau, erklärte dieselben für unbegründet. Doch scheint schon der Charakter seiner literarischen Thätigkeit in dieser Zeit dafür zu sprechen. Sie versirte zum Theil in einem frivolen und schmutzigen Gebiete. Er gab 1620 eine Uebersetzung der spanischen Tragikomödie La Celestina von Cota heraus, deren Inhalt folgender Titel bezeichnet: Pornoboscodidascalus latinus. De lenonum, lenarum, conciliatricum, servitiorum dolis, veneficiis, machinis plusquam diabolicis, de miseriis juvenum incautorum, qui florem aetatis amoribus inconcessis addicunt, de miserabili singulorum periculo et omnium interitu. Einen Schäferroman des Spaniers Gil Polo giebt er 1625 unter dem Titel: Erotodidascalus sive Nemoralia heraus und selbst eine lateinische Uebersetzung der berüchtigten Raggionamenti des schmutzigen Italiäners Aretin. Auch dem Petronius hatte er besondre Studien zugewendet. Freilich lassen sich die Beweise aus diesen Produktionen zweifelhaft machen. Was die Celestina betrifft, so will Cota dieselbe nur zur Warnung der unerfahrnen Jugend herausgegeben haben, und ein Kenner der spanischen Literatur be-

richtet über den Eindruck derselben auf die Zeitgenossen: „Würklich nahmen viele das Buch, so seltsam dies jetzt scheinen mag, als zu einem guten Zwecke geschrieben auf. Es wurde ehrwürdigen Geistlichen, so wie Frauen von Stand und Züchtigkeit, in Spanien und außerhalb zugeeignet und scheint allgemein, ja vielleicht selbst von weisen, milden und guten Leuten ohne Erröthen gelesen worden zu seyn."*) Das Buch des schmutzigen Aretin aber ist von Barth nicht aus dem Italiänischen, sondern aus dem Spanischen übersetzt worden: „weil in der spanischen Uebersetzung die Obscönitäten expurgirt seien." Vielmehr hat der spanische Uebersetzer aus dem Buch etwas ganz anderes gemacht, als es an sich ist.**) Es liegen uns indeß von Barth selbst Geständnisse vor, welche, wenn auch einige rhetorische Uebertreibung in Abzug gebracht wird, doch auf ein keineswegs unbeflecktes Jugendleben hinweisen. „Wie große Meeresfluthen haben mich zahllose Vergehungen, unermeßliche Thorheiten vom rechten Wege abgebracht und die Eitelkeiten der Welt mich mit ihrem Gewichte zur Erde gezogen. Mein Leben lang habe ich an dieser Weltliebe gehangen und von dem elenden Verlangen nach solchen Genüssen berauscht habe ich den rechten Weg verlassen und mich in unsägliche Laster gestürzt, die ungeheuren und abscheulichen Vergehungen meiner Jugend gehn mir über das Haupt." (Soliloquia I, 115.) „Ich erbarmte mich nicht meiner eignen Seele, sondern vergaß sie gänzlich und dachte deiner, o Gott, nicht, der du sie mir gegeben. Die Knechtschaft unter mein Fleisch machte mich thierisch, stumpf und in Folge derselben ekelte mich alles Ewige und Himmlische an." (ib. S. 116.) Und solcher Confessionen finden sich mehrere.

Gegen das Jahr 1630 kehrte er nach seinem Vaterlande zurück und trat darauf sofort in den Ehestand. Er besaß bei Leipzig ein Landgut Sillersdorf und in Halle ein eigenes Haus. Das

*) Georg Ticknor, Schöne Literatur in Spanien 1852. I. S. 218.

**) Die Raggionamenti von Aretin 1584 (ohne Druckort), ein von den Regierungen wegen seiner Unfläthereien verbotenes und daher sehr selten gewordnes Buch, enthält Gespräche, welche aus dem Leben der Nonne, der Verheiratheten und der Hure licentiöse Mittheilungen machen, während die von Barth übersetzte und von Daum auf's Neue herausgegebene Schrift Pornodidascalus in einem Gespräche die Mittheilungen einer Buhlerin enthalten, welche ihre bei jungen Leuten angewandten Verführungskünste darlegt — immerhin also, wie Barth sie angesehn wissen will, eine Warnungsschrift für junge Leute, welche in's Ausland reisen.

Landgut übergiebt er seinen Verwandten zur Verwaltung und überläßt die hallische Haushaltung seiner Frau. Schon auf seinen Reisen hatte er, wie begreiflich, manche von den Kriegesschrecken ertragen müssen. Bei Gelegenheit einer Stelle in dem Dichter Statius, wo eine Belagerung erwähnt wird, erinnert auch er daran, wie er in seinem Leben mehrmals die Bedrängnisse einer belagerten Stadt kennen gelernt, und einmal der Gefahr nur unter Zurücklassung von Kleidern und Waffen mit dem bloßen Leben entgangen sei. Er war nun zurückgekommen, um die Bedrängnisse, welche der Krieg über das noch immer sich einer gewissen Blüthe erfreuende Leipzig brachte — erst durch die kaiserlichen Heere, später durch die Schweden, mit durchzuleben. Zweimal erfuhr seine Bibliothek eine Plünderung, einmal ging sie in Flammen auf. Seit dem Jahre 1640 zieht er sich nach Leipzig zurück, wo er im Paulinergebäude eine Wohnung bezieht. Den gangbaren Angaben über sein Familienleben nach möchte man glauben, daß er in Leipzig, von Frau und Kindern getrennt, nur ein gelehrtes Klausnerleben geführt habe. Doch kann dem nicht so seyn, da er 1645 zum zweiten mal in einen mit Familie gesegneten Ehestand trat, auch in seinen Soliloquiis von seinem engen Hauswesen spricht, in dem er mit seiner „theuren Gattin" und seinen Büchern isolirt lebe. Daß sein Umgang sich nur auf wenige Auserwählte beschränkt habe und selbst die freundschaftliche Correspondenz von ihm vermieden worden, wird ausdrücklich bezeugt; der wittenberger Literator Buchner nennt ihn ein mirabile caput, welches man verletze, wenn man sich ihm am meisten gefällig zu seyn bemühe. Auch gilt dies nicht bloß von den letzten Jahren. Schon 1629 schreibt Buchner an Opitz, er habe dem trefflichen Barth kürzlich das Exemplar einer Schrift von Heinsius übersandt und der Bote nur als Antwort einen Zettel zurückgebracht des Inhalts: „Daß Junker Caspar Barthen ein Schreiben von etlichen überbracht, ist dem Boten dieses zum Zeugniß ertheilet." Dieselbe Antwort erfolgte auch auf eine spätere Zuschrift von Buchner.

Der Sünden seiner Jugend ungeachtet hatte Barth keine Zeit seines Lebens gehabt, wo der Geist Gottes ihm nicht nachgegangen wäre. „Ich muß bekennen, spricht er, daß du Gott, nach deiner wunderbaren Gnade und Liebe, niemals ganz meine Heiligung aufgegeben hast, vielmehr in meiner innersten Brust stets einen Funken der Sehnsucht nach dem rechten Wege

erhalten.. Du hast mich dir innerlich durch deine reine Güte bewahrt und dir wenigstens so viel Treue in mir erhalten, daß seiner Zeit eine heilige Flamme daraus hervorbrechen konnte." (Soliloquia I, 91.) Er betrachtet als einen dieser Gnadenzüge, daß ihn schon als Knabe der christliche Dichter Prudentius so begeistert, daß diesem gegenüber ihm alles andre gering erschienen sei (II, S. 19.). Eine gewisse Glaubenswärme spricht sich auch in den während seiner Reisezeit herausgegebenen Schriften aus. Seinem Zodiacus vitae christianae 1623 schickt er die Erklärung voran: „Daß das, was ich in dieser Schrift geschrieben, sich so verhalte und von den Schaafen der Heerde Christi geglaubt werden müsse, ist meine aufrichtige Meinung. Wäre jemand der Meinung, daß anders geglaubt und gelehrt werden müsse, so erwäge er seinen eignen Glauben und meint er, daß wir anders glauben müßten, so gebe er uns Beweise für seinen Glauben, und wir werden nicht unterlassen, wenn er uns anders überzeugen kann, die Wahrheit genauer zu erforschen." Auch in seinen Epidorpides (Nachtisch) aus demselben Jahre 1623 findet sich eine schöne Confessio. — Wie es scheint, so ist bereits von der Mutter, welche ihn unter ihren neun Kindern am meisten geliebt, eine Hinneigung zu göttlichen Dingen in sein Herz gepflanzt worden. Er schildert dieselbe als eine Frau, welche das Bekenntniß thun konnte — in einem Leben voll Anfechtungen: „in allen Drangsalen ihres Lebens auch nicht eine Viertelstunde das Vertrauen auf Gott verloren zu haben." Auch erzählt er uns von der merkwürdigen Divinationsgabe der Mutter, mit welcher sie — obwohl bis drei Tage vor ihrem Ende vollkommen gesund — schon 3 Jahr vor ihrem Tode denselben mit Bestimmtheit vorausgesagt. Er war 25 Jahr alt, als sie starb (1622). Wie wenig sein nachfolgendes Bücherleben ihn ausgetrocknet hatte, zeigt die empfindungsvolle Beschreibung der Todesstunde seiner Mutter, welche er 18 Jahre später seinem Commentar über Statius eingefügt hat. (T. II. 826.) Hier spricht sich auch das immer lebhafter gewordene Bedürfniß aus, sich den gelehrten Studien gänzlich zu entziehn, um sich ausschließlich der Religion zu widmen. „Ich wünsche, schreibt er, endlich einmal mit meinen angefangenen Schriften fertig zu werden, um mich gänzlich Christo zu widmen. Oefter schon habe ich im Begriff gestanden dieses zu thun, und bin nur durch den nicht

endenden Krieg und die mit demselben verbundenen Bedrängnisse davon bis jetzt zurückgehalten worden."

Dies schrieb er im Jahre 1640, und wie es scheint hat er diesen Entschluß bald darauf zur Ausführung gebracht. Als Frucht desselben sind nämlich seine Soliloquia anzusehn, welche zwar erst 1655 erschienen, aber schon viel früher wenigstens theilweise müssen ausgearbeitet worden seyn. Im Jahre 1646 gab nämlich sein Freund Daum, der erwähnte zwickauer Rektor, welchem er alle seine Manuskripte anvertraute, soliloquia quinque Casparis Barthii heraus mit der Erklärung, daß er dieses auf dringenden Wunsch einer Anzahl Freunde thue, welche von jenem Werke gehört und nach einer Mittheilung daraus verlangt hätten. 1649 veröffentlichte dann derselbe aus eben diesen Soliloquien eine Anzahl Festhymnen.*) Die Soliloquia selbst zeigen, daß sie Aufzeichnungen aus mehreren vorhergegangenen Jahren enthalten: es thun dies die Betrachtungen an verschiedenen Oster- und Weihnachtsfesten dar. Sie füllen einen starken Quartband von 1868 Seiten — theils Morgen- Abend- und Festbetrachtungen, theils Selbstgeständnisse und Gebete, auch eine biblische Auslegung der 10 Gebote und eine Anzahl lateinischer Poesien. Es ist auffallend, wie wenig dieses Buch bekannt geworden zu seyn scheint. Während sich sonst den geistlichen Selbstbekenntnissen berühmter Männer, wie Augustin, Petrarka, Casaubonus, Junius, Comenius, die Aufmerksamkeit so theilnehmend zugewandt hat, haben wir — mit Einer Ausnahme**) — diese Schrift nirgends erwähnt gefunden als in den biographischen Skizzen von Barths Leben, und auch hier eben nur e r w ä h n t. Die andern genannten Selbstbekenntnisse sind auch mehrfach übersetzt worden, wozu sich indeß die Barth'schen wegen ihrer Weitschweifigkeit und Wiederholungen allerdings nicht eigneten. Die edle, herzgewinnende Simplicität, durch welche die neuerlich bekannt

---

*) Die Hülsemannsche Leichenrede erwähnt auch die „vor wenig Jahren in Druck gegebene deutsche Confession" und den „deutschen Phönix" als Zeichen der religiösen Gesinnung Barth's. Diese zwei Schriften finden sich indeß nicht in der leipziger Universitätsbibliothek, durch deren Bibliothekar, den hochverehrten Herrn Hofrath Gersdorf, mir die übrigen Barth betreffenden Schriften gütigst mitgetheilt worden sind.

**) S p i z e l im Templum honoris reseratum, wo er auch Barth eine Stelle widmet, wogegen der leipziger Theologe P i p p i n g in seinen Biographien christlicher Gelehrten und Philologen ihn unbeachtet läßt.

gewordenen Tagebücher eines Casaubonus sich so viel Anklang verschafft, findet sich hier freilich nicht. Die Sprache Barth's ist vielfach überladen, leidet an Weitschweifigkeit und unreiner Diktion. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß die Barth'schen Selbstgeständnisse von tiefer Ueberzeugung ausgehen: sie tragen unverkennbar den Stempel einer bußfertigen Seele, welche nach langer Verirrung in der Welt mit ihrem Heile Ernst macht. Hie und da giebt sich im Ausdruck die Reminiscenz an Augustin zu erkennen.

Was zunächst die Lehre betrifft, so drücken diese Bekenntnisse einfach den Glauben der lutherischen Kirche aus, wie hierüber auch Hülsemann das Zeugniß ablegt: „Der reinen ungeänderten augsburgischen Confession hat er jederzeit mit Mund und Herzen eifrig angehangen, und sich darin durch niemanden, was auch die Jesuiten zuweilen an ihm versucht, irre machen lassen." Zwar spricht er mit Abscheu von den Schulstreitigkeiten und Zänkereien der Theologen, aber von dem Lehrbegriffe seiner Kirche weicht er nicht ab, schätzt auch die Gnadenmittel der Kirche nicht gering, sondern spricht mit Ehrfurcht und in lutherischem Sinne vom Abendmahl und der Absolution. Zwar rühmt er auch, ähnlich wie Calixt, den kirchlichen Consensus des Alterthums, doch ohne synkretistische Folgerungen hieraus zu ziehn. — Mit tiefster Zerknirschung legt er wiederholt sein Sündenbekenntniß ab. So äußert er sich unter anderem in einer seiner Confessiones: „Wenn ich mir mein zurückgelegtes Leben in's Gedächtniß zurückrufe, so wage ich nicht, vor dein Antlitz zu treten, noch zu dir zu reden, mein Herr und mein Gott. Dennoch — wenn ich deine Befehle und das Vorbild deiner Gerechten mir vergegenwärtige, fühle ich mich dazu verpflichtet. Da ich nun nicht ohne Sünde unterlassen darf, was meine Unwürdigkeit zu unterlassen mir gebietet, so will ich lieber meinen eignen Willen daran geben, als dein Gebot verachten. Du kannst und du willst auch von den Sünden mich lossprechen, welche ich mir selbst nicht vergeben kann. O mein Herr und Gott, ist von Anfang der Welt an je ein dreisterer, verwerflicherer und abscheulicherer Sünder als ich gewesen? Deine Gebote habe ich allzumal verachtet, habe den Lüsten meines verderbten Fleisches und den Eingebungen Satans den Zügel schießen lassen. Dein Gebot zu hören, nach deinen Befehlen zu handeln habe ich nicht einmal den Willen gehabt. Tausende von Sterblichen, welche deinen Willen zu befolgen sich be-

streben, werden kaum gerettet: so groß ist die Uebermacht des Feindes über das Bestreben der Frömmigkeit. Ich, der ich so lange in der Irre gegangen, daß meine Hürde das verirrte Schaf nicht mehr wiedererkannt hat — ich, der ich meinen Gelüsten überall nachgegeben, wie werde ich Rettung finden?" (II. S. 17.) Es sind solche Bekenntnisse indeß bei ihm nicht unfruchtbare Gefühlsergüsse. Auf das Lebendigste drückt er das sittliche Verlangen aus von seinen vorherrschenden Sünden, von Ehrgeiz, Eitelkeit, Jähzorn, Anhänglichkeit an das irdische Gut frei zu werden: bei einzelnen vorkommenden Fällen klagt er sich in diesem seinem Tagebuche an, seiner Schwachheit unterlegen zu seyn und fleht um Kraft zur Besserung. Trefflich spricht er namentlich im Sinne der Kirchenväter von der Tugend der Keuschheit, ohne indeß die protestantische Einsicht zu verleugnen, daß auch die Ehe mit gottgefälliger Keuschheit geführt werden könne. Auch hält er nicht die öfter wiederholten Geständnisse zurück, daß der Ehrgeiz der Stachel seiner Schriftstellerei gewesen, wenngleich er auch von einem ihm angebornen Triebe zu lesen und zu schreiben spricht, bei dessen Befriedigung ihm oft Raum und Zeit vergangen. Er beklagt im Einzelnen — das eine mal, daß er nicht versöhnlich genug gewesen, ein anderes mal, daß ihn die Sorge der Zeitlichkeit zu sehr quäle — obwohl er so augenscheinliche Beweise der göttlichen Aushülfe erfahren, oder auch, daß der eitle Antrieb nach Ehre ihn noch nicht ganz verlassen wolle. In der früheren Periode seines Lebens wurde in der That sein Dünkel und seine Rechthaberei vielfach angeklagt und noch der Leichenredner Hülsemann kann darüber nicht gänzlich schweigen. Namentlich hatte sein früherer Jugendfreund, der Mediciner und Philologe Reinesius in Altenburg vielfach mit ihm in Streit gelegen und noch bei der Nachricht, welche ihm Daum vom Tode des Mannes gab, schreibt ihm derselbe zurück: „Mit Einem Worte: ich habe den übermäßigen Hochmuth des Mannes nicht tragen können und er nicht meine männliche Freimüthigkeit, und in der That ist das nicht meine Art, vor irgend einem übermüthigen Literator zurückzuschrecken."*) — Auch darf man sich nicht vorstellen, daß der Verfasser es in seinem christlichen Leben nicht weiter als bis zur Buße gebracht. Seine Bekenntnisse sind nicht bloße Jeremiaden. Es ist rührend zu lesen, wie er auch von einem Fort-

*) Epp. Reinesii 1670, ep. 88.

schritte in der Herrschaft des Geistes spricht, und wie er, je länger, je mehr, die Seligkeit des Glaubens inne werde. — Je mehr er beklagt, daß sein bisheriges Leben nur der Selbstsucht gedient habe, desto ernster spricht er den Entschluß aus, was von demselben ihm noch übrig sei, allein zum Seelenheil seiner Nächsten anzuwenden. Diesen Entschluß auszuführen wurde ihm indeß nicht mehr vergönnt. Bald nachdem er die Soliloquia herausgegeben, traf ihn eine Lähmung auf der einen Seite, und nun, wie Daum berichtet, waren die letzten drei Jahre seines Lebens nur göttlichen Dingen und der Vorbereitung auf sein Ende gewidmet. Er starb 1658. Der große Theologe Hülsemann ehrte ihn durch eine Leichenrede und im Namen der Universität Jak. Thomasius durch eine Parentation.

Quellen: Joh. Hülsemann, Leichenrede über das Thema: Der größesten Sünder Wappen und Helm nach 1 Tim. 1, 15. — Seidel, Bildersammlung berühmter Brandenburger, herausgegeben von Küster 1751. — Bayle, Dictionaire s. v. Barth.

II. Simon Dach, Professor in Königsberg.

(Geb. 1605, gest. 1659.)

Einerseits durch Eccard, den Componisten, andrerseits durch Opitz, den Dichter, angeregt, hatte sich gegen Ende des Jahrhunderts auch in Königsberg ein Dichter- und Componistenbund gebildet — von dem Nürnberger unterschieden als kunstliebender Freundesbund und durch den harmloseren und zugleich ernsteren Charakter. Weder die Tändeleien mit dem Heiligen, noch die eiteln Selbstbespiegelungen, wie sie in Nürnberg heimisch waren, ließ er sich zu Schulden kommen. In diesem königsberger Bunde nahm Dach die erste Stelle ein.

Dach war 1605 in Memel geboren, wo sein Vater Dolmetscher der lithauischen Sprache war. Von Kindheit an zeigte er Begabung für die Musik, besonders für die Violine. Den ersten Unterricht hatte er in der königsberger Kathedralschule empfangen, 15 Jahr alt begleitete er indeß einen jungen Königsberger auf die wittenberger Schule, wo er drei Jahre blieb, darauf sich zu einem Verwandten nach Magdeburg begab und unter Evenius seine Schulstudien fortsetzte, bis ihn 1626 der Krieg von dort vertrieb. Unter

großen Gefahren begab er sich durch die wallensteinschen und mansfeldischen Truppen hindurch in sein Vaterland zurück.

Er besuchte nun die Universität Königsberg, wo er seine theologischen Studien unter dem jugendlichen Calov, damals Extraordinarius, begann. Nach Beendigung derselben erhielt er 1633 eine Anstellung als Collaborator, 1636 als Conrektor an der Stadtschule. In diesen Stellungen wurde die ohnehin schwächliche Gesundheit des Mannes sowohl durch übermäßige Arbeit als durch erfahrene Kränkungen zerrüttet und der Grund zu einem Krankheitsleiden bei ihm gelegt, von welchem er nie mehr ganz frei wurde. In der Freundschaft suchte er Aufheiterung und in der Poesie. Er fand Herzen, die sich in beidem mit ihm zusammenschlossen. Aus Eccard's Schule besaß Königsberg damals die zwei großen Tonkünstler und zugleich Dichter, die beiden Cantoren Stobäus und Alberti, für die geistliche Liederdichtung hatte der treffliche Weissel die Bahn eröffnet, der Sänger von „Macht hoch die Thür, das Thor macht weit" und „Such wer da will." Man war sich's bewußt, daß eine neue Periode für Königsberg angebrochen und Wilkau, der Prorektor der Schule zu Königsberg-Löbenicht, singt:

Wo sonst vor dieser Zeit die wilden Büffel saßen
Und an des Pregels Rand die Wölf' und Bären fraßen
Ohn' alle Jägerfurcht; da grünet jetzt der Ort
Und Wohnhaus freier Kunst, da schallet Gottes Wort.
Hier höret man mit Lust Stobäum künstlich singen,
Manch tausendschönes Lied nach Melodeyen zwingen.

Zu der von Stobäus unternommenen neuen Ausgabe von Eccard's Compositionen mit Beigabe seiner eigenen Festgesänge hatte der für Eccard begeisterte Churfürst Friedrich Wilhelm die bedeutende Summe von 420 Dukaten ausgesetzt. Durch seine Freunde, die beiden Cantoren, wurde nun der bedrückte Collaborator bei einem Manne eingeführt, welcher damals als der Mäcenas der preußischen Muse angesehen werden konnte. Es war dies der Obersecretair Roberthin, naher Freund von Opitz und selbst begabter Dichter. Von diesem wurde der menschenscheue, kränkliche Schulmann zu Tisch und Haus aufgenommen und in dem kunstliebenden Freundschaftskreise dieser und einiger gleichstrebender Männer fing der niedergedrückte Geist des Dichters neu aufzuleben an. Auch die Verbesserung seiner äußeren Lage verdankte er seinem einflußreichen Freunde. Dieser hatte ihn nämlich an den preußischen Oberburggrafen von Königseck empfohlen

und in Folge dieser Empfehlung wurde ihm 1639 die erledigte Professur der Poesie übertragen.

Seine freudige Dankbarkeit war übergroß. Bei jeder Gelegenheit besang er nun seinen Churfürsten — nicht mit Pomp und Schwulst, sondern naiv und treuherzig, wie er sich denn auch einst herausnahm, in sehr naiven Versen sich ein Stücklein eignen Landes von seinem Fürsten auszubitten, welche Bitte er auch würklich durch das Geschenk eines Gütchens von 2000 Thaler Werth erfüllt sah. — Mit Freudigkeit wandte er sich seiner akademischen Aufgabe zu, welche in der Erklärung lateinischer Dichter bestand. Die moralische Gesinnung, welche er mit der Kunst verbunden wissen wollte, bezeugen die zwei Thesen seiner Magisterdisputation: daß die Fabeln der Poeten nicht als Lügen zu verwerfen seien, daß unzüchtige Dichter den Namen der Dichter nicht verdienten. In eine sorgenfreiere Lage versetzt trat er nunmehr auch in den Ehestand 1641, nachdem eine frühere Liebe, die Tochter des Pfarrers von Tharau, ihm durch einen glücklicheren Nebenbuhler abwendig gemacht worden, welches Mißgeschick er dann in seinem in preußischem Volksdialekt gedichteten: „Aennchen von Tharau" beklagt. Die Freuden der Freundschaft genoß er in einem theils musikalischen, theils dichterischen Vereine, zu welchem außer Roberthin, Stobäus, Alberti, auch Thilo, Zamelius, Caldenbach und andere gehörten. Man versammelte sich abwechselnd bei den Theilnehmern: hier wurden dichterische Versuche kritisirt, musicirt, auch über Welt und Natur und die „Bewahrungen der Vorsehung" gesprochen. Wie sehr in diesen Zusammenkünften bei Scherz und Heiterkeit doch auch eine ernstere Stimmung als Hintergrund erhalten wurde, zeigt Folgendes. Der Domorganist Alberti hatte sich vor dem Thor ein dürftiges Gärtlein angelegt — „nicht ohne spöttliches Bereden der Leute" — worin eine Laube, an der Kürbisse sich hinaufrankten. Als die Freunde einst bei ihm versammelt waren, meinte Alberti, es werde zur Ergötzung gereichen, wenn er ihre Namen mit einigen Reimen auf die Kürbisse schriebe. Die Freunde ließen sich diese „kurze und sommerliche Erinnerung ihrer Namen" nicht mißfallen. Unter diesen Reimen befinden sich ernste Erinnerungen an die Vergänglichkeit, so in dem folgenden:

Ich und meine Blätter wissen,
Daß wir dann erst fallen müssen,
Wann der rauhe Herbst nun kömmt,

Aber du, Mensch, weißt ja nicht
Ob's nicht heute noch geschicht,
Daß dir Gott das Leben nimmt.

Einige dieser Reime wurden auch von Alberti componirt und an Ort und Stelle musicirt. Aus diesen Spielen ging das vielfältig aufgelegte Sammelwerk hervor: „Musikalische Kürbishütte oder Arien etlicher theils geistlicher, theils weltlicher zur Andacht, guten Sitten, keuscher Liebe und Ehrenlust dienender Lieder. 1640—1650." — Die Beschwerden eines siechen Körpers hörten indeß bei Dach nicht auf. Schon 1641 brachte ihn ein Krankheitsleiden an den Rand des Grabes und 1659 starb er an Schwindsucht und hypochondrischem Leiden.

Auch eine reife Fruchtbarkeit an würklich erbaulichen Liedern ist noch kein ausreichendes Zeugniß für einen christlichen Charakter der Dichter — ebensowenig als die Christusköpfe für die Maler oder die Oratorien für die Componisten. Sobald die Kunst Schulen gründet, fehlt das Geschlecht der Mitläufer nicht, und selbst bei den Originalen vermag künstlerische Phantasie und die Erregtheit des Augenblicks hervorzubringen, was bei weitem noch nicht Eigenthum der sittlichen Persönlichkeit geworden ist. Wie fromm auch die Poesien eines Rist und wie schön manche seiner Aeußerungen über praktisches Christenthum: in mehr als Einer Hinsicht ist er doch kein christlicher Charakter, weshalb auch, ihn unter die Lebenszeugen dieser Zeit aufzunehmen, bedenklich erscheinen mußte. *) Bei Dach sind solche Bedenken nicht zu erheben. Auch er singt Liebeslieder und klagt in dem Liede „der Ungeliebte:"

Soll denn mein junges Leben,
Da alles liebt und freit,
Alleine sich ergeben
Der langen Einsamkeit?
Bleibt denn die Freud' und Lust
Der schleierweißen Brust (Venus),
Nach der wir alle streben,
Mir ewig unbewußt?

Aber der „keuschen Liebe und Ehrenlust," welcher die Lieder der Kürbishütte dienen sollen, sind auch die seinigen gewidmet. Er

*) Die maßlose Eitelkeit, die Gewinnsucht und die unchristliche Leidenschaftlichkeit des Mannes hat v. Winterfeld nachgewiesen.

hat seinem Beichtvater einst geklagt, er wünsche „unschuldiger" gelebt zu haben; aber in welchem Sinne dies gemeint sei, zeigt die Aeußerung, die er einst bei einem Unfall gethan: dies sei für Aennchen von Tharau — obwohl die Anverwandten allerdings aus eben dieser Aeußerung Veranlassung zu einem Injurienproceß nahmen! — Die Heiterkeit und harmlose Lebenslust dieses Kreises hatte, wie wir bemerkten, einen ernsten, ja schwermüthigen Hintergrund. Georg Mylius, einer aus diesem Kreise, dichtete sich selbst sein Sterbelied, Dach dichtete es auf Roberthin, bei jedem Todesfall im Freundeskreise wurde auf's neue die Vergänglichkeit geschildert, zugleich aber auch das Vertrauen nicht bloß auf Gott, sondern auch auf „den, der die Handschrift zerrissen, die wider uns zeugt":

Der Teufel hat nicht Macht an mir
Ich habe bloß gesündigt dir,
Dir, der du Missethat vergiebst!
Was maßt sich Satan dessen an?
Der kein Gesetz mir geben kann,
Nichts hat an dem, was du Herr liebest?
Er nehme das, was sein ist hin,
Ich weiß, daß ich des Herren bin!

Winterfeld glaubt, die über diesem Kreise verbreitete Schwermuth aus den Zeitumständen erklären zu müssen, der Pest und dem schwedisch-polnischen Kriege, aber wir haben auch sonst wahrgenommen, wie die Frömmigkeit jener Zeit sich auf Sterbe- und Todesgedanken richtet (s. v. Rottwitz). Bei Dach selbst ist auch die fortgehende hypochondrische Kränklichkeit in Anschlag zu bringen.

Neben der Liebe, deren Klänge im späteren Leben bei ihm verhallen, brachte er der Freundschaft seine poetischen Spenden, — dem lieben Kreise, der sich in der Kürbishütte zu versammeln pflegte. Ein anderer Ton ist es indeß, der hier angeschlagen wird, als der in einem ähnlichen dichterischen Freundeskreise, den Vertrauten des halberstädtischen „Hüttchens" um Vater Gleim. Es ist die Heiterkeit einer sittlichen Herzensgemeinschaft vor Gott, wie Dach an einem Orte singt:

Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt.

Unsterblich gemacht haben ihn seine geistlichen Lieder, deren Zahl sich auf 150 beläuft. Die Charakteristik bei Gervinus spendet

ihnen das Lob: „In seinen geistlichen Liedern steht er dicht bei Paul Gerhard, redet wie dieser die alte Sprache des Herzens, die wieder den geraden Weg zum Herzen findet, hält wie dieser mit dem Tone besonnener Empfindung ein Gegengewicht gegen den Schwulst und die Trockenheit so vieler Kirchendichter dieser Zeit gleichmäßig; theilt wie dieser keine der extremen christlichen oder theologischen Denkungsarten.“ Aus Dach's Liedern spricht noch der unverfälschte, kirchliche Glaube, und das Vertrauen auf „Christi Blut und Gerechtigkeit,“ während bei seinem Freunde Roberthin allerdings schon moderne Töne anklingen:

Auch des Herzen Unglückswüthen,
Thut euch, Sel'gen, keinen Trutz,
Eurer Tugend hoher Schutz
Wird euch nach wie vor behüten.
Was dem Pöbel schaden kann,
Rührt den Himmel gar nicht an.*)

Leider ist uns über die Geschichte von Dach's innerem Leben nichts Näheres berichtet. Die Zeit, in welche seine Blüthe fällt, war eine für Königsberg theologisch sehr bewegte. Um dem lutherischen Eifer ein Gleichgewicht zu geben, hatte der Churfürst für gut befunden, der dortigen Universität den helmstädter Synkretismus einzupflanzen, gegen welchen der feurige Myslenta sein Schwert schwang. An diesen Streitigkeiten scheint der sanftmüthige Dach keinen Antheil gehabt zu haben, es heißt, daß er allen Parteien mit Ehrbietung begegnet sei und das Wohlwollen aller seiner Collegen genossen habe. Aus der katholisirenden Richtung jener Synkretisten erwuchs ihm übrigens noch die bittre Frucht, daß einer seiner Söhne zur römischen Kirche übertrat. Es werden uns diejenigen theologischen Schriftsteller angegeben, die er am liebsten las, und unter diesen sind nur die Vertreter einer ernsteren, praktischen Frömmigkeit und kirchlicher Gesinnung, Thomas a Kempis, Arndt, Gerhard, Meyfarth, Saubert, Nicolaus Hunnius, Philipp Nicolai, außerdem der praktisch-ernste, obwohl in der Lehre verdächtigte Hohburg.

Quellen: Baier in Lilienthal erläutertes Preußen, 1724, 1. Theil. — v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang, II, 1845. S. 109.

*) Wilhelm Müller, Bibliothek deutscher Dichter V. S. 170.

Geistliche und Schulmänner.

I. Polycarp Leyser I.

(Geb. 1552, gest. 1610.)

Eine durchaus ehrwürdige und fleckenlose theologische Persönlichkeit aus den Zeiten der Entstehung der Concordienformel.

Zu Winnenden in Würtemberg 1552 geboren bezieht er im 15. Jahre die Universität Tübingen. Schon 1573 wird er, 21 Jahr alt, zur Pfarrei Göllersdorf in dem damals meist protestantischen Niederösterreich berufen und von dort auch öfter nach Wien zur Predigt gefordert. Im J. 1576 erhält er einen Ruf als Pastor und Professor in Wittenberg. Schon hiebei macht sich die Anspruchslosigkeit seines Charakters geltend, indem der erst 25jährige Jüngling die volle Besoldung seines Amtsvorgängers ablehnt, bis er sich vor der Akademie bewährt haben würde. Es wird ihm das Glück zu Theil, Mitglied einer der ansehnlichsten altväterlich-christlichen Familien Wittenbergs zu werden: er verehelicht sich mit einer Tochter des Malers und Bürgermeisters Lukas Kranach II. — Eben war damals die Concordienformel zu Stande gekommen und Leyser wurde ein Mitglied der Commission, welche den Auftrag erhielt, in den sächsischen Landen die Verpflichtung darauf abzunehmen. Nur kurz dauerte indeß diese Periode seiner wittenberger akademischen und geistlichen Würksamkeit. Nach dem Tode Churfürst August's 1586 und dem Regierungsantritt Christian I. drängte sich der Calvinismus aufs Neue hervor und ernste Anhänger der lutherischen Lehre wie Leyser wurden mißliebig und unbequem. Als daher 1587 von der Stadt Braunschweig an denselben der Ruf zum Amt eines Coadjutors oder Vicesuperintendenten ergeht, wird er, der dringenden Gegenvorstellungen von Akademie und Bürgerschaft unge-

achtet, vom sächsischen Hofe dorthin entlassen. So groß ist die Anhänglichkeit der Studirenden, daß zwei österreichische Grafen, ein Freiherr und ein Edelmann ihm in den neuen Würkungskreis folgen.

Schon nach drei Jahren erfolgt indeß in Sachsen ein Umschlag. Am 25. Sept. 1591 stirbt Christian I. und sogleich eilen wittenberger Abgeordnete nach Braunschweig, um den geliebten Lehrer im Namen des Administrators von Chursachsen seine wittenberger Stelle auf's Neue anzutragen oder ihn sich wenigstens — wie dies damals mehrfach vorkam — auf die Zeit von 2 Jahren von dem braunschweiger Magistrate leihweise zu erbitten. Das letztere genehmigte der Rath. Aber so außerordentlich ist die Anhänglichkeit der Bürgerschaft, daß sie diese Genehmigung auf Rechnung des Einflusses zweier philippistisch gesinnter Mitglieder setzen und von Morgens 8 Uhr bis Abends um 6 das Versammlungslokal umlagern, um die Entlassung dieser verdächtigten Mitglieder und die Rücknahme jenes Beschlusses zu bewürken. So sehr steigert sich der Fanatismus des Volkshaufens gegen die angeblichen Kryptocalvinisten, daß die Gelegenheit ergriffen wird, denselben an einem unglücklichen niederländischen Trippmacher reformirter Confession, der sich unter den Haufen gemischt hat, auszulassen. Er wird mit Steinwürfen verfolgt und flüchtet sich in das Haus einer Wittwe, welches nun mit der Zerstörung bedroht wird. Da zeigt sich der imponirende Charakter Leysers. Vom Bürgermeister zu Hülfe gerufen, erscheint er unter dem Volk, schreitet unangetastet durch die gedrängte Menge mit ernster Vorhaltung der unchristlichen Ungebühr, und bewürkt, daß sie sich ruhig nach Hause begeben und — nachdem er das Versprechen gegeben, alle halbe Jahr zur Katechismuspredigt und Schulvisitation zu ihnen zu kommen — auch seinen zeitweiligen Abgang nach Wittenberg sich gefallen lassen. Unterdeß war die Hofpredigerstelle in Dresden erledigt worden und Leyser wurde nach der Hauptstadt begehrt. Die wittenberger Bürgerschaft mußte sich zur Abtretung des eben erworbenen theuren Mannes bequemen: mit ungleich größerer Schwierigkeit und nur durch die Vermittlung zweier fürstlichen Höfe wurde die Verbindung mit Braunschweig gelöst.

So war nun Leyser in eine schwierige und verantwortliche Stellung versetzt, von welcher er seiner Neigung nach lieber fern geblieben wäre. Er spricht: „In meinem ministerio habe ich

Bürgern und Bauern, Edlen und Unedlen, bei Universitäten und bei Städten, an verschiedentlichen Orten nach dem Willen Gottes gedient und an jedem Ort meine Beschwerde gefunden, bis ich endlich durch ordentliche Berufung nach jenem Hofe gefordert. Wie ungern ich gefolget, das weiß mein Gott und Herr, bei welchem gewiß unvergessen ist, was mit seiner göttlichen Güte ich für ein demüthig Gespräch gehalten und wie fleißig ich gebeten habe am 12. Okt. 1593 draußen auf der Haide, da ich Dresden wieder ansichtig worden und wußte, daß man mit mir darin von dieser Vocation, darin ich noch zu Tage bin, handeln würde." Er war aber auch für seine Stellung der Mann. Schon seine äußere Erscheinung war imponirend, er heißt unter den damaligen dresdner Hofpredigern formosissimus. „Sein Anblick auf der Kanzel war der eines Engels" sagt ein Zeitgenosse. Ebensofern war seine Beredtsamkeit von der gelehrten Ostentation jener Zeit als von der rhetorischen Phraseologie; aus der Schrift predigte er einfach, furchtlos, wahrhaft praktisch, mit treffendster Anwendung auf das Leben. Der besonderen Anforderungen und Versuchungen als Hofprediger ist er sich deutlich bewußt. In der Vorrede zu seinen 1605 unter dem Titel „Regentenspiegel aus Ps. 101"*) herausgegebenen Landtagspredigten, stellt er diesem Regentenspiegel einen Regenten-Hofpredigerspiegel voran, worin er sich die Regeln vorhält, welche er sich zur Bewahrung eines gutes Gewissens selbst gemacht. Darunter finden sich folgende: 1) Das Wort Gottes rein und unverfälscht nach dem Confordienbuche mit Fleiß zu lehren; 2) sein Lehramt mit ehrlich-christlichem Wandel zu zieren; 3) sich an seinem Solde genügen zu lassen und weder nach den ungewissen Accidentien noch andern Gefällen zu streben, wie auch seine gnädigste Herrschaft ihm das Zeugniß geben werde, daß er niemals weder für sich noch für die Seinigen sich etwas ausgebettelt, wohl aber für die Armuth und den Kirchenkasten sonderlich gebeten; 4) sich zu seiner Herrschaft nicht herzu zu nöthigen und zu drängen außer bei Amtsgeschäften, ungeachtet ihm in seiner Bestallung

*) Es sind diese vortrefflichen Predigten, welche auch zu unserer Zeit noch gelesen zu werden verdienen, im vorigen Jahre von Past. Friedrich bei dem Regierungsantritt von Graf Otto von Stolberg-Wernigerode wieder herausgegeben worden.

zu seiner Herrschaft zu Hause und auf der Reise ein freier Zutritt bewilligt, habe er sich dessen doch nicht bedient; 5) seines Berufs allein abzuwarten und in fremde Händel sich nicht zu stecken, zumal sein hohes Amt, so ihm aufgetragen, so wichtig sei, daß wer es nach Würden verrichten wolle, alle Gedanken darauf richten müsse; 6) in Kirchen- und Schulsachen über der ihm überantworteten Kirchenordnung genau zu halten und ihr ohne Neuerung nachzugehen. Da er nun darauf gedrungen, sich an die vernachlässigten Ordnungen streng zu halten, wie z. B. über der, nicht mehr als drei Gevattern zur Tauf zu nehmen, habe er einen großen Theil des Adels auf dem Lande erzürnt, die ihn den dresdner Pabst gescholten; 7) sich jeglicher Geschenke und Gabe bei Hof zu enthalten und wo er einem dienen könne, es aus christlicher Liebe und treuem Herzen ohne Hoffnung einiger Vergeltung zu thun: wie ihm zu Wittenberg und Braunschweig werde niemand nachsagen können, daß er Geschenke gesucht; 8) jedem seine gebührliche Ehre zu geben, keinen zu hofmeistern, ausgenommen, wo Gottes Wort strafe. Seine letzte Regel aber sei, sich mit Geduld in sein Leiden zu schicken und auf seinen Abschied vorzubereiten. „Von 50 Jahren und fort soll man sagen: geh in Gottes Namen deinen Weg und nimm allgemach deinen Urlaub. . Gott gebe, wenn die Stunde herzurückt, daß es im wahren Glauben an Christum mit Geduld und Anrufung seines heiligen Namens geschehe, denn fürwahr, ist mir viel an meinem Leben gelegen, so ist mir noch vielmehr an einem guten Abschied und Hinfahrt gelegen: danach mag die Welt lügen und lästern wie sie will, Gott wird sie schon finden."

Wie schwer war auch für einen Mann von wahrhaftigem Herzen die Hofpredigeraufgabe am Hofe eines solchen Fürsten wie Sachsens Christian II., eines Regenten, der, bei allem Eifer für die Kirche und ihre Lehre und bei manchen guten Eigenschaften des Gemüths, doch fast nie nüchtern gesehen wurde! Wie fern zeigt sich nun Leyser diesem Laster gegenüber von dem vertuschenden Hofschranzentone eines Höe und Weller! In der Leichenpredigt auf den Erstgeborenen des damaligen Herzogs Johann Georg I. 1608 spricht er: „Wir haben nun durch Gottes Gnade und Segen zu einem regierenden Churfürsten Herzog Christian den Anderen, einen wohlfrommen Herrn, von welchem ich mit Wahrheit sagen mag,

daß wir keinen bessern zu wünschen hätten, wenn er ohne ein Gebrechen, von dem wir leider fast alle wissen, wäre. Wir wollen aber hoffen, daß Sr. Ch. Gn. dasselbe noch wird ablegen." Ehre der Kirche der Zeit, in welcher das Strafamt des Wortes noch so geübt wurde, Ehre dem Hofprediger, der auch gegen die Schooßsünde eines gekrönten Hauptes es so auszuüben den Muth hatte, Ehre aber auch dem Fürsten, der das Wort, das ihn strafte, sich wenigstens gefallen ließ! — trotz seiner Freimüthigkeit stand nämlich Leyser bei seinem Fürsten in hohen Ehren. — Auch bei der kaiserlichen Majestät Rudolph II. setzte er sich in Gunst und Ansehen und conferirte, als er 1607 in Begleitung seines Fürsten am kaiserlichen Hoflager in Prag anwesend, Stundenlang mit demselben über die Duldung der Evangelischen in Böhmen und den kaiserlichen Erblanden. Er wurde hernachmals von dem Kaiser durch das Adelsdiplom ausgezeichnet, von dem er jedoch nie Gebrauch gemacht.

Die Enge und Härte des confessionellen Standpunkts seiner Zeit ist auch die seinige, doch mit Bemessenheit des Urtheils und in den meisten Fällen ohne persönliche Leidenschaft. Zahlreich sind seine polemischen Schriften, namentlich gegen Papismus und Calvinismus. Selbst den Katechismusunterricht macht er diesem polemischen Interesse dienstbar und giebt 1602 seine „dreifache Erklärung des Katechismus Lutheri" heraus, wovon die erste Abtheilung „die Lehrstreitigkeiten mit den Calvinisten," die zweite „die mit den Papisten" behandelt, die dritte „wie in der evangelischen Kirche die Lehre zur täglichen Buße nützlich zu gebrauchen." Die Dedikation an Churfürst Christian II. behandelt die Frage: „Ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen soll, denn mit und zu den Calvinisten?" Zur Begründung dienen die Behauptungen: 1) wie wir mit den Papisten in so vielen wichtigen Artikeln übereinstimmen, wovon die Calvinisten das Widerspiel lehren; 2) wie, wenn Rom der occidentalische Antichrist, der Calvinismus ein Stück des orientalischen, d. h. des Muhammedanismus sei, „insofern durch seine Anfechtung der Einigeit der Personen in Christo der Calvinismus sehr viel zur Erhebung des Türken beigetragen!" Wie beklagenswerth stellt sich in solchen Aeußerungen eines Mannes von

Leysers Geist und Herz die Macht der Verblendung dar, mit welcher der Zeitgeist den Einzelnen beherrscht!

Tröstlich ist es indeß wahrzunehmen, wie die Limitation der Conkordienformel, welche das Gewicht des Anathema eigentlich nur auf die Lehrer und Halsstarrigen irriger Confessionen fallen läßt, auch bei Leyser die Praxis in milderem Lichte erscheinen läßt. Zunächst weiß Leyser zwischen Verfehlungen in der Form der Lehre und im Inhalt zu unterscheiden. Mit Arndt, der unter ihm in Wittenberg studirt hatte, war er von jener Zeit her in freundschaftlichem Verhältnisse geblieben. Als dessen „wahres Christenthum" von Eisleben aus bei ihm angeklagt wird, erwiedert er: „das Buch ist gut, wenn nur der Leser gut ist." — Leyser ist aber auch bereit, die allgemeinen kirchlichen Forderungen in concreto nach den Rücksichten der Billigkeit und Menschlichkeit zu temperiren. Der weitberühmte, innigfromme Niederländer Wesenbeck, Professor juris in Wittenberg, war zur Zeit von Churfürst August mit der Unterschrift der Conkordienformel verschont worden, damit dieser vorzügliche Mann „nicht in Unmuth gesetzt und veranlaßt werde, sich auf und davon zu machen." Wesenbeck hatte sich auch nicht geweigert, an dem lutherischen Gottesdienst und Sakrament Theil zu nehmen, sieben Jahre vor seinem Tode jedoch angefangen, sich dessen zu enthalten. Auf dem dresdner Synodus hatte Leyser den Auftrag empfangen, „in säuberlicher Weise" mit ihm darüber zu verhandeln. Es war dies geschehen und Wesenbeck versprach, darüber weiteres nachzudenken. Unterdessen nahte 1586 Wesenbecks Ende herbei und er begehrte das Sterbesakrament. Auf die Anforderung Leysers an ihn, das Bekenntniß abzulegen: er wolle glauben, daß der wahre wesentliche Leib und Blut im Abendmahle mit Brot und Wein ausgetheilt, auch von uns mit dem Munde empfangen werde, erwiedert derselbe — nach Leysers eigener Angabe —: „daß er noch schwach sei, der Herr aber werde den glimmenden Docht nicht auslöschen lassen." Gemäß der Nachsicht, welche die Conkordienformel mit dem Schwachen zu haben befiehlt, ist hierauf Leyser, ohne ein ausdrücklicheres Bekenntniß zu verlangen, bereit, ihm das Sakrament zu reichen. Er ist sich bewußt, daß Andere anders gehandelt haben würden. „Ich zweifle nicht, setzt er hinzu, daß etliche unsern Herrn Doctor gedrungen haben würden, sich über etliche Punkte deutlicher zu erklären, desgleichen daß er die Calvi-

nisten mit Namen verdammen und Kirchenbuße thun solle; diesen lassen wir ihre Meinung und mögen sie zusehen, wie viel sie mit ihrem strengen Proceß in der Kirche Gottes erbauen." In der Leichenrede kein eitles Frohlocken über den Triumph, durch die Bekehrung des Verewigten der lutherischen Kirche einen Convertiten erworben zu haben! Auch nicht darauf, daß der Verewigte Mitglied der lutherischen Kirche geworden, stützt der Leichenredner die Hoffnung, „daß er, der ein berühmter Professor auf Erden gewesen, jetzt gewiß auch ein Gliedmaß der himmlischen Akademie worden sei," sondern „auf dessen aufrichtigen Glauben an den Vater, Sohn und Geist und auf dessen christliche Tugenden."

Noch manche fromme Mitglieder der lutherischen Kirche gab es damals, denen die Einsicht in die Consequenz fehlte, aus welcher die lutherische Kirche das Bekenntniß zu der mündlichen Nießung des Leibes Christi forderte, welche sich daher weigerten, zu einer Bestimmung sich zu bekennen, welche in dem einfachen Schriftworte keinen Ausdruck habe. Von einem Adligen dieser Art in Celle hatte der dortige Superintendent Christ. Fischer Leysern Meldung gethan. Derselbe antwortet 1582 aus Braunschweig, es sei dies zwar eine List Satans, nichts annehmen zu wollen, als was mit denselbigen Worten in der Schrift geschrieben stehe: „übrigens aber, setzt er hinzu, denke ich von jenem Adligen nicht schlecht und verhoffe nichts schlimmes. Denn es ist ein Zeichen der Frömmigkeit, daß er in diesen Geheimnissen Gottes ernstlich forscht, darüber bekümmert sich ja sonst der große Haufe der Adligen nicht sehr. Ich bitte Gott, daß er solcher Adligen der Kirche viele schenke, die sein Wort lieben und es nicht für unter ihrer Würde halten, in der Schrift zu forschen und daß er jenen Adligen durch seinen h. Geist leiten wolle."

Noch größer erscheint die Duldsamkeit des strengen lutherischen Theologen — nicht gegen einen Calvinisten, gegen einen Neutralisten, welcher keiner der unter sich streitigen protestantischen Confessionen sich anzuschließen vermocht, sondern im Schooße der Socinianer sich niedergelassen hatte und dieselben vorzugsweise begünstigte. Es ist dies der ehemalige ungarische Bischof Dudith, welcher, mit der römischen Kirche zerfallen, im J. 1565 sein Bischofsamt niedergelegt hatte. Derselbe hatte sich an Leyser mit einer Frage über die Aus-

legung der zwischen den Reformirten und Lutheranern streitigen Schriftstelle Phil. 2, 6 ff. gewendet, und im Tone ehrerbietiger Freundlichkeit wird ihm in einem Schreiben s. d. et a., von dem wir nur die Einleitung ausheben, ausführliche Antwort gegeben: „Gnade im Herrn, ehrwürdiger Herr! Wie sehr freut es mich, daß Ihr so viel Mühe und Fleiß auf die Erforschung des rechten Schriftsinnes wendet, denn das will unser Herr nach dem Ausspruche Joh. 5, 39. Und ich meine, aus Einem richtig verstandenen Schriftworte können wir mehr Gewinn ziehen, als aus vielen scholastischen Subtilitäten."

Zu Ende des Jahres 1609 erkrankte er ernstlicher. Seine letzte Bitte war: „O daß der Herr Jesus mir einen Schlaf verleihen wolle!" Nach dieser Bitte wandte er sich auf die Seite und schlief 6 Stunden eines sanften Schlafes. Als er aus demselben wieder erwachte, nahm er mit seinen Augen noch von den Umstehenden Abschied und entschlief darauf zum ewigen Leben am 22. Febr. 1622. — Er war zuletzt noch mit dem für die Kirche so verdienstlichen Werke, der von M. Chemnitz begonnenen Harmonia evangeliorum, einer der reichhaltigsten Auslegungen der vier Evangelien beschäftigt gewesen und war bei den Worten Joh. 11: „Lazarus, unser Freund, schläft" stehn geblieben. —

Hauptquellen: Gleich, Annales ecclesiastici 1730. 1. Th. S. 499. — Mein „Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs" S. 4. 71. 127 ff.

II. Johann Arndt, Generalsuperintendent in Zelle.

(Geb. 1550, gest. 1621.)

„Der Vater der Gläubigen" in dieser Zeit ist es, von welcher wir hier handeln. „Ich setze Lutherum, spricht Spener, billig voran, nachdem Gott durch ihn ein noch größeres Werk, so mehr in die Augen gefallen, ausgerichtet hat, als durch Arndium, lasse ihm auch darin seinen Vorzug; aber dieser streicht ihm nahe und weiß ich nicht, ob er nicht in seinen Schriften zu einem nicht geringern Werk als Lutherus mag von Gott bestimmt seyn."

Arndt wurde 1555 zu Ballenstedt in Anhalt-Bernburg ge-

boren. Als Knabe zum Studium der Medicin geneigt, bestimmte er sich zur Theologie, als Gott ihn aus einer schweren Krankheit gerettet hatte. Schon damals suchte er seine Erbauung in den katholischen Asketen Bernhard, Tauler, Thomas a Kempis. Im J. 1576 bezieht er zuerst die eben gestiftete, damals in der Lehre unverdächtige, Universität Helmstädt, begiebt sich von dort nach Wittenberg, wo der vortreffliche Leyser (s. Leyser) ihm als väterlicher Freund nahe tritt, durch ihn veranlaßt begiebt er sich zu dem mit Leyser eng befreundeten Pappus in Straßburg, wo damals das lutherische Bekenntniß eben angefangen hatte, den Calvinismus zu verdrängen, von dort aber nach Basel zu dem mit Pappus eng verbundenen lutherisch-gesinnten Sulcer, einem wahrhaft christlichen Theologen. Zugleich nimmt er dort auch an den Vorlesungen eines berühmten Arztes Theil, welcher mit seinem medicinischen Rufe den des Christen verband, Theodor Zwinger. Im J. 1583 kommt er in seine Heimath zurück, wo er zunächst in Ballenstedt das Rektorat übernimmt, nach einem Jahre jedoch nach dem Dorfe Badeborn als Prediger berufen wird. Wie sehr er sich hier die Liebe der Gemeinde zu erwerben wußte, wurde bei der Katastrophe offenbar, welche ihn nach siebenjährigem Kirchendienst in seinem Vaterlande aus demselben vertreibt. Johann Georg I., welcher nach dem Tode von Joachim Ernst als Vormund die Regierung über die anhaltischen Gesammtlande übernommen und durch die aus dem nahen Wittenberg gekommenen Kryptocalvinisten für das calvinistische Bekenntniß eingenommen worden war, begann seine veränderte Glaubensrichtung damit zu manifestiren, daß er den schon in der letzten Lebenszeit unter Joachim Ernst in Zerbst abgeschafften Exorcismus im ganzen Lande untersagte. Arndt, welcher darin nur das Vorspiel der Einführung des Calvinismus erkannte, leistete nebst einigen andern anhaltinischen Predigern Widerstand. Eine entschiedene Erklärung gegen den Fürsten führte am 21. Sept. 1590 seine Absetzung herbei. Er war nun brotlos, doch hatte die Vorsehung sofort für ihn gesorgt: gleichzeitig erging an ihn ein Ruf der Grafen von Mansfeld und ein anderer nach Quedlinburg. Er entschied sich, um der Nähe willen, für den letzteren und erhielt im Oktober seine Bestallung als Prädikant, nach zwei Jahren als Pastor an der neustädtischen Kirche. Zweimal hatte seine Gemeinde sich bei dem Fürsten vergeblich um seine Beibehaltung bemüht: nun gab sie ihre

Anhänglichkeit dadurch zu erkennen, daß sie von dem nur etwa eine Stunde entfernten Badeborn aus seine quedlinburger Predigten besuchte, so daß er sich in einem Briefe äußert, wie er nun eigentlich zwei Gemeinden zu dienen habe. Auch zeigt er, wie sehr ihm seine vaterländische Kirche am Herzen gelegen, noch 1596. Als die Reformation in calvinistischem Sinne fortgeführt wird und die Bilder abgeschafft werden, giebt er eine Schrift, genannt Iconographia, heraus für Beibehaltung der Bilder.

Die Stelle in seiner neuen Heimath brachte ihm wenig Freuden, dagegen schwere Aufgaben und schnöden Undank. Er hielt indeß aus, obwohl ein Ruf nach Nordhausen 1594 und ein anderer nach Schwarzburg 1597 ihm Gelegenheit zur Veränderung boten. Endlich jedoch, nach neunjähriger fast fruchtloser Arbeit, als 1599 ihm eine Stelle an der Martinikirche in Braunschweig angetragen wurde, trug er kein Bedenken, augenblicklich auf den Vorschlag einzugehen. Nach gehaltener Probepredigt erbat er sofort — und zwar ohne seiner Gemeinde davon eine Anzeige zu machen — bei seiner obersten Behörde, der Aebtissin, die Entlassung. Aufs äußerste wurde ihm dieses rasche und rücksichtslose Vorgehen von seiner Gemeinde verdacht, er habe, hieß es, durch geheime Kunstgriffe die Berufung sich verschafft, er gehöre zu jenen Propheten, von denen geschrieben steht: „Sie liefen, ohne daß ich sie gesandt habe," er vergesse undankbar, wie er als brotloser Exulant von der Stadt Quedlinburg aufgenommen sei. Gegen den Vorwurf, heimlich seine Berufung betrieben zu haben, rechtfertigt er sich in seinem Schreiben an die Aebtissin damit, daß er in Quedlinburg „fast keinen vertrauten Menschen habe," gegen den Vorwurf der Undankbarkeit, daß er ja damals gleichzeitig den Beruf nach Mansfeld erhalten und ausgeschlagen, daß ihm seine Berufung auch nicht als einem Bettler dargereicht worden, der keiner Gegenleistung fähig gewesen. Nun führt er die Roheit aus, mit der man ihm begegnet und die Opfer, welche er für seine Gemeinde gebracht. „Ich habe nichts ohne Ursach geredet, sie haben mich freilich oft des Predigens müde gemacht mit ihren groben moribus, in der Kirche habe oft um Gottes willen gebeten, stille zu seyn: ich bin des Predigens müde, so es Gottes Wille wäre, nicht allein hie, sondern auch anderswo. In der nächsten Pest habe ich gethan, soviel menschlich und möglich gewesen, habe niemanden abgeschlagen zu besuchen, der mich darum

gebeten, habe ihm Rath und That gegeben, und dem Vornehmsten meiner Verkläger geschrieben, weß er sich in seiner Krankheit solle verhalten und da er es begehrete, wollte ich zu ihm kommen, darauf er mir geschrieben, er wollte mich, weil ich sonst viel zu thun, damit verschonen, dergleichen noch viel Leute mir sagen lassen, die sich meiner erbarmet, und ist sonderlich in den kleinen Häuserlein so ein übel Stank gewesen, daß die Einwohner selbst kaum dafür bleiben mögen, haben selbst bekennen müssen, weil ich den ganzen Tag in der großen Hitze auf der Gassen in allen Winkeln kriechen und die Todten holen und drauf predigen müssen, es sei mir unmöglich, alle Kranken zu besuchen, habe ihnen derowegen ein Gebetlein gestellet, täglich nach der Predigt recitiret, ihnen kurze Trostsprüchlein eingebildet, die sie in ihrem letzten Stündlein beten sollten, habe sie täglich in allen Leichpredigten getröstet, und sie auf einen gewissen Spruch gewiesen, mit welchem sie einschlafen sollten, habe von Trinitatis bis Michaelis alle Tag gepredigt, N. B. und den ganzen Psalter durch und durch kurz erkläret, habe sie häufig zum h. Abendmahl getrieben, habe sie alle besten Vermögens in der Beichte getröstet — was ich da allein für Mühe und für einen übeln Geruch ausgestanden von denen, die die Pest am Halse gehabt, weiß Gott. In der Alten Stadt ist's nichts gewesen gegen das Sterben in der Neustadt."

Er soll den Bürgern zur Schande gesagt haben, daß nach jenem göttlichen Strafgerichte keine Besserung eingetreten, sondern nur fortgesetztes Saufen, Fressen und Gotteslästern. Hierauf entgegnet er: „Daß sich gar keiner im neuen Jahre sollte gebessert haben, das hat mir nie geträumt und wäre eine große Leichtfertigkeit, also zu gedenken, geschweige denn zu reden — wäre mir auch nicht lieb.. Ich weiß, daß noch mancher an meine Predigten gedenken wird, und hat der Obersten einer in der Neustadt neulich gesagt: „er hätte zuvor nie gewußt, was beten wäre." Sie halten ihm die Wohlthaten vor, die er genossen; wie übel es ihm jedoch im Aeußern gegangen, schildert er im Folgenden: „Sie rühmen sich großer Wohlthat, aber wahrlich, man hat mir den Bissen in's Maul gezählt, außer H. B. Werter, (dieser) hat mir niemalen viel zuwider gewußt, ist auch niemand, der die Nothwendigkeit der Strafpredigten also bedenket als derselbe. Die Ackerleute haben mit der Mistfuhre das beste gethan, das ist es alles und ist großen Dankes

werth; haben sie aber allbereit vergessen, was ich dargegen für große Arbeit in meinem Amte gethan, wie ich alle hohe und andre Festtage täglich zweimal gepredigt, alle und jede hohe Festtage 5 Predigten gethan, da ich zwar wohl viel Zuhörer gehabt, aber keiner hat mir einen Bissen Brot geboten, dankbare Herzen wären mir lieber gewesen als die Gaben. Ich bin in diesen 9 Jahren keinem Menschen beschwerlich gewesen, habe von niemand Heller oder Pfennig begehret oder genommen, sondern mich an meiner Besoldung genügen lassen, habe ich etwas erspart, dank ich Gott. Ich habe Gottes Wort lauter und rein mit großem Fleiß und Ernst fürgetragen, keinen einzigen Sonn- oder Festtag oder andern Predigttag versäumet ohne den nächsten, dessen ich mich genugsam entschuldigt. Habe meinen Pfarrkindern über 200 fl. verehrt an dem accidente, so über die Leiche gehöret, dafür ich in der Pest nichts genommen, habe die in Grund verdorbnen Pfarräcker, Haus und Kirche angerichtet, ihnen die groben mores in der Kirche abgewöhnet; darüber ich mich bis auf den Tod geeifert, Leib und Leben zugesetzt. Nun habe ich den Dank. In meinem Anzuge habe ich zwei ganzer Jahre warten müssen, ehe ich etwas eingeerndtet, habe in 3 oder 4 Jahren die Aecker nicht genießen können, so waren sie verderbet, habe meinen mit hergebrachten Vorrath hineingewandt, und wenn ein andrer mit leerer Hand diese Pfarre hätte bedienen sollen, wäre er in große Schulden gerathen, habe auch kaum 3 mal die ganze vollständige Besoldung recht bekommen, wer nun kommt, wird zu meiner Ernte kommen. Dauert mich derowegen in meinem Herzen, daß mir mit so großer Schmach und Lästerung gelohnet wird."

Endlich gelang es ihm noch, von dem Rath und von dem Ministerium eine anerkennende und ehrenvolle Entlassung zu erhalten im Juni 1599.

Aus Einer Kreuzschule war Arndt erlöst, nur um in eine andre geführt zu werden. Was jedoch die Feindschaft gegen die Predigt des Wortes leichter ertragen läßt — wenn dasselbe nur im Stande ist, sich auch Freunde zu erwerben, das gereichte ihm in Braunschweig zur Aufrichtung. Seine Predigten sammelten um ihn eine Anzahl dankbarer Verehrer, worunter auch der Bürgermeister und mehrere Personen vom Rathe, unter seinen Collegen fanden sich wenigstens einige, die ihm wohlwollten. Die Theilnahme, mit welcher seine Predigten aufgenommen wurden, erweckte ihm indeß

auch Neider, worunter namentlich einer seiner nächsten Collegen an seiner eigenen Kirche, Denecke. Offen brach diese Feindschaft aus, als 1605 das aus Wochenpredigten entstandene erste Buch „vom wahren Christenthum" an das Licht trat. Nun wurde auf den Kanzeln gegen ihn gepredigt als Enthusiasten und Synergisten, im Beichtstuhl vor ihm gewarnt. In Folge einer von der Kanzel herab von ihm gegebenen Rechtfertigung vereinigte sich zwar das Ministerium, die öffentlichen Angriffe aufzuheben, nur fuhr Denecke nichtsdestoweniger öffentlich und privatim mit seinen beschimpfenden Verleumdungen in einer Weise fort, daß Arndt bekennen muß: „Wo Gott und mein gutes Gewissen mich nicht getröstet hätten, wäre ich des Todes gewesen oder in schwere Krankheit gerathen." Bei dieser Bewandtniß der Umstände ließ denn auch die angekündigte und bereits im Druck angefangene Herausgabe des zweiten Bandes seines „wahren Christenthums" auf sich warten: „Die Ausfertigung meiner übrigen Bücher verhindern meine Collegen, bedienen sich einer gar zu bittern Censur und verachten meine Schreibart. Nach Herausgebung meines ersten Buchs vom wahren Christenthum bin ich genug gedrückt und habe viele Verfolgungen und Verleumdungen zu ertragen." Einen wiederholten dringenden Ruf nach Halberstadt, welcher ihn diesen Anfechtungen entrissen hätte, mußte er auf Verlangen des Rathes ablehnen.

Obwohl die Hitze der Anfechtung ihm immer unerträglicher wurde, mußte er dennoch im Feuerofen der Prüfung aushalten: „Ich werde, schreibt er 1607 an Gerhard, heimlich und öffentlich ehrenrührig angegriffen und bei dem rohen Volke verdächtigt und halte dafür, man wolle mich gern hinaus haben. Sie wollen aber gern, sie hätten Gelegenheit. Siehe, also geht es mir und habe, seit Du vor zwei Jahren bei mir gewesen, keinen guten Tag gehabt. Muß mich noch wohl, will ich Frieden haben, wenn ich keinen andern Beruf bekomme, etwa nach einem andern Ort hinbegeben, vielleicht nach Eisleben und ein Privatleben anfangen. Denn die Welt wird gar zu heillos. Ich hätte es nimmer gemeint, daß unter den Theologen so giftige böse Leute wären. Diese nämlich sollen seyn Wiedergeborne, Gesalbte und des heiligen Geistes Werkzeuge, und muß dann alles um der reinen Lehre willen gethan seyn."

Unterdeß häuften sich die Beweise des Segens, in welchem

sein erstes Buch an sehr verschiedenen Orten gewürkt hatte. Von Leipzig aus wird gemeldet, daß 200 Exemplare hätten verkauft werden können, wären sie vorhanden gewesen. Es waren indeß nur 600 gedruckt worden, und vertrieben wurden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Bücher noch häufig nur durch Zusendung an befreundete Personen zum Verkauf. Schon 1607 wurde daher eine neue Auflage nöthig, in welcher der Verfasser willig änderte, was irgend auch nur einen scheinbaren Anstoß erregen konnte. Aus weit entlegenen Orten, aus Straßburg, Mühlhausen in Thüringen, aus Breslau, erhielt Arndt Briefe von dankbaren Lesern, deren einige sich selbst auf ihre eigenen Kosten wenigstens die Abschriften der noch ungedruckten drei letzten Bücher ausbaten. „Viele Gelehrte und gute Leute, meldet ihm auch Gerhard 1608, von denen ich Dir ein langes Register aufzählen könnte, worunter vornehmlich der altenburger Kanzler Gerstenberger, erwarten mit Sehnsucht die übrigen Bücher.“ In eben diesem Schreiben äußert Gerhard selbst ein so starkes Verlangen, auch diese übrigen Bücher gedruckt zu sehn, daß Arndt sich bewogen fühlt, das Manuskript derselben unter der Bedingung, es nicht zu veröffentlichen, dem von ihm so hochverehrten theologischen Meister zum Geschenke zu machen.

Gebeugt, doch nicht gebrochen, hielt der Gottesmann in seiner Stellung aus — „als die Sterbenden, und siehe, sie leben.“ — „Wie sehr, ruft er in einem Briefe an Gerhard 1607 aus, wünsche ich mit dir aus diesem irdischen Arbeitshause befreit zu werden, doch müssen wir in der Fremde wandeln, bis man uns in die Heimath ruft, und unterdeß durch Gottes Gnade die Gaben des heiligen Geistes zum Ausbau der Seele und Natur und zum Wohl der leiblichen Hütte gebrauchen, bis wir nach Ablegung des irdischen Zeltes den verklärten und unvergänglichen Leib anlegen, den eine vollkommene, verklärte Seele bewohnen wird. O wie gern möchte ich von dieser geistlichen Verwandlung schreiben, die schon in diesem Leben anfängt, wenn wir aus Liebe in Liebe verklärt werden als durch den Geist des Herrn: aber so wie ich von solchen Dingen in den Predigten zu sprechen anfange, oder in meinen Büchern etwas davon hören lasse, so heißt es: das ist ein Enthusiast und Synergist.“

Die erste Gelegenheit jedoch, welche sich ihm darbot, sich auf ehrenvolle Weise einer so bedrängten Lage zu entziehn, war er ergreifen zu dürfen überzeugt. Wie erwähnt, so hatte sich die Auf-

merksamkeit der mansfeldischen Grafen schon bei seiner Entsetzung in Badeborn auf ihn gerichtet, jetzt im Oktober 1608 erhielt er durch sie einen Ruf zu dem Hauptpastorat in Eisleben mit Sitz und Stimme im Consistorium. Nun ließ er auch durch keine Gegenvorstellungen des Bürgermeisters und andrer Freunde sich zurückhalten. „Ich gebe E. E. W. freundlich zu betrachten, erwiedert er demselben, was das sei, einen öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verschwärmern, all sein Thun und Predigen für Jökelei, für Hudelei zu schelten, einen nicht allein als den ungelehrtesten Esel, als der die Theologie nie gelernet, auch nicht verstehe, zu beschreien, sondern auch der Lehre halben verdächtig zu machen und die Leute vor einem zu warnen, da ich doch die reine Lehre in öffentlichen Verfolgungen ungesparten Leibes und Gutes, ohne unziemlichen Ruhm bekannt, und vertheidigt habe, und muß vor Gott und E. E. W. bekennen, daß mir niemals meine öffentliche, harte Verfolgung und Verstoßung aus meinem lieben Vaterlande, dem Fürstenthum Anhalt, so wehe gethan als diese." In Eisleben erwartet ihn nun endlich eine friedlichere und erfreulichere Stellung, theils durch die Wohlgeneigtheit seiner zwei regierenden Grafen, theils durch die Geistesgemeinschaft mit dem seit 1607 nach Eisleben versetzten Generalsuperintendenten Schleuppner, dem innigen Freunde eines Saubert, den auch V. Andreä der Aufnahme unter die 24 Mitglieder seiner unio christiana werth hielt. Wie innig das Band zwischen den beiden eislebner Collegen, spricht sich in dem Zeugnisse aus, welches ihm Schleuppner bei seinem Abgange giebt, worin es unter anderm heißt: „Wiewohl es scheinen mag, daß ein solcher Mann, dessen Vorzüge und außerordentliche Lehrgabe schon längst ihm die innigste Zuneigung so vieler und großer Männer erworben, meiner Lobsprüche nicht bedürfe, so habe ich doch diese geringe Empfehlung einem so guten, so innig theuren, so wohlverdienten Collegen unter keinen Umständen versagen zu dürfen geglaubt, schon um der Dankbarkeit willen, welche jede Gelegenheit zu ergreifen sucht, alle empfangenen Wohlthaten zu erstatten." Seine Anrede in einem an Arndt gerichteten Briefe lautet: „Verehrungswürdiger, leutseliger und gelehrtester Mann, mein Gönner und freundlichster College!" Im Jahre 1610 — oder, wie andre meinen, schon 1609 — erschien nun auch die Gesammtausgabe seiner vier Bücher in Magdeburg —

durch ihn selbst, wie anzunehmen ist, nachdem ihn die Fesseln nicht länger beengten, welche ihm die Feindschaft seiner braunschweiger Collegen angelegt hatte. Von der großen Anhänglichkeit, welche er sich in seiner eislebener Gemeinde zu erwerben gewußt, geben die Briefe seines Grafen Bruno Zeugniß. Sein Ruf war indeß durch sein Werk schon weiter verbreitet, so daß bereits 1609 von Weißenfels ein Ruf zur dortigen Superintendentur an ihn erging, den er jedoch ablehnte, und 1611 der bedeutendere zur Generalsuperintendentur in Zelle. Dem lüneburgischen Herzog Christian waren auf seine Anfrage bei Gerhard wegen eines würdigen Theologen für jene Stelle die beiden Doktoren der Theologie und Generalsuperintendenten Schröder und Schleuppner und dritten Orts Arndt vorgeschlagen worden: unter diesen dreien wurde von dem Herzog Arndt der Vorzug gegeben. Wie wohl sich nun auch Arndt in Eisleben befand, so hielt er es dennoch, worin auch sein Freund Schleuppner ihm beistimmte, für Gottes Willen, einem Rufe zu folgen, welcher ihm eine so viel größere Würksamkeit in Aussicht stellte. Allein als eine Unmöglichkeit erschien es, die Grafen, welche seine Verdienste so sehr zu schätzen wußten, zur Ertheilung der Dimission zu bewegen. Lange Verhandlungen traten ein. Ein Gutachten, welches Arndt sich von der wittenberger Fakultät erbeten, hatte sich für das Bleiben in Eisleben entschieden, schien ihm aber die von ihm für den Abgang aufgestellten Gründe zu wenig erwogen zu haben, so daß er sich dadurch nicht bestimmen ließ. Wiederholt stellte der lüneburger Hof den mansfeldischen Grafen die Stärke der Beweggründe vor, welche zu Gunsten der Generalsuperintendentur entscheiden müßten und sah denn doch endlich seinen dringenden Wunsch erfüllt.

Die Herrschaft der lüneburgischen Lande hatte mittlerweile Herzog Christian angetreten, ein altlutherischer Regent, eifrig im Bekenntniß, eifrig in der Fürsorge für Kirche und Schule und fromm in seinem Wandel. In der Ausübung seines wichtigen Amtes durfte sich also Arndt auch von oben her einer Unterstützung versichert halten. Was im 17ten Jahrhundert dem Amt eines Generalsuperintendenten einen besondern Einfluß verlieh, das waren die in bestimmten Fristen zu haltenden Generalvisitationen, durch welche die vorhandenen kirchlichen Uebelstände zur Kenntniß der obersten Kirchenbehörde gelangten und Erlasse zur Abstellung zur

Folge hatten — in einigen Fällen, wo es erforderlich schien, auch neue Kirchenordnungen. Die Unterbrechung, welche dieses so heilsame disciplinarische Institut während des dreißigjährigen Krieges in fast allen deutschen Ländern erlitt, wird schon von den damaligen Zeitgenossen als eine der vornehmsten Ursachen des kirchlichen Verfalles angesehn. Im Lüneburgischen war schon 1610 von dem Amtsvorgänger Arndts in der Grafschaft Hoya und Diepholz mit einer allgemeinen Visitation der Anfang gemacht worden. Das durch das schnelle Ableben des damaligen Generalsuperintendenten in's Stocken gekommene Werk wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen, betrachtete Arndt als seine nächste wichtigste Aufgabe. 1615 fing er damit an: und so lebhaft war die daran von seinem Herzoge bezeugte Theilnahme, daß derselbe die eingesendeten Protokolle selbst zur Hand nahm und die nöthigen Verfügungen dekretirte. Die gemachten Beobachtungen ließen auch eine Ueberarbeitung der Kirchenordnung von 1564 wünschenswerth erscheinen, und auch diese so wichtige Arbeit wurde Arndt im Jahre 1618 von seinem Fürsten übertragen.

Nachdem sein „wahres Christenthum" vollständig der Erbauung dargeboten worden und auch seine übrigen Hauptschriften, welche in diese Periode fallen, sein Paradiesgärtlein und die beiden mit rühmlichen Vorreden von Gerhard ausgestatteten Werke, die Evangelienpostille und die Psalmenauslegung, erschienen waren, verbreitete sich nun auch Arndts Ruf in immer weiteren Kreisen. Von allen Seiten ergehen briefliche Zeugnisse über den auf seine Schriften gelegten Segen. Ein Prediger Enopius aus dem fernen Reval schrieb ihm schon 1617: „Ich leugne nicht, daß ich selbst unter denjenigen gewesen, die dafür halten, daß es beim christlichen Glauben allein oder doch vornehmlich auf das bloße Wissen ankomme, daher ich mich nach allem Vermögen bemüht, mir die religiösen Controverse bekannt zu machen. Als die Summa der Religion ist früher angesehen worden, zu wissen, wie man sich über die Religion gestritten habe. Aus diesem höchst schädlichen Irrthum hast Du mich durch Deine Schriften, in denen Du so scharf und nachdrücklich dagegen gezeugt, herausgerissen und mich gelehrt, daß die Gottseligkeit viel mehr in einem heiligen Leben als in großer Wissenschaft bestehe." Derselbe giebt Arndt auch Nachricht von dem Eindrucke, den seine Schriften auf einige schwedische Großen gemacht; er zeigt ihm an, daß der esthländische Statthalter

Graf de la Garde, die Gemahlin des schwedischen Statthalters Anna Baner und der Statthalter Gabriel Oxenstierna die Schriften mit höchster Erbauung gelesen und sich ausbäten, sich unter seine Freunde rechnen zu dürfen. Mit liebenswürdiger Einfalt schreibt der gottselige Herzog von Liegnitz, Georg Rudolph, 1620 eigenhändig an ihn: „Wohlwürdiger, besonders guter Freund. Des Herrn Gottseligkeit ist aus seinen Schriften genugsam bekannt, sein Büchlein vom wahren Christenthum ist eine rechte Uebung und Richtschnur, das höchste Gut zu erlangen. Ich habe nicht schlafen wollen, sondern gleichsam aufzuwachen, munter zu werden, die Zeit recht anzuwenden, mit demselben mich durch dieses Brieflein bekannt zu machen, bittend, der Herr wolle solches zum besten aufnehmen, er sei gewiß versichert, daß solches treulich und wohlgemeint geschehen, denn sein obgenanntes Büchlein vom wahren Christenthum ist mein höchster Schatz und Trost neben dem göttlichen Worte, mich auch in demselben in meinem Erlöser tröste und erfreue. Hiemit den Herrn in des Höchsten Gnaden-Schirm ganz treulich empfehlende." Als in Danzig die Verketzerungen Arndts beginnen und man gegen ihn zu predigen anfängt, ruft die Schwester Sigismund des III. von Polen, des katholischen Convertiten, die schwedische Prinzessin Anna, die Beschützerin der Lutheraner, aus: „Ach können die lutherischen Prediger auch unter sich nicht einig seyn und verwerfen die Bücher, die mir so manchen Trost in meinem Elende gegeben!"

Allein auch der Kampf gegen ihn, welcher in Braunschweig nur einen lokalen Charakter gehabt, wird nun öffentlich, und mit steigender Heftigkeit an den entgegengesetzten Enden Deutschlands geführt. Den vornehmsten Anlaß dazu gab die Entdeckung, daß im dritten Buch des „wahren Christenthums" 12 Kapitel aus einer Schrift von V. Weigels Betbüchlein „Unterricht für die Einfältigen" entlehnt waren. Schon daran war — wiewohl erst nach dem Tode des Verfassers und nachdem bereits von andern Seiten aus der Kampf entbrannt — von Einigen Anstoß genommen worden, daß das Arndt'sche Werk so häufig Stellen aus Tauler, der deutschen Theologie und Kempis entlehnt; Osiander machte ihm zum Vorwurf, auf Männer sich zu stützen, welche „im dicken, dunklen Papstthum gestanden, und wohl selbsten mehr Licht bedurft und sich gewünscht." Gegen die Beschuldigung von dieser Seite fand er in Luther's Lobpreisungen jener Schriften und in

dem Vorgange andrer lutherischer Asketen hinlänglichen Schutz. Anders verhielt es sich mit Weigel, dessen totale Heterodoxie unzweifelhaft geworden, nachdem nach seinem Tode durch die 1617 und 18 von seinen Verehrern bekannt gemachten Traktate seine Lehre hinlänglich zur Kenntniß gekommen. In einem Buche, welches aus einem solchen Irrlehrer größere Auszüge entlehnt, wurden nun von Manchen auch andre Abschnitte und einzelne Ausdrücke wenigstens mit mißtrauischem Auge angesehn, denn aus der Mystik der deutschen Theologie, welcher sich Arndt in Sache und Sprache vielfach annähert, war auch Weigels Lehre geboren worden. Was die Aufnahme des Excerpts betrifft, so war darüber Arndt allerdings vor jedem Unparteiischen gerechtfertigt, denn nicht als Druckschrift eines bekannten Verfassers war jener Traktat in Arndts Hände gekommen, sondern als namenloses Manuskript zu einer Zeit, wo jene Gebetsanweisung noch nicht gedruckt war (1606), überdies hat er sie nicht unverändert wiedergegeben: er sagt selbst, er habe sie „gesäubert.“ Er erklärt, daß er Weigels Schriften wenig kenne, schreibt schon vor Ausbruch der danziger Streitigkeiten (1619) an Buscher in Stade: „Was Weigels Schriften betrifft, so ist nach meinem Bedünken viel Ungereimtes in denselben enthalten, und, wenn ich nicht irre, der Schrift Widersprechendes, besonders über die Auferstehung und Verklärung unsers Fleisches und über das Fleisch Christi und viele andre Dinge mehr. Indessen habe ich sie darum nicht ganz und gar verworfen, sondern vielmehr an die Worte Pauli gedacht: Prüfet alles und das Gute behaltet.“ Auch widerlegt Arndt in einem eigenen Aufsatze die in Weigels 1615 erschienenem dialogus de Christianismo enthaltenen Irrthümer.*)

Es kam jedoch dazu, daß, je mehr alle vier Bücher des wahren Christenthums bekannt wurden, desto mehr die Anhänger verdächtiger Geistesrichtungen auf ihn sich beriefen und sein Buch empfahlen. So schreibt Mentzer von den Schwenkfeldianern, Saubert von den damals an nicht einigen Orten auftretenden Separatisten, von denen manche Verehrer der Weigelschen Schriften waren, ferner fühlten auch fromme, alchymistische Rosenkreutzer, wie der erwähnte Oxenstierna, Verwandtes bei ihm. In Danzig hielt sich um das Jahr 1620 ein gewisser Gaul auf, welcher, ursprünglich Lutheraner, darauf Socinianer,

*) Apologetica Arndiana. S. 135.

zuletzt Verehrer von Weigel und Meth. Dieser Mann, dem es seinen eigenen Aeußerungen nach nur darum zu thun war, daß „der ganze Christus und nicht bloß sein Verdienst gepredigt werde“ hatte ebenfalls das „wahre Christenthum“ lebhaft empfohlen. Hiedurch wurde ein danziger roher Zelot, dessen nomen sein omen war, Corvinus (Rabe) veranlaßt, Arndt auch auf der Kanzel anzugreifen und um dieselbe Zeit traten unter Vorgang eines Predigers Bünting in Stargard Weigelianer auf, welche mit der Lehre der nothwendigen Vollkommenheit des Lebens chiliastische Erwartungen verbanden: auch sie empfahlen Arndt und beriefen sich auf ihn. Nun wurden die danziger Gemeinden unruhig und befragten sich bei denjenigen Pastoren, welche das „wahre Christenthum“ und namentlich das „Paradiesgärtlein“ zu empfehlen pflegten — Blanck, Daniel Dilger, Rahtmann — über die Reinheit der Arndtischen Lehre. Diese erholten sich von den Fakultäten in Königsberg und Wittenberg Gutachten. Unter diesen Verhältnissen trat Corvin immer rückhaltsloser gegen Arndt auf. Obwohl er in einem Privatgespräch selbst gestanden, daß er die Schriften des von ihm verketzerten Mannes nicht ganz gelesen, ließ er sich doch zu so fürchterlichen Aeußerungen wie diese hinreißen: „der Teufel werde Arndt für seine irrigen Lehren den Lohn geben.“ Er bezeichnete ihn auf der Kanzel als den Manuduktor zu Weigel. Zwei andre Prediger folgten seinem Beispiel und auch er erholte sich ein Gutachten von Wittenberg. Des öffentlichen Rumors ungeachtet, welchen diese Streitigkeiten machten, stand Arndt's Sache nun doch nicht mehr so schlimm als früher in Braunschweig. Hochangesehene Theologen, wie B. Mentzer in Gießen, Franz in Wittenberg und Gerhard äußerten ihm brieflich ihren Schmerz über diese Angelegenheit, versicherten ihn ihres Vertrauens und forderten ihn nur zu einer öffentlichen Rechtfertigung und Wiederholung seines symbolischen Bekenntnisses auf; dasselbe that Dilger von Danzig aus, worauf „Arndt seine kurze Wiederholung und Verantwortung der Lehre vom wahren Christenthum“ schrieb, durch welche Gerhard und Mentzer in einem solchen Maße befriedigt wurden, daß sie ihm den lebhaftesten Beifall aussprachen. Auch die Gutachten fanden die Anklage nur in Betreff der Terminologie, nicht in Betreff der Lehre selbst begründet. Ein lüneburger Hofnotar, welcher beim Ausbruch der Streitigkeiten in Danzig anwesend war, forderte im Namen seines Fürsten von Corvin eine genauere Moti-

virung so schwerer Anklagen gegen den ersten Landesgeistlichen Lüneburgs: der Ankläger versprach sie, blieb sie jedoch schuldig. Durch dies alles wurde dann auch die Person Arndts so vollkommen vom Verdacht irriger Lehre gerechtfertigt, daß, bei der bald erfolgten hitzigen Anklage der Irrlehre in seinen Schriften, doch selbst ein L. Osiander nicht umhin konnte zu erklären: „Ich will rund und lauter protestirt haben, daß ich mit Arndtens Person nicht will zu thun haben, sondern mit der Lehre."

Bei dem außerordentlichen Segen, der seit drittehalb Jahrhunderten auf den beiden Hauptschriften Arndts, dem „wahren Christenthum" und dem „Paradiesgärtlein" geruht hat, dürfen wir uns einer Charakteristik derselben nicht entziehen. An Originalität und Tiefe des Geistes, an Schwung der Sprache und an Gluth der Innigkeit kommt Arndts wahres Christenthum den asketischen Schriften eines Augustin, Bernhard, Tauler, bei weitem nicht gleich: der voller und tiefergehende Strom mittelalterlicher Mystik ist in das engere Bett protestantischer Schrift- und Kirchenlehre eingedämmt. Es ist keine der Erbauungsschriften, welche den Leser unmittelbar in die Tiefen der Andacht hineinziehn, es trägt nicht den Charakter der Contemplation, sondern überwiegend den der didaktischen Reflexion an sich, welche nur am Schlusse der einzelnen Kapitel sich zu einem kurzen Gebet erhebt. Den Ausgangspunkt bilden auch nicht die subjektiven Erfahrungen und Ergüsse der gläubigen Seele, sondern das Schriftwort, welches mit seinen leitenden Gedanken auch jedesmal an die Spitze tritt. — Was den dogmatischen Standpunkt anlangt, so wird das Fundament des Glaubens an die Rechtfertigung aus Gnaden und der Trost des Kreuzes Christi mehr vorausgesetzt, als gelehrt und entwickelt, — er giebt als Grund an: weil er nicht für unbekehrte Heiden, „welche die Salbung des Geistes nicht empfangen, sondern für Christen geschrieben habe, bei welchen die Bekehrung ihr tägliches Wachsthum haben müsse," und an einer andern Stelle: „Ich schreibe nicht sowohl denen, die noch stehen im Stande vor der Bekehrung, als denen, welche Christum schon durch den Glauben erkannt haben und doch heidnisch leben." Wie der christlichen Mystik — im Unterschiede von der platonisch-orientalischen — überhaupt eigen, nicht sowohl auf Gefühl und Phantasie zu würken, als auf den sittlichen Willen, so geht auch die Arndt'sche Mystik allein hierauf, und dies

ist es, worin seine Segenskraft liegt. „Denn die Vollkommenheit, heißt es in der Vorrede zum dritten Buche, ist nicht, wie etliche meinen, eine hohe, große, geistliche, himmlische Freude und Andacht, sondern sie ist die Verleugnung deines eignen Willens, Liebe, Ehre, und Erkenntniß deiner eigenen Nichtigkeit." Wie es ferner die Eigenthümlichkeit tieferer Gefühlsmystik ist, den spekulativen Faden, welcher durch das christliche Glaubenssystem sich hindurchzieht, herauszuspüren und sich um denselben herumzuranken, so zieht sich auch — unter dem Einflusse patristischer Theologie und katholischer Mystiker — dieser Faden durch das Arndt'sche Christenthum hindurch: der Adel der Menschenseele, des Mikrokosmos und Spiegels des Universums, ihre Bestimmung zur Vermählung, ja — wie er an einer Stelle mit Tauler sagt — Verschmelzung mit Gott, die Sünde als Fall der Seele aus der absoluten Gottesliebe in die Kreaturliebe und den eignen Willen, der Zweck der Menschwerdung Gottes, daß — wie auch Irenäus und Augustin lehren — die Menschheit Gottes würde in der Rückkehr zu dem durch die Erlösung verherrlichteren Urbilde. — Es hatte sich damals von Paracelsus aus eine theosophische Naturphilosophie, für welche die Gemeinschaft mit Gott nur den Ausgangspunkt bildete, um im göttlichen Lichte das Wesen der Dinge zu erkennen, gebildet. Fast von allen religiös-gesinnten Aerzten ward sie betrieben, sie richtete sich theils in philosophischem Interesse auf das Verständniß des Universums, theils in superstitiös-magischem auf Astrologie, Alchymie, Theurgie und herrschte im Kreise der Rosenkreuzer. Durch sein fortgesetztes medicinisches Studium und seinen in Paracelsus eingeweihten Lehrer Zwinger war auch Arndt mit dieser Naturphilosophie bekannt geworden, spricht in Briefen an Gerhard (1601) mit Liebe davon und beschäftigte sich im Laboratorium mit chemischen Experimenten. In solchen Ansichten, welche das Fundament nicht berührten, mögen von dieser Seite auch einige heterodoxe Einflüsse auf ihn übergegangen seyn. So ist die Ausdehnung, welche er der Würkung des heiligen Geistes auf die Heiden giebt, keine lutherische, wenn er 1604 an Gerhard schreibt: „Unter allen Philosophen kenne ich keinen, der aus dem Geiste (der da wehet, wo er will) geschrieben habe, als Seneca allein." Indem er Gerhard, dem Jünglinge, jene Studien empfiehlt, sagt er: Ex metaphysica quandam theolo-

giam naturalem cognosces, qua et ego delector. Doch bedient er sich ihrer nur sparsam: im vierten Buche finden sich einige Spuren derselben. Vielmehr warnt er in einem trefflichen Sendschreiben an einen jungen Pastor, sich durch die Geheimnißkrämerei auf jenem Gebiete nicht imponiren zu lassen: „Ihr versprecht, eine Postille der Natur zu schreiben. Ich verwundre mich über eure Kühnheit. Ihr scheint mir zu leichtgläubig zu seyn, und alles für wahr zu halten, was hin und wieder von den Steinen, Edelsteinen, Metallen und Thieren gelesen wird. Glaubet mir, ich bin von meiner Jugend an ein fleißiger Forscher der Natur gewesen und habe mir immer ein Vergnügen daraus gemacht, das Licht der Gnade und Natur mit einander zu verbinden: ich habe aber erfahren, daß das meiste, was ich in den allerältesten und auch neuesten Büchern von der eigentlichen Beschaffenheit der Sachen gelesen, zweifelhaft, wo nicht gar falsch gewesen ist."

Seine mystischen Studien hatten sich vorzugsweise auf Tauler, Kempis und die deutsche Theologie gerichtet, welche er 1605 mit Staupitz „von der holdseligen Liebe Gottes" und „vom christlichen Glauben" herausgab.*) Auch ließ er Taulers Postille, mit einer Vorrede versehen, drucken und Thomas a Kempis, von welchem schon seit 1486 eine in Augsburg erschienene deutsche Uebersetzung existirte. Auch von gemäßigteren Theologen der neuern Zeit, von Friedrich Arndt und Theremin, wird dem „wahren Christenthum" zum Vorwurf gemacht, daß es zu sparsam den Trost der Rechtfertigung aus Gnaden predige. Nun darf freilich nicht übersehen werden, was Arndt in den angeführten Stellen über die Bestimmung seines Buches ausspricht, doch mag gesagt werden, daß allerdings auf die Wurzel, welche die christliche Heiligung in der Rechtfertigung hat, öfter hätte hingewiesen werden müssen. Daß das Bewußtseyn dieses Zusammenhanges ihn nicht hinlänglich durchdrungen, muß wohl auch daraus geschlossen werden, daß er weder in seiner Vorrede zur deutschen Theologie und

*) Er sagt in der Vorrede, das Büchlein sei seit anno 84 nicht mehr gedruckt worden, und klagt auch in einem Briefe an Gerhard von 1606, daß er es ihm leider nicht zum Geschenk machen könne, sein eigenes Exemplar habe er sich von Cöln verschafft, wisse aber kein anderes zu erlangen. Und doch hat „die deutsche Theologie" (vgl. die Vorrede von Pfeifer S. IV.) schon 22 Ausgaben vor der Arndtschen erlebt.

zu Tauler, noch auch in dem für Herzog August über den letzteren ausgestellten Gutachten in dieser Hinsicht eine Ausstellung zu machen hat. Wie es scheint, hat er das, was diese Schriften, wie die Mystik überhaupt, von dem Glauben als Mittel der Vereinigung mit Gott aussprechen, vom speciellen Glauben an die Rechtfertigung des Sünders verstanden. Wo er sich ausdrücklich erklärt, gründet er allerdings nur auf diesen und nicht auf den durch den Glauben inwohnenden Christus die Beruhigung des Sünders, wie er in dem Briefe des rendsburger Probstes Colemann 1617, an Andreas Osiander rügt, daß er „die Anrechnung und die Vergebung der Sünden vernachlässige und unsre Gerechtigkeit in die wesentliche Einwohnung der Gerechtigkeit Christi setze, statt in die Aneignung des Verdienstes Christi, worin die Eigenthümlichkeit des Glaubens und unser höchster Trost besteht." Dennoch heißt es, ohne die rechte Unterscheidung von Objektivem und Subjektivem, in der Vorrede zur deutschen Theologie: „Die Vereinigung mit Gott ist die neue Kreatur, die neue Geburt, der Glaube... Hat ein Mensch von Christi Leben nichts, so hat er nichts von Christo, vom Glauben und von der neuen Geburt."

Auch an der Tauler'schen Lehre von der Einwohnung des ewigen Wortes im Menschen, „als Grund seiner eignen Natur," hat er keinen Anstoß genommen und darauf nicht weiter reflektirt, wie diese Lehre in consequenter Ausbildung die übernatürlichen Gnadenmittel überflüssig macht. Ist doch selbst von Weigel die Consequenz nicht vollkommen gezogen worden, wiewohl er lehrt, „es ist in unserm irdischen Leib ein Same gesät, der ist das Wort Gottes, derselbe wächset heraus, wie eine Rose aus dem Samen, wie ein Stengel aus dem Korn." Arglos geht Arndt auch an der Lehre der älteren wie der späteren Mystik von dem amour désinteressé oder amor purus vorüber und nimmt unbefangen eine Stelle der Angela Foligni in das zwanzigste Kapitel des zweiten Buchs auf, worin dieselbe ausdrücklich vorgetragen wird. Sein praktisch-besonnener Geist scheut sich indeß, den Mystikern in ihre abstrusen Tiefen zu folgen. „Auch ich bin, schreibt er an Gerhard, noch nicht so weit gekommen, daß ich die „Tiefe der Seele," wie sie Tauler nennt, sollte begriffen haben, andere nennen es das göttliche Dunkel, welches durch jenes Dunkel, in das sich Moses hinzugemacht, sei vorgebildet worden."

Ein allgemein an dem Werke gefühlter Mangel, welchen auch Spener hervorhebt, ist der einer bestimmten Reihenfolge der Kapitel, ja selbst der vier Bücher. Zwar giebt er in dem Briefe an Gerhard von 1609 die Eintheilung so an: „Das erste Büchlein lehrt und öffnet den Weg zum innern Menschen; das zweite führt näher zu demselben, nämlich zum Geschmack der christlichen Dinge durch die Erduldung des Kreuzes; das dritte kehrt den Menschen ganz in sich und sein Innerstes hinein und lehrt, daß das Reich Gottes in uns verborgen sei; das vierte will durch die große Welt und das Buch der Natur Gott den Urheber und Schöpfer der Natur in das menschliche Herz einführen.“ Allein anderwärts nennt er andre leitende Principe der Eintheilung, und es läßt sich am Ende nur sagen, daß, wie in der Nachfolge Christi von Kempis, der Leser von Buch zu Buch tiefer in das Geheimniß der Gottseligkeit hineingeführt werde. Eine Folge des Mangels an strenger Oekonomie sind die mehrfachen Wiederholungen.

Auch das Paradiesgärtlein verdankt den Reichthum seiner Segenswürkungen mehr seiner Zeit als dem Charakter seiner Gebete. Wir lassen hierüber einen geistreichen und urtheilsfähigen Beobachter sich aussprechen*): „Bei dem Paradiesgärtlein ist der zum Grunde liegende Plan ein äußerer Schematismus; dies zeigt sich besonders bei den Tugendgebetlein, welche die Sammlung eröffnen, denn diese sind nach den zehn Geboten geordnet. Die Gebete selbst sind größtentheils nicht entstanden, sondern gemacht. Der Verfasser giebt nicht wieder, was er selbst mit Gott geredet hat; sondern er trägt für seinen Leser, den er sich mit gewissen Bedürfnissen denkt, passende Betrachtungen und Bibelstellen zusammen. Anstatt ihm nun dieses an's Herz zu legen, legt er es ihm in den Mund; anstatt zu ihm zu sprechen, läßt er ihn zu Gott reden. Aber die Form des Gebetes ist nur lose aufgeheftet, es ist eigentlich eine ganz gewöhnliche Belehrung und Ermahnung. Die Gedanken gehen wohlbedächtig ihren schon in Voraus bestimmten Gang; und dieser Gang ist in den Tugendgebetlein noch obenein, mit wenigen Ausnahmen, derselbe. Dabei kommen nicht selten weitläuftige Reflexionen und Entwickelungen vor, die der Verfasser immerhin an

---

*) Theremin's Abendstunden 3. A. S. 446.

seinen Leser richten mochte, die aber, wenn dieser sie an Gott richten soll, höchst unangemessen erscheinen. Durch das Lesen solcher Gebete wird man sich schwerlich zum eignen Beten erweckt fühlen, was die schönste Würkung eines Gebetbuchs seyn würde; man wird wahrscheinlich Beschwerung, Ermüdung und Verdrossenheit zum Gebete davontragen. Es finden sich jedoch in dieser Sammlung, wie sich dies auch bei der Gottseligkeit des Verfassers nicht anders erwarten läßt, viele Gebete, die von diesen Mängeln frei sind, und die man nur mit wahrer Erbauung lesen kann. Auch muß es dem Paradiesgärtlein nachgerühmt werden, daß der eigentliche Grundtypus evangelischer Frömmigkeit, das freudige, herzliche Vertrauen auf Christum und auf sein Verdienst, darin bei weitem mehr, als in dem wahren Christenthum hervortritt."

„Den überwiegenden Charakter der Reflexion tragen auch die Predigten an sich, die Postille und die Auslegung des Psalters. Weder sind sie so saftig, so gefühlsinnig als der gleichzeitige V. Herberger, noch so geistreich. Seine Art ist etwa die von Joh. Gerhard. Die Predigten sind bündig und sehr kurz. Exegetische Texterklärung wird vermißt. Nach dem aus dem alten Testamente entnommenen Exordium folgt gewöhnlich ohne Thema eine homilienartige Texteintheilung, nach dessen vorzüglichsten „Stücken." Eine Predigt mit Thema ist die zum ersten Advent, worin erst von Salomo als Vorbild Christi gehandelt wird, dann aus dem Text gezeigt, „wie unter den demüthigen Worten und Werken des Herrn eine göttliche Kraft verborgen sei." Und zwar erhellt dieses 1) aus 5 Eigenschaften, welche Christum als geistlichen, ewigen König darthun, 2) aus dem göttlichen Eifer, damit Christus seinen Tempel reinigt. In einer Predigt am stillen Freitage, welche durch Betrachtung von Zacharias 3. eingeleitet wird, werden aus dem Text die vier Oerter herausgenommen, da Christus gelitten: der Oelberg, der Palast des Kaiphas, das Richthaus Pilati, die Schädelstätte, darauf dann hier in einigermaßen rednerischer Form die Theile angegeben werden: Christus als Sündenspiegel, als Zornspiegel, als Gnadenspiegel und als Tugendspiegel. Die Anwendung zum Ausbau des innern Lebens behält Arndt immer im Auge. Wie aber der wärmere Gefühlsausdruck fehlt, so auch alle rhetorische Kunst, alle lumina orationis. Die Rede verläuft ruhig lehrhaft, nur hie und da ein Verslein, eine Geschichte, ein Citat aus einem Kirchenvater, seltener ein Sprüchwort.

Auf dem Wandel des Mannes haftet kein wahrnehmbarer Flecken. Als Muster der Seelsorgertreue haben ihn die Mittheilungen über seine Amtsführung in Quedlinburg erkennen lassen. Wie wenig er auf den eignen Vortheil bedacht gewesen, zeigt der Grund, welcher zur Bestätigung seiner Goldmacherkunst angeführt wurde, daß er mehr auf Wohlthaten verwendet habe, als er eingenommen. Den Beichtpfennig nahm er gar nicht, sondern pflegte noch vor dem Hinausgehn aus der Kirche ihn in die Armenkasse zu legen. Auffallend ist bei dieser seiner Wohlthätigkeit die Beträchtlichkeit seines Vermögens, indem von einem Kapitale von 3000 Thalern berichtet wird, welches er in Magdeburg verlor. Mag er auch väterliches Vermögen besessen haben, so sagt er doch, daß er in Quedlinburg „den hergebrachten Vorrath in seinen Acker hineingewendet.“ Indeß hat er sehr haushälterisch gelebt — seine Ehefrau gestattete sich nicht einmal gleiche Kost mit ihrem Eheherrn —, seine Aecker in Quedlinburg selbst bewirthschaftet, und nimmt sogar aus jener ganz kümmerlichen äußerlichen Stellung noch ein Ersparniß mit: „Habe ich etwas erspart, so danke ich's Gott.“

Als seine Haupttugend hebt Spener seine Sanftmuth hervor. Den Grad der Spenerschen erreichte sie zwar nicht, er kann wohl auch einmal seine calvinistischen Gegner „Otterngezücht“ nennen, wie er an seinen Freund Leyser in der Frage über den Exorcismus schreibt: „Unice te orans, ut ne, si quid resibilaverint viperae illae, patrocinium veritatis abjicias.“ — Männlich und nachdrucksvoll tritt er überhaupt stets auf, wo es um Kapitalfragen sich handelt, dem Gegner nicht einen Schritt breit nachgebend, doch zugleich besserem Rathe offen, wo es sich um Form und Ausdruck handelte und den christlichen Ton in seiner Haltung kaum irgend verletzend: als er Braunschweig verließ, sprach er in dem Abschiedsschreiben an den Bürgermeister: „Und wenn ich in Braunschweig einen Hund beleidigt hätte, wollte ich friedlich von ihm scheiden.“

Am 3ten November 1621 hielt er die letzte Predigt über die Worte: „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ärnten.“ An demselben Tage wurde er bettlägerig, und ohne sich weiter den Amtssorgen hinzugeben, richtete er sein Gemüth nur auf sein Seelenheil. Während seiner ganzen Krankheit zeigte er keine Ungeduld, sondern nur Demuth und Ergebung. Am 11ten Mai, seinem Sterbetage,

betete er gegen Abend aus dem 143. Psalm: Domine ne intres in judicium cum servo tuo, worauf ihm geantwortet wurde, es stehe geschrieben: „Wer Christi Wort höret und glaubet dem, der ihn gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in's Gericht." Darauf schlief er ein wenig ein, erwachte aber bald wieder, schlug seine Augen auf und brach in die Worte aus: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit." Als seine Frau ihn fragte, wann er die Herrlichkeit gesehn, antwortete er: „Jetzt habe ich sie gesehn, ei, welche Herrlichkeit ist das! Die Herrlichkeit ist es, die kein Auge gesehn, kein Ohr gehört, und die in keines Menschen Herz gekommen ist: diese Herrlichkeit habe ich gesehn!" Um 8 Uhr fragte er, wie viel es schlage, und als es 9 Uhr schlug, fragte er abermals nach der Uhr. Man antwortete ihm, es schlage neun, darauf sagte er: „Nun habe ich überwunden!" Dies waren seine letzten Worte. Bis halb zwölf Uhr des Nachts lag er noch still und entschlief dann sanft und selig unter den Gebeten der Umstehenden.

Die ihm später gesetzte lateinische Grabschrift lautete: „Hier liege ich Arndt, der ich ein wahrer Liebhaber Jesu gewesen und immer die innere Frömmigkeit geliebt habe. Ich habe Viele gebessert, Verirrte oft zurückgeführt. Mein Sinn war keusch, meine Stimme durchdringend. Durch das nach meinem seligen Tode in den Flammen erhaltene Buch hat Gott die Wahrheit meiner Lehre bestätigt. Sei gegrüßt, mein Jesu, allerseligste Schaar: unreine Welt leb wohl. Gütiger Jesu, sei mir gnädig." —

Hauptquellen: G. Arnold, Leben der Gläubigen S. 536. — Balthasar Scharff, Supplementum historiae litisque Arndianae aliquot inclitorum superioris saeculi theologorum epistolis constans. Wittenberg 1727. — Joh. Arndt, ein biographischer Versuch von Friedrich Arndt 1838. — De Joanne Arndio ejusque libris de vero christianismo von H. L. Pertz. Hannover 1852. — Der Artikel Arndt in Herzog's Encyklopädie.

III. Valerius Herberger, Prediger in Fraustadt.

(Geb. 1562, gest. 1627.)

Die evangelische Posaune vom „Kripplein Christi“ ist im ganzen evangelischen Deutschland bekannt. Herberger erblickte 1562 das Licht der Welt in Fraustadt, einem dicht an den Grenzen Schlesiens gelegenen polnischen Städtlein. Den Geist des Glaubens, in dem er so herzandringend zu predigen gewußt, verdankte er schon dem elterlichen Hause. Sein Vater, Martin Herberger, war, wie der Heermanns, Kürschner von Profession und zugleich ein kunstfertiger Mann, er war ein „gefreieter Sänger und Fechter.“ Das Meistersängerinstitut, dessen letzter Schößling erst 1839 in Ulm abgeblüht, war eines jener sittlich-religiösen Zunftinstitute des Mittelalters. Die kunstliebenden Handwerksgenossen eines Ortes versammeln sich in der „Zeche,“ um nach gethaner Arbeit des Spieles, des Sanges und der Dichtkunst zu pflegen. Durch Gesetze von sittlichem wie von religiösem Charakter war ihre Kunst vor Profanation sichergestellt: so durfte z. B. kein Meisterlied auf öffentlichen Gassen, bei üppigen Zusammenkünften oder bezecht gesungen werden. Ihre in der Zeche gesungenen Lieder haben nur religiöse Themata, meist biblische Geschichten: noch am Anfange des 18ten Jahrhunderts singen sie in der nürnbergischen Katharinenkirche nach dem Mittagsgottesdienst. Der Sänger, dessen Gesang mit allgemeinem Beifall gekrönt, und dessen Leben sittlich untadelhaft, wurde in öffentlicher Schule „gefreit,“ d. i. zum Meister gesprochen.*) Ein ähnliches Institut, nur nicht von religiösem Charakter, war das der Fechterzunft.

Vater Martin besaß bei seiner Kunstfertigkeit auch einige Kenntniß des Lateinischen und war ein Mann von der Feder, von dem sich noch jetzt einige gedruckte Lieder erhalten haben. Dabei war er noch einer von jenen Alten, die auf ihr Handwerk stolz, und so oft er mit andern seines Gewerbes zusammenkam, pflegte er auszurufen: „Gott ehre das Handwerk!“ — Martin Herberger war ein gottesfürchtiger Mann. Als der Sohn zum ersten Male zur Schule gebracht und den Lehrern empfohlen werden sollte, begab sich der Vater mit dem Knaben zuvor in die Kirche, kniete in seinem

*) Wagenseil. Von der Meistersingerkunst. S. 547.

Gestühl nieder und bat mit dem Sohne und für ihn, daß Gott ein rechtes Werkzeug des Geistes aus ihm machen möge. Diesen Vater verlor er aber schon im 9ten Jahre. Die geistlichen Melodien, an denen sich der fromme Meistersänger auf seinem irdischen Lebenswege so oft erhoben hatte, geleiteten ihn auch auf seinem letzten Wege in ein besseres hinüber. Er rief, als er auf seinem Sterbebette lag, einen der Umstehenden heran, forderte ihn auf, das Ohr an das seinige zu legen und fragte, ob er nicht höre, wie die ganze Kirchengemeinde andächtig ihr „Wir glauben all' an Einen Gott," singe.

Herbergers Mutter, von welcher der Sohn sagt, sie sei „kleinessig wie eine Nachtigall" gewesen, suchte ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, um die hinterlassene Baarschaft des Vaters nicht antasten zu dürfen, wurde indeß der Sorge für den Knaben bald erledigt, indem derselbe bei ihrer Schwester Versorgung fand. Der Vater von Valerius hatte immer einen Pfarrer aus dem Knaben zu machen gewünscht, aber die Mutter hatte sich zum zweitenmal verheirathet und nach dem Willen des Stiefvaters wurde er dazu bestimmt, das Schuhmacherhandwerk zu erlernen. Schon war der Tag festgesetzt, wo er in das Handwerk aufgenommen werden sollte, da rief ihn der wackre Geistliche Arnold, sein Pathe, heran und sprach: „Höre, mein Pathe, du willst ein Handwerk lernen. Du denkest, es soll's niemand erfahren. Es hat mir's gleichwohl der kleine Finger gesagt. Auf den Sonntag willst du dich lassen aufnehmen. Niemand soll's wissen, aber Gott weiß wohl deinen Fürsatz. Lieber Pathe, laß mit dir reden. Dein Vater pflegte von dir zu sagen: Dieser Sohn muß mir studiren, und wenn ich's soll erbetteln. Wenn man dich aufwindelte, so recktest du die drei Fingerlein in die Höhe, wie der Salvator, wenn er den Weltapfel trägt. Da sagte dein Vater: Ihr werdet sehen, das wird gewiß ein Prediger werden, er wird auf den Herrn Jesum mit Fingern weisen, wie Johannes der Täufer. Mich aber hat er auf seinem Todbette gebeten, könnte ich dich nicht zum Studiren fördern, wie denn alles in Gottes Hand stünde, sollte ich doch mit Händen und Füßen wehren, daß du kein Handwerk möchtest lernen; denn also würdest du gezwungen müssen studiren. So groß war deines Vaters Glaube, du würdest ein gelehrt Mann werden. Nun ist er in den Gedanken gestorben, du seist nach ihm ein gelehrt Mann

worden. Weil er aber im Propheten Daniel hat gelesen: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viel zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sternen immer und ewiglich, so wird er sich am jüngsten Tage bald umsehn, wo denn sein Sohn sei, das große, glänzende Licht. Da wirst du für alle Gottes Heiligen, ich weiß nicht, in welchem Winkel stecken und mit des Handwerkes Wachs beschmieret seyn. Lieber Pathe, bedenke dich!"

Das machte auf Valerius einen solchen Eindruck, daß, als er nach Hause kam, er seiner Mutter erklärte: „Nun lerne ein Handwerk dieser und jener, ich aber nun und nimmermehr. Soll ich vor meinem Vater besudelt stehen? das thu' ich nicht." Von seinem geistlichen Pathen und Gönner wurde er nun auch nach Freistadt zu dem gelehrten Rektor Ludovicus in die Schule gebracht, und, nach der aus der katholischen Zeit ererbten schönen Sitte, „der armen Schülerlein sich treulich anzunehmen," boten sich auch bald Wohlthäter an, welche den Unterhalt gewährten. Im J. 1582 bezog er die Universität Frankfurt, wurde indeß — wahrscheinlich durch ein unterdeß in Leipzig in Aussicht gestelltes Stipendium — nach kurzer Frist bewogen, dorthin abzugehen. In Leipzig erhielt er ein Stipendium seiner Vaterstadt, an welches die Bedingung geknüpft war, jeden Sonntag die sieben Bußpsalmen zu lesen — auch noch eine Reliquie der katholischen Zeit. In Leipzig würkte damals der fromme Selnecker, in dessen Unterricht die Herzensfrömmigkeit des Jünglings nur noch mehr angefacht werden konnte. Nach zwei Jahren erging indeß aus seiner Vaterstadt der Ruf zu einer Schulstelle an ihn. Nachdem er in derselben treulich gearbeitet, ward ihm 1590 das Diakonat übertragen, aus welchem er 1599 in das Pastoramt vorrückte.

Es war ein arbeitsvolles Amt, in welches er eingetreten war. Es bestanden drei sonntägliche Predigten, „damit die Leute nicht am Sonntage auf schlechte Gedanken kämen," daneben, wie damals in den meisten Orten, Montags und Freitags Wochenpredigt, an den andern Tagen Bibellektion, überdies Leichenpredigten und wöchentlich nach der Freitagspredigt Communion. „Wir Prediger, sagt er, predigen uns fast zu Tode in dieser Stadt." „In seinem Amte — berichtet sein Lebenslauf — hat er ihm viel Dinge selber sauer gemacht, welches er gar wohl hätte unterlassen können. Jedoch hat er alles mit Lust verrichtet. Hilf Gott! welch

eine Freude war es ihm, wenn er predigen sollte, ob er auch schon oftmals die Woche über schwach und matt, dennoch, wenn der Sonntag herbeikommen und er die Kanzel betreten, ist sein Geist wieder lebendig geworden. Er führet auch seinen Zuhörern zu Gemüthe: „Es predigt sich mächtig übel, wenn man den leeren Stühlen und Bänken Gottes Wort vorsagen muß, hingegen lacht einem Prediger das Herz im Leibe, wenn er eine volle Kirche hat." Die Predigt ist es ja indeß nicht allein, in der sich die Treue des Seelsorgers bewährt. Dies Seelsorgeramt aber in der lutherischen Kirche bestand noch in etwas anderem, als in bloß zufälligen Hausbesuchen. Es war im beichtväterlichen Verhältnisse einbegriffen, der Beichtvater aber war auch der Rathgeber in allen Familienangelegenheiten und hatte so mit dem Zugang zu den Herzen auch den Zugang zu den Häusern. Wo nun der Geistliche der rechte Mann war, übertrug sich von der kirchlichen Weihestunde auch eine Weihe auf die Familienbesuche. Ferner war der Geistliche auch der Armenvater der Gemeinde: durch Herberger kam eine neue Armenordnung in Praxis, welche besonders auf die verschämten Hausarmen, auch auf die armen Schulkinder, Rücksicht nahm. Seine ausgezeichneten Gaben erwarben ihm nah und fern Freunde und Zuhörer, doch fehlte es auch nicht an Uebelwollenden und Mißgönnern, namentlich nachdem er zu einiger Wohlhabenheit gelangt war.

Schwerere Anfechtung erlitt er, als die Unterdrückungsmaßregeln des bigotten Siegmund III., welcher bereits seinem katholischen Glauben die schwedische Krone zum Opfer gebracht, auch Fraustadt erreichten. Es war von ihm der Befehl ertheilt worden, die ursprünglich katholisch gewesenen Kirchen den katholischen Glaubensgenossen zurückzugeben. Obwohl sich in Fraustadt nur wenige Katholiken befanden, welche überdieß eine eigene Kirche zum Gebrauch hatten, erging dennoch auch an die evangelischen Fraustädter der Befehl, ihre Pfarrkirche abzugeben. Mit bewundernswürdiger Opferwilligkeit sammelte die Gemeinde binnen Frist von drei Monaten so viel an Beiträgen, um aus zwei zu diesem Zwecke angekauften Privathäusern sich ein neues Kirchlein zu errichten. In der Christnacht des Jahres 1604, als die erste katholische Messe in der Pfarrkirche gelesen wurde, wurde auch zum ersten mal von den Evangelischen ihr Gottesdienst in ihrem neuerbauten Kirchlein gehalten. Große Betrübniß war unter den Versammelten. Herberger gab in

dieser ersten Predigt dem Gotteshause den Namen, der es von da an berühmt gemacht: „Praesepe domini oder Kripplein Christi, erklärte er, soll es heißen. Hat das Jesulein nicht Raum in der Herberge, so hat es doch Raum im Kripplein." — Selbst an Lebensnachstellungen von Seiten der katholischen Widersacher, welche ihn nur spottweise den kleinen Luther zu nennen pflegten, fehlte es nicht. Als 1620 eine Anzahl Kosacken in der Nähe des Ortes quartirten, war auf Anstiften der katholischen Priester ein Angriff auf das Leben Herbergers bereits beschlossen und wurde nur durch die Freundlichkeit eines besser gesinnten Hauptmanns verhindert. — Eine andre schwere Erfahrung brachte die im Jahr 1613 mit furchtbarer Gewalt überhand nehmende Pest. Von den schweren Aufgaben, welche sie mit sich führte, giebt er selbst eine Nachricht: „Anno 1613 bald nach Pfingsten verjagte mich von dieser Arbeit (von den magnalia Dei) die gräuliche Pestilenz. Da mußte ich mich, weil wir den Tod alle Augenblick für Augen sahen, in andre Gedanken richten und meine Pestilenzpillen ausarbeiten, und geistliches, bewährtes Giftpulver aus der Bibel suchen. In dieser schrecklichen Pest bewahrte mein Herr Jesus mich und mein ganzes Haus, daß uns nicht das kleinste Unglück begegnete. Es war gleich als wenn ein Engel mit einem blanken Schwerte mein Haus belagert hätte, daß ihm kein Leid mußte widerfahren." Unter diesem göttlichen Schutze arbeitete er unermüdet als Helfer für Seele und Leib. Der Glaube bewahrte ihn vor Furcht und Ekel. Oft winkten ihm die bereits Angesteckten von Weitem mit den Händen, oder baten ihn auch zurückzubleiben. Aber er folgte ihnen nicht, wenigstens trat er an die Fenster der Häuser und rief ihnen Trostsprüche zu. Manche Leichen begrub er mit dem Todtengräber ganz allein. Er ging voran und sang, der Todtengräber führte die Leiche auf einem Karren nach, an welchem ein Glöcklein hing, damit die Leute in den Häusern bleiben sollten. In dieser täglichen Todesgefahr dichtete er sein Lied: „Valet will ich dir geben," dessen Verse er mit den Anfangsbuchstaben seines Namens beginnen ließ.

Sonst war Herbergers Amtsleben ein geruhiges und in mancher Hinsicht mit Freuden gesegnetes. Er war wohlhabend geworden theils durch das Erbe seiner Frau, der Tochter eines fraustädter Rathmannes, theils durch seine Schriften. Während der Zeit seines Diakonats hatte der Magistrat den aus Liegnitz wegen seines Philippismus vertrie-

denen Grenzheim zum Pastor in Fraustadt erwählt, einen Mann, der nach der allgemeinen Liebe, welche er sich zu erwerben wußte, zu urtheilen, reich an christlichen Tugenden gewesen seyn muß. Zwischen diesem und Herberger bildete sich ein Verhältniß des Vertrauens, wie zwischen Vater und Sohn. Auch befanden sich christlich befreundete Geistliche um Fraustadt herum in seiner Nähe, sein Leichenredner der Pastor Priebisch in Glogau, Heermann in Köben u. a.

Herberger war ein kindlich gottseliger Mann, dessen Frömmigkeit ähnlich wie die jenes Kreises, den wir in Kopenhagen kennen gelernt, in einigen Stücken die katholische Färbung an sich trug. „Jesus," das war der Namenszug, in den all sein Glauben, Lieben und Hoffen verschlungen war, wie er auch seine erste Predigt über „den süßen Namen Jesu" hielt. In seinem Tagebuche fügte er bei jeder kleinen und großen Begebenheit, die er notirte — auch wenn er nur einen neuen Dienstboten nahm — einen Gebetsseufzer bei, wie bei der letzten Veranlassung: „Herr Jesu, qui dominaris omnibus cordibus, rege nos spiritu tuo sancto, ut haec mutatio proficiat ad emolumentum familiae nostrae." Als ihm seine Magnalia dei in erster Auflage von Leipzig gesendet werden, schreibt er in einem jener sinnreichen Gedankenspiele, wie sie ihm eigen waren: „Ipso die nativitatis Jesu nascitur apud me liber meus de Jesu post concionem et nascitur de virgine, virgo enim mihi offerebat." Er legte sich Gelübde auf, z. B. zu einem bestimmten Almosen, zum täglichen Lesen eines Psalmes Morgens und Abends. Der Psalter, spricht er, ist mir das liebste Buch in meiner Liberei, mein Kumpan, mein Vademecum und mein stetes Handbuch zu Hause und auf der Straßen. Kein Tag geht weg, ein Psalm des Morgens ein Psalm des Abends auf's wenigste wird nun in die 25 Jahre nacheinander (auf besonderes Gelübde im Jahr Christi 1598 am Tage Allerheiligen) von mir gelesen." — Er war dienstfertig und wohlthätig nach seinem Vermögen, was nach Verhältniß nicht unbeträchtlich gewesen seyn kann. Zur Zeit seines Lebensbeschreibers Lauterbach war noch ein Oekonomiebuch vorhanden mit dem Vermerke der Posten, durch welche er andern zu Hülfe gekommen, der Stadt Sprottau leiht er 2000 Gulden, so auch einigen adligen Häusern. — Eigenthümlich ist ihm ein Ahnungsgefühl gewesen, von welchem mehrere merkwürdige Beispiele erzählt werden. Die beiden merkwürdigsten sind

diese: Zwei Jahre vor der Besitznahme seiner Kirche durch die Katholiken träumte er in der Neujahrsnacht, als sei er in der Kirche und hörte die Worte: „Verleih uns Frieden gnädiglich.“ Bald darauf sah er zu seiner Bestürzung die ganze Orgel voller Mönche und darauf sich selbst in ein schönes Haus versetzt, das aber ledig war. In dem Jahr wurde eine Commission wegen Abtretung der Kirche verordnet. Da hielt er eine Predigt über Psalm 83: „Gott schweige doch nicht also und sei doch nicht so stille.“ Am Schluß derselben rief er: „Kommt ihr Kinder, wir wollen eine Mauer um die Kirche bauen. Helft mir beten.“ Hierauf that er ein gewaltiges Gebet und — in diesem Jahre blieb die Commission noch aus. In einer Predigt am 2. Adventssonntage 1598 hatte er von dem Feuer des jüngsten Tages gesprochen und ermahnt, „mit beiden Augeneimern Wasser herbeizutragen.“ „Als ich an diese Worte kam, erzählt er, entfuhren mir über alle Gedanken solche Reden: was bedeuten die Feuerstrahlen, die jetzund so häufig gesehen werden? Antwort. Sie sind unsres Herrgottes Feuerglocken. Feuer, Feuer, Feuer ist da, ihr Fraustädter. Wann wird's kommen? Um Mitternacht. Wer hat's gesagt? Der Herr Jesus Matthäi 25, 6. „Zu Mitternacht kam der Bräutigam.“ — Ueber diese Reden erschrak ich sehr und ich selbst ward neben euch darüber bestürzt. Was geschah? Bald folgenden Abend eben präcise um Mitternacht ging ein Feuer an, verbrannten drei ganze Viertel der Stadt!“

Seine Rechtgläubigkeit betreffend, so ist sie nie angefochten worden. Als ein fraustädter Candidat in Wittenberg ordinirt werden sollte, äußerte er, er wisse nicht, wie er sein Vaterland zu bezeichnen habe, da er in Fraustadt geboren, aber früh nach Schlesien gekommen sei. „Schreibt euch nur aus Fraustadt, ruft Calov, die ist durch Herberger in der ganzen Welt bekannt.“ Ob nicht aber das Ohr eines wittenberger Zionswächters, wenn es in seine Nähe gekommen wäre, auch aus seiner Predigt eine heterodoxe Note herausgehört haben würde? Diejenige lutherische Theologie wenigstens, welche der ihm innig befreundete Crenzheim lehrte, war von einem Hunnius und Mamphrasius für sehr seelengefährlich erklärt worden. Auch hatte Herberger die bedeutungsvollen Worte in das Exemplar seines corpus doctrinae von Melanchthon eingeschrieben: „Martinus Lutherus saget: Qui Philippum non agnoscit

praeceptorem, der muß ein grober Esel und Bacchant seyn, den das Dünkelhundel gebissen hat. Er ist noch ein schlechter (schlichter) Magister, aber er ist ein doctor in ecclesia super omnes doctores." Es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheinet, der solche dona und Gaben hat. Darum laßt uns den Mann groß achten; wer ihn verachtet, der muß eine verachtete Seele vor Gott seyn." So hat er sich auch dem Exorcismus abgeneigt erklärt. Und es hängt gewiß mit einer Neigung für den Philippismus zusammen, daß er niemals gegen die Calvinisten gepredigt, obwohl dieselben zu seiner Zeit in Schlesien so mächtig wurden.

Im J. 1623 erhielt der treue Mann die erste Mahnung, daß sein Abschied nahe sei durch einen Schlagfluß, der ihn den Abend vor seiner Sonntagspredigt traf. Dennoch war er im Stande, die Predigt am folgenden Morgen zu verrichten. „Gott Lob, sprach er, Gott spielte mit mir das Evangelium vom Gichtbrüchigen." In der Dedikation seines Psalterparadieses an die schwedische Prinzessin Anna unterschreibt er sich: „Val. Herberger, welcher sich von Herzen nach dem Worte Jesu sehnt: Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn." „Bei mir, so schloß er den dritten Theil des Psalterparadieses, ist die Kraft sehr gelähmt. Ich gehe daher wie ein baufällig wackelndes Haus, das bald wird in Haufen fallen. Ich webele wie ein schwacher Strohhalm. Hilf, o Herr Christ, dem Schwachen! Soll aber ich alter 65jähriger Vater schlafen gehen, so sei das auch zu guter letzt mein Wort: Herr, erhebe dich in deiner Kraft, so will ich im Himmel singen und loben deine Macht. Amen!" Zwölf Wochen lang lag er in großen Leiden mit ebenso großer Geduld und ließ nur die Worte wiederholt erschallen: „O Jesus, Jesus, Jesus! O Jesu esto Jesus!" und entschlief am 18. Mai 1627.

Seine Schriften wurden schon zu seinen Lebzeiten überall mit Bewunderung gelesen. Im J. 1601 erschien der erste Theil seiner Magnalia dei und fand solchen Absatz, daß der leipziger Verleger ihn mit Bitten um die Fortsetzung bestürmte. Bis 1700 hatte das Buch 24 Auflagen erlebt, die 4te mit einer Vorrede des berühmten leipziger Theologen Scherzer. Er war 1611 mit dem Pentateuch fertig geworden und fügte Josua, die Richter und Ruth hinzu, ging dann aber zu den Psalmen über, weil das Alter und allerhand Schwachheiten ihn zweifelhaft gemacht, ob es ihm auch möglich seyn

werde, die übrigen historischen Bücher hindurchzuarbeiten. Auch unter Reformirten und Katholiken fanden seine Schriften Verehrer. Ein Geistlicher aus der Gegend von Worms meldet ihm, daß er seine Herzpostille bei einem reformirten Bürger gefunden, dem sie sein Pfarrer empfohlen habe, und der sie so hoch halte, daß er sie auch nicht auf kurze Zeit aus seinem Hause lasse. Ein Adliger fand bei einem katholischen Priester seine „Trauerbinden" auf dem Tische und fragte ihn: „Herr, was macht Ihr mit diesem lutherischen Buche?" Der Priester antwortete: „Es ist eine gute Eintunke darin." Auch Churfürst Johann Georg I. hatte die Magnalia dei mit solchem Wohlgefallen gelesen, daß er bei dem leipziger Superintendenten Weinrich anfragte, ob man den Mann nicht nach Leipzig ziehen könne. Dieser Wunsch des Churfürsten kam nicht zur Ausführung. Dagegen erhielt er andere Vokationen nach Freiberg, Liegnitz, Troppau, Breslau, wollte sich indeß von seinem Fraustadt nicht trennen.

Die Predigten Herbergers sind ihrem Kerne nach Jesus-predigten. „Ich hab' nur Eine Passion und die ist Er und nur Er," so konnte auch er sprechen. Darum geht ein solcher Hauch der Innigkeit durch seine Predigten hindurch. Das Wort: „Suchet in der Schrift, denn sie ist es, die von mir zeuget," gab ihm die Gewißheit, daß Jesus überall in der Schrift zu finden sei — in Mose, in den Psalmen und in den Propheten, denn es heißt, daß der Herr seinen Jüngern alle drei ausgelegt. Daher war auch sein Grundsatz: „Besser Jesum in einer Stelle suchen, wo er nicht ist, als ihn da nicht finden, wo er ist." Er fand, daß Herr Lutherus „mit hochbedachtem Rath und Fleiß, nicht mit den Worten: „im Anfang," die Bibel angefangen, sondern „am Anfang," um gleich damit auf Den hinzuweisen, der das A und das O der ganzen Schrift ist." Doch ist auch ein tüchtiger exegetischer Kern in den Predigten. Erst nach einer geistreich-praktischen Textauslegung geht er daran, die Theile unmittelbar aus dem Text abzuleiten und formirt dieselben bald, wie über Lucä 7, 7—17, in geistreicher Antithese: „1) Kein Glück, kein Leben ist auf Erden so herrlich, es kann brechen; darum soll kein vernünftig Herz guten Tagen, dem blühenden Glück und unbeständigen Leben trauen. 2) Kein Glück, kein Leben ist aber auch auf der Erde so beschwerlich, es kann sich bessern; darum soll ein christliches Herz in keinem Unglück, wenn

es gleich im Tode selbst wäre, verzagen;" oder es werden die Theile auch in Verse gefaßt. Er ist didaktisch, aber nicht dogmatisch. Wider die Sitte der Zeit sind seine Predigten durchaus nicht polemisch. Er predigt in die Schrift hinein und immer wieder aus der Schrift hinaus in das Leben und in das Herz. Er ist viel erbaulicher als Arndt, denn er redet nicht die Sprache der Reflexion, sondern der Empfindung. Dabei ist er gelehrt: in den Magnalia zeigt er große theologische Belesenheit und wendet auch sonst trefflich Aussprüche von Kirchenvätern, Luther u. a. an. Die Kirchen- und Weltgeschichte ist für ihn eine unerschöpfliche Fundgrube, die sich ihm aufthut, so oft er ihrer bedarf. Schon dadurch erhalten seine Predigten den Charakter der Volksmäßigkeit, er spricht aber auch die Sprache des Volks. Ermahnung, Warnung, Tröstung erhalten bei ihm eine konkrete Gestalt, meist mit Anlehnung an die Bibel. Die glückliche Wahl des Namens für sein Kirchlein ist ein Beispiel hiefür. Brauchte er Sprüchwörter, so quollen sie haufenweise aus ihm hervor: „Besser allein, als bei böser Gemeine. Unverworren ist gut zu verrichten. Wer sich unter die Träber mengt, den fressen die Säue u. s. w." Hie und da streut er zur rechten Zeit Liederverse ein. So ist denn auch unter uns der alte Prediger vom Kripplein Christi wieder auferstanden. In mehreren Ausgaben sind seine Magnalia wiedererschienen, seine Herzpostille (2 B. 1852), auch sein Passionszeiger (2 Aufl. 1858), „das himmlische Jerusalem" (1858) und seine Trauerbinden (1854).

Hauptquellen: Lauterbach, Prediger am Kripplein Christi, 1. Th. Leben Herbergers, 1708, 2. Th. Fraustädtisches Zion, 1711. — Klopsch, Leben Herbergers in der Ev. Kirchenzeitung, 1830.

IV. Dan. Dilger (geb. 1572, gest. 1645) und Mich. Blanck (geb. 1580, gest. 1637), Prediger in Danzig.

Der erstere 1605 Pastor zu St. Katharinen, seit 1626 an der Hauptkirche von St. Marien, der letztere seit 1614 sein College an St. Katharinen — mit diesen beiden innig im Glauben verbunden auch Rahtmann, geb. 1585, seit 1626 an St. Katha-

rinen, später — wenigstens von den Stimmführern der Kirche — als unrein in der Lehre verurtheilt. Ein — zumal in jener Zeit — seltenes Beispiel der Einigkeit, würkte dieses geistliche Kleeblatt in der damals überaus blühenden und volkreichen Handelsstadt, welche im J. 1640 nicht weniger als 77,000 Einwohner zählte, mit ausgedehntem gesegneten Erfolge. Es gelang ihnen, unter der schon durch frühere kirchliche Streitigkeiten aufgeregten danziger Bürgerschaft einen großen den Neid ihrer Collegen erweckenden Anhang zu erwerben. Ueber die Gewalt der Dilger'schen Predigten legt die lateinische Unterschrift Zeugniß ab, welche von Joh. Mochinger, der noch 7 Jahre College Dilgers im Ministerium gewesen, einem noch vorhandenen Portrait desselben untergesetzt wurde. Sie lautet deutsch:

> Siehe hier Danzigs heiligen Blitz und beglückenden Donner,
> Mächtig erweckte durch ihn viele Gemüther der Herr.
> Ist auch ein Maler zu finden, uns unsern Dilger zu malen?
> Wer kann malen den Blitz oder des Donners Gekrach!

In der That sind die Predigten dieser drei Männer evangelische Zeugnisse, welche an Ernst und praktischer Andringlichkeit denen von Arndt nicht nachstehn. Auf ihren Charakter läßt auch folgendes Zeugniß eines danziger Bürgers Gaul schließen. Dieser Mann, in verschiedenen Confessionen umhergeschleudert, hatte zuletzt in Weigels Schriften Befriedigung gefunden und war Separatist geworden — die Kirchen aber dieser drei Männer fuhr er fort, zu besuchen: „weil von diesen der ganze Christus und nicht bloß sein Verdienst gepredigt würde." Von Rahtmann erschien 1620 im erbaulich-praktischen Interesse die Schrift: „Christlicher Tugendspiegel, in welchem ihre Art und Eigenschaften zu göttlicher Uebung in Gottes Wort in 22 Predigten erklärt wird." Alle drei Männer galten eine Reihe von Jahren hindurch als durchaus unanstößig in der Lehre. Dilger, welcher in Jena studirt hatte, war im Verein mit seinem Schwiegervater Coletus, einem Theologen, welcher in seinem Eifer gegen den Calvinismus selbst ein Gebetbuch gegen die Calvinisten verfaßt hatte, wider die am Anfange des Jahrhunderts in Danzig mächtig gewordenen Calvinisten in Kampf getreten, Rahtmann hatte gegen die Socinianer Streit geführt. Auch standen sie sämmtlich mit den Häuptern der lutherischen Orthodoxie in freundschaftlicher Correspondenz: Rahtmann mit Meisner und Gerhard, Dilger mit Behm in Königsberg,

Blanck mit Franz in Wittenberg, Höppfner in Leipzig, Mentzer in Gießen.

Mit lebhaftester Freude wurde dieses edle Kleeblatt beim Erscheinen des ersten Buches von Arndt's wahrem Christenthum erfüllt, sie verbreiteten es unter ihren Anhängern, namentlich auch das Paradiesgärtlein, und erwarben diesen Schriften dankbar begeisterte Anhänger. Für ihre eigene dankbare Anhänglichkeit an Arndt, wie für ihr praktisches Christenthum überhaupt, legen die an Arndt und über Arndt um jene Zeit geschriebenen Briefe der drei Geistlichen Zeugniß ab. „Das ist mir, schreibt Dilger an Arndt selbst, das größeste an Dir, daß Du in diesem tief verderbten Zeitalter die Menschen durch Deine Bücher vom wahren Christenthum zur wahren Frömmigkeit gleichsam mit geistlich zwingender Gewalt erweckst und ermunterst. Soll ich mich ganz ausschütten, so sage ich Dir: mit vielen Thränen habe ich den Geist dieser Zeit beklagt, in welchem nicht nur jeder seine Religion sich selbst zurecht macht und so oder so gestaltet, sondern auch die, welche sich rühmen, Genossen der wahren Religion zu seyn, so leben, daß sie von dem Leben unwissender Heiden sich nicht unterscheiden und am bloßen Namen sich genügen lassen, daß sie Lutheraner, daß sie Christen heißen, darum aber, dem Vorbilde Christi nachzufolgen, sich nicht im geringsten bekümmern. Die Lehrer der Kirche, wenn nicht alle, doch die vornehmsten, überlassen sich nur mehr als weibischen Streitereien und Verketzerungen und lassen sich begnügen, wenn sie den seligmachenden Glauben an das Blut und Verdienst Christi nur dem Buchstaben nach den Zuhörern predigen, ohne das wahre Wesen des Glaubens zu erklären, ohne von den Zuhörern die vom heiligen Geist so dringend verlangten Früchte des Glaubens zu fordern, die Zuhörer aber lassen sich von demselben Geiste leiten und stürzen durch ihren eingebildeten Lippenglauben sich selbst in's Verderben" u. s. w. Von Rahtmann besitzen wir aus derselben Zeit einen Brief an Meisner, worin er in gleichem Sinne sich aussprechend sagt: „Was mich betrifft, so bekenne ich gern, daß die Lesung der Arndtschen Schriften mich erwärmt hat, und daß ich nichts mehr wünsche, als daß zur Erbauung der Gläubigen noch viele solcher Schriften in deutscher Sprache herausgegeben würden. Dahin ist es ja leider unter uns gekommen, daß der größte Theil der Christen Glaube! Glaube! schreit, ohne davon etwas hören zu wollen, welches die

Kennzeichen des wahren Glaubens und des neuen Menschen sind. Daher richten abscheuliche Laster fast alle Stände zu Grunde und bringen eine neue Sündfluth über die Welt, während die Sonne des Evangeliums oben im Himmel stehn bleibt. Wenn nun ein solches Uebel den mystischen Leib Christi wie ein Krebsschaden zerfrißt, wer sollte nicht wünschen, daß mehr solche Schriften erschienen! Wenn daher Gott auf den Universitäten und anderwärts Männer erweckt, welche die Sache Gottes fördern, so muß ihnen Dank für ihre fruchtbare Arbeit werden, nicht aber Schmähungen und Verdruß, wie dies in einem so schwer erkrankten, an Meinungen zwar aber nicht an Frömmigkeit so reichem Zeitalter an der Tagesordnung ist, von allen denen jedoch, die eine modeste Behandlung des Nächsten verlangen, mit Recht verworfen wird. Da nun auch Du unter diese gehörst, so bitte ich Dich unterthänigst, Du wollest doch auch über diese zur Beförderung der Frömmigkeit geschriebenen Schriften Dein Urtheil laut werden lassen!"

In demselben Geiste sind die Briefe von Blanck abgefaßt, in denen er dem wittenberger Theologen Franz und dem leipziger Höppfner ausführliche Nachricht über die Geschichte des Arndt'schen Streites ertheilt.

Von Corvinus jedoch, dem durch und durch fleischlichen Collegen Dilgers, welcher schon längst auf den Anhang jener drei Geistlichen unter der Bürgerschaft neidisch geworden, wird von der Verbreitung der Arndt'schen Schriften unter den Gemeindegliedern Anlaß genommen, Arndt von der Kanzel als Irrlehrer anzuklagen. Die nunmehr irregewordenen Anhänger Arndts suchen theils bei ihren Geistlichen, theils auch auswärts Rath, wie noch der Brief eines danziger Bürgers Crinesius erhalten ist, worin sich derselbe von dem ehrwürdigen rigaischen Generalsuperintendenten Samson Belehrung über die Arndt'schen Schriften erbittet. Zur Beruhigung der Bürger und zugleich um dem Corvinus den Mund zu stopfen, welcher sich nicht scheute, von der Kanzel herab seine Collegen fortgehend als „die neuen Werkheiligen" anzugreifen, erbaten sich die Geistlichen Gutachten von der königsberger und wittenberger Fakultät, welche, ebenso wie das Urtheil jenes rigaischen Superintendenten, durchaus zu Gunsten Arndts ausfielen und nur gegen mehrere der von ihm gebrauchten Terminologien Ausstellungen machten. Von dem der frommen Partei nicht abgeneigten Rath, insonderheit

dem Bürgermeister von Holten wurde nun auch in demselben Jahre 1620 beiden Theilen Schweigen auferlegt. Mit Bestimmtheit erklärt jedoch Corvinus, sich durch dieses Verbot von der Herausgabe einer Streitschrift nicht abhalten zu lassen, und so wurde nun auch Dilgern gestattet, eine von ihm zu seiner und Arndts Rechtfertigung verfaßte und bereits gedruckte Schrift zu veröffentlichen. Es war dieses die unter dem Titel: „Richtige und in Gottes Wort wohlbegründete Lehre in den vier Büchern vom wahren Christenthum in etlichen Punkten aus dringenden nothwendigen Ursachen wiederholt" erschienene Schutzschrift.

Kaum hatte dieser Streit sich in etwas beruhigt, als ein neuer noch hitziger geführter hinzutrat. Den gegen Arndt erhobenen Vorwurf, daß von ihm das gepredigte Wort verworfen würde, zu widerlegen, hatte Rahtmann zuerst in einer Predigt, sodann in einer 1621 herausgegebenen Schrift „Jesu Christi, des Königs aller Könige und Herrn aller Herrn Gnadenreich" sich über die Art, wie die Schrift zur Bekehrung würke, einer Lehrweise bedient, welche an die von Schwenkfeld anzustreifen schien. Das Nähere des Hauptstreitpunktes ist an einem andern Orte mitgetheilt worden (s. Tarnov). Corvinus, nur auf eine Gelegenheit wartend, die ihm verhaßten Collegen zu stürzen, ergriff die ihm jetzt dargebotene, um Rahtmann grober Irrlehren zu bezüchtigen. „Ich will, so lautete seine christliche Absicht, den Rahtmann noch so schwärzen, daß er die Hände ringen soll." Trotz dieser stärkeren Verirrungen des Collegen ließen weder Dilger noch Blanck in ihrer Freundschaft für ihn sich irre machen. In der Ueberzeugung, daß hier nur eine Differenz in Worten und nicht in der Sache vorliege, traten sie vielmehr mit Entschiedenheit zu seiner Vertheidigung auf. Auch unterzeichneten sie nebst einigen andern Geistlichen die Bitte an die rostocker Fakultät, Rahtmanns Sache, gegen welche sich auf Corvin's Betrieb die sächsischen Fakultäten ausgesprochen hatten, in Schutz zu nehmen. Noch war hierauf die Antwort von Rostock nicht eingelaufen, als Corvinus (22. Aug. 1626) an Dilger folgende Propositionen gelangen ließ, unter denen er ihn als Bruder anerkennen wolle: er solle vor öffentlicher Gemeinde erklären, daß er mit Rahtmanns gräulicher Schwärmerei und Arndts gefährlichen und schädlichen Reden, die er in seiner losen Scharteke vom wahren Christenthum und in andern seiner gleißnerischen Bücher vortrage,

nichts gemein habe; auch die Meinungen beider obgedachter trüglicher Arbeiten, wie sie den Calvinisten, Schwenkfeldern, Wiedertäufern und zum Theil den Papisten und Arianern dienen, bei Meldung deren Lehre mit verwerfe; daß er sich zu der lutherischen Kirche und der Doktoren Lehre bekenne, die Beschuldigungen gegen Letztere widerrufe und besonders den Censuren sich unterwerfe; daß er ferner die rechtgläubigen Glieder des Raths persönlich bitte, „ihm das, was mit seiner unrichtigen Vokation vorgelaufen, nicht entgelten zu lassen, sondern nun dazu einzustimmen.“ Diese Brüderschaft sollte Dilgern aber bald um billigeren Preis zu Theil werden.

In dem von dem edeln Tarnov verfaßten rostocker Gutachten wird Rahtmann nur wegen der „Unförmigkeit“ mehrerer seiner Terminologien getadelt, was die Sache selbst betrifft, wird er von Irrlehre völlig freigesprochen, und der Rath in einem eigenen Schreiben aufgefordert, dem Corvinus und seiner Partei Schweigen aufzulegen. Nicht lange war dieses ihm günstige Gutachten im Druck erschienen, als Rahtmann vom Schauplatze irdischer Kämpfe abgerufen wurde (1628 den 30. Juni). Ihm hielt mit Freimüthigkeit und verehrender Liebe sein Special-Collège Blanck die Leichenrede, welche in einer mehr als zweistündigen Ausführung nicht weniger einsichtsvoll und gelehrt die theologische Streitfrage behandelt, als nachdrucksvoll den Rath zur Friedensstiftung ermahnt. „Noch kann ich nicht enden, meine Geliebte — so schließt er — denn mein Herz und Mund hat sich weit aufgethan, die Liebe Christi und seiner Kirchen dringet mich noch Eines abzureden. Es ist, erbarme es Gott und Menschen, weltkündig die ärgerliche Zerrüttung der Kirchen und die daraus entstandene Zertrennung aller Stände bei uns in Danzig. Fast jedermann, oder ja die meisten haben an Hinlegung solches Uebels gezweifelt, so lange der selige Rahtmannus lebe, und vermeinet, wenn er nur weg wäre, würde es ehe geschehen: haben ihn oft zur Stadt hinaus oder gar todt gewünschet, Summa ihn für ein Catharma, für ein Fluch- und Fegopfer gehalten. Nun, was sie gewünschet, und gerne, so es möglich, ihm und andern gethan hätten, das hat nun Gott gethan. Er hat ihn nach seinem heiligen Rath abgefordert, er ist nun todt und begraben. Gott gebe, daß mit ihm alle bittre Wurzel und Same der Zwietracht in aller Einwohner Herzen erstorben und mit ihm verscharrt wäre! Nazianzenus, der alte treue Kirchenlehrer ward um eines einigen

Wortes halben, wie auch Basilio geschehen, von seinen liebsten Zuhörern und Collegen verketzert, und dadurch die ganze Kirche in zwei Haufen getrennet, das that ihm so wehe, daß er wünschte, ein solch Fegopfer zu werden, saget sehr schön: „Gern will ich Jonas seyn, und für des Schiffleins (der Kirche) Wohlfahrt hinausgeworfen werden, wiewohl ich zu diesem Meeressturm der Gemeinde keine Ursach gegeben. Ist das Loos gefallen, versenket mich in's Meer, Gott wird auch mir einen Wallfisch schaffen, nur daß mein Abschied sei ein Anfang eurer Einigkeit." Wohlan, meine Geliebten, ist denn Rahtmannus auch der vermeinte Jonas gewesen, so ist er jetzund mit Jonas im Bauch des Wallfisches, ist mit Christo mitten in der Erde bis auf den Tag seiner Auferstehung. Laßt uns nun mit Ernst darnach trachten, daß unser Meer stille werde . . Mit euch, mit euch, edle, ehrenfeste, hochweise Herren will ich reden. Zu euch wendet sich meine Predigt vor den Augen Gottes und dieser großen Gemeinde. Höret mich doch, daß Gott euch wieder höre! Wie lange wollt ihr zusehn dem großen Kirchenübel, das so lange gewährt hat?"

Auch hatte diese Ansprache bei dem Rathe einen tieferen Eindruck zurückgelassen. Mit Ernst betrieb derselbe nunmehr einen endlichen Friedensschluß beider Parteien und, da schriftliche Expositionen nicht zum Ziel führten, wurde im März des folgenden Jahres eine mündliche Conferenz angeordnet, bei welcher der Bürgermeister selbst zur Beschwichtigung der Gemüther das seinige that. Das Unglaubliche geschah: die Corvin'sche Partei ließ sich würklich überzeugen, daß Rahtmanns Lehrweise eine günstigere Auffassung zulasse, nnd einer derselben, welcher früher noch eine bittre Streitschrift gegen Rahtmann geschrieben, Jak. Cramer, bekannte nun am Schlusse der Verhandlungen: „Ich wollte hundert Gulden aus meinem Beutel missen, daß wir gewußt hätten, daß sie so gut gelehrt haben". —

Corvinus verblieb noch bis 1643 in Danzig, in welchem Jahre er seine Entlassung eingab, um in Lübeck die Superintendentur zu ambiren, wiewohl ohne Erfolg. Blanck starb 1637, Dilger 1645. Der letztere hatte die Freude gehabt, 1638 seinen Sohn Nathanael Dilger zum Collegen zu erhalten. In eben diesem lernen wir einen Mann kennen, in welchem sich die Gesinnungen jenes ehrwürdigen danziger Kleeblattes fortsetzten, einen Vertreter des lebendigen Lutherthums. Als einer der 5 zum thorner Colloquium abge-

sandten danziger Geistlichen und als Verfasser einer antisynkretistischen Schrift hat er seine lutherische Orthodoxie bewährt; es liegen aber auch Zeugnisse seiner christlichen Wärme vor. Durch J. Schmid hatte er in Straßburg tiefere Eindrücke empfangen. Er schreibt demselben später, daß er an ihm „wie Jonathan an David" hange. Durch Schmid war er auch mit V. Andreä in Verbindung gekommen. In mehreren von ihm erhaltenen Briefen spricht sich große Innigkeit und Verachtung der Welt und ihrer Ehren aus. In einem derselben aus Danzig von 1641 an Andreä schreibt er: „Ich habe so viele Jahre höchst angenehm am Hofe gelebt (als Hofprediger eines Grafen von Rappoltstein), jetzt lebe ich in einer Stadt, und von wie vielen Leiden werde ich hier bedränget! Was ich über mich zu sagen habe, fasse ich in die wenigen Worte: Mein Vaterland ist mir fast mein Exil, die Welt mein Kerker, der Himmel mein Hafen, wohin ich mit allen Segeln strebe!"*) Den am Anfange erwähnten Mochinger bezeichnet er als den einzigen Geistesverwandten unter den Collegen. —

Quellen sind die Schriften über Arndt, namentlich Scharff, Supplementa apologetica Arndiana — Albinus, Presbyterologia Gedanensis ms. in der danziger Stadtbibliothek. — Blanck's Leichenpredigt auf Rahtmann über 1 Kor. 4, 9—13. — Engelhardt, der Rahtmannsche Streit in Niedner's histor. Zeitschr. 1854.

V. Christoph Leibnitz, Pfarrer in Nürnberg.

(Geb. 1579, gest. 1632.)

Er war zu Grimma in Sachsen 1579 geboren, studirte 1601 in Altorf, wurde dort 1604 Inspektor der Alumnen, 1610 in Nürnberg Diakonus an St. Sebald und starb daselbst an der Pest 1632.

Daß er zu den vornehmsten Streitern für Kirchenordnung und -Zucht zu zählen sei, wird man schon aus Andreä's Lob abnehmen (s. J. Gerhard S. 191.), welcher in seiner Selbstbiographie seiner öfter Erwähnung thut. Wie Saubert war er ein Mann der

*) Epp. variorum ad V. Andreae, cod. Guelph. — Epp. ad Schmidium, cod. Hamb. II. S. 268.

altlutherischen Schule, ein Zögling des treu-lutherischen Schopper in Altorf. Die Lebensaufgaben Sauberts waren auch die seinigen: was die Lehre betrifft, die Normalbücher nach Ausmerzung des calvinistischen scriptum declaratorium wieder zum Ansehn zu bringen, in praktischer Hinsicht, alle diejenigen lutherischen Institute herzustellen, welche zur Pflege des christlichen Lebens dienen und deren andre lutherische Kirchen mehr oder weniger sich erfreuten. Er macht sich um die Sonntagskinderlehre verdient und hält auch selbst Wochentagskinderlehre, er sucht ein gemeinsames kräftiges Zusammenwürken des Ministeriums zu Stande zu bringen und veranstaltet vierteljährliche Zusammenkünfte, aus denen nachher die regelmäßigen Kirchenconvente entstanden, er dringt auf Kirchenvisitationen und Kirchenzucht. Von 1560 — 1626 waren nämlich die Kirchenvisitationen unterblieben. Das Bedürfniß derselben erweisen die Akten jener Visitation von 1626, worin unter anderm folgender Bericht: „Magister Weber hat die Mägdlein beten lassen (d. i. den Katechismus recitiren), welche zwar die Hauptstücke und Auslegung ziemlich beten können, aber Mägdlein von 15 — 17 Jahren haben auf die Frage, wie viel es Götter gebe, geantwortet: Drei, andre vier, andre fünf; Bauernknechte haben nicht gewußt, wer Pontius Pilatus sei.“*) Auch für den illusorischen Charakter der obrigkeitlichen Strafe durch das Substitut von Geldbußen findet sich der Beleg: „In Gräfenberg klagt der Landpfleger über den Eingriff des Pfarrers in sein Amt. Als er neulich einen Ehebrecher gestraft, habe der Pfarrer auf der Kanzel gesagt: wenn einer eine böse Sache hat, so soll er nur einen Beutel mit Geld nehmen, nach Gräfenberg kommen, so werde dieselbe bald gut werden.“

Von diesem seinem Bestreben legt vorzüglich ein 1628 im Kirchenconvent gehaltener Vortrag ein Zeugniß ab, den wir bruchstückweise mittheilen.**) Zu den Vorschlägen gehört: „dem Ministerio in casibus animarum periculosis geschehenem Versprechen nach thätlich und ersprießlich unter die Arme zu greifen. — Die remissiores und segniores im ministerio, (die in und bei solchen See-

*) Fascikel über die nürnberger Landesvisitationen in der nürnberger Stadtbibliothek.

**) Wir müssen bemerken, daß die Abschrift an zwei oder drei Stellen vielleicht inkorrekt ist.

lengefährlichkeiten obenhin fahren, allzu remiss und träg sind, dem Satan mit Ernst zu begegnen) pro materia subjecta zu excitiren. — Denen, so hierin das Ihre zu thun sich befleißigen, oder die, wegen ihrer mehreren Sorge und Mühe in solchen Fällen und dero-gleichen Nothwendigkeiten sich müssen anfeinden lassen, zu patrociniren und sie wider allerhand Feindlichkeiten zu manuteriren. — Daß man sich bei dem nächsten homagio politico merken lasse, als wollte man den seelgefährlichen, hochverderblichen bösen Ehen so viel wie möglich abhelfen, christlich in's Werk zu setzen oder im Werk zu erweisen. — Unter anderem auch zu diesem Ende die Visitationes ecclesiasticas sowohl in der Stadt als auf dem Lande, wie man zwar wohl angefangen und gutes Vorhabens gewest, auch also christlich fortzusetzen. — Wie die hochnöthige censura et disciplina ecclesiastica ins Werk zu setzen und zu practiciren sei, gute Rathschläge zu begehren und anzunehmen nicht allein von den Vördersten, sondern auch andern Predigern und Kirchendienern." —

Die Anfeindung wegen dieser und ähnlicher Vorschläge voraussehend fügt er hinzu: „Bringen sie es mit ihrer Bosheit wider mich durch Gottes Verhängniß so weit, daß sie mich endlich gar hinaus beißen, wohlan, so kann es mit und nach dem Willen Gottes wohl geschehen, daß nicht allein die remissiores und segniores? im ministerio deutlicher erkläret, sondern auch diejenigen namhaft gemacht und für Gott und seiner Kirchen überzeugt werden, welche als rechte Wetterfahnen und Flattergeister in religionis et doctrinae professione sich bei unsern Kirchen erwiesen, welches die desertores nicht allein, sondern auch destructores salutis ecclesiae Christi bisher unter uns gewesen, damit denn das lange und vieljährige Elend hiesiger nürnbergischen Kirchen und die Gewissensmarter oder Gewissenstortur vieler getreuen Diener Christi an seinen hiesigen Kirchen einmal recht für Augen gelegt und zu erkennen gegeben werden könnte, mit angehängtem gründlichem Bericht, wie und mit was Gelegenheit und obrigkeitlichem Befehle dies große und hochheilsame von Vorfahren her erweckte und stark getriebene negotium ecclesiasticum um einen großen Theil auf mich geringen und verhaßten armen Kaplan kommen, und welche in dem ministerio primario bei und unter der Auswürkung meiner Deduktion und anderer Erinnerungs- und Anhaltungsschriften, mir oder vielmehr der Kirchen Gottes allhier durch mich in diesem Stücke

tröstlich und behülflich, oder aber hinderlich und schädlich gewesen. Item welche dann in dem ministerio bei dem aufgehenden Heile der Kirchenbesserung, die größten und meisten Aergernisse von sich gegeben. Ob die nämlich so etwan einmal in Verheirathung eines gehorsamen Kindes (dafür Gott Lob sei in Ewigkeit) aus Mangel des Raumes in ihrer Wohnung nach dem Exempel voriger Zeiten, auch mit Erlaubung des Predigers und Schaffers, der Tischjungfrauen und Jung-Gesellen hiesiger Gewohnheit nach, in der großen Pfarrhofsstuben und in Beiseyn und Zusehn der Eltern, einen züchtigen Ehrentanz halten lassen, und auch bei hochzeitlicher Ehrenfreude, in dem Hochzeitshause, nicht auf dem gemeinen Tanzplatz, sondern in loco remotiore unter und mit fürnehmen Rathspersonen auf Ermahnung selbst einen Ehrenreihen oder zween züchtig und bescheiden mitgetanzt, sich auch etwa sonst an einem oder dem andern publico oder privato loco bei großen Gastversammlungen — ohne leichtfertige Reden und ohne unbesonnene Völlerei und Trunkenheit — über und wider ihren Willen haben müssen aufhalten lassen und aus menschlicher Schwachheit etwan sonsten mehr da oder dort mit unrechten Reden oder Thun übereilt worden, oder aber diejenigen, die bei vor wenig Jahren fürgegangener Schwelgerszeiten in allzu oft gepflogner Gartenwollust ihre priesterliche Ehrbarkeit vergessen und mit ihren Zuhörern im Beiseyn auch der Weibspersonen des Blindenstocks oder Gefäßschlagens gespielt, sich auch wohl mit und unter den Bauern vor der Stadt so voll gesoffen, daß man einen solchen auf einem Bauernkarren als ein volles und tolles Mastschwein heimführen müssen, daß es die großen Buben wahrgenommen und einander zugeschrien: Siehe da fähret man auf dem Karren einen vollen Priester! oder auch, da einer bei sonst ehrlicher Hochzeitsfreud' an einem gewissen Ort auf dem Lande andern Tags etliche junge Regimentspersonen und Junkern mit Possen und Schwänken fröhlich zu machen, nicht allein seinen priesterlichen Habit sondern auch zugleich τὴν σεμνότητα τὴν ἱερατικὴν ganz abgelegt und in Beinkleidern mit groben Bauernzoten aufgezogen kommen und es also gemacht, daß hernach ein junger Rathsherr, so dabei gewesen, bei einem auch fröhlichen Weltkinde unter dem Geschlechte und zweifelsohne an andern Orten mehr, vor solchem mit diesen Worten herausgebrochen: Ich habe meinen Tag keinen fröhlicheren Priester gesehen noch gesehn können, als den N. N.

Ja da auch wohl einer, wenn er aus Lieb und Gunst seiner Possen lächerlichen Schwank und angenehmer Weltconversation, von etlichen Rathspersonen und -junkern — Gott weiß aus was für Küchen und Kellern — mit Zutragung Essens und Trinkens besucht wird, zu einem jungen lustigen Herrn und Regenten, so etwan des Trunks genug gehabt, und zu rechter Zeit heimgehen wollen, frei öffentlich sagen darf: ein loser Hudler, der ausreißt! und sich mit und bei ihnen so voll und toll angefüllt, daß er vor den Herrn des Rathes und andern Junkern mit der Rede nimmer fortkam, sondern sich von ihnen stehlen und verlieren müssen, also daß solches an andern Orten mit Verwunderung erzählt wird, andres dergleichen, so ich mehr zu erzählen wüßte, zu geschweigen. Welches sind nun allhier menschliche Schwachheiten, welches sind nun muthwillige, freche und grobe Aergernisse?!"

Leibnitz fürchtet am Ende noch, aus dem Convent ausgestoßen zu werden, denn zwei Geistliche sind seine entschiedenen Gegner: Bellhamer und Weber. „Die geistlichen Brüderlein, bemerkt er, sind allezeit die bittersten wider die, darin sich Christus erweist." —

Quelle: Christ. Hirsch nürnb. Geistlichkeit, 1. Thl. — Will, nürnb. Gelehrtenlexikon Thl. 2. s. v. Leibnitz.

V. Caspar Brochmand, Bischof von Seeland.

(Geb. 1583, gest. 1652.)

Die Phasen des kirchlichen Lebens Dänemarks folgen, wie oben gezeigt (s. Rosenkrands) denen in der deutschen Kirche. Es war die Regierungszeit Christian IV., worin die dänische Kirche nach völliger Ueberwindung des Philippismus, zur streng-lutherischen Orthodoxie zurückkehrte, zugleich aber auch — durch das Zusammenwürken des kirchlich-eifrigen Königs, einiger frommen Staatsmänner und zweier trefflicher Bischöfe, einen Anfang mit der Besserung der sittlichen Zustände unter Geistlichkeit und Volk machte. Der eine dieser Bischöfe ist Brochmand — bis zum Anfange des

gegenwärtigen Jahrhunderts die einzige theologische Celebrität Dänemarks, deren Ruf sich auch ins Ausland erstreckte.

Brochmand wurde 1583 zu Konge in Seeland geboren, er bezog 1601 die Universität Kopenhagen, von wo seine Mutter ihn 1603 zur ferneren Ausbildung nach den Niederlanden sandte, dessen Akademien damals — der verschiedenen Confession ungeachtet — namentlich im philosophischen Interesse auch von lutherischen Theologen besucht wurden. Unbeirrt im Bekenntnisse seiner Kirche kehrte Brochmand von dort zurück, wurde 1610 in Kopenhagen Professor der Beredtsamkeit, empfahl sich dem Könige Christian IV. durch den vierjährigen Unterricht des Erbprinzen und wurde hiefür nach dem Ableben von Bischof Resen 1638 durch Uebertragung des obersten dänischen Bischofsamtes belohnt. Es war dies einer der Akte königlicher Willkürherrschaft über die Kirche, wie die dänischen Könige sie vielfach übten: gesetzmäßigerweise mußte nämlich die Wahl durch die Gesammtstimmen der Pröbste vollzogen werden. In jener Demuth, welche, wie die bekannten Beispiele aus Speners und Scrivers Leben zeigen, bei Berufung zu wichtigen Aemtern sich der Göttlichkeit derselben durch ein mehrstimmiges Urtheil zu vergewissern suchte, erbat sich Brochmand von dem Könige den in der dänischen Kirche ordnungsmäßigen Wahlmodus: nachdem nun der König dies zugestanden und das Gesammtvotum der Geistlichkeit für ihn entschieden hatte, weigerte er sich nicht länger und wurde 1639 zum Bischof von Seeland ordinirt.

Seiner theologischen Ueberzeugung nach gehört Brochmand zu derjenigen dogmatischen Schule, in welcher das lutherische Dogma die schärfste Zuspitzung erfahren hatte. Obwohl von der dänischen Kirche mit der Konkordienformel auch die Ubiquitätslehre als eine zu weit getriebene Subtilität verworfen worden war, so wurde dieselbe dennoch von Brochmand nicht nur vertreten, sondern, wie später auch von Calov, selbst in der Consequenz durchgeführt, welche sie in der würtembergischen Kirche durch Brenz erhalten hatte. — Diese kirchliche Orthodoxie wird aber bei ihm von der wärmsten und innigsten Frömmigkeit belebt, es ist ein werkthätiges Christenthum, auf welches er dringt, er stellt seinen eignen Wandel unter eine gewisse asketische Zucht, mit dem Schmerz eines Jeremias trägt er seines Volkes sittliche Verderbniß auf dem Herzen, und mit dem Liebeseifer eines Moses trägt er sie in seinen Fürbitten

seinem Gotte vor. Wir haben diese seine priesterliche Gesinnung aus seinem Briefwechsel mit Rosenkrands kennen lernen. Selbst seine gelehrten Werke sind davon durchdrungen.

Auch im Auslande gehörte zu den geschätztesten dogmatischen Lehrbüchern sein zuerst 1633 in Dänemark und dann in sechster Ausgabe in Ulm erschienenes Systema universae theologiae. Es ist in der That ein Lehrbuch, wie man es noch jetzt in den Händen aller lutherischen Prediger sehen möchte. Ohne Subtilität, ohne leidenschaftliche Polemik, das Auge immer auf das praktische Interesse gerichtet erörtert er bei jedem Artikel mit Einfachheit und Klarheit 1) die lutherische Lehre, 2) die Gegensätze gegen dieselbe, 3) die casus conscientiae d. i. die praktischen Interessen der Lehre für das innere und äußere Leben. Mit Nachdruck dringt er auf gute Werke, auf Gebet, auf öffentliche und Privat-Fasten (loc. de jejunio). Es war das Interesse für das christliche Leben, welches ihn unmittelbar nach seinem Amtsantritt (1640) auch einen den Pröbsten der seeländischen Kirche gewidmeten Commentar gerade zum Briefe Jakobi herausgeben ließ. „Wie mahnt euch, ruft er aus, schon die Ueberschrift des Briefes: „den zwölf Stämmen in der Zerstreuung“ eures Amtes! Denn wer ist unter euch, der nicht, wenn er erwägt, wie die benachbarten Reiche gegenwärtig in Kriegesflammen stehn, die Religion danieder liegt, ihre Anhänger ins Exil getrieben werden und vor Hunger verschmachten, während wir in diesem Reiche der wahren Religion, des goldenen Friedens und aller seiner Güter genießen — wer ist, sage ich, der nicht bekennen müßte, daß wir doch solches göttlichen Segens ganz unwerth wären, wenn wir nicht unsere Sünden täglich bereuen, Jesum allen andern Gütern vorziehen und uns mit allem was wir sind und haben Gott hingeben wollten.“ Ferner stelle, fährt er fort, gerade dieser Brief ein solches Christengeschlecht dar, wie es gegenwärtig sei, wo keiner gefunden werde, der nicht mit Eifer behaupte, von Herzen an Christum zu glauben, während doch keiner einen Ernst damit mache, täglich der Sünde abzusterben. Endlich will er aber diesen Commentar den Häuptern der seeländischen Kirche widmen, damit die Nachwelt darüber nicht in Ungewißheit bleibe, wie von ihnen das Evangelium den Gemeinden gepredigt worden. „So predigen wir nämlich den Glauben, daß der ernstlichen Uebung der guten Werke nicht das geringste entzogen werde, und so

preisen wir die guten Werke, daß dabei dem Glauben sein voller Werth unverletzt bleibt."

Denselben Ernst wie hier sprechen auch seine Synodalreden und Synodalschreiben an die Geistlichen aus, wie auch seine Predigten vor der Gemeinde. Seine Postille, welche auch einen Fortschritt in der dänischen Sprache bezeichnet, erlebte mehrere Auflagen. Ob Brochmand auch seinem Könige und dem Hofe gegenüber mit demselben Ernste das Amt des Bußpredigers geübt wie vor der Geistlichkeit und der Gemeinde, kann in Frage gestellt werden. Was daran zweifelhaft machen kann, ist das so freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen ihm und seinem königlichen Gebieter besteht. Die Anstößigkeit des sittlichen Lebens desselben ist bekannt. Christian IV. hatte sich nach zwei früheren Maitressen 1615 mit der dritten, Jungfrau Munk, morganatisch trauen lassen, dieselbe 1632, nachdem sie ihm 11 Kinder geboren, des Ehebruchs vor dem Reichsrath angeklagt und sie wiederum ihn, darauf hatte er sie aus der Residenz verwiesen und in deren Kammerzofe sich eine vierte Maitresse beigelegt! Zu dem Bischofe aber stand dieser König in so vertraulichem Verhältnisse, daß er denselben öfter als Hausfreund besuchte und in seiner Familie verweilte. Freilich, Beichtvater des Königs war der Bischof nicht, und dies erklärt schon einiges. Ferner, konnte nicht ein Mann von der Hochachtung für das Amt des Wortes wie Christian IV. sich wohl auch ernstere gelegentliche Gewissensrügen gefallen lassen, dabei aber Vorwände finden, wie sie dem Fleische niemals fehlen, wenn es die Wahrheit nicht an sich kommen lassen will?

Der Bischof war überhaupt ein Verehrer des Princips königlicher Machtvollkommenheit. In den innern politischen Kämpfen des Landes finden wir ihn ganz auf Seiten der königlichen Autokratie. Dieser stand damals in Dänemark der Adel mit seinen bedeutenden Vorrechten gegenüber und da sich derselbe nicht selten der Uebergriffe auch in die kirchlichen Rechte schuldig machte, so konnte es allerdings wohlgesinnten Geistlichen vorzüglicher erscheinen, die Zügel des geistlichen wie des weltlichen Regimentes lieber der Alleinherrschaft des Monarchen anzuvertrauen als einer selbstsüchtigen Adelspartei. Aus Brochmands Schule ging sein Nachfolger Bischof Svane hervor, durch dessen politische Betriebsamkeit das dänische Königsgesetz zu Stande kam, dieses Dokument des unbeschränktesten königlichen Absolutismus.

In dem Briefwechsel mit Rosenkrands trat uns bei Brochmand nur eine große asketische Strenge und ein fast allzutrüber Ernst entgegen. Doch wird in seinem Leichenprogramme von ihm berichtet, daß ihm auch der Scherz nicht gefehlt habe, wiewohl man ihn bei den Mahlzeiten „meist von himmlischen Dingen sprechen gehört — oftmals nicht ohne Thränen.“ Selbst ein ironischer Humor scheint ihm nicht fremd gewesen zu seyn. Als in einer Gesellschaft nach Mittheilungen aus dem Leben eines sittenlosen Predigers von einem Fräulein geäußert wurde: „Da haben wir's, so sind unsre Prediger,“ fing Brochmand die Unanständigkeiten einer adligen Dame mitzutheilen an und schloß dieselbe: „Daraus folgt indeß keinesweges, daß unsre Fräulein so sind.“ Als einer der ihm feindselig gesinnten Adligen seinen Bedienten angestiftet hatte, dem Bischofe mit beleidigenden Schimpfreden nachzugehn, ertrug dieser es geduldig und bat, am Hause angekommen, indem er dem Diener einen Speciesthaler für seine Bemühung gegeben, seinen Herrn zu grüßen. — Wie die andern Männer des damaligen christlichen Kreises in Dänemark machte auch Brochmand die Wohlthätigkeit zu seiner Hauptpflicht. In demselben Jahre 1638, welches ihn auf den Bischofsstuhl rief, war sein einziger hoffnungsvoller Sohn in London gestorben, und knieend gelobte der neu ernannte Bischof mit seiner Gattin, alles Einkommen seines bischöflichen Amtes keinen andern als geistlichen Zwecken zu widmen. Mehrere vornehme Familien hatten dem nun kinderlosen Ehepaare ihre Kinder zur Erziehung übergeben. Hiezu nahm Brochmand noch eine größere Zahl Kinder aus armen Familien an seinen Tisch; dem Hospital Wartov wurde von ihm bei seinem Tode ein Geschenk von 7000 Thalern gemacht, durch seine kostbare große Bibliothek die Grundlage zu der ansehnlichen Kopenhagener Universitätsbibliothek gelegt, für Professorenwittwen und arme Studirende Stipendien ausgesetzt.

Im Jahre 1652 nahm eine Krankheit, an welcher er schon früher gelitten, immer mehr zu. Eines Tages lag er sprachlos längere Zeit da, als man ihn fragte, ob er nicht sprechen wolle, war seine Antwort: „Ich halte ein heiliges und heimliches Gespräch mit meinem Gotte und Erlöser. Ich spreche mit ihm und empfange von ihm Antwort, und habe ich die Antwort empfangen, daß ich zuerst mit ihm durch einen traurigen

Charfreitag hindurchdringen muß, doch darauf soll ein herrliches Ostern folgen, welches ich zuversichtlich in seinem Reiche hoffen darf." Unter den heftigsten Schmerzen verzehrten sich seine Kräfte, doch blieb sein Herz voll Trost und Hoffnung. Unter Thränen nahm er von seiner treuen Gattin und seinen nähern Freunden Abschied und überließ sich dann stillen Betrachtungen. Am Ostersonntage zeigten sich Anzeichen des nahe bevorstehenden Todes; kurz vor seinem Ende schloß er sich selbst seine Augenlieder, segnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes und seufzte: „Komm o komm, Herr Jesu," worauf er am Ostermontag in der Frühe still hinschlummerte. — Er war das scheinendste Licht unter den Bischöfen der dänischen Kirche gewesen.

Hauptquellen: Pontoppidan, Dänische Kirchengeschichte III, 76. — Hellweg, Den Danske kirkes historie I. an verschiedenen Stellen.

VII. Heermann von Köben, Pastor in Lissa.

(Geb. 1585, gest. 1647.)

Der hochbegabte geistliche Liederdichter, durch seine schwere Kreuzschule der Kirche nicht weniger bekannt als durch seine geistlichen Lieder, wurde 1585 in Raudten im Fürstenthum Wohlau geboren. In Folge der Errettung aus einer schweren Krankheit bestimmte ihn seine Mutter dem geistlichen Stande. Bei der Bedürftigkeit seiner Eltern war es ein doppeltes Glück für den 17jährigen Jüngling, als Amanuensis und Hauslehrer in das Haus von Valerius Herberger in Fraustadt aufgenommen zu werden und so die dortige Schule besuchen zu können. Eine gewisse Unstätigkeit machte indeß, daß er die geistliche und leibliche Pflege, die er bei Herberger genoß, schon nach einem Jahre verließ und erst das breslauer, dann das brieger Gymnasium besuchte. Hier begann er, von seinem Rektor aufgemuntert, mit poetischen Versuchen in lateinischer Sprache, durch welche er sich nicht nur eine ehrenvolle Bekanntschaft verschaffte, sondern auch, in Folge einiger an den Kaiser und dessen Almosenier und Pfalzgrafen eingesandten Epigramme den von dem eiteln Jünglinge als Gunstzeichen erbetenen Lorbeer eines poeta

laureatus errang. Hier gab er auch bereits im Jahre 1609 zwei erbauliche kleine Schriften in Druck: ein Gebetbuch und eine exegesis fidei christianae. In demselben Jahre bezog er als Mentor einiger junger Schlesier von Adel die Universität Straßburg, wo ihm in mehreren Professorenfamilien freundliche Aufnahme zu Theil wurde. Er hatte ernste sittliche Grundsätze zur Universität mitgebracht. Oefters hat er betheuert, von jedem Uebermaß im Trinken sich freigehalten und Jedem widerstanden zu haben, der ihn durch übermäßiges Zutrinken in Versuchung führen wollen.

Er begann in Straßburg unter Pappus und Marbach, den dortigen Vorfechtern der lutherischen Lehre, seine theologischen Studien, doch nur, um bald sie wieder abzubrechen. Ein Augenübel und wohl auch seine Unstätigkeit ließ ihn auch hier nicht länger als ein Jahr ausharren. Nach Lösung seines Mentor-Verhältnisses kehrte er in seine Heimath zurück und erhielt hier auch sofort 1611 eine Anstellung als Prediger in der kleinen Stadt Köben unweit Glogau. Von seiner geistlichen Amtsthätigkeit in diesem seinem ersten Amte rühmt der damalige ihm innig befreundete Pfarrer Holfeld von Lissa: „Was der liebe Mann gelehrt und geschrieben, das hat er auch selbst geübt, bei der Kirche, bei seinem Dienste in gemeinem und im Hausleben, in Conversationen, jederzeit aufrichtig, nüchtern, mäßig, friedfertig, sanftmüthig, gerecht, mitleidend, nicht Andern lehrend und selbst ärgerlich und verwerflich, wiewohl nicht eben ganz engelrein und vollkommen — außer allen menschlichen Gebrechen und Schwachheiten, die er auch in sich empfunden, erkennet, und wie sich's gebühret, bereuet." Wie er seiner Gemeinde das Evangelium gepredigt, darüber äußert er sich selbst: „Ich, als der geringste Knecht Jesu Christi, habe mich die Zeit meines Predigtamtes mit göttlicher Hülfe, so viel möglich dahin beflissen, meiner anbefohlenen Kirchgemeine aus heiliger Schrift zu zeigen, nicht allein, was sie glauben, sondern auch zugleich, wie sie christlich leben und ihr Licht sollen leuchten lassen vor den Menschen, auf daß ihre guten Werke jedermann sehen möge, und bin in allen meinen Predigten ohne übriges Gezänke vornehmlich auf den Gebrauch dessen, was der Text an die Hand gegeben und zur Erbauung dienlich, mit höchstem Fleiße gegangen, wie aus meinen wenigen Schriften männiglich siehet, der sie lieset." Bei dieser seiner evangelischen Würksamkeit erfreute er sich, wie wir bereits sahen, der Förderung

und Mitwürkung eines der christlichsten Patrone (s. Leonhard von Kottwitz).

Schon wenige Jahre nach seinem Amtsantritt begann die Kreuzschule dieses vorzugsweise geprüften Kreuzträgers. Im Jahre 1617 starb ihm die heißgeliebte Gattin. Wohl hatte sie bei ihrem Sterben ermahnt, der Thränen zu schonen, doch wie er spricht, war sein Leid nur Eine Thräne und Ein Schmerz. Sein Antlitz verfiel, und er glaubte, daß auch er bald „an seiner frommen Frauen Seite“ ruhen würde. Damals sang er, was so manchmal seitdem ihm nachgesungen worden:

„Ich glaub' und red' es ohne Scheu,
Die best' ist doch getraute Treu.“

Im Jahre 1629 erfuhr sein Ort den Anfang der Drangsale des Krieges. Er mußte sich aus Köben flüchten und an einem sichern Orte 17 Wochen lang Zuflucht suchen. Kaum war er zurück, so brach 1631 die damals Schlesien verheerende Pest auch in Köben aus und raffte 550 Einwohner dahin. Kaum war diese Noth vorüber, so brach das Wallensteinsche Heer in diese Gegenden ein und von 1632 bis 1634 wurde Köben dreimal geplündert, wobei auch Heermann jedesmal seine Baarschaft, sein Hausgeräth, sein Vieh und Getreide einbüßte. Einst schwebte schon der Säbel eines Kroaten über seinem Haupte, ein andres mal bedrohte ein Haufe wilder Soldaten mit entblößtem Degen sein Leben. Wahrscheinlich bei dieser letzten Plünderung rettete er sich mit einer Anzahl Volks auf das rechte Ufer der Oder, und nur wenig fehlte, so wäre der überladene Kahn untergesunken. Kaum waren sie auf dem Strome, als die verfolgenden Soldaten das linke Ufer erreichten und auf Heermann schossen, so daß zwei Kugeln vor seinem Haupte vorbeifuhren. Bei so schwerer Drangsal von außen fehlte es auch nicht an Prüfungen in der Gemeinde. Auch die treusten Seelsorger, die in jener Zeit sich ganz für ihre Gemeinden geopfert, ein V. Andreä, ein Rinckart und andre haben über die Feindschaft zu klagen, die sie von einem Theil ihrer Gemeinden zu erdulden hatten. „Ja der letzte Bissen Brot, spricht Heermann an einem Orte, den ein Prediger schon erworben, der ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, dessen er zu seiner und der Seinigen Erhaltung höchst bedürftig ist, wird ihm von manchem Kirchkinde entweder gar nicht,

oder mit lautem Unwillen gegeben." — Doch das schwerste seiner Martyrien trug Heermann an seinem Leibe herum.

Wie sein Leichenredner von ihm berichtet, so hat er sich in keiner Periode seines Lebens einer ganz unbeschwerten Gesundheit erfreut, sondern namentlich an Hals- und Nasenübel, welche ihm das Sprechen erschwerten, gelitten. Bei Zunahme des Uebels suchte er sich zuerst durch Aushülfe von Candidaten zu helfen. Allein vier Jahr vergingen und noch immer stellte sich keine Besserung ein. Da sah er sich endlich genöthigt, wie hart auch die Prüfung war, seinem Amte gänzlich zu entsagen, und siedelte nach Lissa in Großpolen über, wo er auf einem von dem Besitzer Graf Bogislaus ihm zum Geschenk gemachten Bauplatze sich ein Häuschen errichtete. „Nachdem endlich, schreibt er damals (1638), meine über die 16 Jahre immerwährenden Leibesbeschwerden dermaßen gewachsen, daß mir ferner zu predigen ganz unmöglich, maßen ich denn wegen der heftig und häufig fallenden Flüsse, Magenwehe und vieler andern Zufälle nicht eine Periode laut reden könnte, wenn ich mein Leben dadurch retten sollte, deswegen ich auch nunmehr über die 6 Jahre meine vertraute Kanzel nicht beschreiten können, als habe ich mich auf Zulaß meiner hochgeehrten Lehnsherrschaften, Verwilligung des ganzen Kirchspiels und verständigen Rath der Aerzte anher begeben. Wohin ich auch so krank kommen, daß mir mein Gedächtniß ganz entfallen, der Verstand sehr geschwächt, und ich in die 8 oder 9 Wochen lang Tag und Nacht gleichsam in stetem Schlafe gelegen, auch vor großer Schwäche gar keine Apothekerarzenei gebrauchen können." Einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, widmete er sich nun — von jeder andern Art der Thätigkeit ausgeschlossen — gänzlich der schriftstellerischen Würksamkeit. Schon während der 11 Jahre, in welchen, zugleich mit den äußeren Nöthen, seine Leibesschwachheit ihn bedrängte, hatte er sich schriftstellerisch bekannt gemacht, in Schlesien und außerhalb bereits einen bedeutenden Namen erworben. Aus dieser Zeit stammen seine „Lehr- und Erinnerungssäulen für geistliche Pilgrimme," seine „geistliche Kirchenarbeit in Erklärung der Sonn- und Festtagsevangelien," seine „Todesschule," seine „güldne Sterbekunst in 12 Predigten" und auch der größte Theil der in seiner „Haus- und Herzmusik" erschienenen Lieder sind in diesen Jahren des Leidens und Kampfes verfaßt. Von seinem Lissaer Asyl ließ er nun den dritten Theil seiner „geist-

lichen Kirchenarbeit," sein „Schild gegen die Waffen des Todes," sein „Schlafhäuslein frommer Christen" und „geistlicher Widertod," seine „Sonn- und Festtagsevangelien," seine „poetischen Erquickstunden" und mehrere andre Schriften ausgehn.

Eine tief in das Vaterherz einschneidende Prüfung kam in dieser Zeit zu seinen leiblichen Leiden hinzu. Seinen Sohn Samuel, ein frommes und begabtes Kind, welches ihm vor allen andern Kindern theuer, hatte er in die Schule von Fraustadt und seit 1638 auf das Magdalenengymnasium nach Breslau gethan. Hier war derselbe durch einen Katholiken, mit welchem er zusammen wohnte, mit den Jesuiten in Verbindung gekommen, welche ihn zunächst bestimmten, das evangelische Gymnasium mit der Jesuitenschule zu vertauschen, und dann zu bewegen wußten, im J. 1640 zur katholischen Kirche überzutreten. Sowohl den Uebergang in das Gymnasium der Jesuiten, als seinen Abfall hatte der bethörte Sohn seinem Vater verschwiegen. Nur das Gerücht und der Brief des Sohnes an einen Freund gab dem Vater davon Kunde. In tiefer Betrübniß fragt Heermann am 2ten März 1640 bei ihm an, ob es denn würklich wahr, daß er wider Rath und Willen des Vaters die evangelische Schule mit der der Jesuiten vertauscht, und bittet ihn dringend, nach Hause zu kommen: „Komm, komm mein Sohn, du sollst einen treuen Vater und eine liebreiche Mutter finden. Laß mich doch dein Antlitz noch eins sehen, wo du Gottes Antlitz schauen willst," und 5 Tage nachher folgte eine ausführliche „treuherzige Abmahnungsschrift," worin es unter anderm heißt: „Sobald Gott meine Seele abfordert, will ich vor Gottes Stuhle niederfallen und die, welche dich verführt, innerhalb Jahresfrist vor ein ernstes Gericht fordern, und solltest du dich nicht umkehren, dich zugleich mit; da sollt ihr Gott und mir antworten." Die Unterschrift lautete: „Johann Heermann, dessen Seele betrübt ist bis in den Tod." Obwohl die Verführer den Sohn verpflichtet, keinen Brief des Vaters zu lesen, ohne ihnen denselben vorher übergeben zu haben, ließ er sich dennoch durch die kindliche Pietät zur Uebertretung dieses Gebotes bewegen. Erst seit 14 Tagen gehörte er der katholischen Kirche an und hatte in derselben das Sakrament noch nicht genossen. Die väterlichen Bitten und Vorstellungen drangen nun so mächtig auf ihn ein, daß er zunächst sich angetrieben fühlte, in die evangelische Schule zurück-

zukehren. Mit Gewalt wurde er aus derselben wieder abgeholt, ließ sich jedoch nicht mehr zurückhalten, sondern schrieb nun an seine Eltern mit tiefer Reue und bat um ihre Vergebung, indem er das Gelöbniß ablegte, dem reinen Evangelium von nun an bis an's Ende treu zu bleiben. Mit unbeschreiblicher Freude erwiedert ihm der aufgerichtete Vater die versöhnlichsten Trostworte: „Es soll deiner Uebertretung im Argen nicht gedacht werden. Traue meinen Worten. Vaterherz bleibt doch Vaterherz." Doch nur auf kurze Zeit war ihm die Freude an dem wiedergefundenen Sohne vergönnt. Seinem Glauben blieb derselbe zwar fortan treu, aber, von der Schwindsucht ergriffen, endigte er im Jahre 1643 sein Leben. An's Krankenlager gefesselt, vermochte der Vater nicht einmal ihn zur Ruhestätte zu begleiten, er gab seinen Schmerzgefühlen nur einen Ausdruck durch drei Predigten, die er zu seinem Gedächtniß schrieb und in einer Grabschrift, die mit den Worten anfängt:

„Hier liegt mein Samuel, mein frömmster Sohn begraben,
Hier liegt der Mutter Lust, des Vaters Trost und Herz."

Nur noch vier Jahr überlebte diesen geliebten Sohn der tiefgebeugte Vater — vier Jahre voll zunehmender neuer Leiden. Er vermochte endlich nicht mehr zu sitzen, sondern nur angelehnt zu stehn und des Nachts kaum zu liegen, endlich konnte er sein Bett, auf welches er die Worte geschrieben: „Siehe Herr, den du lieb hast, der liegt krank," nicht mehr verlassen, und alle Seufzer seines Herzens schlossen sich in den einen zusammen: „Herr Jesu, komm doch und spann' aus!" Diese Bitte fand ihre Erfüllung am 17ten Februar 1647, an dem Sonntage des Evangeliums von den Arbeitern im Weinberge, wo es heißt: „Rufe den Arbeitern und gieb ihnen den Lohn." —

Von seinen Liedern gehören einige zu den theuersten Heiligthümern der evangelischen Kirche: „O Gott du frommer Gott;" „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen;" „Jesu deine tiefen Wunden;" „Wo soll ich fliehen hin;" „So wahr ich lebe, spricht dein Gott;" „Zion klagt mit Angst und Schmerzen." Wohl klingt aus Heermanns Liedern noch die alte einfältige Glaubenskraft heraus, doch läßt sich eine Annäherung an den mehr subjektiv erweichten Charakter der Paul Gerhardschen Poesie wahrnehmen. Auch hat Heermann seine Hauptsammlung „Haus- und Herzmusik" in der leipziger Ausgabe von 1636 einer Revision nach den durch seinen

Freund Opitz zum Bewußtseyn gekommenen strengern Regeln unterworfen. Neben seinen Liedern haben auch seine Erbauungsschriften seinen Namen in der evangelischen Kirche verewigt, vornehmlich seine „geistliche Kirchenarbeit" und seine „Crux Christi d. i. die schmerzliche und traurige Marterwoche" (von 1633 – 1668 in 7 Aufl.), neuerlich wieder abgedruckt: „die sieben Worte Christi am Kreuz" (Berlin 1856). Ueber sein Verhältniß zu seinem ehemaligen Lehrer und Vorbilde Valerius Herberger spricht sich ein sachkundiger Beurtheiler so aus: „An schönen Bildern und Gleichnissen, an Blüthe und Kraft der Sprache, an gewaltigen Gedanken kommt er seinem Muster nicht gleich; auch der Witz steht ihm bei weitem nicht so zu Gebote und das Reich der Natur benutzt er selten zur Vergleichung und Ermunterung. Aber mit gleichem Geschick und in gleicher Fülle verwebt er Beispiele und Erzählungen aus der heiligen Schrift, aus der Kirchen- und Weltgeschichte, auch Stellen aus den Kirchenvätern und reinen Mystikern in seinen Vortrag und giebt ihm dadurch, wie durch den Eifer und die Innigkeit, womit er Glauben und Liebe predigt, ein ungemein reges und frisches Leben. Und irren wir nicht, so übertrifft er seinen Vorgänger noch in der Kunst, den Eingängen einen anziehenden Reiz zu geben, schickliche Liederverse und Kraftsprüche aus dem Alten Testamente einzufügen, und — von sich selbst zu schweigen. Auch möchten wir sagen, daß er zwar nicht weniger als Herberger, den größten Wundermann und triumphirenden Himmelskönig, Jesus Christus, predigt, mehr aber noch als jener die Ordnung des Heils in ihm entwickelt und den Weg der Buße vom Kreuze des Erlösers aus zeigt." Doch können diese Vorzüge den Heermannschen Predigten nicht durchgängig nachgerühmt werden, an einer Anzahl ist nichts ansprechend als etwa der praktisch-biblische Charakter.

Quellen: Neues Ehrengedächtniß des schlesischen Gottesgelehrten Joh. Heermann von Joh. Dav. Heermann, Prediger am Bethause zu Köben. Glogau 1759. — Ledderhose, das Leben Joh. Heermanns. Heidelberg 1857.

VIII. Valentin Andreä, Hofprediger in Stuttgart.

(Geb. 1586, gest. 1654.)

Seitdem durch Herder Andreä's Gedächtniß wieder unter uns erneut worden, wird neben Arndt und Spener Andreä als das dritte der drei Gestirne genannt, welche in einsamer Größe aus dem Nachthimmel des 17. Jahrhunderts hervorleuchten. „Könnte ich jemand, ruft Spener aus, zum Besten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre V. Andreä.“

V. Andreä, geboren 1586 zu Herrenberg, war der Enkel Jakob Andreä's, dessen Andenken auch die kindliche Pietät in der Schrift: Fama Andreana reflorescens ein schönes Denkmal gesetzt hat. Der Vater, Stadtpfarrer in Herrenberg, zuletzt Abt zu Königsbronn, übertrug die Erziehung zweien jungen Medicinern, die er um seiner Kränklichkeit willen ins Haus genommen. Später klagt Andreä, mit Beziehung auf eigene Erfahrung, über die Mangelhaftigkeit der gewöhnlichen Erziehungsmethode. Im J. 1601 bezog er die Universität Tübingen. Die ersten Jahre des akademischen Lebens wurden damals sogenannten philosophischen Vorstudien gewidmet. Andreä's unersättliche Wißbegier stürzte sich nun in eine bunte Mannichfaltigkeit von Studien. Mit Heißhunger durchflog er die verschiedensten Werke, geschichtliche, mathematische, geographische, besonders Dichter alter und neuer Zeit, versuchte sich auch selbst in poetischen Produktionen, wie er denn nach englischen Mustern zwei Schauspiele ausarbeitete, auch einige satyrische Schriften, wie „Rosenkreuz chemische Hochzeit,“ „die Verdammniß der Astrologie.“ Mathemathischen Studien mit besonderem Interesse ergeben, wurde er durch diese auch zur Mechanik gezogen. Der Vater war unerwartet früh in demselben Jahre gestorben, wo der junge Andreä die Universität bezog, und die Mutter ihrem Sohne auf die Universität gefolgt. So mußte sich nun derselbe aufgefordert fühlen, das Hauswesen mit zu unterstützen. Dies geschah, indem ihm schon von seinem zwanzigsten Jahre an Zöglinge zur Information anvertraut wurden. Ein sittlicher Ernst war ihm schon damals eigen. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und der großen Neigung zur Geselligkeit war dem Jüngling wenigstens die Verlockung zu den Bacchusfreuden nahe gelegt. Allein er versichert von sich und seinem näheren

Freundeskreise, daß während der ganzen Studienjahre auch nicht Ein Maaß Wein außer dem Hause genossen worden sei. Jedoch gegen das Ende der Studienjahre geräth er mit einigen den Venus-freuden ergebenen Gesellen in Umgang, worunter selbst sein öffentlicher Ruf zu leiden anfängt. Mit tiefer Beschämung kommt er zur Selbsterkenntniß, und um die Gerüchte zum Schweigen zu bringen, entschließt er sich, Tübingen zu verlassen und ein Jahr im Auslande zu conditioniren. Es fällt dies in das Jahr 1607. Hierauf nach Tübingen zurückgekehrt, bereitete er zunächst eine theologische Disputation vor, um als magister legens aufzutreten. Bei dieser strengeren Arbeit der Wissenschaft konnte indeß sein beweglicher und vielseitiger Geist nicht stille stehen. Kunstfertigkeiten aller Art beschäftigten ihn. Er lernte das Lautenschlagen, wie früher die Malerei, später das Voltigiren, machte mit einem kunstfertigen Uhrmacher, Goldarbeiter und Tischler nähere Bekanntschaft. Was man nicht erwarten sollte, so scheint ihm indeß, einer solchen zerstreuenden Vielseitigkeit ungeachtet, schon damals eine tiefere Einsicht und Erfahrung im Christenthum nicht fremd gewesen zu seyn. Das erste unter seinen in lateinischer Sprache herausgegebenen Geisteserzeugnissen*) „de Christiani Cosmoxeni genitura“ (1612) athmet den Geist und die Frische einer Christenschrift des ersten Jahrhunderts, sie ist der epistola ad Diognetum ähnlich. Auch scheint er schon bald nach dem Erscheinen der Gesammtausgabe von Arndts wahrem Christenthum (1610) — vermuthlich durch seinen braunschweigschen Freund v. Wense, auf den er sich in seiner Zuschrift an Arndt beruft — mit diesem Werke bekannt worden zu seyn und den segensreichen Einfluß desselben an sich erfahren zu haben. Schon 1615 giebt er einen Auszug aus demselben heraus, welchen er mit einem begeisterten Begleitschreiben diesem Vater der Gläubigen zusendet.**)

Eine in Tübingen ausgebrochene ansteckende Krankheit, in Folge deren die Universität verlegt wurde, bewürkte, daß er sich

---

*) Nach dem in der v. Meusebach'schen Bibl. in Berlin befindlichen Exemplar des Burkschen „Verzeichnisses von V. Andreä's Schriften“ 1793, worin sich Verbesserungen und Nachträge von der Hand des berühmten Literators befinden, wäre die erste Druckschrift Andreä's nicht dessen „Geistliches Gemälde,“ 1610, sondern ein Panegyricus de Joh. Schermerio. 1609 (s. zu S. 6.).

**) Abgedruckt in der Apologetica Arndiana. 1706. S. 52.

1610 abermals auf Reisen begab nach der Schweiz und nach Frankreich. Auf dieser Reise war es, wo er von den praktischen Früchten der genfer Sittenzucht jenen unauslöschlichen Eindruck erhielt, der ihn zu dem Gedanken begeisterte, seiner lutherischen Kirche ein gleich segensreiches Institut zu verschaffen. Das merkwürdige Zeugniß über die damaligen genfer Zustände, mit welchem das später von Spener gegebene übereinstimmt, lautet also: „Als ich in Genf war, bemerkte ich etwas Großes, woran die Erinnerung, ja vielmehr wonach die Sehnsucht nur mit meinem Leben ersterben wird. Nicht nur nämlich findet sich hier das vollkommene Institut einer vollkommen freien Republik, sondern als eine besondere Zierde und Mittel der Disciplin eine Sittenzucht, nach welcher über die Sitten und selbst die geringsten Ueberschreitungen der Bürger wöchentlich Untersuchung angestellt wird, zuerst durch die Viertelsinspektoren, dann durch die Senioren, endlich durch den Magistrat, je nachdem der Frevel der Sache oder die Verhärtung und Verstockung des Schuldigen es erfordern. In Folge dessen sind denn alle Fluchworte, alles Würfel- und Kartenspiel, Ueppigkeit, Uebermuth, Zank, Haß, Betrug, Luxus u. s. w., geschweige denn größere Vergehungen, die fast unerhört sind, untersagt. Welche herrliche Zierde für die christliche Religion solche Sittenreinheit, von der wir mit allen Thränen beweinen müssen, daß sie uns fehlt und fast ganz vernachlässigt wird und alle Gutgesinnten sich anstrengen, daß sie in's Leben gerufen werde. Mich, wofern mich die Verschiedenheit der Religion nicht abgehalten, hätte die sittliche Uebereinstimmung hier auf ewig gefesselt und mit allem Eifer habe ich von da an getrachtet, daß etwas Aehnliches auch unserer Kirche zu Theil würde. Nicht geringer als die öffentliche Zucht war auch die häusliche meines Hausherrn Scarron, ausgezeichnet durch stetige Gebetsübungen, Lektüre der heiligen Schrift, Gottesfurcht in Worten und Thaten, Maßhalten in Speise und Kleidung, daß ich eine größere Sittenreinheit selbst im väterlichen Hause nicht gesehen."

Nach Tübingen zurückgekehrt findet er sofort als Führer der Söhne eines von Gemmingen eine einträgliche Stellung und nebst diesen seinen Zöglingen bei dem Theologen Hafenreffer, einem redlichen und gescheudten Manne, Aufnahme als Haus- und Tischgenosse. Auf's lebhafteste rühmt er, wie viel ihm der tägliche Um-

gang mit diesem Theologen, der auch seines Vaters und Großvaters Freund gewesen, für Geist und Herz ausgetragen. Dies um so mehr, da auch die Verwandtschaft der wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen hinzutrat. Auch Hafenreffer nämlich war ein Freund von mathematischen und astronomischen Studien, welcher damals die Architektur des Tempels des Ezechiel zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hatte und sich nun der Hülfe Andreä's zur Anfertigung der geographischen und architektonischen Tafeln seines Commentars zu jenem Propheten bediente. —

Der Tod des Herrn von Gemmingen löste dieses für Andreä so vortheilhafte Verhältniß und abermals begab er sich nach dessen Auflösung auf eine Reise — diesmal durch Oesterreich nach Italien. —

Das Unstäte seiner bisher geführten Lebensweise, welches von einigen Andern gerügt worden, scheint auf dieser Reise ihm selbst zum Bewußtseyn gekommen zu seyn. Er spricht von einer Uebersättigung mit neuen Eindrücken und Schauspielen und faßt in Italien den Entschluß, nach seiner Rückkehr ohnfehlbar eine geistliche Stelle anzunehmen. Er war gerade in der Julihitze nach Rom gekommen, vom Fieber befallen worden, verweilte daher nur etliche Tage in dieser Weltstadt und eilte nach Deutschland zurück. Obwohl sich bei seiner Rückkehr mehrfache Aussichten einer weltlichen Berufssphäre darboten, so blieb er doch dem Entschluß getreu und ergriff den ihm gewordenen Beruf zu einem Diakonat in Vaihingen (1614). Er war nun 28 Jahr alt geworden und dankte Gott, hier am Ziele seiner bisherigen zerstreuten Lebensweise angekommen zu seyn. Beim Ueberblick des zurückgelegten Lebensabschnittes drückt er insbesondere noch dafür Gott seinen Dank aus, daß er ihn durch leibliche Leiden zur Nüchternheit gewöhnt, durch geistige Jungfräulichkeit seine Keuschheit erhalten und ihn viermal aus den ihm übergeworfenen Schlingen eines unpassenden Ehebandes gerettet habe. Erst bei seinem Amtsantritt verbindet er sich mit einer würdigen Gattin, der Tochter des nachmaligen würtembergischen Landprobstes. Von seiner Amtswürksamkeit in diesem seinem sechsjährigen Diakonat vernimmt man nichts: er spricht nur davon, daß ihm, theils durch die Lasterhaftigkeit, theils durch die Zwietracht der Gemeinde, wie auch durch Feuersbrünste sein Leben in Vaihingen auf's äußerste verbittert worden sei. Seine Thätigkeit richtet sich gänzlich auf schriftstellerische Arbeiten. Er vermehrt seine Bibliothek, revidirt und

überarbeitet ältere Entwürfe, und eine ganze Anzahl seiner kleinen Schriften sind hier herausgegeben oder ausgearbeitet worden. An den Schluß dieser Periode fällt eine abermalige Reise zu seinen Freunden in Niederösterreich, wo er, auch nach dem Wunsche seines Landesfürsten, eine Vereinigung der Lutheraner wider den eindringenden Calvinismus und den Anschluß derselben an die würtembergische Kirche zu bewürken bestrebt ist.

Erst in Calw, wohin er 1620 als Dekan versetzt wird, beginnt sein praktisch-organisirendes Talent sich zu entwickeln. Philanthropisch-christliche Ideale hatte er schon früher aufgestellt, namentlich das herrliche Bild eines Christenstaates, Respublica Christianopolitana, welches er schon in Vaihingen 1619 herausgegeben und gerade dem rechten Manne, seinem Arndt, gewidmet hatte. Hier in Calw bewährte er, daß er nicht der Mann war, dem es schon genügte, mit der Phantasie sich an platonischen Idealen zu ergötzen, daß er bereit war, im Schweiße des Angesichts kühn und freudig den Bau einer sichtbaren Gottesstadt auf Erden zu beginnen, und zwar — wie dies die rechte Art des christlichen Kirchenbaues ist — nicht zuerst mit den Palästen und Ringmauern, sondern mit dem eigenen Wohnhause. „Besonders, spricht er, reizte mich der Gedanke an die Kirchen in Frankreich, vorzüglich die Genfer. Dazu rief ich dann die Besseren hie und da auf. Da aber die Meisten bei guten Wünschen und dem Beifalle stehen blieben und von denselben Fesseln, die ich fühlte, zurückgehalten wurden, so widmete ich mich ganz der Sorge für meine eigene Kirche." Bei diesem Bestreben, zunächst seine calwer Kirche zu bauen, kam ihm der Gemeinsinn der damaligen calwer Bürgerschaft auf schöne Weise entgegen. Zwei Kirchen wurden von den wohlhabenden Bürgern restaurirt und mit Gemälden und Bildhauerwerk ausgeziert. Die Kirchenzucht wurde aufrecht erhalten, die Jugenderziehung gefördert. Er ließ sich angelegen seyn, die nachlässig oder unzweckmäßig ausgeführten Katechismuspredigten auf eine für die Jugend förderliche Weise zu halten, ließ eine für das Jugendalter eingerichtete Erklärung der sonntäglichen Perikopen auf's Neue auflegen und zu geringem Preise an die Gemeindeglieder verkaufen, gewann sich im Kinderunterrichte durch Freundlichkeit, auch wohl durch Geschenke, die Herzen der Kinder. Schon im zweiten Jahre des calwer Aufenthalts brachte er eine gegenseitige Unterstützungs-

anstalt „das Färbergestift" zu Stande. Calw war damals ein nicht unvermögliches Städtchen von etwa 4000 Einwohnern. Durch seine Zeugmanufakturen betrieb es einen ausgebreiteten Handel und Andreä genoß das Vertrauen der wohlhabenden Handelsherren. Durch Beiträge vermöglicher Bürger, bei denen er auch mit seinen eigenen nicht zurückblieb, stiftete er ein Kapital zur besseren Kindererziehung, zur Unterstützung armer Studirender, zur Ermunterung der Handwerker, zur Pflege der Armen, Kranken und Blödsinnigen. Eine von so vielen Erfolgen gekrönte Würksamkeit war wohl geeignet, einem Geistlichen seine Gemeinde lieb zu machen. Auch erklärte Andreä sein erstes calwisches Decennium für das glücklichste seines gesammten Amtslebens.

Indeß fingen schon während dieser Zeit die Folgen des Krieges auch in Würtemberg fühlbar zu werden an. Zunächst offenbarten sie sich in der Schaar von Bettlern, die das Land überströmten. Für die Versorgung derselben waren zwar in der Kirchenordnung Herzog Christophs treffliche Anordnungen getroffen, doch fehlte damals von obrigkeitlicher Seite die Ausführung. Andreä ging also selbst an's Werk. Er sammelte Beiträge unter seinen Bürgern und unter den auswärtigen nürnberger und augsburger Freunden: von diesen Collekten unterstützte er die Kranken, ließ zweimal täglich die armen Kinder im Krankenhause speisen, that sie in Schulen und brachte einige davon bei Handwerkern unter. Nicht weniger als 110,000 Dürftige genossen während der 5 Jahre, von 1626 — 1631, theils den völligen Unterhalt, theils Unterstützung. Dabei blieb er nie mit seinen eigenen Liebesopfern zurück. Immer ging er seinen Mitbürgern mit seinem eignen Beispiel voran. Als seine Mutter starb, nahm er von der Verlassenschaft für sich selbst nicht das geringste, einen Theil derselben überließ er seinen dürftigen Geschwistern, einen andern milden Stiftungen. Schwer wurde namentlich Würtemberg auch durch das kaiserliche Restitutionsedikt getroffen, welches die nach 1555 eingezogenen Klostergüter den Katholischen wieder zusprach. Die Noth der vielen Geistlichen und Schullehrer zu lindern, welche dadurch von ihren Aemtern vertrieben wurden, ließ sich abermals Andreä mit Hülfe seiner Freunde angelegen seyn. Unerwartet nahte dem hartbedrängten Oberdeutschland Gustav Adolph als Erretter. Wie demselben überhaupt in Oberdeutschland

die Herzen freudiger und dankbarer entgegenschlugen als in dem lutherischen Nieder- und Mitteldeutschland, so gab auch Andreä seiner Begeisterung einen lebhaften Ausdruck in drei kleineren Schriften, von denen die erste eine „Anrede der deutschen Frömmigkeit an Gustav Adolph" enthält, welche neben dem Danke Deutschlands für die Erlösung aus der politischen Bedrängniß zugleich die Bitte an den König ausspricht, auch der geistige Erlöser der Kirche von aller Zuchtlosigkeit zu werden, die dritte aber — nach dem unerwartet schnellen Falle des Helden bei Lützen — läßt den Verklärten vom Throne der Seligen herab die Deutschen ermahnen, seinem Vorbilde zu folgen.

Am Anfange der dreißiger Jahre trübte sich für Andreä in seiner nächsten Umgebung der Horizont gänzlich. In der Gemeinde wurde ihm entgegengewürkt. Ein sittenloser junger Vogt erdreistete sich, den Ordnungen der Kirchenzucht sich zu widersetzen. Noch gewann der besser gesinnte Theil der Bürgerschaft über ihn den Sieg und brachte ihn von seinem Beginnen ab. Doch mit den zunehmenden, demoralisirenden Einflüssen des Krieges nahm überhaupt auch in Calw die Zuchtlosigkeit überhand, und der vernichtende Schlag, welcher in der Schlacht von Nördlingen die Schweden traf, vernichtete auch Calws bürgerlichen und kirchlichen Wohlstand auf längere Zeit hin. Unmittelbar nach jener Schlacht wurde der Ort von einem Heereshaufen des bayerschen Generals von Werth überfallen (1634), geplündert und in Brand gesteckt. Es war darauf angelegt, alle Einwohner dem Untergange in den Flammen zu opfern, zu welchem Ende die Ausgänge der Stadt mit Soldaten besetzt wurden. Dennoch gelang es einer großen Zahl sich zu retten. Andreä war mit seiner Familie, welcher sich ein Haufe von etwa 200 anderen Flüchtlingen anschloß, schon vorher entflohen und irrte mit der hülflosen Schaar von Männern, Weibern und Kindern in den Wäldern und auf unwegsamen Bergeshöhen umher, fortwährend den Feind auf den Füßen. Erst nachdem er die Nachricht vom Abzuge desselben empfangen, kehrte er mit seinem Häuflein zurück. Aber in welche Zustände! Unter den 450 Brandstätten fand er auch sein eignes Haus sammt seiner Bibliothek und seinen Kunstschätzen zum Raub der Flammen geworden. Rührend war das Wiedersehen mit denen, welche sich aus der Zerstreuung wieder gesammelt hatten, und sogleich vereinigte man sich wieder zu einem Gottesdienste in einer vorher nie beachteten, von den Flammen aber verschont gebliebenen

kleinen Kapelle. Von den 4000 früheren Bewohnern fanden sich etwa 1500 wieder zusammen. Statt der früheren wackeren Gemeindevorstände kamen schlechtere und Andreä übelgesinnte Menschen ans Ruder. Dazu brach eine neue Geißel aus: fürchterliche Seuchen fingen zu wüthen an. Andreä als der einzige übrig gebliebene Geistliche hatte in Einem Vierteljahre nicht weniger als 430 Leichen zu bestatten und 85 Leichenreden zu halten. Ihn erhält indeß auch hier die Religion. „Meines Vermögens von mehr als 7000 Gulden verlustig gegangen, verließen mich auch meine treuen wie meine treulosen Freunde, jene durch die Entfernung oder die feindlichen Truppen zurückgehalten, diese, indem sie sich selbst der Verpflichtung entbanden, damit ich lernte, wie viel die im Wohlstand gefaßten Grundsätze einer ehrenvollen Armuth in der Prüfungsstunde selbst Nutzen brächten und welche Selbstbefriedigung der Gleichmuth giebt. Für diese Gnade bekenne ich mich Gott von Herzen dankbar, durch alles dieses um nichts träger in meinem Eifer geworden, durch das Verlorne nicht niedergeschlagen, auch nicht gierig nach dem Erwerbe neuen Wohlstandes, nicht verzagt über so viel verlorene Arbeit, noch voll Schmerz, in der Erinnerung der Menschen gleichsam vergessen zu seyn. Diese Geistesstärke schöpfte ich nicht aus der Schule der Stoiker und Idealisten, sondern erwarb sie mir aus der Betrachtung, wie eitel alles Menschliche ist und aus dem Blicke auf das vollkommene Leben Christi, welchen Unterricht mir unser Luther gewährte durch seinen herrlichen Commentar über den Prediger Salomonis. Die Ausübung im Leben machte diesen Unterricht mir immer mehr zu eigen und Gott versiegelte sie mir durch eine unglaubliche Ruhe des Gemüths."

Daß jedoch die Erfahrungen und namentlich die Verluste an Freunden und Anverwandten in jener Katastrophe tiefe Furchen in seinem Gemüthe gezogen, zeigen die Worte, in die er beim Rückblick auf dieselbe ausbricht: „Ich aber, gleichsam triefend und voll Lebensüberdruß ans Ufer geworfen, finde, indem ich der mühevollen Lebensfahrt und der täglich neuen Gefahren mit Beklommenheit gedenke, nichts, was mich die Fortsetzung des Lebens einem seligen Tode könnte vorziehen lassen, als den göttlichen Willen, dem wir alle gehorsam seyn müssen." Doch zeigte sich in der That seine Kraft durch das erfahrne Unglück keineswegs gebrochen, noch war er müde geworden, auf immer neue Hülfsquellen zu denken, sein

eignes Leiden wie das seiner Gemeinde zu lindern. Das Unglück der Stadt selbst mußte dazu dienen, eine reiche Hülfsquelle zu eröffnen: er gab in lateinischer Sprache eine Beschreibung des Erlittenen unter dem Titel heraus: memoria virgae divinae urbi Calvae inflictae und Threni Calvenses, und der Ertrag dieser Schriften bei befreundeten Gönnern war eine Beisteuer von mehreren 1000 Gulden. Ihm selbst erwiesen sich seine Mitbürger so dankbar, daß sie ihm nicht nur sein rückständiges Gehalt, sondern in den Jahren 1634—38 auch noch 1000 Gulden darüber zukommen ließen, desgleichen flossen ihm persönliche Liebesgaben aus Straßburg, Nürnberg, Braunschweig und andern Orten zu, so daß er in den Stand gesetzt wurde, sich ein neues anständiges Wohnhaus zu errichten. Als den Grund aber jener schweren Heimsuchung Gottes über Deutschland und seine Kirche giebt er bei seinem Rückblick namentlich auch an — „die Verirrungen und scholastischen Streitigkeiten der Theologen, die selbst einem so heiligen Mann wie Arndt der Ketzerei anzuklagen gewagt hätten."

Ein Band zwischen Pastor und Gemeinde, welches durch solche Feuerproben hindurch gegangen, erhält wohl den Charakter der Unauflöslichkeit. So fühlte sich auch Andreä seinem Calw durch die dort verlebten Freuden- und Leidenstage und die von der Gemeinde erfahrene dankbare Anerkennung unauflöslich verbunden. Mehrmals hatte er die während 9 Jahren von Nürnberg an ihn ergangenen Anträge zurückgewiesen — auch um der Cäsareopapie des dortigen Kirchenregiments willen, über welches sein Freund Saubert so bittre Klagen auszuschütten pflegte. Im Jahr 1637 erneuerten sich diese Anträge noch dringender. Andreä entschloß sich daher, um sich über die muthmaßliche Zukunft seines Vaterlandes genauer zu unterrichten, zu einer Reise nach Straßburg zu seinem flüchtig gewordenen Fürsten, um sich mit diesem selbst über seine ferneren Absichten und Aussichten zu besprechen. Hier wurden ihm zunächst im großen und geistreichen Kreise seiner Verehrer Stunden der innigsten Erquickung zu Theil. Hier traf er mit den alten erprobten Freunden, mit J. Schmid, dem palmare theologorum decus, und dem Philologen Bernegger zusammen, er schloß neue Freundschaften mit den Historikern Böcler und Freinsheim, den Theologen Dorsche und Dannhauer. Von seinem Fürsten wurden ihm

die freundlichsten Zusicherungen gegeben und nur über die Geldverlegenheiten geklagt, um seine Restitutionsunterhandlungen am wiener Hofe nachdrücklich zu betreiben. Auch in dieser Hinsicht trat Andreä hülfreich ein, indem es ihm gelang, bei vermögenden straßburger Freunden dem Herzoge ein Darlehn von 1200 Thalern zu vermitteln.

Nachdem nun der Herzog 1638 seine Restitution erlangt und die Angelegenheiten der Kirche wieder in einige Ordnung gebracht werden sollten, so wurde von dem tübinger Prokanzler Melchior Nicolai, einem Manne, der als Verehrer der Arndt'schen Schriften auch Andreä's Geist zu schätzen wußte,*) namentlich dieser dem Herzoge dringend zu einer einflußreichen Stellung vorgeschlagen — für die Hofprediger- und Consistorialstelle in Stuttgart, für eine theologische Professur in Tübingen, oder auch für die Stiftspredigerstelle in der Residenz, und in Folge dieses Vorschlags ihm denn auch vom Herzoge zwischen einer der beiden ersten Stellen die Wahl gelassen. Anfangs schlug er beides aus und nur auf die wiederholten Vorstellungen seiner Freunde, daß er sich doch einer so einflußreichen Stellung keinesfalls entziehen dürfe, entschloß er sich am Ende zur Uebernahme der mit einer Stelle im Consistorium verbundenen Hofpredigerstelle. Mehrere Jahre hindurch behielt er sich jedoch noch den Rücktritt in die calwer Stelle vor und hörte auch in Stuttgart nicht auf, die Interessen seiner geliebten Calwenser im geheimen Rathe und beim Fürsten mit nachdrücklichem Eifer zu vertreten.

Stets hatte Andreä die Hauptstadt und den Hof geflohen und doch sollte er nun gerade hier eine für die gesammte Kirche seines Vaterlandes so wichtige Stellung einnehmen. Wo er hintrat, fand er den Boden mit Disteln und Dornen besäet. Das erste war für ihn, die Verdächtigungen seiner Orthodoxie, den nebelhaften Vorwurf des „Weigelianismus" zurückzuweisen, welcher gerade bei seiner neuen Berufung sich erneuert und weder den Fürsten, noch seinen Freund und Gönner Nicolai unberührt gelassen hatte. Nach Verabredung

*) Nicolai, eine äußerst biderbe und massive Persönlichkeit, thut sich gegen Andreä auf jene seine Mitwürkung, ihn ins Consistorium gebracht zu haben, etwas zu Gute. Er schreibt 1640 an ihn (cod. Guelph. epp. ad V. Andreae S. 525): Valentinum nostrum semper magnifeci et quotidie majoris facio propter animi libertatem et imperterritum in increpandis saeculi nostri vitiis ardorem. Gratias ago deo meo, qui mihi hoc inspiravit ut eum principi nostro commendarem.

mit demselben legte er darüber ein öffentliches Bekenntniß ab. Der Fürst, dessen Gewissensrath er geworden, ein leichtsinniger vierundzwanzigjähriger Jüngling, der in seinem straßburger Exil, während sein Land unter den Geißeln des Krieges blutete und er selbst oft am Unentbehrlichsten litt, dem Venuscultus nachgegangen war; die Geistlichen der Hauptstadt — nach Andreä's Schilderung — angesteckt von der allgemeinen Sittenlosigkeit; die Leitung des Consistoriums in lässigen Händen; die Rathgeber des schwachen Fürsten beflissen, seinen Lüsten zu dienen. O virtus germana, o heroes confessores, tuque Christophore princeps quondam noster, quantum a nobis recessistis! ruft er aus. Dabei der äußere Zustand des Landes der trostloseste. „Sieben Jahre noch nach der nördlinger Schlacht, heißt es bei Spittler, bedeckte der Jammer Würtemberg wie eine Todesmacht.“ Noch 20 Jahre nach jener Schlacht lagen 36,300 Gebäude als Schutthaufen da.

Desto preiswürdiger ist die männliche Rüstigkeit, mit welcher Andreä sich an das so schwere, von Gott ihm zugewiesene Werk begiebt. Zunächst war die Zahl der Geistlichen wieder zu vervollständigen: von 1046 angestellten Geistlichen und Candidaten waren nur noch 338 übrig, nach der nördlinger Schlacht fehlten 4 Jahre lang dem tübinger theologischen Stifte die Mitglieder. Um so höher mußte die religiöse Unwissenheit und Verwilderung des Volks während des Krieges steigen. „Jung und alt, klagt Prälat Heinlein, weiß fast nicht mehr, wer Christus und der Teufel sei.“ Auf Andreä's Veranlassung wurde eine Landeskollekte veranstaltet, welche zur Unterstützung des tübinger Stifts einen Ertrag von 3000 fl. ergab. Im Jahre 1641 konnte er bereits melden, daß sich wiederum 50 Zöglinge gesammelt hätten und unterhalten würden; er bewürkte die Gründung zweier neuen Professuren für Geschichte und das Hebräische, deren Besoldung er zunächst selbst aus Collekten bestritt. Auch das Gymnasium in Stuttgart wurde auf sein Andringen erneuert und unter bessere Aufsicht gestellt. Demnächst war für die Einkünfte der Geistlichkeit zu sorgen. Durch Fürsorge von Herzog Christoph erfreute sich die würtembergische Kirche eines eigenen Kirchenfonds: durch schlechte Rathgeber verleitet, hatte der Herzog diesen angetastet. Andreä bewürkte eine nachdrückliche Vorstellung des Consistoriums, welche indeß nur von einem theilweisen Erfolge war. Aus der gesammelten Landeskollekte wurden den am meisten in ihrer

Einnahme verkürzten Pfarreien 2500 fl. zu Theil und eine Verordnung erlassen, welche die Bauern verpflichtete, öde gelegte Strecken für die Pfarrer zu bebauen. —

Die schwerste aller Aufgaben war die, auch nur einen Theil jenes Ideals von Kirchenzucht zu verwürklichen, das Andreä zuletzt noch in dem 1649 herausgegebenen aber schon 1622 ausgearbeiteten Theophilus entworfen. Er war zu sehr ein Mann der Kirche, um nicht einzusehen, daß Alles, was für strengere Zucht und Ordnung geschehen sollte, sich an die geschichtlichen Grundlagen der Kirche anschließen müsse. Es erschien 1639 ein von ihm gesammeltes Compendium der ältern Kirchengesetze unter dem Titel: Cynosura oeconomiae ecclesiasticae Wirtembergicae und 1644 die Kirchenconventsordnung, auch wurden die seit 6 Jahren eingegangenen Diöcesansynoden wieder erneuert und von 1639 an erschienen vorzüglich auf Andreä's Betrieb eine Anzahl Sittenmandate über Sonntagsheiligung, gegen Unzucht und Ehebruch u. s. w. Seine Absicht ging eigentlich auf Ausübung der Sittenzucht durch freigewählte, durch christlichen Sinn und strenge Sittlichkeit ausgezeichnete Mitglieder der Gemeinde: in der Würklichkeit ließ er sich indeß an den einmal bestehenden obrigkeitlichen Organen, den Schultheißen und Voigten, genügen, in deren Hände die lutherische Praxis die Sittenzucht gelegt hatte. Aber hier traten ihm in seiner nächsten Nähe in der Zuchtlosigkeit des Geschlechts die stärksten Hindernisse entgegen. Kaum war das Unzuchtsgesetz erlassen, so sollte es wieder mit Füßen getreten werden. Ein vornehmer junger Mann hatte, im Begriff sich zu verheirathen, zwei Mädchen geschwängert, und die angesehene Familie des Schuldigen drang darauf, ihn der Kirchenbuße zu entziehen. „Zu einem solchen Grade der Unverschämtheit stieg die politische List und Gewalt, schreibt Andreä, daß sie den neuen Satz aufstellten, der Fürst sei Bischof, in dessen Macht es stehe, wider Willen der Geistlichkeit einen Schuldigen loszusprechen.“ Desto ernster drang das Consistorium, auf Andreä's und Schüelin's Antrieb, beim Fürsten auf Bestrafung, damit es nicht scheine, als sei das neue Kirchengesetz „nur gegen die Tauben, und nicht gegen die Raben“ gerichtet. Würklich gab auch der Fürst der Vorstellung Gehör. Ueberhaupt begann gegen Ende der ersten Hälfte des Jahrhunderts jene, auch der Selbständigkeit und den Rechten der

Kirche so verderbliche, Steigerung des fürstlichen Absolutismus. Triga malorum ferrei in quo vivimus saeculi, Atheismus, Barbaries, Servitus, schreibt Andreä an J. Schmid. So wurde auch durch die Willkürherrschaft eines Günstlings, durch den seit 1641 zum Viceherzog ernannten Geizigkofler, in Staat und Kirche ein System der Simonie eingeführt, gegen welches Andreä in dem ernstesten, wenn auch zum Theil fruchtlosen, Kampfe zu streiten hatte.

Neben diesen Consistorialarbeiten nahm auch das Predigtamt seine Kräfte nicht wenig in Anspruch. Wie er zum J. 1644 bemerkt, so war es die vielfache Erfolglosigkeit seiner Kämpfe im Consistorium, die ihn bewog, sich destomehr seinem Predigtamt zuzuwenden. Bei der mehrjährigen Krankheit seines Collegen Heerbrand hatte er in 5 Jahren nicht weniger als 205 Predigten zu halten. Für so viel Arbeit wurde ihm nur ein sehr ungewisser Lohn, denn nicht mehr als 140 fl. erhielt er in 3 Jahren als Gehalt ausgezahlt. Nicht einmal für seine eigenen Bedürfnisse konnten diese Brosamen genügen, geschweige zu den Ausgaben, zu denen seine reiche Menschenliebe ihn antrieb. Eine beständige Herberge für bedürftige Prediger, Schulmänner, reisende Künstler und die große Schaar auswärtiger, besuchender Freunde war sein Haus, er nahm überdies die Kinder verstorbener Freunde bei sich auf, um sie zu verpflegen und zu erziehen. Hier kamen ihm nun die vielfach sich erneuernden Geschenke seiner Freunde zu Hülfe, vor allem aber die Freigebigkeit Herzog Augusts von Braunschweig.

Schon während seiner Universitätszeit hatte Andreä zu diesem Herzoge als dem glänzendsten Sterne unter den Fürsten Deutschlands aufgeblickt, in dem der Eifer für die Kirche mit dem für die Wissenschaft sich zu schönster Harmonie verbinde. Freilich war sein Bild von diesem Fürsten nur ein kaleidoskopisches, von Freundeshand vorgehalten. Es war ein wissenschaftlich strebsamer mit Andreä innig verbundener lüneburgischer Edelmann, Wilhelm von Wense, der ihn für seinen Herzog so zu begeistern gewußt. Nur eine oberflächliche Liebhaberei war es, welche jenen Fürsten, der „erst im 55. Lebensjahr zur Regierung gelangt, Muße genug besessen hatte, Liebhabereien nachzugehen“, zum Sammler einer Bibliothek, namentlich aber von allerlei künstlichen und literarischen Curiositäten gemacht und ihm damit einen gelehrten Schein verliehen hatte. Auch die

von seinen Lobrednern gepriesene pietas beschränkt sich auf ein gewisses theologisches Interesse mit einer Vorliebe für die Vertreter praktischer Frömmigkeit, für seinen Arndt, den celle'schen General-superintendenten, für Männer wie Calixt, Meyfart, Saubert, Lütkemann, Hoburg: seine zahlreich erhaltenen Briefe, wie auch seine umfangreichen Tagebücher lassen keine Spuren persönlicher Frömmigkeit entdecken — von den Anstößen seines sittlichen Lebens wird unter Lütkemann die Rede seyn. Als jedoch Andreä in seiner Studienzeit den Gedanken gefaßt, der illusorischen Rosenkreuzerbrüderschaft einen Verein christlich gesinnter Männer zur Förderung der Kirche und christlicher Wissenschaft als Gegenbild gegenüberzustellen, wozu er den Entwurf in seiner invitatio fraternitatis Christi (1617 und 1618) herausgab, stieg ihm auch der Gedanke auf, falls ein solcher Verein zu Stande käme, durch Vermittelung des v. Wense Herzog August zu bitten, sich an die Spitze zu stellen, später wurde ihm auch von seinen Freunden Philipp Hainhofer (s. Herzog Philipp) und Saubert in Nürnberg, welcher sich ebenfalls des Briefwechsels und der Gunst des Herzogs erfreute, das Talent, der Eifer und das kirchliche Interesse des Herzogs mit lebhaften Farben geschildert. Durch Zusendung einiger seiner kleinen Schriften und durch Freundesvermittelung war nun Andreä schon während seines Calwer Aufenthalts bemüht, zu dem von ihm verehrten Fürsten, mit dessen Neigungen die seinigen mehrfach zusammenstimmten, in Beziehung zu kommen. Erst nach seiner Versetzung nach Stuttgart 1640 gelang ihm dies. August war damals damit beschäftigt, eine Evangelienharmonie auszuarbeiten — zunächst „für seine lieben Kinder," die er jedoch später auch zum kirchlichen Gebrauch bestimmte. Andreä ließ ihm nun durch die Vermittelung von Hainhofer zu diesem Werke seine Hülfe anbieten. Der Herzog forderte ihn auf, sich selbst brieflich an ihn zu wenden und das von Bewunderung überfließende Schreiben desselben fand die günstigste Aufnahme. Von nun an fährt Andreä fort, sich in seinen Briefen über die Evangelienharmonie und literarische Curiositäten zu verbreiten, wie auch dergleichen unterthänigst zum Geschenke zu offeriren. Schon nach dem sechsten Briefe erfolgt ein Gegengeschenk von 300 Thlrn., welches sich 1642 wiederholt. Als 1641 Andreä sich in Tübingen den theologischen Doktorgrad erwirbt, wovon sonst der Landesfürst bei seinen Schützlingen die Kosten trägt, werden sie hier vom Herzog bestritten. Die nächste

Absicht bei dieser Promotion war die gewesen, durch Anerkennung seiner Orthodoxie von Seiten der Landesuniversität sich vor Verdächtigung sicher zu stellen, da indeß seine oratio inaug. der Vertheidigung von Arndt gewidmet war, so hebt er zum Wohlgefallen des Herzogs diese besonders hervor. Er wird noch kühner und erbittet sich von dem Herzoge das Prädikat eines geistlichen Rathes — man sieht nicht recht zu welchem Zwecke und aus welchem Grunde? Er schreibt darüber an den Herzog: „Demnach nun Ew. Gn. durch wunderbare Neigung des heil. Geistes, hochfürstl. unverhoffte Gnad auch ungewöhnliche heroische Leutseligkeit, sich gegen mir unwürdigen geringen Kirchendiener nahen, als habe in Anrufung Gottes ich mir (jedoch mit sancta contestatione animi minime ambitiosi aut curiosi, die unterthänige Hardiesse genommen, Ew. Gn. zu erbitten, die geruhen mich wenigstens nicht allein in numerum infimorum clientum und treueifriger Vorbitter, dazu ich längstens höchst obligieret, gnädigst aufzunehmen, sondern auch mit dem Namen dero unschuldigen geistlichen Consiliarii (gleichwohl ohne einigen Hellers Bestallung) von Haus aus würdigen und künftig mit gnädiger Zuversicht halten. Wäre ich in unterthänigem Gehorsam erbietig, Ew. F. Gn. neben meinem gnädigen Herrn und Landesfürsten suo homagio praestito, die Tage meines Lebens in unterthänigem Gehorsam beigethan und verpflichtet, getreu und hold zu seyn, Ew. F. Gn. Ehr, Nutzen und Wohlfahrt äußerst zu fördern, Unehr, Schaden und Nachtheil zu hindern und möglichst zu verwehren, als wahr ich Gott und sein Wort liebe und von ihm geliebt zu werden wünsche und hoffe." August ist so liberal, diesem Wunsche sofort zu entsprechen und zwar mit einem Gehalte von 400 Thlr. — zu einer Zeit, wo seine eigene Landesuniversität noch unter den größten Geldverlegenheiten seufzte. Nun wird der Briefwechsel mit dem Fürsten noch lebhafter, fast wöchentlich treffen von Braunschweig, später von Wolfenbüttel, eigenhändige Briefe von August ein — im Ganzen an 900. Inhaltreich sind sie indeß nicht, sie handeln von der Evangelienharmonie, literarischen und künstlerischen Curiositäten, fremden Besuchen, Jagdfreuden. Um den beträchtlichen Gehalt — selbst der große Calixt bezog für sein Professorat nur 500 Thlr. — nicht als Sinecure zu verzehren, machte sich Andreä auch mit den Prinzen und Prinzessinnen des braunschweigischen Hauses zu thun. Er eröffnet einen Brief-

wechsel mit ihnen allen, schreibt kleine Schriften zu ihrer Unterweisung,*) corrigirt ihre Aufsätze, übersendet Bilder von Dürer und Cranach als Geschenke: religiöse Anregungen finden sich nur selten, außer in den Briefen an die Prinzeß Sibylle. Zwei Bändchen dieses Briefwechsels sind mit Erlaubniß des Herzogs von Andreä selbst herausgegeben worden: Seleniana (Selenus Anspielung auf den Lunaeburgicus) Augustalia Jo. Val. Andreae, Ulm. 1644. 12. Domus Augustae Selenianae juventutis etc. pietatis eruditionis comitatisque exemplum sine pari etc. Ulm. 1654. 12. — Andreä weiß nun auch nicht genug zu rühmen, wieviel diese Huld des ausländischen Fürsten zur Erheiterung seines Geistes und zur Verbesserung seiner ökonomischen Lage beigetragen. Er wurde zunächst in den Stand gesetzt, sich eine bescheidene ländliche Besitzung zu erwerben, später, durch fortgesetzte fürstliche Geschenke neben seinem Gehalte, auch ein stattliches Wohnhaus in Stuttgart.

Schon von früh an hatte Andreä viel mit Krankheit zu kämpfen. Nervöse Verstimmungen mögen es gewesen seyn, die den sonst so liebreichen Mann zu einem eigensinnigen und harten Vater machten. Sein Sohn Gottlieb schreibt darüber an Saubert**): „Die Strenge und Härte des Vaters, die mir indeß bis jetzt keinen Schaden gebracht, habe ich mit stillschweigendem Gehorsam ertragen." Seit dem Jahre 1645 tritt sein Unterleibsleiden und die damit verbundene nervöse Deprimirung in ein Stadium ein, welches ihm je länger je mehr seine frühere Würksamkeit erschwert und verleidet: „Mit Wehmuth vergleicht man sein Bildniß, wie es in Calw und wie es in Stuttgart entworfen werden mußte. Dort ist noch ein sanftes Feuer, eine seelenvolle Freundlichkeit, ein lieblicher Adel über seine Gesichtszüge ausgegossen, hier hat der Schmerz bedeutende Runzeln in das Gesicht gegraben, seine Augenbrauen verzogen und seinen Blick in eine erschreckende Düsterheit gehüllt; sonst spielte er bei der Versammlung seiner Kinder, welche Morgens und Abends die heilige Schrift lasen und geistliche Lieder sangen, die Harfe; nun unterließ er dieses meistentheils." Zwei Jahre lang hielt der sonst

*) Z. B. eine allgemeine Realencyclopädie: oculus eruditus, sive rerum universitatis compendiosa contemplatio 1642.

**) Epp. ad Saubertum cod. Hamb. ep. 63.

so gesellige Mann sich fast ganz vom Umgange entfernt. Nach vielen innern Kämpfen hält er 1646 um seine Amtsentlassung an. Der ihm gütige Herzog ertheilt sie ihm zwar nicht, stellt ihm jedoch frei, seine beiden Aemter nur nach Maß seiner Kräfte zu verwalten. Noch predigt er in der Regel zweimal wöchentlich, fördert auch im Consistorium die Unterstützung des tübinger Stifts und Wiederaufrichtung der Klosterschulen. Doch alle seine Aeußerungen aus dieser Periode sind in das düstre Gewand der Schwermuth gehüllt. — 1650 wurde ihm endlich die ersehnte Entlassung aus seinem Dienst zu Theil, er wurde Abt in Bebenhausen.

Er spricht seine Freude aus über die ihm nunmehr zu Theil gewordene literarische Muße, allein von nun an steigern sich auch noch mehr seine körperlichen Leiden. Nur noch die Beziehungen zum braunschweigschen Hause gewähren ihm Labsal und Erquickung. Die Sehnsucht des Herzogs, den vertrauten Freund seines Hauses endlich einmal von Person kennen zu lernen, was bisher nur dem dritten Prinzen bei einem Besuche in Würtemberg zu Theil geworden war, vermochte ihn, nach Andreä's Amtsentlassung sogar in einem verschlossenen Wagen unter Begleitung von zwei Reitern und mehreren Knechten eine Reisesänfte nach Bebenhausen ihm zuzusenden, um dem leidenden Manne auf ganz bequeme Weise die Reise möglich zu machen. Doch eben als Andreä sich dazu rüstete, erfolgten neue qualvolle Krankheitsanfälle. Der geringste Speisegenuß war mit Schmerzen verknüpft und die Nächte brachte er schlaflos zu. Im Jahr 1654 wurde er Abt von der einträglicheren Abtei Adelsberg und Mitglied des engeren Ausschusses der Landstände; da das Kloster in Adelsberg abgebrannt war, begab er sich nun wieder nach Stuttgart und bezog das ihm durch die Güte seines Herzogs geschenkte Haus. „Aber sein Leben war bereits nichts mehr als ein Kampf mit dem Tode, welcher endlich mit dem 27. Juni eintrat. Er erhielt auf seinem letzten Krankenlager einen Besuch einer der Schwestern seines Fürsten, seines Sohnes Gottlieb und von sieben befreundeten Geistlichen, mit denen er vereinigt seinen Geist in die Hände Gottes befahl."

Geht man an die Schriften Andreä's, namentlich an seine Selbstbiographie, mit der Erwartung, hier einen Arndt oder Spener wiederzufinden, so wird man bald wahrnehmen, daß man es mit einer sehr verschiedenen christlichen Individualität zu thun hat. Es

ist zunächst die Mannichfaltigkeit der geistigen Interessen, der weitere, wenn auch vielleicht weniger innerlich vertiefte Blick, wodurch Andreä sich unterscheidet. Dazu kommen die Vorzüge und die Schwächen einer weiblichen Natur. Von seiner Männlichkeit, seiner Unerschrockenheit haben wir allerdings mannichfache Proben gesehen — er klagt, daß der ihm christlich befreundete College Schüelin nicht immer den Muth habe, sein Privatwohl dem öffentlichen nachzusetzen. Dennoch läßt sich sagen, daß uns daneben auch die Vorzüge und Schwächen der weiblichen Natur in seiner Individualität begegnen. Andreä besitzt einen scharfen und tiefen Geist, aber überwiegend Gefühl und Phantasie. Kein größeres Werk ist von ihm ausgegangen sondern nur Gelegenheitsschriften, je nach den Bedürfnissen der Gegenwart oder des Herzens.*) Die Form seiner Schriften oder Schriftchen ist nicht die didaktische, sondern entweder die rhetorische oder die allegorische, oder auch die dialogisch-dramatische. Sein lateinischer Styl ist namentlich früher edel und einfach, häufig jedoch rhetorisch gedunsen und die Diktion die der poetisirenden Prosa der Lateiner jener Periode. Er ist überwiegend receptiv und subjektiv. Er wird überwältigt von den äußeren Eindrücken und giebt sie mit einer gewissen nervösen Ueberreizung wieder. Er ist entweder Optimist, wie namentlich früher, oder Pessimist, wie in den spätern Zeiten. In alles legt er seine Subjektivität hinein. Was nur zu seiner Blutsverwandtschaft gehört, ist ihm Objekt der Verehrung, er schreibt ihre Memorien: seines Großvaters Jakob, seines Bruders Ludwig, seines Brudersohnes Joh. Joseph, und diese seine Lebensskizzen wie auch die Memorien seiner Freunde, werden zu panegyristischen Chrien. Er liebt es Stammbäume auszuarbeiten — seines eigenen Geschlechts in 22 genealogischen Tabellen, und Herzog Augusts. Er hält sorgfältig Buch über seine ausgedehnten Briefwechsel, notirt die Tage des Empfanges, bemerkt und combinirt die merkwürdigsten Monatstage in seinem eigenen Leben und dem seiner Freunde, bewahrt sorgfältig jedes kleine Andenken — eine weibliche Mikrologie, in welche sich die Fülle seiner liebenden Seele legt. Selbst die ihm angehörigen treuen Hausthiere sind von dieser Liebe nicht ausgeschlos-

*) Sie sind theilweise anonym, auch in verschiedenen und von einander weit entlegenen Orten erschienen, die früheren meist in Straßburg, die späteren in Ulm, Lüneburg. Um so erklärlicher, daß mehrere derselben sich ganz verloren haben. Ein Verzeichniß derselben giebt Burk in dem angeführten Schriftchen.

sen: er gedenkt in seiner Lebensbeschreibung des Ablebens der zwei ihm von seinem augsburger Freunde geschenkten Hündchen und eines aus dem Brande von Calw geretteten Taubers. Er liebt und übt die Musik, er sammelt Gemälde und Gemmen, mechanische Curiosa, künstliche Uhren, Schreibtische, Globen, Alterthümer. Es findet sich in den meisten dieser Züge eine interessante Uebereinstimmung mit jenem von uns und von Vielen verehrten Juristen, welchem noch jetzt ein Theil der Geistlichkeit der Provinz Sachsen als ihrem ehemaligen Kirchenhaupte eine dankbare Erinnerung bewahrt. Es ist aber auch natürlich, daß eine so vorwiegende Subjektivität nicht selten des objektiven Maßstabes für Persönlichkeiten und Erscheinungen entbehrt — zumal wo, wie bei Andreä, nervöse Reizbarkeit den richtigen Blick trübt.

Andreä ist lutherisch orthodox — seiner Verwandtschaftspietät nach würde er schon als Enkel eines Jakob Andreä nicht anders gekonnt haben. Er weiß indeß auch — nach dogmatischer Seite wie nach der des Cultus — was er an seinem lutherischen Glauben hat. Einem Manne von seinem Gemüth und seiner Phantasie kann nur die lutherische Sakramentslehre genügen. Er faßt das Abendmahl in seiner innigen Beziehung zur Christologie auf, wie sie nach Luther von dem würtemberger Brenz entwickelt worden. Sein pietätsvoller Sinn läßt ihn mit der kirchlichen Tradition nicht brechen, sein warmes Herz kann, wie die respublica christianopolitana zeigt, nur in einem liturgischen Cultus Befriedigung finden. Dennoch ist er wesentlich unterschieden von den gewöhnlichen Orthodoxen, denen Christenthum und Lutherthum unzertrennlich zusammenfällt. Andreä dagegen spricht — als stände er wie die Kirchenväter in der Zeit vor der Kirchentrennung — immer nur von der religio christiana und zwar als dem Heilmittel für die sittlichen Bedürfnisse der Welt. Christus und Christenthum ist der Grundton in allen seinen Schriften, nicht die Confessionskirche, nicht reine Lehre und richtiger Glaube. Wie sehr er auch überzeugt ist, daß die reinere Lehre ein reineres Leben begründen werde, so ist er sich doch des Unterschiedes zwischen Fundamentalem und Nichtfundamentalem, den andere in der Theorie zwar setzen, in der Praxis jedoch wieder aufheben, deutlich bewußt. Er schreibt 1642 ein Büchlein, welches nur die christliche Grundlehre wider Juden, Muhamedaner und Ungläubige vertheidigen soll: sol veritatis sive religionis christianae certitudo. Selten be-

gegnet man einer Stelle, wo die Gelegenheit zu einer Diatribe gegen die Calvinisten vom Zaun gebrochen wird, wie eine solche sich in der Biographie zum Jahre 1642 findet. Er hat hier erwähnt, daß eine der Schwestern Eberhards III., die sich bei ihrer Mutterschwester, der Gemahlin von Pfalzgraf Philipp, in Meisenheim aufgehalten hatte, an den würtembergischen Hof zurückgerufen sei und setzt hinzu: „Obwohl sie nämlich sonst freundlich behandelt worden, so hatte sie doch von dem verdächtigen Glauben der Calvinisten ihre schrecklichen Blasphemien gegen die Allgegenwart des Fleisches Christi, ihre muthwilligen Verläumdungen und ihren tödtlichen Haß gegen die Unsrigen zu erfahren bekommen und dringend in ihren Briefen an mich die Rückkehr gewünscht." Aber er trägt kein Bedenken, die obige kleine Schrift sol veritatis der Schrift des Grotius de veritate religionis christ. nachzubilden und urtheilt mit edler Milde über denselben: „Möchte doch Grotius selbst, den wir so hoch halten, der evangelischen Wahrheit näher treten, sich uns inniger verbinden und sich des Synkretismus und einiger Paradoxen enthalten, die wir nicht billigen können." Er steht in inniger Freundschaft mit dem calvinisirenden straßburger Philologen Bernegger, in christlichem Pietätsverhältniß zu dem Bischof der böhmischen Brüderkirche Comenius; zu dem als Ketzer angefeindeten Calixt blickt er mit Ehrfurcht auf, wiewohl er mehrfach dessen Abneigung vor der Ubiquitätslehre rügt und beklagt. Das von andern verlästerte christliche Eintrachtsstreben dieses Theologen ist ihm erfreulich, und selbst die Friedensbestrebungen des Schottländers Duräus weist er nicht von der Hand. Während die mehr gut gemeinten als von theologischer Einsicht zeugenden Bestrebungen dieses Mannes, eine Versöhnung zwischen den protestantischen Confessionen zu stiften, von den andern lutherischen Theologen fast ohne Ausnahme mit mitleidigem Lächeln oder mit leidenschaftlichem Protest abgewiesen wurden, erklärt Andreä 1650 dem Herzog, daß er auf dieselben eingegangen sei und der Briefwechsel — er wisse selbst nicht aus welchen Ursachen — von Seiten des Duräus abgebrochen worden. Männern gegenüber, die er wegen persönlicher Eigenschaften oder wegen wissenschaftlicher und künstlerischer Verdienste schätzte, einem Herzog August, seinem früheren mathematischen Lehrer Dav. Magirus, seinem Geschichtslehrer Mästlin gegenüber, schwindet ihm überhaupt alle Diskriminationsgabe. Das von ihm dem Herzoge und

namentlich dessen Evangelienharmonie gespendete übermäßige Lob wird leicht für bloße Adulation gehalten werden, ist indeß vielmehr wohl nur auf Rechnung der Ueberschwenglichkeit zu setzen, mit der er alle nähern Freunde apotheosirt. Er gab 1644 zum 66sten Geburtstage des Fürsten das Schriftchen Augusti principis exemplum heraus, worin er diesen Fürsten zunächst seinen drei Prinzen als perfectae vitae norma vor Augen stellen will. Das Thema des Lobes bildet eigentlich nur dessen in überschwenglichster Rhetorik ausgemalter Dilettantismus. „Welcher Künstler, heißt es unter anderm darin (S. 15.), sollte sich nicht dahin begeben, wo die Mathematik, die Musik, die Plastik, die Malerei, die Schnitzkunst, kurz der ganze Umkreis der Künste nicht bloß einen Mäcenas findet, sondern den einsichtigsten Richter, einen Vitruv, Archimedes, Zeuxis, Phidias!“ Er rühmt die Pansophie des Fürsten und urtheilt von dem Machwerk seiner Evangelienharmonie: quod apud posteritatem conciliabit pretium aeternitatis! Von einem Arndt und Spener würden andere Maßstäbe angelegt worden seyn! Ihr christliches Fürstenideal wäre kein anderes als Ernst der Fromme gewesen. Es ist auffallend, diesen ersten Stern unter den christlichen Fürsten jener und aller Zeiten nicht öfter und begeisterter von Andreä gefeiert zu finden. Er erwähnt in seiner Biographie zum Jahre 1636, daß er auf Veranlassung Sauberts angefangen, für Herzog August und Ernst Gutachten über die Schulreformationen von Evenius, die Universitätsreformation von Meyfart und die Friedensvorschläge von Duräus auszuarbeiten, ohne sie jedoch zu vollenden. Aus den Briefen Sauberts erfahren wir, daß Ernst auch damit umging, Andreä für seine beabsichtigten Kirchen- und Schulreformationen zu berufen. Später im Jahre 1643 gedenkt er abermals als eines erfreulichen Ereignisses eines von einem Geschenke begleiteten Briefes jenes Fürsten und fügt hier hinzu: „Verdienste wie die dieses Fürsten um Kirche und Wissenschaft hat noch kein Zeitalter erlebt und sie nicht anzuerkennen, wäre die größte Undankbarkeit unserer Zeit.“

In seinem Freundschaftskultus war Andreä bei seinem warmen Herzen ein Vater Gleim seines Jahrhunderts. Er unternahm Reisen um Freundschaften zu stiften, mit fast allen theologischen und andern Celebritäten Deutschlands stand er in Briefwechsel — von Rostock bis Tübingen und Straßburg — selbst mit den Häuptern

der strengsten sächsischen Orthodoxie, mit einem Hülsemann und Calov und mit den Beschützern derselben, den sächsischen Geheimeräthen von Metsch und von Friesen, während er gleichzeitig um die Gunst des in Sachsen verlästerten Calixt sich bemühte und noch in seinen spätern Jahren bei dem Consistorium als Synkretist angeklagt wurde. Schon als Student und Magister lebte er in enger befreundeten Genossenschaften. Kein Wunder, daß das damalige Gerücht eines geheimen Rosenkreuzerordens ein solches Freundschaftbedürftiges Gemüth schon aus diesem Betracht anzog. Ob er, nachdem er die Illusion erkannt, zur Verspottung derselben die zwei anonymen Schriften Fama und Confessio ausgehen lassen, ist noch immer ein literarisches Problem, worüber sich fast mit gleich gewichtigen Gründen in utramque partem streiten läßt. So viel ist aber gewiß, daß er dann die Aufforderung zu einer christlichen Vereinigung an die Stelle setzte in seiner invitatio fraternitatis Christi: ad amoris candidatos, 1617, 2. Th. 1618, christianae societatis idea 1620, christiani amoris dextera porrecta 1620. Als Zweck dieser Vereinigung giebt er in dem Briefe an Comenius an: scopus fuit, Christum loco suo restituere, pulsis passim idolis sive religiosis, sive litterariis. Es waren 24 Männer, welche er durch Zusendung der dextera porrecta zu diesem Zwecke zu vereinigen suchte. Ihre Namen sind wohlbekannte, entweder litterarisch oder durch praktischen Eifer für Kirchenzucht ausgezeichnete Persönlichkeiten, darunter Arndt in Celle, Gerhard, Saubert in Nürnberg, Leyser in Leipzig, der Mediciner Daniel Sennert in Wittenberg und andere. Die Kriegsdrangsale ließen es zur Verwürklichung des Planes nicht kommen, weshalb Andreä, wie er dem Herzog August mittheilt, im Jahre 1628 bei einer Reise nach Nürnberg sich darauf beschränkte, mit seinem Saubert, dem ehrwürdigen Christoph Leibnitz und einem Patrizier Conrad Beier, denen später sich noch einige andere Nürnberger und Würtemberger anschlossen, sich zu einem solchen Bündniß zusammenzuschließen, dessen Idee er in dem Schriftchen ausspricht: verae unionis in Christo Jesu specimen selectissimis, probatissimis amicis sacrum 1628. Als Ziel giebt er hier nur an repurgatio religionis, will als Theilnehmer nur Genossen desselben Bekenntnisses und fügt auch die Clausel bei „ohne allen Eintrag für das von Gott geordnete Amt." Der Einsicht von Herzog August stellt

er es später anheim, ob nicht nach hergestelltem Frieden es zu einer umfassenderen Ausführung des Planes kommen könnte.

Wie der gefühlvolle Mann in Alles, was in näherer Beziehung zu ihm steht, seine warme Subjektivität hineinlegt, so legt er auch das wärmste Pathos seiner Brust in die Religion. Bei wenigen andern Theologen der Zeit wird so oft von einem calidus affectus, einer ardens pietas gesprochen. Und dieser warmen Frömmigkeit steht überall die sittliche Reinheit und Vollendung als Ziel vor Augen. „Während einige meinen, daß sie zur Wissenschaft, andere, daß sie zum Besitzthum, oder um Lob zu erwerben geboren sind — schreibt er 1617 in seiner invitatio — so sollt ihr wissen, daß ihr zur Uebung der Tugend und zur Uebung im Christenthum allein in die Welt gesandt seid." Wie nun seinem gebildeten und scharf beobachtenden Geiste die in der Wissenschaft, Kirche und Schule herrschenden Verirrungen in ihrem ganzen Umfange entgegentreten, so drängt ihn sein warmes Herz und sein lebhafter Geist zu deren Bekämpfung. Ein Theil seiner früheren Schriften tritt den Mißbräuchen des gelehrten Treibens der Zeit, der Erziehung und der Universitäten entgegen, dem Rhetorisiren, der scholastischen Disputationswuth, der Vernachlässigung der neueren Sprachen und gründlicher physikalischen Studien, der pennalistischen Zuchtlosigkeit, der Zurückstellung der christlichen Bildung auf Schulen hinter die klassische u. s. f. Hieher gehört vornehmlich sein Menippus (1617). Ein anderer Theil der Bekämpfung jener Neigung zur Magie, Alchymie, Theosophie, wie sie im Gegensatz zur trockenen Schultheologie am Anfang des Jahrhunderts sich verbreitet und eine Zeit lang auch Andreä für sich eingenommen hatte. Hieher gehört besonders die „chymische Hochzeit Christian Rosenkreuz 1616 (nach Meusebach), die turris Babel 1619, de curiositatis pernicie 1620 u. a.

Ein dritter Theil ist dem christlich-praktischen Zwecke und der Erweckung christlicher Gesinnung, insbesondere bei den Dienern der Kirche, gewidmet. Unter diesen Schriften verdient besondere Auszeichnung die respublica christianopolitana 1619 und der erwähnte Theophilus vom Jahre 1622. Wunderbar anziehend sind diese zwei Schriften und einige andere kleinere durch Hoheit der Gedanken, Tiefe der Frömmigkeit, Gluth der Empfindung und Adel der Sprache. Die erste führt mit Meisterhand das Ideal eines

christlichen Staates aus, in welchem Kirche, bürgerliche Einrichtungen, Cultus, Wissenschaft und Kunst vom Geiste Christi durchdrungen sind. Die andere behandelt in drei Gesprächen die christliche Religion, die christliche Disciplin, die christliche Litteratur und Erziehung, angefügt ist eine Ermahnung an die Diener der evangelischen Kirche. Goldene Worte über den geistlichen Stand und seine Anforderungen werden hier ausgesprochen, vorzüglich über die eigene Herzensbetheiligung des Predigers als nothwendige Bedingung für segensreiche Würksamkeit. So heißt es: „Von der Religion reden und schwätzen kann ein jeder, ihr unterthan seyn, in sie eingehen, für sie eifern, ihr ganz angehören, von ihr gesättigt werden, ihr alles das Seinige anvertrauen und weihen, das versteht, glaubt mir, kaum einer unter Tausenden. Ist es also zu verwundern, wenn wir bei dieser Vermengung und Zwitterhaftigkeit, in der wir sind, bei diesem Mißklang des Glaubens und Lebens, weniger überzeugen, als wir wollen, da es klar ist, daß wir selbst noch nicht überzeugt sind? daß wir weniger ausrichten, als wir wünschen, da Jedermann weiß, daß wir es kaum bei uns selbst ausrichten können?" Wie vortrefflich die Schilderung eines christlichen Presbyter in dem „christlichen Staate"! „Nur einmal, heißt es, und zwar am Sonntage redet er zu dem Volk und unterweiset es in göttlichen Dingen; nie wird er gehört ohne innere Regung des Gemüths. Für Schande würde er es achten, andere zu etwas zu ermahnen, worin er nicht mit der That vorangegangen, so daß er, wenn er in der Versammlung steht, auch schweigend redet. Seine ganze Zeit verwendet er auf heilige Betrachtungen und Uebungen, vorzüglich aber auf die Förderung des christlichen Lebens, und er sucht kein anderes Vergnügen als die himmlische Speise. Als er mich segnete, empfand ich in mir eine heilige Glut, die mein ganzes Gemüth durchströmte. O! die wahre Gottesgelahrtheit ist würksamer, als alle Predigten der Fleischlichgesinnten. Ich erröthete, als ich an den Ehrgeiz, an die Habsucht, an den Neid, an die Trunkenheit so mancher dachte, die den geistlichen Stand schänden. Man sollte glauben, sie glaubten nicht, wovon sie andere überreden wollen, ob sie gleich das Ueberreden gelernt haben. Mir mögen sie es nicht verdenken, daß dieser Geistliche mich entzückt hat, dieser Mann von feurigem Geist, von erstorbener Sinnlichkeit, ein Freund des Himmels, ein Verächter der Erde, rasch zum Werke, fern von Geschwä-

ßigkeit, trunken in Gott, den Lüsten abhold, wachend für seine Heerde, schlafend für sich, der erste an Verdienst, der letzte an Ruhm." —

Ein Büchlein von Augustinischer Tiefe und Susonischer Zartheit ist auch seine Erstlingsschrift descriptio civis veri christiani et de christiani cosmoxeni genitura judicium, 1612. Gottes Brust erschien ihm wie ein Magnet von unendlicher Kraft, der alle Christo Geheiligten durch die darauf gelegten Glaubensnadeln anzieht von der Seite, von der sie dem heiligen Steine sich nahen, von der Ansteckung der Welt aber sie losriß: „Daher auch bei allen dieselbe Richtung, der Blick nach derselben Seite, weil sie alle durch eine geheimnißvolle beherrschende Kraft geleitet und zu Einem Ziele getrieben wurden. Wären sie natürlicher Weise bewegt worden, so wären sie, wie das in der Welt gewöhnlich, nach unten gegangen, aber übernatürlich wurden sie bewegt, so daß sie etwas anderes wollten als sie eigentlich wollen, etwas anderes konnten als sie können, nämlich durch Güte der göttlichen Liebe. Denn wen der Trieb der heiligen Liebe zieht, der versteht kaum sich selbst und kann noch weniger sich selbst noch andern Rechenschaft von seinen Handlungen ablegen, sondern erhebt sich in seinem Gemüth dahin, wo er über alle Reflexion weit hinaus ist." Er schildert wie er von der himmlischen Kraft berührt wird, als er in der Welt umherirrt: „Da streckt mir Christus seine Hand entgegen, ergreift die meinige, indem er mich ganz mit göttlichem Thau überschüttet und nachdem er mich so abgewaschen und mit himmlischem Manna überschüttet, erklärt er mich für den Seinigen, dem ich nun nicht schüchtern, wie einst da ich in der Welt war, sondern mit kindlichem Vertrauen zurufe: „Nimm mich Dir Jesu mein König und entreiß mich der Welt. Sage was Du von mir willst und gieb, daß ich könne! Befiehl, was Du willst und gieb, daß ich gehorche, leg auf, was Du willst und gieb, daß ich trage, übe wie Du willst und gieb, daß ich mich bewähre, gieb was Du befiehlst und begehre, was Du willst, ich will nichts mehr seyn, Du aber damit Alles." Erhaben wie die epistola Diogneti spricht er von dem Adel der wiedergeborenen Seele: „Unser Kind sei der Christ, der in der Welt ein Fremdling, jener Sprößling des menschlichen Elends, aber die neue wiedergeborne Kreatur der erbarmenden, zuvorkommenden Gnade, die Gegenwart duldend, nach der Zukunft strebend, für die Erde nicht bloß ein Fremdling sondern ein Gestorbener, in keinem Stücke sich nur anbequemend, unter den Spöttern

wie ein Ungeheuer, aber Gott eine Wonne, und durchaus ein solcher, dessen Leben nicht hinieden sondern jenseits gelebt wird, der seine Freude nicht auswendig sondern inwendig hat, der sein Wissen nicht auswendig, sondern inwendig weiß, dessen Verlangen durch nichts ausgefüllt wird, was in der Welt herrlich lautet, sondern allein gesättigt wird durch das, was keinem außer ihm bekannt."

Die vierte Abtheilung seiner Schriften befaßt die über die Kirchenorganisation und Kirchenzucht. Hieher gehört vorzugsweise sein „Theophilus" und seine arca Noae 1642.

„Mein ganzes Leben ist im vergeblichen Streben und nicht ohne Mißgunst verflossen, möge nach mir einer mit glücklicherem Erfolge auftreten. Viele waren mit mir, Arndt, Saubert, Schmid und mancher Andere: Christi Geist unterliegt indeß nicht." So ruft er in der schwermüthigen Stimmung seiner letzten Jahre, aber wenigstens seine Weissagung ist nicht ohne Erfüllung geblieben. — Have pia anima!

Hauptquellen: Die im Jahre 1642 von Andreä verfaßte und Herzog August gewidmete Selbstbiographie, lateinisch von Rheinwald 1849 herausgegeben, deutsch von Seybold 1799. — Petersen, Leben Andreä's in dem würtembergischen Repertorium der Litteratur St. I. — Hoßbach, V. Andreä und sein Zeitalter 1819. — Henke, Mittheilungen aus dem Verkehr Andreä's mit Herzog August in der „deutschen Zeitschrift" 1852. Nr. 33—35. 44.

IX. Dinesen Jersin, Bischof in Riepen.

(Geb. 1581, gest. 1634.)

Einer der geistlichsten und einflußreichsten Prediger des Evangeliums in der dänischen Kirche. Er war geboren 1587, begab sich 1607 auf eine dreijährige Reise in das Ausland, kehrte 1610 nach Kopenhagen zurück und erhielt zunächst die Rektorstelle in Sorö. Er erlangte als Lehrer der klassischen Sprachen einen vorzüglichen Ruf, und eine von ihm herausgegebene lateinische Grammatik wurde bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den dänischen Schulen fast allgemein gebraucht. Er verließ diese Stelle, um aufs neue

mit einem jungen Adligen eine Reise nach Deutschland anzutreten, auf welcher er in Gießen unter dem Präsidium von Mentzer eine Disputation hielt. Nach seiner Rückkehr 1619 wurde er zum Professor der Metaphysik an der Universität ernannt. Wie es scheint genoß Jersin in Bezug auf seine religiösen Ueberzeugungen keinen günstigen Ruf. Bei der Bewerbung um das Pastorat in Kopenhagen rief der fromme Bischof Brochmand aus: „Was sollen wir mit diesem Atheisten thun?"

Ungefähr in jener Zeit muß indeß eine Sinnesänderung im Leben Jersin's eingetreten seyn — allem Anschein nach während seines Aufenthaltes in Kopenhagen, wiewohl der Vorfall, welcher dazu Anlaß gegeben, nach Sorö verlegt wird. Es wird erzählt, daß er, als Liebhaber der Musik, Abends in die Kirche zu gehen pflegte, um dort die Laute zu spielen. Eines Abends kam ihm ein, dieses auf dem Grabe des Bischofs Absalon zu thun. Dort hatte er eine Erfahrung, über welche er sich nicht erklärte, welche aber über den sonst heitern Mann eine tiefe Schwermuth verbreitete. Das gewünschte Pastorat an der großen Frauenkirche in Kopenhagen, um das er sich bewarb, wurde ihm trotz des Bedenkens von Brochmand zu Theil (1626), und hier entwickelte er nun eine überaus einflußreiche Würksamkeit. Er war ein Mann des Gebets, der mit Gott zu ringen pflegte, der aber auch fortgehend wider geistige Anfechtungen zu kämpfen hatte. Gerade dadurch erhielten seine Predigten einen Reichthum an geistlicher Erfahrung, welcher nicht bloß einen großen Zuhörerkreis um ihn versammelte, sondern auch die Herzen von Vielen so gegen ihn aufschloß, daß sich ihm ein reiches Feld der Privatseelsorge eröffnete. Mit Brochmand, seinem Bischof, begegnete er sich nun ganz in Gesinnungen und Bestrebungen, so daß beide Männer in nächster Verbindung mit einander standen.

Im Jahre 1629 erhielt er — ebenfalls unmittelbar durch den König wie einst Brochmand — die Berufung als Bischof von Riepen in Jütland. Auch in dieser höheren und ausgedehnteren Würkungssphäre blieb sein Ernst und Eifer sich gleich. Dieselben Vorzüge seiner Predigten, durch welche sich ihm die Herzen seiner kopenhagener Gemeinde geöffnet hatten, sammelten auch hier einen großen Zuhörerkreis um ihn, bei seinen Geistlichen drang er auf Lebensreformation, und eine erbauliche Schrift, welche er hier herausgab: „vera via vitae, der richtige Weg zum ewigen Leben 1633"

wurde für Viele ein Wegweiser zur Sinnesänderung. Auch in's Deutsche und Schwedische wurde dieses Büchlein übertragen und noch bis in's vorige Jahrhundert mit Erbauung gelesen. Außerdem gab er gegen die in den Zeiten des 30jährigen Krieges sich verbreitende Wundersucht einen Traktat heraus: „Traktat von Mirakeln, Zeichen und Offenbarungen, 1632." — Auch in diesem seinem bischöflichen Amte verließ ihn die geistliche Schwermuth nicht. Sie gab seinem ganzen Leben einen dunkeln Hintergrund und selbst seinem Umgange einen durchaus strengen und ernsten Charakter. Immer stand nur die Mahnung vor seinen Augen: „mit allem Ernst durch die enge Pforte einzudringen." Durch welche Stimmungen tiefer Trostlosigkeit er hindurchgehen mußte, zeigt die Erzählung von einem schweren Anfalle geistlicher Schwermuth während einer seiner Visitationsreisen, wobei er in seiner Herzensbeängstigung selbst den Kutscher, der ihn führte, bat, ihm einen Trostspruch aus der heiligen Schrift zuzurufen. Als der Mann das Schriftwort ihm zur Beruhigung zurief: „Also hat Gott die Welt geliebt" u. s. w., machte dieser Spruch einen so erquickenden Eindruck auf ihn, daß er sich ihn noch als Inschrift auf seinen Leichenstein setzen ließ. — Schon im fünften Jahre seiner bischöflichen Würksamkeit sollte die dänische Kirche dieses treuen Arbeiters beraubt werden. — Die Rohheit eines gemeinen Mannes auf einer seiner Visitationsreisen gab zu seinem frühen Tode die Veranlassung (1634). Ein Mann aus der Gemeinde gerieth mit ihm in einen Wortwechsel, und, ungeachtet der Bischof nur Sanftmuth entgegen setzte, steigerte sich die Leidenschaft des Bauern bis dahin, seinem Bischof eine Ohrfeige zu geben. Diese Kränkung wurde für Jersin dadurch noch empfindlicher, daß einige vom Adel sich aus Feindschaft gegen den strengen Geistlichen des Bauern annahmen und die überall ruchbar gewordene Sache bei Hofe in einem dem Bischof sehr ungünstigen Lichte darstellten. So hielt sich derselbe für genöthigt eine Reise nach der Hauptstadt zu unternehmen, um seine Sache im wahren Lichte darzustellen, doch kam er nicht weiter als bis Nyborg in Fünen, wo er in eine schwere Krankheit verfiel. Nicht nur der Ortsgeistliche unterstützte ihn aus Gottes Wort, sondern auch Bischof Michaelis aus Odense, welcher sich aus theilnehmender Verehrung zu ihm begeben. „Durch den Zuspruch des Kraftwortes: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn!" richtete Michaelis den zaghaften Geist des Ster-

benden auf. Am Tage darauf verließ ihn die Sprache; auf die Frage einer ihn besuchenden Freundin, wie es ihm gehe, antwortete er nur noch: „Ich liege und ringe nach dem ewigen Leben.“ An demselben Tage, am 25. Oktober 1634 beschloß er, 47 Jahre alt, seine irdische Laufbahn.

Quelle: Pontoppidan, dänische Kirchenhistorie III, S. 157.

X. Johann Joachim Schüelin, Stiftsprediger in Stuttgart.

(Geb. 1588, gest. 1658.)

Auch in seinem eignen Vaterlande stand V. Andreä zu seiner Zeit nicht allein. Während unter den Gräueln des Krieges und der Zuchtlosigkeit des Hofes auf der einen Seite das christliche Leben zu Grunde ging, erwuchs es andrerseits unter der Zuchtruthe der Kriegsnöthe. Neben Andreä und zum Theil unter seinem Einflusse reiften mehrere in der Gesinnung ihm gleichstehende Theologen heran: Christoph Zeller, welchen Andreä sich selbst zum Nachfolger in Calw erbeten, seit 1645 sein Nachfolger im Hofpredigeramt, Schüelin und Schübel, seine stuttgarter Collegen (s. Schübel) u. a.

Joh. Joach. Schüelin, geboren 1588, studirte 1607 in Tübingen, trat 1609 als Vicar in das Amt, wurde 1627 Pfarrer und Dekan in Canstadt, wo er die Kriegsnöthe zu überstehn hatte und 1638, nachdem Andreä die ihm angebotene Stiftspredigerstelle ausgeschlagen, zu dieser ernannt. Von ihm sagt Andreä, indem er seine wenigen Freunde bei Hofe aufzählt, daß er ihn unter den christlichen Freunden obenan stellen müßte, wäre ihm nur auch der Muth gegeben, öfter zum Nachtheil seines Privatinteresses für das öffentliche etwas zu wagen. Dennoch erwähnt ihn Andreä bei mehreren Gelegenheiten, wie in disciplinarischen Angelegenheiten, bei Vertheidigung des Kirchenvermögens, als seinen treuen Mitstreiter. Er starb 1658.

Schübel, sein Geistesgenosse und auch sein Leichenredner legt über ihn folgendes Zeugniß ab: „Sein Studirstüblein war ein Oratorium, aus welchem er mit solchem Eifer gen Himmel schrie, als wolle er den Himmel durchbeten. Er hatte sich ein sonderbar schönes Gebetlein gemacht, worin begriffen die Anliegen aller Stände,

der Betrübten, Kranken, Elenden, Waisen. Von ihm gilt, daß er mehr mit Gott als mit Menschen geredet. Er hatte seine Gebete auf Pergament gezeichnet, 1) wann er zur Predigt oder in den Rath oder Canzlei gegangen, 2) wann er die heilige Schrift in die Hand nahm, um zu studiren, 3) so oft die Glocke eine neue Stunde des Tages angezeigt. Wann er sein Gebet verrichtet hatte, kehrte er sich zu seinem Gott durch soliloquia aus Augustin, Anselm, Bernhard, deren schönste Gedanken er auch auf jenes Pergament geschrieben hatte. Mit welcher Andacht hat er sich, so oft er das Sakrament empfangen, mit seinem gekreuzigten Heiland vereinigt und sich, wie seine eignen Worte lauteten, gleichsam in ihn inamorirt! Die Zeit entrinnt, wo wir reden sollten von seiner heilsamen Predigten Eifer, reicher Invention, Reichthum seiner Materien, fließenden Beredsamkeit und seinen sonderbaren Phrases, die auch dem gemeinen Manne eingeleuchtet. — Nachdem er nächstverwichnen Mittwoch mit guten christlichen Herzen geredet, und er vielmehr sie, als sie ihn getröstet, hub er seine Augen, Herz und Hände zu Gott im Himmel auf und sprach: „Veni, veni, Domine, et noli tardare, komm ach du schöne Freudenkrone, dein wart' ich mit Verlangen!" Das waren die letzten Worte seines Lebens, denn als er das Haupt darüber kaum hingelegt, gab er sanft und still in Jesu seinen Geist auf."

Sein theologisches Testament lautete: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, deren Gutthaten an Seele und Leib ich in 70 Jahren wohl genossen, auch mit tiefster Dankbarkeit erkannt und mit Jakob spreche: Herr ich bin viel zu gering aller Treue und Barmherzigkeit, die der Herr von meinen kindlichen Tagen an bis hieher an mir gethan, gestalten ich denn hiemit meine Seele einig und allein aufopfre, befehle und gleichsam testamentsweise verschreibe diesem meinem getreuen Gotte. Gleichwie ich von Mose und David gelernt habe zu bitten, Gott wolle mich lehren bedenken, daß es ein Ende mit mir haben muß, daß ich klug werde, recht zu glauben, gottselig zu leben, geduldig zu leiden und selig zu sterben: als haben von jenen Tagen an diese Klugheit der Euthanasia mich auch wohl gelehret viele ausgestandene Trübsale, die mir Gott vom vierten Jahre meines Lebens an aus väterlichem Willen zugesendet, welche mir Ursach genug gegeben, sonderlich jetzo in meinem kümmerlichen 70jährigen Alter,

um eine selige Freudenfahrt zu der auserwählten Himmelsschaar, meines Heilands Jesu holdseligstes Angesicht mit jauchzendem Freudenmuthe anzuschaun, inständigst zu bitten und um ein seliges Ende zu ersuchen, nicht zweifelnd, was er mir zugesagt, er auch gewiß halten werde. Ob ich wohl ein armer Sünder bin und wegen sowohl erblicher als unzählbarer würklicher Sünde willen der ewigen höllischen Verdammniß mich würdig erkenne, so halte ich mich doch fest an dem theuren Verdienst Jesu Christi, meines Heilandes . . . O mein Gott, was du geschaffen hast, das opfre ich dir hiemit wieder auf und übergebe es dir zu eigen, es soll ja keines andern, wie dir zu eigen seyn. O Herr Jesu, was du so theuer erworben hast, soll ja keines andern, als dein eigen seyn. O Gott, heiliger Geist, der du durch die Wiedergeburt und Heiligung mich zu deinem Wohnungstempel geweiht hast, und ob ich dich leider oft daraus vertrieben, durch wahre Buße im Glauben immer wieder erneut hast, wie kann ich dir besser danken, als daß ich mich dir zu eigen gebe?" u. s. w.

Quellen: Schübels Leichenpredigt über Schüelin. — Fischlin, Memoriae theol. Würtemb. 1710. T. II.

XI. Joh. Saubert, Pfarrer in Nürnberg.

(Geb. 1592, gest. 1646.)

Johann Saubert — obwohl viel weniger bekannt und genannt, als sein berühmterer gleichnamiger Sohn, der Professor in Helmstädt — nimmt eine der ersten Stellen unter den Kirchensäulen unserer Periode ein.

Er gehört einer Stadt an, welche für die kirchliche Entwicklung des 17ten Jahrhunderts von großer Bedeutung. Die nürnberger Kirche, durch einige der größten Schüler Melanchthons gegründet und befestigt, repräsentirt im 16. Jahrhundert durchaus den humanistischen Charakter der Philippistischen Schule. Die Konkordienformel war beharrlich abgelehnt worden, statt ihrer wurden 12 großentheils Melanchthon'sche Schriften als Bekenntnißschriften angenommen. Einige Repräsentanten der altlutherischen Lehre erhielten sich allerdings noch bis in den Anfang des 17ten Jahrhunderts, wiewohl unter starker Befeindung. Zu ihnen gehört der Pfarrer

und Senior Joh. Schröder, ein Mann, dessen Theologie durch den Wahlspruch charakterisirt wird: „Man gebe nicht die von den Vätern gesetzten termini ohne Noth auf und versuche nicht das Elfenbein der Theologie durch die philosophische Dinte glänzender zu machen.“ Der Strom der herrschenden Theologie, wie sie auch von der nürnberger Universität Altdorf gelehrt und verbreitet wurde, ging aber mit dem Philippismus. Nach dem Tode Schröders schreibt einer der dort noch übrigen lutherischen Theologen Georg König an den wittenberger Meisner 1621: „An die Stelle von Schröder ist ein gewisser Pückel gekommen, dessen Gelehrsamkeit und Orthodoxie nicht hinlänglich bekannt ist, und der kürzlich noch zu den untersten Diakonen gehörte. Wodurch er so gestiegen, ist nicht schwer zu errathen. Die nürnbergische Regierung geht, ohne sich im mindesten um die Zustimmung des Ministeriums zu bekümmern, darauf aus, die Ernennungen ganz und gar für sich zu behalten. So kommt denn ein Geschlecht an die Spitze der Kirche, an denen man lobt, daß sie modesti spiritus homines und nicht unruhige Köpfe sind, sondern fein bescheiden und es bei einem Gleichen (beim Alten d. h. bei dem Philippismus) verbleiben lassen.“*) Wie die Melanchthonsche Richtung in dem Maß, als sie Schulstreitigkeiten abhold, mehr den praktischen Lebensinteressen sich zuwandte, so herrschte auch im Nürnbergischen eine mehr biblisch-praktische Predigt des Evangeliums, wofür auch die nürnberger Kirchenordnung nebst den angehängten Katechismuspredigten als schönes Zeugniß gelten kann. Die Bedeutung Sauberts für die nürnbergische Kirche besteht darin, ihr die lutherische Lehre erhalten, zugleich aber auch während der zerrütteten Kriegszeiten einen Heerd des ernsteren, praktischeren Christenthums begründet zu haben.

Saubert war 1592 in Altdorf geboren. Die Armuth der verwittweten Mutter nöthigte ihn das Müllerhandwerk zu ergreifen. Nach einem halben Jahre wird er von der Mutter von dem Handwerk wieder hinweggenommen und auf die Schule geschickt. Unter Kämpfen mit der bittersten Noth gelingt es ihm die Universität Altdorf zu beziehn. Allmählich fand sich jedoch Unterstützung, im Jahre 1611

*) Diese philippistische Moderation hat Scaliger im Auge, der schon am Anfange des Jahrhunderts urtheilt: Noriberga — ibi Lutherani mitiores (Scaligeriana secunda S. 475.).

konnte er als Begleiter eines jungen Adligen nach Tübingen gehn und die Schule des frommen und treuen Hafenreffer besuchen. Da indeß sein Schüler in das Vaterland zurückgerufen wird, so begiebt sich auch Saubert wieder nach Altdorf. Durch den ehrwürdigen Senior Schröder wird es ihm indeß möglich gemacht, Gießen zu beziehn (1614), und sich in die Schule von Mentzer und Winkelmann, der Häupter reiner Lehre, zu begeben, und nach einiger Zeit bahnt Mentzer ihm sogar nach Jena den Weg, um noch den Unterricht des großen Gerhard zu genießen. Doch schon im folgenden Jahre wurde er in seine Vaterstadt zurückgerufen, wo er 1617 in Altdorf das Amt eines Vesperpredigers erhielt, zum Inspektor der Alumnen und im Jahre 1618 zum Diakonus und Professor der klassischen Sprachen ernannt wurde. Im Jahre 1628 wird er an die Lorenz-Kirche in Nürnberg berufen, 1635 erster Pfarrer an St. Sebald.

Sein Amtsleben ist ein fortgesetzter Kampf ebensosehr für die Reinheit lutherischer Lehre, als für die Reinheit lutherischen Lebens. Rath und Geistlichkeit standen zum größten Theil auf Seiten des Philippismus und wie es der weniger fixirte Charakter dieser Richtung mit sich brachte, so ging sie bei Manchen auch in einen in noch weiterer Ausdehnung toleranten Humanismus über. Ihr Hauptvertreter war Georg Richter, der ausgezeichnete Gelehrte und Prokanzler der Universität Altdorf, welcher vor seinen Freunden das Geständniß nicht zurückhält, in der Grotiusschen Bibelexegese die vollste Befriedigung zu finden. Dieselbe Stellung wie Nürnberg hatte Braunschweig zur Conkordienformel und zur Ubiquitätslehre eingenommen. Als nun dort Calixt als glänzendes Gestirn am theologischen Himmel aufzugehen anfing, wurde, nachdem Richter den großen Mann vergebens für Altdorf zu gewinnen versucht, Helmstädt für die Theologen und Juristen Nürnbergs gleichsam die zweite Landesuniversität. Je mehr diese Einflüsse zu würken anfingen, desto mehr lösten sich die Bande altlutherischer Orthodoxie, und ein liberaler Humanismus fing an zum guten Tone zu gehören. Mit einer für jene Zeit fast einzigen Toleranz wurde den 400 Calvinisten, welche sich in das Nürnbergische gezogen, öffentlicher Gottesdienst — wenn auch nur in der Vorstadt — zugelassen, auch mystischer Separatismus fand Eingang und — wenn auch nicht Duldung — doch einige Schonung. Seit dem zweiten Jahrzehnt hatte die frucht-

bringende Gesellschaft und die schlesische Dichterschule ihren Einfluß zu äußern begonnen. Auch nürnberger Patrizier wie Harsdörfer waren eifrige Mitglieder derselben. Von ihm wurde ein eigener poetischer Orden, der Schäfer- oder Blumenorden, in Nürnberg gestiftet (1644). Eine schöngeistige Richtung, zumal von der Weichheit wie diese, ist am wenigsten geneigt, strengere dogmatische Normen anzulegen, und mit theologischen Bestimmungen es genau zu nehmen. Seit 1642 hatte Nürnberg überdies an Mich. Dilherr, einem Gelehrten und Geistlichen, welcher mit seinem Einflusse bald den von Saubert bei weitem überflügelte, innerhalb der Geistlichkeit einen Vertreter jener relaxirenden Richtungen erhalten. Wir werden diesen Mann und die damaligen Zustände Nürnbergs näher kennen lernen (s. Dilherr).

Mit welchem Schmerze der Mann von altlutherischem Schrot und Korn durch solche Tendenzen um sich her erfüllt wurde, läßt sich leicht denken. Sein nächstes Bestreben war der Aufrechthaltung des strengeren lutherischen Lehrbegriffs gewidmet. Diesem Ziele galten zunächst seine Anstrengungen und Kämpfe und — nicht ganz erfolglos. Von seinen Verdiensten nach dieser Seite hin sprechen folgende Aeußerungen seines Freundes V. Andreä. „In Nürnberg, schreibt 1642 Andreä an J. Schmid, herrschte einst Philippus und Luther wurde ausgestoßen. Nach heftigen Kämpfen ist Luther endlich angenommen, obwohl bei den Mächtigen sich Philippus noch immer im Hintergrunde versteckt hält. Ich bitte euch, kommt dem bedrängten Luther, an den sich die philippistischen Mäuse machen, zu Hülfe! Richtet wenigstens den Muth unsers Saubert auf!" „Längst wäre Nürnberg, heißt es in einem andern seiner Briefe, in einem Sektenchaos, ja im calvinistischen Kothe untergegangen, hätte nicht der Eifer der geistlichen Oberhirten es noch erhalten."

So weit hatte die Gleichgültigkeit gegen kirchliche Normen sich verbreitet, daß von den Symbolen der nürnbergischen Kirche, den zwölf nur einzeln vorhandenen Normalbüchern einige nicht mehr aufzufinden waren, die Candidaten daher sich nicht einmal vollständig über das zu unterrichten vermochten, wozu sie sich bei ihrer Anstellung als Norm verpflichten sollten. Ueberdies befand sich unter jenen Schriften auch ein geradezu in calvinistischem Sinne abgefaßtes scriptum declaratorium. Nur nach langen Kämpfen und unter dem heftigsten Widerstande, namentlich auch von Ge. Richter, setzte Saubert es durch, daß — mit

Ausmerzung jener verdächtigen Schrift — 1644 eine Gesammtausgabe gedruckt wurde, welchen für ihn glückseligen Tag der biedere Mann mit einem conviviolum feierte. — Nicht weniger als dem Philippismus und Calvinismus galt sein Kampf dem „Weigelianismus." Freilich war dies der allgemeine injuriöse Name der Frommen, von welchem Saubert selbst nicht verschont blieb: „Ich höre, schreibt der treue und ernst gesinnte leipziger Theologe Höppfner 1642 an J. Müller, daß auch die tapfersten Streiter Christi, J. Schmid und Saubert, von dem stuttgarter Hofprediger (vergl. auch was von dem weimarer Hofprediger mitgetheilt wurde, s. S. 74.) öffentlich des Weigelianismus beschuldigt werden — natürlich deshalb, weil sie in diesem verderbten Zeitalter mit allem Ernste die Frömmigkeit zu pflanzen suchen."

Die von Saubert als Weigelianer Bezeichneten sind Separatisten — einige aus redlichem Mißmuth über die Verderbniß der Kirche, andre mit latitudinarischen Ansichten über Abendmahl, Beichte und andre Dogmen, die wenigsten mit specifisch Weigelschen Ideen.*) Der Dünkel, der sich hie und da anschloß, giebt sich in etwas späterer Zeit (1669) bei einem separatistischen Lohgerber zu erkennen, welcher sich im Pfarrhause zur Unterredung zu stellen weigert, „weil er die Sorge eines Pfarrers für seine Seele nicht bedürfe und sein Schaaf nicht seyn wolle."**) Wir werden ein schönes Beispiel eines nürnberger Predigers kennen lernen, welcher diesen Verirrten in Liebe nachzugehn weiß (s. Math). Saubert verlangt mit Strenge das Einschreiten des Senats. Er schreibt 1641 an J. Schmid: „Möchten deine Briefe an D. Fezer (den Bürgermeister) endlich bewürken, daß der Rath unsre Weigelianer vor das geistliche Ministerium stellte, um über ihre Irrthümer Rechenschaft abzulegen: man würde nichts hören, als eigne subjektive Auslegungen, die Leugnung der theologischen Grundlagen, keine Analogie des Glaubens, keine rechte Theilung der Schrift.

---

*) Die auch schon zu Weigel's Zeit hie und da auftauchenden Separatisten hat dieser, obwohl selbst im kirchlichen Amte stehend, in zwei im ms. hinterlassenen Schriften in Schutz genommen: „Wichtige Ursachen, warum viele fromme Christen es nicht mit dem äußerlichen Gebrauch der Sakramente halten," und „Summarium über die vom Stillstand beim Brauch der Sakramente u. s. w." s. J. H. Hilliger de vita, fatis et scriptis Val. Weigelii. S. 23.

**) Visitationsakten von 1669 in der nürnberger Stadtbibliothek.

Welcher Verständige sollte nicht unmuthig werden bei so viel Verleumdungen gegen unsern geheiligten Stand!"

Was Saubert damals gewünscht, erlangte er drei Jahre später: 1643 wurde die Vorladung der Sektirer vor das Ministerium angeordnet, worüber uns die Akten vorliegen.*) Einige Mittheilungen daraus werden zur Beurtheilung der Anträge Sauberts dienen — auch zur Begründung des Urtheils über diese sogenannten Weigelianer. Den vier vor das Ministerium geladenen Leuten — der Mehrzahl nach Niederländer von Abkunft — wird aufgegeben, noch vor dem Verhör die Augustana und den Katechismus durchzulesen und etwaige Bedenken mit einem der Stadtgeistlichen zu besprechen. Als sie sich nun gestellt, antwortet auf die Frage, ob er sich zur augsburgischen Confession bekenne, der erste unter ihnen, Pfaff: „er sei vor einiger Zeit von seinem Beichtvater in der Kirchen abgeschafft worden (d. i. excommunicirt) und bekenne sich seitdem nicht mehr zur lutherischen Religion." Auf die Frage, was er von dem Katechismus Lutheri halte, antwortete er: „er verwerfe desselben nicht, denn er bete das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote und alles andre, wie wir Lutherischen, er läse auch das A. und N. T., postillam und andre Bücher Lutheri. Er vermahne auch täglich die Seinigen, daß sie ihres Gottesdienstes fleißig abwarten sollten, und halte sie getreulich dazu an, gehe auch selbst fleißig in die Predigten. Auch wenn er sterbe, sterbe er einzig und allein auf das Verdienst des Leidens Jesu Christi." Der zweite, Portel de Costarte erklärt, noch nicht die Zeit zum abermaligen Durchlesen der Confession und des Katechismus gefunden zu haben, weshalb er darüber nicht Rede stehen könne — sein Bruder dagegen, daß er mit beiden nicht übereinstimmen könne und das Abendmahl verstehe er von geistlicher Nießung. Der dreisteste von ihnen ist der vierte Van der Houven. Er erklärt, mit der Augustana nichts zu thun zu haben, da sie nur verdamme, er aber niemanden verdamme, den Katechismus habe er schon vor 40 Jahren auswendig gelernt, „könne aber sein Christenthum darauf nicht genugsam

---

*) In der halleschen Universitätsbibliothek befindet sich in 2 B. eine Sammlung nürnbergischer kirchlicher Dokumente von dem nürnberger Senior Joh. Fabricius zusammengetragen. Sie enthalten auch zur ältern Kirchengeschichte lehrreiche Beiträge: aus ihnen sind die obigen Mittheilungen geschöpft.

gründen, im N. T. finde er einen weit größern Schatz, daraus er sich erbaue und informire, er habe an zwei Geistliche die Bitte gerichtet, das N. T. vom ersten bis zum letzten Kapitel mit ihm durchzugehn und ihn darin zu unterrichten, mit welchem Wunsche er jedoch abgewiesen worden sei, welches zeige, wie wenig es den Seelsorgern mit ihrem vorgeblichen Eifer für die einzelne Seele Ernst sei. Zum heiligen Abendmahl begehre er nicht eher zu gehn, es sei denn, daß man ihm zuvor die Kirche Christi weise, denn die hiesige sei eine lutherische." Der Endspruch Sauberts nach diesen Erklärungen geht dahin: der Senat möge verhüten, daß die in der Lehre zwar noch reine, aber durch Ungehorsam gegen die Lehre ziemlich verunreinigte und befleckte Kirche nicht folgends auch zu einer unreinen Lehre möchte gebracht werden. So möge denn der Rath mit diesen halsstarrigen Sektirern laut des schon ergangenen Erlasses verfahren. In diesem Sinne richtet sich denn auch unter dem 20. Septbr. 1643 das ganze Ministerium an den Senat und bittet noch insonderheit, das nicht in's Gewicht fallen zu lassen, daß etliche von den Angeschuldigten sich der politischen merita rühmten, welche sie durch Tragung schwerer onera um die Stadt gehabt hätten. — Was dagegen Sauberts Urtheil über Arndt betrifft, auf welchen, wie angegeben wird, jene Weigelianer sich beriefen, so urtheilt Saubert mit derselben Nachsicht wie überhaupt die frömmeren Theologen der Zeit. Und selbst über zwei der verrufensten Ankläger der Verderbniß der damaligen Geistlichkeit und Kirche spricht er sich mit schonender Mäßigung aus. Er hatte sich selbst auf der Kanzel des Zeugnisses einer der ersten Schriften Hoburgs über die Verderbniß der Kirche bedient und sah sich genöthigt, zu seiner Vertheidigung die Schrift herauszugeben: „Wohlgemeintes Bedenken, wie die Büchlein Hoburgs „Verwirrter deutscher Krieg," „Deutsch-evangelisches Judenthum," und die Schrift Bernh. Baumann's „Vom deutschen, evangelischen verderblichen Christenthum" recht zu erklären und ohne Anstoß zu lesen, in einem Sendschreiben an einen Freund und in einer Weihnachtspredigt eröffnet 1646." Von der ersteren Schrift Hoburgs sagt er: „Wenn derselbe seine Bücher durch und durch so verstanden wissen wolle, wie er S. 21 ausspricht: „daß ich keinen Stand, auch nicht die Lehre, wie sie getrieben wird, angreife, sondern einzig und allein deren praxin," so hat es, unangesehn, daß an etlichen Orten härtere, weitergreifende Worte gefallen, seine ge-

weisten Wege." „Baumann, fährt er fort, hat ein solches Bekenntniß nicht abgelegt, aber wenigstens gesagt, daß er nicht der widrigen Religion Partei nehmen wolle."

Der andere Theil von Sauberts Lebensaufgabe ist die Herstellung einer strengeren Kirchenzucht, wie dieselbe auch von den lutherischen Kirchenordnungen gefordert, aber in wenigen Kirchen und nur zeitweilig durchgesetzt worden. Es war nicht bloß die Säumigkeit der Geistlichen, welche hindernd entgegentrat, sondern noch viel mehr die Cäsareopapie der Obrigkeit. Was die treuen Kirchendiener verlangten, war nämlich nicht sowohl die polizeiliche Sittenzucht, an der es freilich während der Kriegsjahre ebenfalls gebrach, sondern die eigentliche Kirchenzucht, das Recht der kirchlichen Ausschließung. Die unverkümmerte Ausübung dieses Rechts der Geistlichkeit zuzugestehn, nahm aus Befürchtung hierarchischer Uebergriffe die Obrigkeit vieler protestantischen Länder, in Dänemark, Würtemberg, Brandenburg u. a. Anstand, und nirgend mehr als in den Reichsstädten, wo, wie Gerhard in einem Briefe an seinen Freund A. Keßler ausspricht, die Cäsareopapie vor allem zu Hause, weshalb ihm auch die Berufung seines Freundes nach der Reichsstadt Schweinfurt Besorgnisse einflößt. Auch in Nürnberg stand nun die Kirche in viel größerer Abhängigkeit von dem weltlichen Regiment als anderswo: nicht einmal die geistlichen Immunitäten waren ihnen zugestanden. Eifersüchtig auf seine obrigkeitlichen Rechte hatte Nürnberg, wie Hamburg, Frankfurt, Danzig die Superintendentenwürde abgeschafft und dem Ministerium, welches ohnedies noch Scholarchen als Vertreter des Magistrats zur Seite hatte, nur das Petitionsrecht gelassen; eine kirchliche Bestrafung durch Exkommunikation wurde neben der obrigkeitlichen nicht rathsam gefunden, von der obrigkeitlichen aber war in vielen Fällen die Loskaufung durch Geldstrafe zu erlangen. Einen traurigen Blick in diese Mißstände läßt uns folgendes von Saubert verfaßte Gutachten der Prediger von 1640 an den Senat thun.*) Es habe, heißt es hier, die Obrigkeit die Meinung der Prediger verlangt, ob es gut sei, am nächsten Aschermittwoch einen Bußtag zu feiern, sie aber seien in Sorge, daß sowie vordem diese Buße in Aergerniß vor

---

*) Riederer, Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeschichte. I. 1764.

Gott ausschlagen werde, wegen des grausamen Fluchens, Fressens, Saufens, in übrigen Hochzeiten, Trennung von Ehegenossen: „nun werden wir Prediger — fahren sie fort — mit unserm Predigen und Reden ohne Abstellung der erwähnten Sünden ein Geringes ausrichten. Wir sind hiezu viel zu wenig, den notorie verrufenen Sündern mit ernsthaftiger Vermahnung etwas Einhalt zu thun, weil sie uns auf's stärkste in solchen Fällen despiciren, verlachen und verachten, was in keiner evangelischen Partikularkirche jemals erhört worden, denn als den 14. Juni 1639 uns von Fluchern und Verächtern des Predigtamtes obrigkeitswegen befohlen worden, vor und in die Collegia zu erfordern, ist doch fast keiner erschienen, sondern haben die allerschimpflichsten Worte uns zuerbieten lassen, worunter einer, der nun in die 28 Jahre nicht zum Tische des Herrn gegangen, und uns sagen lassen: wenn wir Geld haben, sollen wir kommen und kaufen, sonst frage er nicht im geringsten nach uns. Ein andrer Flucher hat uns lassen anzeigen: er käme nicht, wolle lieber auf den Thurm gehen, als mit uns zu thun haben, daher wir haben die Seele in Geduld fassen und es allein Gott im Herzen klagen können . . . Bei etlichen thut durchaus Schärfung der Strafe und Ausschluß von der Kirche noth. Was hat z. B. der Thurm bisher bei dem abscheulichen Säufer und Gotteslästerer, dem Krötenmüller gewürkt, der, so oft er wieder herabgekommen, aus lauter Verwegenheit weit schrecklicher Gott gelästert als zuvor, da er zehnmal würdig gewesen wäre, daß man ihn andern zum Abscheu vor die Kirche gestellt, ja die Zunge entzwei geschnitten hätte!"

Ueber die Cäsareopapie seiner Vaterstadt schüttet Saubert vielfach seine Klagen an Andreä aus, welcher auch aus eben diesem Grunde Bedenken trug, die ihm dringend angetragene Stelle in Nürnberg anzunehmen, und Joh. Müller, der hamburger Senior, tauscht wieder mit Saubert darüber seine Klagen aus: „Einst blühte im Papismus die Papokaisarie, als lausige Mönche den Staat mit Füßen traten, jetzt dagegen richtet die Kaiseropapie die Kirche zu Grunde, indem die Politiker die Herrschaft über die Kirchendiener sich anmaßen. O daß Gott einen Constantin oder Karl den Großen erweckte, unter dessen Leitung und Schutz die unterdrückte Kirche wieder aufleben könnte!" Die

Hauptstütze für seine cäsareopapistischen Anmaßungen fand der Rath, wie es Saubert wenigstens darstellt, in Dilherrs Connivenz und Menschengefälligkeit (vgl. Dilherr). „Hier ist, schreibt er 1647 im Unmuthe an Schmid, alle Kirchenzucht abgeschafft, von welcher wir wenn auch nur einen Schatten besaßen, alle Privatconvente des Ministeriums aufgehoben, die Collegen getrennt, die Erbauung so gut wie aufgehoben, welches Unglück wir allzumal nur einem einzigen Menschen verdanken, jenem politischen Theologen, welcher das Verderben der Stadt und der Kirche ist.“ Ueberaus schwer müssen die Kämpfe gewesen seyn, welche Saubert nach beiden Seiten des kirchlichen Interesses hin zu bestehen hatte. „Ich erstaune, äußert Schmid 1664 theilnehmend gegen seinen Freund, über die Angriffe des Feindes auch gegen dich, gegen dich, der uns alle (ich schmeichle nicht) an Frömmigkeit, Weisheit und Mäßigung übertrifft. Das ist aber die Art jener Kinder Ahitophels, welche jetzt allmählich an den Höfen, in den Magistraten, in den öffentlichen Angelegenheiten das Alpha und Omega bilden!“

In der That scheint es, daß in diesen Kämpfen von den nürnberger Patriziern nur sehr wenige auf Sauberts Seite standen. Von Andreä wird nur Conrad Baier genannt; noch einen andern, welcher zur Herausgabe der Normalbücher besonders behülflich gewesen, nennt Saubert selbst. Unter seinen Collegen hatte er besonders seinen Christoph Leibnitz zur Seite (s. Leibnitz), demnächst Piggel und Riederer, in der Gemeinde namentlich den ehrwürdigen Kreis adliger Emigranten aus Oesterreich, welche damals wohlhabend und geehrt in Nürnberg lebten. Zu ihnen stand Saubert wie Andreä im Verhältnisse vertrauten Umgangs (s. v. Rägkhnitz). Desto größer war die Zahl seiner Gönner und Verehrer im Auslande. Es gehörten in der Nähe und in der Ferne alle dazu, welchen damals die innerliche Besserung der Kirche am Herzen lag; von solchen nennt Andreä als seine Correspondenten: Gerhard, Höe, Höppfner in Leipzig, Meyfart, Daniel Dilger in Danzig, Keßler in Schweinfurt, J. Schmid in Straßburg, Schleuppner in Hof, Walther in Celle, Hirsch in Eisleben, Meisner in Wittenberg, Lälius in Ansbach, selbst der ferne Joh. Schröder in Rostock befindet sich darunter — wie muß man über diesen Zusammenhang der Gleichgesinnten erstaunen in währenden Kriegszeiten und bei mangelhaften Communikations-

mitteln! Dazu kamen die drei für das kirchliche Interesse mehr oder weniger erwärmten lutherischen Fürsten: Herzog Ernst von Gotha, Georg von Darmstadt und August von Braunschweig. Dem letzteren widmet noch nach Sauberts Tode in dankbarer Erinnerung der dem Verstorbenen erwiesenen Huld die Wittwe die unter dem Titel „Gemäldepostille" erschienene Predigtsammlung. Auch andern berühmten Namen außer den genannten begegnet man unter den Correspondenten: die sächsischen Geheimeräthe v. Metsch und v. Friesen, Hülsemann, Dorsche, Weller u. a.

Was Saubert mit solcher Herzensangelegenheit für seine eigene Stadt zu erringen suchte, das fühlte er sich gedrungen, auch dem übrigen Deutschland an's Herz zu legen. Geschirmt durch vorgedruckte zustimmende Zeugnisse namhafter Theologen, Gerhard, Dietrich in Ulm, J. Schmid, V. Andreä u. s. w. gab er 1633 das „Zuchtbüchlein der evang. Kirche" heraus. Hier zeigte er in einem ersten Theile das Recht der Kirchenzucht aus der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern, in einem zweiten widerlegte er die dagegen erhobenen Einwürfe. Eine andere Schrift mit vorsichtig gewähltem Titel richtet ihre Angriffe gegen die Vernachlässigung der praktisch-christlichen Interessen: „Psychopharmakum, Seelenarzenei für die Lutherischen und Papisten, ob, wenn wir die Papisten zu unserer Religion bewegen wollen, nöthiger sei unser Disputiren oder die Besserung unseres Lebens 1636." Selbst ein Mann wie Höe giebt dazu in einem Schreiben seine Beistimmung, ohne jedoch bei dieser Besserung an etwas anderes zu denken als an die strengere polizeiliche Zucht; „möchte, schreibt er, o möchte der weltliche Arm das fromme Streben der Theologen unterstützen!" Die theilweise Zuchtlosigkeit des Predigerstandes stellt Saubert in Beispielen dar, wie folgende: „Mancher liegt noch im Bett, wann er in der Kirche aufwarten und die Epistel lesen soll, kann das Evangelium nicht recht lesen, weil er den Rausch nicht ausgeschlafen hat. Wann er des Sonntags zu Mittag predigen soll, bleibt er bei der Gesellschaft sitzen, bis es bald Zeit, daß er auf den Predigtstuhl treten soll, macht darnach ein Dicentes her, daß es Gott erbarmen möchte" (S. 106). Auch für die Zuchtlosigkeit des jungen Volkes auf Universitäten verlangt er Abhülfe. Es wurde anderwärts erwähnt, wie, während der eine Theil der Kirche diese Zeugnisse mit Dankbarkeit begrüßte, auf der andern Seite Saubert die Vorwürfe des

Weigelianismus und Fanatismus auf sich zog (s. Herzog Ernst). — Es finde nur noch Erwähnung, daß auch in mehreren, in eine Anzahl Gesangbücher aufgenommenen geistlichen Liedern Saubert der Kirche ein Andenken hinterlassen hat. Das eine derselben: „Ach wie sehnlich wart ich der Zeit," wurde von ihm unter dem Angstgestöhn, welches ihm fürchterliche Steinschmerzen auspreßte, abgefaßt.

Die unermüdeten Kämpfe nach Außen sind nämlich von diesem Streiter des Herrn nur unter der Folter der schmerzhaftesten Krankheitsleiden geführt worden. Man fand bei seinem Tode einen Blasenstein bei ihm von 20 Loth Gewicht. Man begreift die Größe des schmerzvollen Leidens. „Ich danke dir, schreibt er 1639 an Schmid, für deine Fürbitten bei Gott, welcher meine unglaublichen Schmerzen lindert, daß ich, wenn auch langsamen Schrittes, zu meinen öffentlichen Arbeiten zurückkehren kann." „Wiederum, schreibt er 5 Jahre später, hat mich meine Krankheit von der öffentlichen Thätigkeit ausgeschlossen, während welcher ich mit den außerordentlichsten Schmerzen mehrerer zusammentreffender Leiden, Stein, Podagra und Kolik zu kämpfen hatte." Und ein Jahr vor seinem Tode 1645 an Diakonus Dilligen in Coburg: „Seit einigen Wochen haben mich Podagra, Stein und Kolik an's Bett gefesselt. Giebt es etwas Schwereres, als diese drei Plagegeister? Ich habe in meiner Jugend Gott oft angerufen, er wolle mir auf der Welt die Hölle und dort den Himmel geben. Wohl! ich werde erhört, Gott läßt mich die Hölle wohl versuchen, an allerhand Anfechtung ist kein Mangel, und da ich nicht Gott zum Trost hätte, müßte ich aus der Haut fahren." Nach vielen Leiden starb Saubert den 6. Nov. 1646, nachdem er noch im Hinblick auf seine Ausgabe der Normalbücher insbesondere dafür Gott inbrünstig gedankt, daß wegen der rechten, ungeänderten augsburgischen Confession in der nürnberger Kirche kein Zweifel mehr übrig sei.

Hauptquellen: V. Andreä, umbra Sauberti, 1647. — Will, nürnberger Gelehrtenlexikon. — Würfel, Lebensbeschreibungen der Prediger zu St. Sebald, 1756. S. 18. — Epp. ad Saubertum cod. ms. Hamb. — Epp. ad J. Schmidium II. cod. ms. Hamb.

XII. Arnold Mengering, zuletzt Superintendent in Halle.

(Geb. 1596, gest. 1646.)

Mengering, der berühmte Strafprediger seiner Zeit, war 1596 in Halle geboren, wo sein Vater, ein niederländischer Kaufmann, welcher bei Alba's Verfolgung seinen Wohlstand seinem Glauben zum Opfer gebracht, sich als Flüchtling niedergelassen hatte. Hier empfing er unter Evenius seine Gymnasialbildung und studirte hierauf vier Jahr in Wittenberg, wo es der ehrwürdige Franz war (s. Franz), dem er sich besonders anschloß. Quem virum, schreibt er, dum cogito, ideam accuratissimi et pientissimi theologi intueor. Im J. 1616 geht er nach Jena und wird dort Tischgenoß des streng orthodoxen Major. Nach einigen untergeordneten Beamtungen wird er 1627 zum Domprediger in Halle berufen, bei der Occupation der Domkirche durch die Katholiken 1630 wird er jedoch entlassen und sieht sich genöthigt, sich nach Bitterfeld in der Nähe von Halle zu begeben, wo er, in großer Dürftigkeit, mit Weib und Kind ein Jahr lang sich durchzubringen sucht. 1631 erhält er indeß den Ruf als dritter Hofprediger nach Dresden, wird von dort 1635 als Hofprediger nach Altenburg berufen und verläßt wiederum Altenburg 1640, um dem Rufe nach Halle, seiner Vaterstadt zu folgen, als Pastor an der Hauptkirche und Superintendent. Er genoß bei seiner Gemeinde ein großes Vertrauen und starb im 50. Lebensjahre 1646.

Ging damals die Predigt der Meisten nur darauf aus, Sündenvergebung zu spenden und die erschrockenen Gewissen zu beruhigen — gleichviel ob solche in der Gemeinde vorhanden waren oder nicht — so gab es auf der andern Seite auch Polterer, welche nur die groben Laster abstraften, ohne auf den Quell hinzuweisen, aus welchem die christliche Tugend quellen soll. Zwischen jenen Predigern des Maulglaubens und diesen Predigern einer Polizeimoral stand in der Mitte eine Anzahl Männer, welche zwar vorzugsweise im Moses- und Eliasfeuer die Laster zu strafen sich zur Aufgabe machen, dabei aber doch auch wenigstens dann und wann auf den hinzuweisen nicht vergessen, dessen Geist alle guten Werke treiben muß. Zu diesen ist Mengering zu zählen. Seine ganze asketische Thätigkeit ist auf das Gewissen und die Buße gerichtet. Alle Verderbniß der Zeit nämlich,

wie er in der Vorrede zu seinem Informatorium sagt, kommt nur aus der fehlenden Buße her, zur „würklichen Buße aber gehört die conscientia." So hat er denn in Altenburg als Hofprädikant drei Jahre lang in den Predigten über die Sonntagsevangelien nur vom Gewissen gepredigt, und zwar 1) wie er sich ausdrückt, suscitando, um die Gewissen zu erwecken, 2) refocillando, das Sündenelend zu erwecken und den Trost darin nachzuweisen, 3) informando conscientias. Bei dem ersten Predigtkursus lag der Inhalt seines scrutinium conscientiae zu Grunde, welches damals dem Drucke nahe war, aus dem zweiten und dritten erwuchsen seine Schriften: Informatorium conscientiae, evangelisches Gewissensrecht, Rath und Unterricht 1644, und sein refectorium conscientiae, die evangelische Gewissensruhe 1647. Im J. 1638 war auch das kurzgefaßte suscitabulum conscientiae, der Gewissenswecker, von ihm erschienen, außerdem noch Bußschriften über einzelne Gebrechen der verwahrlosten Zeit: in Dresden giebt er 1631 heraus: Kriegsbelial oder Soldatenteufel, nach Gottes Wort und gemeinem Lauf der Zeit beschrieben, 1633 prophetischer Buß-, Andacht- und Trostspiegel, 1639 der schändliche ungerechte Quartiermeister gegenwärtiger verzweifelter Zeiten, 1644 ein Eidbüchlein u. a. In diesen Büchern liegt nun ein köstlicher Schatz christlich-moralischer Wahrheiten, eine Fundgrube lutherischer Pastoralweisheit, besonders auch durch Ausbeutung der Perlen pastoraler Weisheit aus Chemnitz, Selnecker, Sarcerius, Dedekenn und andern alten Lehrern. Auch bricht besonders in dem scrutinium das priesterliche Herz, das der Mann in sich getragen, öfter auf ergreifende Weise durch.

Mengering giebt in der Vorrede zu seinem scrutinium die „unverdächtigen" Theologen an, die er zu seiner Schrift benutzt hat, eifert mit dem großen Haufen gegen „das Gespei und Gespött der Calvinisten", erklärt auch in allem dem Urtheil seiner Kirche sich zu unterwerfen. Doch hielt er es auch nicht mit jenen Mückenseigern, die schon vor jedem schiefen Dippelchen über dem J erschracken. Er benutzt Arndt und Tauler und scheut sich auch nicht, Calvinisten wie Alstedt, Zepper, Hemming als Autoritäten anzuführen. Ja er läßt sich wohl auch einmal durch seinen Geisteseifer von dem schmalsten Fußstege strikter lutherischer Observanz abziehen. Mit evangelischem Eliasfeuer schleudert er die Frage in die Gewissen der evangelischen Geistlichen (S. 1351): „Ob du

rein von aller deiner Zuhörer Blut, dergestalt, daß du keinem derselben den Rath Gottes vorenthalten, daß du auch die geringste Person deiner Seelenpflege absonderlich in Acht genommen, derselben Buße, Bekehrung und Seligkeit dir mit allem Ernst angelegen seyn lassen?" und fährt fort: „Ich wollte, daß diese Frage mit rothem Zinnober möchte gedruckt werden. Ja ich möchte wünschen, daß sie mit güldenen Buchstaben in allen Studir-Stüblein und Bet-Kämmerlein möchte angeschrieben, ja daß sie möchte mit eisernen Griffeln und spitzigen Demanten auf die Tafel der Herzen aller Seelsorger und Pfarrherrn gegraben werden, damit sie nimmermehr solche Frage und Gewissenrufe ließen aus den Augen, Sinn, Herzen und Gedanken kommen"... Nicht nur die eingepfarrten Herren und Frauen, die in dieser und jener Gassen wohnen, hausen und herbergen, sondern auch ihre Kinder klein und groß, Söhne und Töchter, ihre Gesinde, Knechte und Mägde, denen allen und einem jeden insonderheit, sowohl privatim als publice soll und muß man allen den Rath Gottes von ihrer Seligkeit ankündigen, einpredigen und fürstellen." Nachdem er goldene Worte aus Chemnitz' Postille und dem alten geistesinbrünstigen Simon Musäus*) vorgehalten, verlangt er weiterhin (S. 1364) nicht bloß die Katechismusfrage an die einzelnen vom Predigtstuhl herab, nicht bloß den Gewissenszuspruch im Beichtstuhl, sondern auch 1) die citationes et convocationes ad aedes parochiales; 2) die ecclesiasticae visitationes et domesticae compellationes, „welche sollten billig von der Kirchen angeordnet und in fleißiger Observanz gehalten werden," und hierbei scheut er sich nun auch nicht, den reformirten Theologen Alstedt theol. proph. S. 948 zu citiren. Eindringend legt er dem Geistlichen nach Apg. 20, 31 an's Herz, daß wer die Eine Seele nicht von Herzen meint und zu erhalten sucht und im Geringen nicht treu ist, auch nimmermehr die ganze Kirche von Herzen meinen und zu erhalten suchen kann. „Es bilde ihm kein Prediger ein — so schließt er mit den Worten von Musäus —, daß er für Gott entschuldigt seyn könne, sondern halte es für das allergewisseste, daß so lange er noch ein einig Mittel übrig hat, dadurch des Irrenden und Gefallnen Seele kann und

*) Gest. 1582 in Mansfeld.

mag gesucht werden, er vor Gott und seinem Gewissen nimmermehr entschuldigt seyn kann." Der lutherischen allgemeinen Theorie und Praxis entsprach indeß diese visitatio domestica nicht; nur in wenigen Landeskirchen waren sie eine Zeitlang üblich, im Elsaß, Oberhessen, Frankfurt, Mecklenburg und Holstein. Die angesehensten Theologen, wie Gerhard (Harm. ev. c. 187), glaubten sich zur Widerlegung auf Joh. 18, 20 berufen zu dürfen — der Beichtstuhl sollte sie ersetzen und konnte es auch bei einem wohlgeordneten beichtväterlichen Verhältnisse. Zwanzig Jahr später, im Informatorium, ist Mengering daher auch bedenklich geworden und der Ausbruch seiner Liebesglut hat sich gemäßigt. Hier wirft er S. 570 die Frage auf: „Ob ein Prediger vermöge seines Hirtenamtes allen und jeden zu Hause und Hof nachzulaufen und zu nahen im Gewissen verbunden sei, wie etliche Irrgeister vorgeben?" worauf er antwortet: „Nun wäre das wohl fein, daß es allenthalben so seyn könnte, aber die Welt kann's nicht leiden, so haben dessen Prediger kein Befehl noch Exempel an Christo und seinen Aposteln. Ergo, so wird's wohl bleiben, es wäre denn Sache, daß eines Landes christliche hohe Obrigkeit mit Zuziehung der Kirchenglieder ein solch exercitium juris episcopalis anordneten. So wird es eine Nothwendigkeit seyn ex decreto et constitutione ecclesiae. Ecclesia aber ist nicht scriptura, nicht Christi et Apostolorum canonicum mandatum (!)."

Vernehmen wir aus dem scrutinium noch einige andre der brennenden Gewissensfragen an die Diener der Kirche. Die zehnte über das Predigtamt nach der Haustafel lautet: „Ob du ohne Noth und Ursach, ohne Nutz und Erbauung der Kirchen dein Dienst und Stelle geändert, oder zu mutiren gedacht, begehret, gesucht und vorgenommen?" Dazu lautet die Erklärung: „Hierin kannst du, lieber Freund, leicht verstoßen und dein Gewissen verletzen und beschweren, wo du nicht nach allen Zu- und Umständen behutsam, bedachtsam und vorsichtig mit solchen Veränderungen verfährest. Denn erstens, so ist's gewissensrührig und unverantwortlich: 1) Si fiat ex mala intentione, nämlich also, daß du den Dorn aus deinem Fuß ziehen und einem andern in seinen stecken wollest. Als da manche bei einfallenden Religionsverfolgungen ziemlich ungewiß und auf der Schaukel sitzen, fein wegen ihrer Probsteien, Dom-

prädikaturen, Kloster-Pfarrern u. s. w. die nächsten zum Sprunge. Da denken die Herren: Rede mir nicht, daß ich's erwarten soll. Ich will sehen, daß ich dafür in ein ander wärmer, fester und sichrer Nest komme, schlägt denn hie und da an, gebraucht sich fürstlicher Personen, Hofräthe und andrer großen Leute commendativ und intercessionale, daß er desto eher fortkommt, und hilft dafür einen andern guten ehrlichen Mann hinein stecken und an die Spitze stellen. Wie theologisch das gehandelt sei und wie gewissengeruhlich, wird Gott am besten wissen. Lieber, warum bleiben solche muthigen Helden nicht selbst so lange vorn in der Heer-Spitze?" „Ob du auch, lautet die 12. Gewissensfrage, bei deiner Ordination in Demuth und Furcht Gottes recht gründlich beherziget und erwogen, was für ein theures, schweres und gefährliches Amt dir zu deiner höchsten Verantwortung auf deiner Seelen Segen oder Fluch auferlegt und anvertrauet worden?" Dazu die Erklärung: „Ach es denken manche, wenn es nur so weit kommen, daß ihnen die Hände aufgelegt werden, und sie in die Harzkappe kriechen, so ist's nunmehr wohlbestellt und ausgerichtet. Sie lassen nun die Vöglein sorgen. Aber dafür sollten sie billig bedenken und mit rechtem Ernst und Andacht erwägen, daß sie zu Wächtern über Gottes Volk gesetzt worden, daß ihnen die Gemeine befohlen, welche Gott erlöset hat mit seinem Blute, daß sie für so viel Hundert, ja oft mehr als tausend Seelen zu wachen und Antwort zu geben haben, daß dieser Aller Blut einmal von ihren Händen soll gefordert werden." Ja es sollte ein angehender junger Prediger mit Bernhardo sagen: „Wehe mir, daß ich gesprochen habe, denn ich bin ein Mann von unreinen Lippen. O wie viel eitle und unreine Worte sind durch diesen Mund gegangen, der nun Gottes Wort aussprechen soll. O daß mir vom himmlischen Altar nicht bloß eine Kohle, sondern eine Feuerflamme herabkäme, die meinen Mund reinigte!" An die Prediger lautet die 13. Gewissensfrage: „Ob sie sich auch der Gemeinde wider ihren Willen haben aufdrängen lassen?" und an die Collatoren die 6.: „ob sie sich dessen unterfangen haben?" Denn „darin versehn es manche, die große domini seyn wollen, daß sie meinen, sie wollen's mit ihrer hohen Autorität wohl durchtreiben, vociren in's Gelag und fragen nicht nach der Gemeinde gegen Bericht, Erklärung und Nothdurft . . Die Gemeinde muß mit der Person auch zufrieden seyn und das Herz zu ihm

haben, daß sie ihre Seelen in ihre Pflege befehlen und vertrauen mögen." — Unter den Gewissensfragen nach dem 2. Artikel findet sich die: „Ob du das Leiden Christi je recht betrachtet und erwogen?" und daran werden aus Luther neun vortreffliche Ermahnungen geknüpft. Die 39. Gewissensfrage über den 3. Artikel: „Ob du an das höllische Feuer oft gedacht und die ewige Verdammniß dir tief zu Sinne gegangen? Wenn alle Wasser Dinten wären, wenn alle Bäume und Sträucherlein Federn wären, wenn alle Sternen Schreiber wären, wenn Himmel und Erde Papier wären, so könnte doch nicht genug beschrieben werden die Schmerz und Pein der Höllen. Ja wenn auch gleich noch über das alle Gräslein und Blümlein in der weiten breiten Welt Zungen wären, so möchte sie nicht ausgeredet und ausgesprochen werden, allermaßen im Gegentheil die lieben Alten auch von der unaussprechlichen Freude und Wonne des ewigen Lebens haben zu reden pflegen. Ihr Schmiede, Rothgießer, und Goldarbeiter, erinnert euch dessen bei euren Feueressen, ihr Bergleute bei euren Schmelzofen, ihr Salzknechte bei euren Salzpfannen, ihr Bäcker, ihr Brauer bei eurem Backen und Brauen, ihr Hausväter bei euren heißen Badstuben."

An den Gewissensfragen nach den Geboten, dem Glauben, dem Gebete und den Sakramenten ist es dem unermüdlichen Gewissensprediger noch nicht genug gewesen. Auch Luthers „Haustafel" nach den verschiedenen Ständen benutzt er abermals, um auch nach den Ständen den Leuten ins Gewissen zu reden, dem Stande der Prediger und Zuhörer, dem Stande der Herrschaften und dem Hausstande und geht dabei alle Standessünden durch, die der Obersten und Hauptleute, der Politici und Weltleute, und der Bauern, auch der unterschiedenen Handwerker und Personen im Hauswesen, darunter nach dem Alphabet der Ammen, der Apotheker, Bartscheerer, Bergknappen u. s. w., denen ihre Untreuen im Handwerk bis in das konkreteste und gemeinste Detail vorgehalten werden. Hieran schließt sich dann noch ein Kapitel über die unnöthige Verwirrung und Bestrickung der Gewissen durch die Papisten und Calvinisten, von denen letzteren etliche so zarte Gewissen haben, daß sie in keine lutherische Kirche gehen wollen, wo Orgeln geschlagen werden, welche über Sünde schreien, wo dort Gott mit dem

Gesicht eines alten Mannes abgebildet wird, welche die Nothtaufe als Sünde ausschreien u. s. w., welches alles mit Allegationen begleitet wird. Ein sehr praktisches Kapitel ist das 23., wo zum Schluß noch davon gehandelt wird, wie auf solche Strafpredigten an die Lutherischen die Jesuwider und die Papisten in das Jubelgeschrei ausbrechen werden: „Ei ja, lebt man also unter den Lutherischen? Seind das solche Leute?“ Hierauf wird nun aus Suso's Buch „von den neun Felsen“ vom J. 1352 eine Mittheilung der Strafpredigten über die Gebrechen jener Zeit gegeben, welche zeigen soll, wie wenig der Schornsteinfeger ein Recht habe, dem Köhler nachzuwerfen: Wie schwarz bist du! —

Und unter welchen Umständen ist jenes Werk, dem diese Auszüge entnommen, geschrieben worden? Wie viele werden unsrer Zeit unter den Dienern der Kirche gefunden werden, welche unter ähnlichen Umständen nur überhaupt an's Buchschreiben denken würden, wie viele, welche ein mit so reicher theologischer Gelehrsamkeit ausgestattetes Werk zu Stande zu bringen vermögen würden! „Sollte die genauere Feile vermißt werden, spricht der Verfasser, so halten mir's christliche und verständige Christen als eines gestürzten und betrübten exulis zu Gute und bedenke einer, daß mir bei solchem meinem exilio, da ich mit den Meinigen von den Scheuren zehren, in der Fremde mich kümmerlich behelfen, bei diesem nunmehr verblichenen Winter mit den Meinigen in einem Stüblein zu Hause aufhalten und also von den meisten Büchern entblößt, unter dem Geschrei meiner Kinder und beunruhigenden Kriegsgerüchten das meiste von diesem scrutinio elaboriren müssen, daß mir bei solchem Zustande nicht gleicher Muth, Geist, Attention, allwege verblieben.“ Im April 1630 nämlich war von den Katholischen das Domkapitel kassirt und dem Prediger im Juni die Entlassung gegeben worden, als dies Werk erst bis zur 67. Gewissensfrage des 7. Kap. gekommen, worauf er sich, wie oben bemerkt, in großer Armuth nach dem Städtchen Bitterfeld zurückgezogen.

Aus anderem Tone ist das Informatorium geschrieben, welches, wie er angiebt, eine Erweiterung und Ausarbeitung der von ihm gehaltenen Predigten. Hier brennt nicht mehr das prophetische Eliasfeuer: es waltet die theologische Reflexion der christlichen Didaskalie. Der Verfasser greift aus den vorliegenden Sonntagsevan-

gelien einzelne Themata heraus, wie z. B. am dritten Sonntage nach Trin. Luc. 15, Christi cum peccatoribus conversionem und behandelt dabei 1) die Frage, in wieweit der Umgang mit gottlosen Leuten verboten, 2) aus welchen Gründen man solcher Leute Conversationen meiden sollte; ferner wird betrachtet: Conversationes hujus congrua justificatio, wobei dann die oberwähnte Frage über die Verpflichtung der Prediger zu Hausbesuchen verhandelt wird, dann auch die Frage: welches die Kennzeichen der gottgefälligen Buße, worüber er einen schönen Ausspruch von Tauler mittheilt.

Hauptquelle: Gleich, Annales ecclesiastici III, S. 665.

XIII. Michael Dilherr, Pfarrer in Nürnberg.

(Geb. 1604, gest. 1669.)

Ein Theologe, der, wenn er auch an Innerlichkeit und Lauterkeit der Gesinnung manchem der hier genannten nachsteht, dennoch unläugbare Verdienste um das praktische Christenthum hat, und schon um seines bedeutenden Einflusses auf die nürnbergische Kirche willen neben Saubert eine Stelle verdient.

Dilherr, zu Themar in der Grafschaft Henneberg 1604 geboren, war Sohn eines Rathes und Rechtskonsulenten der meiningschen Regierung und der fränkischen Ritterschaft. Er besaß eine fromme Mutter, welche auf ihrem Sterbebette ihm die Tröstung hinterließ: „Du lieber Michel, ich sorge für dich gar nicht, du wirst in der ganzen Welt Vater und Mutter finden, allein du mußt geistlich werden, sonst wird's nicht geschehn. Es wird dir zwar bisweilen hart gehen, dann wirst du wieder erquickt werden." Schon auf der Schule in Schleusingen zeichnete er sich aus, und da er von seinem sehr strengen Rektor manches zu leiden hatte, so daß er fast die Schule wieder verlassen hätte, richtete ihn der Conrektor mit den Worten auf: „Lieber Sohn, habe noch ein wenig Geduld, du wirst in wenig Jahren größer werden, als alle deine praeceptores." Durch die Religionsverfolgung des Bischofs von Würzburg hatten seine Eltern das Ihrige verloren, so daß er mittellos die

Universität Leipzig beziehen und durch Famuliren — unter andern bei Kaspar Barth — als Correktor und als Hofmeister sein Brot zu verdienen suchen mußte. Von Leipzig begab er sich nach Wittenberg, von wo ihn jedoch Krankheit wieder vertrieb. Als Mentor einiger Jünglinge bezog er nun 1627 die Universität Altdorf. Hier zeichnete er sich durch eine in acht Sprachen gehaltene Disputation aus und begab sich sodann mit seinen Zöglingen nach Jena.

In Jena erwarb er sich das Vertrauen von Gerhard und noch mehr des alten orthodoxen Major, welcher ihm eine väterliche Liebe zuwandte. Sein Genie fand hier bald Anerkennung, so daß er 27 Jahr alt im Jahr 1631 die Professur der Eloquenz, 1635 die der Geschichte und Poesie erhielt, zu welcher 1640 auch eine außerordentliche Professur der Theologie hinzugefügt wurde. Sein Beifall als theologischer Professor wie als Prediger war ein außerordentlicher; in seinen Privatvorlesungen zählte er 100, in den öffentlichen 200 Zuhörer. Auch erhielt er schon damals Berufungen nach Altenburg, Oldenburg, Halle, Gotha, Magdeburg, denen er indeß die akademische Laufbahn vorzog. Auch als praktischer Geschäftsmann zeigte er ein eminentes Geschick. Er wurde zum Verwalter der Universitätsgüter ernannt und vollzog im Interesse derselben einige Commissionen an kaiserliche und schwedische Generale mit großem Glück. Von seiner Geistesgegenwart und seinem Muthe giebt folgender Vorfall einen merkwürdigen Beleg. Es kam darauf an, aus einem der Universitätsgüter, Remda, die dort niedergelegten Gelder zu retten, als dieser Ort im Jahre 1640 von einem Regimente kaiserlicher Kavallerie eingeschlossen wurde. Dilherr ritt dorthin als Officier verkleidet, begehrte Einlaß und erhielt ihn. Sobald er in dem Orte, läßt er die Thore verschließen, die Trommeln rühren, die Einwohner, unter denen sich ein ehemaliger Soldat befand, in die Waffen treten und aus den auf dem Walle befindlichen Geschützen Feuer geben. Als ein Trompeter des feindlichen Obersten zu ihm kommt, läßt er ihn mit verbundenen Augen vor sich führen und sendet dem Obersten den Befehl, sich mit Brot und Bier, das man ihm senden werde, genügen zu lassen und sofort abzuziehn, da der Ort mit einem gedruckten kaiserlichen Geleitsbriefe versehen sei; wo nicht, werde man ihnen mit Geschützen den Weg weisen. Zugleich wird ihm ein Abdruck des Geleitsbriefes zugesendet. Der Oberst fragt, wer der Kerl sei, der sich im Schlosse so toll geberde und

erhält von dem Trompeter die Antwort: der Oberst Dilherr. Hierauf zog das Regiment ab. Oberst Dilherr auf dem Walle zwischen den Geschützen stehend mit rothsammtner Mütze und weißen Federn, sieht nach, bis der Feind aus dem Gesicht ist und kommt dann sofort mit den geretteten 1500 Thalern zurück.*)

Im Jahre 1641 und 42, als die Universität der Kriegsunruhen wegen in temporärer Auflösung begriffen ist, faßt Dilherr den romantischen Entschluß, eine Lustreise nach Italien zu machen und erlangt die Erlaubniß seines Fürsten. Auf dieser Reise kommt er 1642 nach Nürnberg, wo er bereits durch eine frühere Berufung zu einer Predigerstelle, zu welcher er damals die Dimission nicht hatte erhalten können, bekannt war. Ein so außerordentlicher Ruf der Predigtgabe war ihm vorausgegangen, daß, als er in St. Lorenzen auftrat, die große Kirche die Zuhörer nicht fassen und der Meßner zur Kanzel nicht durchdringen konnte. Nach einer nur siebenstündigen Vorbereitung hielt er auch eine Rede de educatione liberorum, wodurch der günstige Eindruck auf den Senat noch gesteigert wurde, so daß er — mit Zusage eines ungewöhnlich hohen Gehaltes — zur Errichtung eines akademischen Gymnasiums (Aegidianum), zur ersten Professur an demselben, zur Inspektion aller Stadtschulen und der ansehnlichen Bibliothekarstelle berufen, auch die Anwartschaft auf die erste erledigte Pfarrstelle ihm ertheilt wird. Nachdem er sich von seiner Regierung die Entlassung ausgewürkt, hält er 1642 in Nürnberg seinen Anzug — nicht bloß bewundert, sondern angebetet von Hoch und Niedrig. Von seinem Beifall giebt er uns selbst Nachricht mit einer Selbstgefälligkeit, welche gegen die schlichte Anspruchslosigkeit der älteren nürnberger Theologen, eines Schröder und Saubert, nicht wenig absticht. Er schreibt 1643 an Plathner in Weimar: „Man verbreitet bei Euch, daß ich lauter Neuerungen einführe, daß mir die Kanzel verboten sei und ich die Rückkehr wünsche. Ich wollte mich vor Lachen fast ausschütten, daß einige, vielleicht zum geistlichen corpus Gehörige, so vom Neid über mein Glück verzehrt worden. Es ist wahr, ich führe Neuerungen ein, denn meine hiesige öffentliche Zuhörermenge ist etwas ganz Neues. Ich bin zum Prediger für die drei hohen Feste

---

*) Schäferspiel zum Nachruhm unsres Dilherr, von den Blumengenossen an der Pegnitz. S. 22.

ernannt, welches ganz neu ist, zum Direktor des Gymnasiums und Schulinspektor, welches neu ist und noch andres Neue ist mir übertragen. Aber es ist mir dies alles auf Dekret des Raths übertragen mit einem nicht zu verachtenden Gehalt, der größer als der der Collegen ist. Et hinc rumpuntur ilia Codro. Der Magistrat ist mir über die Maßen günstig, schickte mir auch ungemahnt nach Verfluß von 6 Wochen durch den Rathsdiener mein Gehalt in's Haus... Auch das verbreitet man, daß zwischen mir und Hackspan eine große Feindschaft sei, während wir aufs freundschaftlichste verbunden sind." In einem folgenden Briefe von 1643 fährt er in seiner Selbstverherrlichung fort: „Von Tage zu Tage wird mein Loos noch glücklicher. In dieser Woche wird durch mein auf Befehl des Senats errichtetes neues Auditorium zu meiner Ehre und der Verherrlichung des Dilherrschen Namens noch ein neuer Zuwachs hinzukommen. Daran ärgern sich zwar hier einige Collegen, welche auf diese Weise zu sehr verdunkelt zu werden fürchten, doch wagen sie nicht den Mund aufzuthun, denn meine Beharrlichkeit hat dem Neide die Spitzen abgebrochen." —

Die außergewöhnliche Begünstigung der Obrigkeit und die allgemeine Vergötterung rief damals auch eine sarkastische Satyre hervor: die leges ordinis Dilherriani.*) Das zweite Gesetz lautet: „Jedes Mitglied verehre den Ruf des erhabenen Dilherrschen Namens, vermehre und verherrliche ihn, sowohl hier als im Auslande. Auch in den Niederlanden, Italien, Frankreich, England bestrebe sich jeder dahin, daß, falls wir es selbst nicht könnten, durch andre, die dorthin Handel treiben, gemeldet werde, welchen außerordentlichen Nutzen das neue Gymnasium unter dem vortrefflichen Dilherr bringe." Das dritte Gesetz lautet: „Wenn sein Name von Verdächtigen gelobt wird, so füge man nicht zu viel hinzu, sondern um nicht zu sehr eingenommen zu erscheinen, lobe man mit Maß."

Mit Vertrauen und mit Hoffnung einen Mitarbeiter an ihm zu gewinnen, hatte Saubert dem Manne entgegengesehn. Bald aber klagt er über ihn, als einen „Fuchs, der in die nürnberger Heerde eingedrungen sei," und V. Andreä schreibt 1645 an Joh. Schmid: „Mein Saubert, von Dilherr, den er an seinem Busen hegte, unterdrückt, ist nach Leib und Geist todtkrank und hätte schon

*) Wachau, Beiträge zur Geschichte Nürnbergs 1787, II. S. 65.

längst seinem undankbaren Vaterlande entsagt, wenn seine zerrüttete Gesundheit es ihm erlaubte." Der Vorwurf, welchen Saubert dem Collegen macht, ist der, durch sklavische Connivenz gegen den cäsareopapistischen Magistrat die Bemühungen um strengere Kirchenzucht gänzlich zu vereiteln. In wie weit Saubert bei diesen seinen Anklagen im Rechte sei, lassen wir auf sich beruhn. Jedenfalls war Sinnesart und Charakter beider Männer so verschieden, daß an eine Sympathie zwischen beiden nicht zu denken war. Jener, ein in der Kreuzschule erzogener Theologe der alten, strengen Schule, dieser der Verehrer und Verehrte der nürnbergischen Schöngeister; jener der Mann des Rückschritts zur alten strengen Zucht in Lehre und Leben, dieser der Mann des Fortschritts in Toleranz und Cultur; während die Lieder von Jenem Gebetsseufzer, auf dem schmerzhaftesten Krankenbette ausgehaucht, dichtet dieser, von den Matadoren des nürnberger Dichterkreises umringt und unterstützt, geistliche Schäferspiele.

Die merkantilische Blütheperiode Nürnbergs war zur Zeit, in welche Dilherrs Berufung fällt, schon vorüber. Sie fällt in die Jahre vor Beginn des Krieges. Im Jahre 1622 besaß die Stadt über 40,000 Einwohner und bekam den Kriegsdruck schwer zu fühlen. Von 1625 an zahlte sie jährlich 100,000 Gulden Contribution, auch wurde damals bis auf bessere Zeiten der Tanz verboten. Immer aber fand sich in Nürnberg auch während des Krieges große Wohlhabenheit und — großes Wohlleben. Daher auch Blüthe der Wissenschaft und Kunst. Im Jahre 1644 entstand in Nürnberg, als Absenker der fruchtbringenden Gesellschaft, der Schäfer- oder Blumenorden. An seiner Spitze stand Harsdörfer, der reiche durch fünfjährige Reisen hochgebildete Sprößling eines Patriziergeschlechts, von welchem die ersten Würden der Republik bekleidet zu werden pflegten. Neben ihm Klay, Lehrer an der St. Sebaldschule und Sigmund Bätulius, früher Prinzenerzieher in Braunschweig, seit 1646 Privatgelehrter in Nürnberg, durch Schriftstellerei und Fürstengunst der von ihm besungenen hohen Herrn erhalten, 1654 unter dem Namen von Birken geadelt. Durch italiänische Vorbilder waren Schäferspiele die beliebteste Dichtungsart in diesen Kreisen geworden, „weil das sorgenlose Hirtenleben ein uralter nothwendiger und dem höchsten Gott wohlgefälliger Stand ist." Daneben erblüht die musikalische und dramatische Kunst. Geistliche Schauspiele

werden in der Kirche aufgeführt, — nicht mehr wie jene alten, naiven im Dienste der Religion, sondern im Dienste eines Kunst- und Genienkultus. Poetische Programme von Dilherr laden sonntäglich dazu ein. Das eine lautet: „O todergebner Mensch! komm schau das Heil der Welt, Den höchsten Gottessohn an deiner Statt gestellt, An das verfluchte Holz durch deine Missethat, Bedenk die Marterqual, die er gelitten hat. Ein teutsches Andachtslied, das Geist und Feuer hegt, Dadurch dein Sinn entzündt' die Himmelsflamme regt, Wird Klay mit Lorbeerlaub bezieret singen vor, Wann morgen ist geend't die Predigt und das Chor. Mich. Dilherr, den 29. des Lenzenmonats 1645."*) Nach Endigung des Gottesdienstes kündiget ein Vorspiel die Aufführung an und der Dichter beginnt. — In der Mitte dieses Kreises steht, obwohl selbst nicht Mitglied des Ordens, der gefeierte Dilherr. Auch er dichtet und zwar im Geschmack seiner Umgebung, wie die in seiner „göttlichen Liebesflamme" über das königliche Brautlied Salomo's enthaltenen Poesien zeigen. Aber seine Lieder pflegt er an Harsdörfer zur Ueberarbeitung zu senden. Die Poesien dieses Kreises sind allerdings großentheils geistlichen Inhalts. „Zur Ehre Gottes" ist der Pegnitzorden gestiftet: „Wir werden durch die Passionsblume zum Glauben und zur Liebe gegen Jesum und durch das weiße Band zur Gemüthsunschuld, zum unbefleckten ehrbaren Wandel und zur aufrichtigen altteutschen Treue vermahnt." Die meisten Mitglieder lassen erbauliche Schriften ausgehen, selbst Harsdörfer giebt „herzbewegliche Sonntagsandachten" heraus, aber — die geistlichen Blumen sind vielfach nur Blumen an gefrornen Fensterscheiben, in den feuerheißen Worten oft nur eine kühle, reflektirte Andacht. So singt Birken:

Meine Seel' in Flammen glimme,
Feure deine Sinnen an!
Schwinge dich, du meine Stimme
Zu der lichten Sternenbahn,
Davids Harfe sei geneigt,
Deren Ton gen Himmel steigt,
Ich will meinem Jesu singen,
Ein verliebtes Ständchen bringen.

---

*) Jul. Tittmann, die nürnberger Dichterschule 1843. S. 163.

Von dem Parfüm dieser schöngeistigen Bildung wird auch die Geselligkeit der höhern Kreise durchzogen. Harsdörfer giebt „Frauenzimmergesprächsspiele" heraus, „so bei ehr- und tugendliebenden Gesellschaften mit nützlicher Ergötzlichkeit beliebt und ausgeübt werden. 1644." Ihr Zweck ist „Anleitung zu geben, wie bei ehr- und tugendliebenden Gesellschaften freundliche und fruchtbarliche Gespräche aufzubringen und nach Beschaffenheit aus eines jeden sinnreichem Vermögen fortzusetzen, eingedenk, daß gute Gespräche gute Sitten einprägen und handhaben, gleichwie böse solche verderben." Auch diese Sitte der Gesprächsspiele war von italiänischen Vorbildern entlehnt. Die beigegebenen Kupfer zeigen uns eine höchst elegante Gesellschaft von Herren mit Federhüten und Degen, spanischen Stiefeln und Mänteln und von Damen mit Reifröcken und ungeheuerlichen Halskrausen. Man versammelt sich in einem Gartensaal von französischem Geschmack. Derjenige, welcher ein Spiel angiebt, hält den Spielstab und ist Leiter der Gesellschaft. Bei unpassenden Antworten werden Pfänder gegeben. Die Themata sind in bunter Mischung Tanz und Kartenspiel, Carousſel und Grabinschriften, Andacht und Gebet. Alles duftet von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit. Daß in solcher pomadisirten Atmosphäre ein kernhaftes Christenthum nicht gedeihen konnte, ist klar.

Immerhin aber ging Dilherrs Streben aufrichtig auf Förderung christlichen Sinnes. Zwar setzte er auch noch in Nürnberg seine gelehrte Thätigkeit fort — an seiner Thür stand: sta, hospes, nec pulsa, nec turba, nisi major vis cogat! —, aber seit 1646 war er Sauberts Nachfolger an St. Sebald geworden und damit der pflichtmäßigen Schulstudien enthoben, so daß seine Thätigkeit durchaus kirchlich wurde. Betrachten wir zunächst seine theologische Stellung. Der die Zeit bewegende Kampf war der synkretistische. Die Kanzeln Nürnbergs und die Katheder Altdorfs waren größtentheils mit Jüngern der helmstädtischen Schule besetzt. Unter den Geistlichen war einer der eifrigsten Joh. Fabricius II. (seit 1649), auch Wülfer, der in einem Briefe von 1647 an Reinhart nach Helmstädt sich erbietet, für die Werke Calixts jeden Preis zu bezahlen, „Calixt und Hornejus, schreibt er, sind die in ihrer Art einzigen Säulen der wahren und einfachen Theologie." Derselbe ist auch begeistertes Mitglied des Blumenordens. Unter den Professoren der Theologie waren die vornehm-

sten Calixtiner Hackspan und Dürr. Die Stellung, welche nun Dilherr unter den entgegengesetzten Parteien sich gab, war eine vorsichtig vermittelnde. Mit den nürnbergischen und altdorfischen Calixtinern wie mit den Professoren in Helmstädt stand er in vertrautem Verhältnisse, aber auch mit den zornentbrannten Gegnern derselben, Hülsemann, Weller und Calov, hält er freundschaftlichen Verkehr aufrecht. Er mißbilligt es seinerseits nicht, daß Reinhart, der nürnbergische Stipendiat, welchen der Rath dem Calixt nach Thorn als Amanuensis mitgegeben, bei dem reformirten Hofprediger Berg in Berlin logirte, aber in einem Postskript warnt er den jungen Mann, gegen Andere nichts davon verlauten zu lassen. In der That war auch das, worin er von den Standhaltern der Orthodoxie differirte, nur das größere Maß von Toleranz und Connivenz, denn auf die Reinheit des Bekenntnisses wollte er nicht weniger gehalten wissen als sie. Als gegen Ende seines Lebens sich das Gerücht verbreitet hatte, er hege nicht mehr die alte Zuneigung zu den Helmstädtern, stellt er zwar dieses in Abrede, rühmt aber in einem Briefe an Titius 1668 ihren Eifer in Vertheidigung der reinen Lehre gegen Calvinisten und Socinianer: „Ich wünschte nicht, schreibt er an denselben, daß unsere vor mehreren Jahren aufrichtig geschlossene Freundschaft durch längeres Stillschweigen sich auflöse. Je mehr ich mich meinem Ende nähere, desto seltener werden die Freunde und desto bittrer auch manche, die uns früher Nektar und Ambrosia waren. Um so theurer sind mir die Treugebliebenen. — Hat man an dich geschrieben, daß meine Zuneigung zu eurer berühmten Julia abgenommen, so ist dies eine schmähliche Erdichtung. Ein andres verlangen, ja gebieten eure herrlichen Verdienste und Schriften; ich freue mich in's besondre, daß Ew. Excellenz die Ränke der Calvinisten und Socinianer bei jeder Gelegenheit so einsichtig und so glücklich aufdeckt. Ihre thörichten, eitlen und gottlosen Lehren verbreiten sich allmählich mehr und mehr und stecken selbst diejenigen an, die unverführbar erschienen."*) — Als die Rintler 1662 über das cassel'sche Unionswerk zwischen Reformirten und Lutheranern das Urtheil des nürnbergischen Ministeriums erbitten, antwortet dasselbe höflich, aber mit Zurückhaltung,

---

*) In einem Briefe der angeführten Fabricius'schen Sammlung.

man bedaure, daß nicht vorher mit den andern lutherischen Kirchen conferirt worden sei. — In einem Gutachten — allerdings von älterem Datum, von 1646 — erklärt sich Dilherr gegen die Weigelianer nicht mit geringerer Entschiedenheit als Saubert (s. Saubert): „Ich habe nunmehr durch oftmalige Conversation mit den sogenannten Weigelianern dieses sattsam verspürt, daß sie hartnäckig bei ihrem einmal gefaßten Wahn verbleiben, allen treuen, freundlichen Unterricht in Wind schlagen, ihre Meinung von den vornehmsten Glaubens-Artikeln entweder verbergen, oder auf Schrauben stellen, oft selber nicht wissen, was sie antworten sollen und sich einer besondern Heiligkeit rühmen; da sie doch der brüderlichen Liebe gröblich vergessen, indem sie ihres schwachen Nächsten Fehltritt schändlich auszubreiten und zu vergrößern wissen, auch so sie der Armuth etwas Gutes thun, solches bei gegebenen Gelegenheiten an einem Reichen tausendfältig wieder einzubringen pflegen. In diesen Punkten aber gehen sie frei heraus, daß sie von unserm Predigtamt nichts halten und das Heilige Abendmahl wenig achten, auch keiner bekannten Religion beipflichten, sondern für sich seyn und ihre absonderliche Meinung von der Schrift hernehmen wollen. Nun stelle ich einem jeden vernünftigen Menschen reiflich zu bedenken anheim: 1) Ob nicht eine gräuliche Confusion und Zerrüttung daraus erfolgen werde, wenn in einer christlichen Gemeinde einem jeden freigelassen würde, sich von allen Religionen abzusondern, und vorzugeben: er wolle ihm eine besondere Religion aus der Schrift hernehmen? die er doch einig und allein seines Gefallens ausdeutet, und was er ihm lang vorher eingebildet, daraus zu behaupten sich unternimmt; wie wahrhaftig diese Leute thun. 2) Ob eine christliche Obrigkeit dulden könne, daß solche Leute das Predigtamt, so von derselben bestellt und gestützet werden solle, ohn einig Beding so lästerlich antasten, aller Orten muthwillig beschimpfen und ihre Arbeit für lauter Thorheit und Gräuel achten? u. s. w.*)

Mit der wittenbergischen Orthodoxie und Calov insbesondre kam es jedoch dennoch zum Bruche, als in Folge der brandenburgischen Edikte, welche die Unterlassung des Elenchus der Reformirten

*) Es findet sich dieses für Dilherrs Stellung charakteristische Gutachten abgedruckt in Theoph. Sinceri (d. i. Ge. Schwindel), Neue Nachrichten von alten Büchern I. 1747. S. 243.

und die Freistellung des Exorcismus in das Belieben verlangten, das berliner lutherische Ministerium im Jahre 1664 auch das Gutachten der nürnberger Kirche erfordert hatte. Dieses, von Joh. Fabricius ausgestellt und auch von Dilherr unterzeichnet, verlangt — im Widerspruch mit dem wittenberger und leipziger und zum heftigsten Verdruß derselben — die Unterwerfung unter die churfürstliche Forderung.

Seinen Eifer in der Beförderung der Erbauung geben zunächst seine zahlreichen in mannichfacher Form abgefaßten deutschen Erbauungsschriften zu erkennen. Der fortgeschrittenen Periode gemäß, welcher sie angehören, leiden sie nicht an dem dogmatisirenden trocknen Charakter wie die eines Meisner, Gerhard, Arndt; dagegen entbehren sie auch der geistreichen Eigenthümlichkeit, der Erfahrungstiefe und der Kernhaftigkeit eines Herberger, Heermann, Heinrich Müller. Sie sind nicht gar sorgsam ausgearbeitet, etwas weitschweifig und schwächlich, die früheren jenaischen gelehrt und geschmacklos, vergl. eine Predigt über den Ruhm der Schreibfeder nach Ps. 45, 1. „meine Zunge ist der Griffel des guten Schreibers." — Doch sind sie immer auf das praktische Christenthum gerichtet, wie er auch in der Vorrede zum „Weg der Seeligkeit" in einer Zeit „in der man fragen möchte, wo die Christen in der Christenheit stecken" dies als das Hauptbedürfniß bezeichnet. Wir nennen aus der großen Zahl dieser asketischen Schriften: den „Weg zur Seligkeit" 1645, den Hausprediger, d. i. Anweisung zur Gottseligkeit für Eltern, Kinder, Ehehalten d. i. Dienstboten 1651, 2 Theile, Feld- Welt- und Gartenbetrachtung 1651, Göttliche Liebesflammen über das hohe Lied 1651, Haus- und Reisepostille 1661; Prophetenschule 1662, das in den leidenden Jesum verliebte Christenherz 1665. Dazu auch noch eine Anzahl Vorreden zu den erbaulichen Schriften Anderer. Unter diesen ist die Vorrede zu Treu's „gefährlichem Krieg und glücklichem Siege," in deren Vorrede er auch über Arndt ein stattliches Zeugniß ablegt: „Des hochverdienten Mannes Gottes Herrn Arndt's herrliche und geistreiche Schriften haben viel mehr Saft und Kraft in sich, als vieler andern fleischlich gelehrten und alamodisch klugen Leuten ihre allerzierlichsten und mit überwitziger Kunst angefüllten Bücher, mit welchen sie sich nicht sowohl bemühen, das so elendiglich zerfallene Christenthum wieder ein wenig aufzurichten, als ihren hohen Namen und ungewöhnliche Geschicklichkeit

durch die weite Welt auszubreiten." Unter den von ihm eingeführten Erbauungsbüchern ist auch das des englischen Theologen Sontom „Güldnes Kleinod der Kinder Gottes." Als Stenger in Erfurt (um 1670) dieses Erbauungsbuch eines Reformirten empfiehlt, donnert die wittenberger Censur gegen ihn: „Ist denn nun kein Gott in Israel, daß man hingehn müsse, die Teufel zu fragen?" 1657 erscheint aber eine Ausgabe dieses Buches in Nürnberg — allerdings „in etlichen undeutschen und der Lehre halber verdächtigen Reden an vielen Orten geändert," welche Dilherr indeß mit einer empfehlenden Vorrede zu begleiten keinen Anstand nimmt. In seiner „Prophetenschule" hatte er auch ein Zeugniß gegen die Verderbniß der Hochschulen abgelegt.

Dilherr war nicht nur dilettantischer Freund der Dichtkunst, sondern auch Kenner der Musik, welcher zu Ehren er 1643 die Rede hält: de ortu et progressu, usu et abusu musicae. Um so lebhafter interessirte ihn der Kirchengesang. Doch leitet er auch hier aus der dorischen Tonart in die lydische über. 1665 giebt er ein neues nürnbergisches Gesangbuch heraus und erklärt: „Weil man in dem seit einigen Monaten erschienenen Gesangbuch (vermuthlich eine Erweiterung des älteren von 1633) viel alte in den evangelischen Kirchen ungebräuchliche Lieder gefunden, habe man diese herausgebracht und an deren Stelle viele neue schöne, anmuthige und bewegliche Lieder hinzugethan." Es schloß sich hieran das von Joh. Saubert II. 1676 herausgegebene nürnbergische Gesangbuch mit einem neuen, umfangreichen Melodienbuch mit größtentheils neuen Melodieen. Wir haben gesehen, wie von Saubert Dilherr angeklagt worden, durch seine Connivenz die Aufrichtung alter disciplinarischer Strenge verhindert zu haben. Nicht in jeder Hinsicht war Dilherr indeß der Disciplin entgegen: vorzüglich eiferte er für die Sonntagsheiligung, setzte ein neues Mandat bei dem Rathe durch und ließ 1649 in Begleitung desselben „die heilige Sonntagsfeier" erscheinen. — Unter seinen Verdiensten um kirchliche Institute ist noch hervorzuheben eine Anstalt, wie sie der evangelischen Kirche aller Orten zu wünschen und neuerlich durch die „evangelische Alliance" erneuert worden. Auch in jenen Zeiten lesen wir nämlich gar nicht selten in Deutschland und in der Schweiz von Proselyten der römischen Kirche, namentlich aus dem geistlichen Stande, welche aber bei ihrem Uebertritt — ähnlich wie die jüdi-

schen Proselyten — nur von Ort zu Ort ziehend, sich einen Almosen erbetteln mußten. Durch den Betrieb von Dilherr wurde 1658 ein stattliches Gebäude mit Garten vom Rath angekauft zur Aufnahme solcher Proselyten bis zu ihrer weiteren Versorgung.*) Auch gelang ihm die Errichtung einer Art von Candidatenseminar, worin die nürnbergischen Candidaten in der Ausübung des geistlichen Amtes geübt wurden.

In seinem Nürnberg war Dilherr die erste unter den literarischen Notabilitäten. Zu seiner Verherrlichung trug auch ein huldvolles Gespräch bei, welches Kaiser Leopold und der Erzherzog Leopold Wilhelm bei ihrem Besuche der nürnbergischen Bibliothek 1658 mit ihm geführt. Bei dieser Veranlassung aufgefordert, sich eine persönliche Gnade auszubitten, erbat er sich nur die: „den augsburgischen Confessionsverwandten nicht hart, sondern gnädig zu seyn," worauf der Kaiser lächelnd geantwortet: „Nun, gebt euch zufrieden." Zahlreich waren seine Berufungen in das Ausland, nach Hamburg und Kopenhagen, als Generalsuperintendent von Mecklenburg, von Braunschweig, von Pommern, von Bremen und Verden, auch 1664 als Oberhofprediger nach Dresden, aber seine Verdienste fand er in seinem Nürnberg schon nach Gebühr und über Gebühr gewürdigt und erfreute sich höchster Ehre und eines bedeutenden Wohlstandes. Schon als er nach Nürnberg zog, bedurfte der Transport seiner Bücher 14 Wagen: während seines dreißigjährigen Aufenthaltes verwandte er einen Theil seines reichen Einkommens auf Vermehrung dieser Bibliothek und eines Medaillenkabinets. Aber auch die Armen und namentlich die Studirenden erfuhren seine Mildthätigkeit, den Schulen von Themar, von Meiningen und Schleusingen vermachte er bei seinem Tode beträchtliche Legate und stiftete zwei Stipendien für Studirende. —

Nach mehr als dreißigjähriger Würksamkeit in Nürnberg starb er — „mit unsterblichem Verdienst" wie es heißt — im J. 1669. Seine gelehrten Verdienste, namentlich um die hebräische Sprachwissenschaft, wurden überall gewürdigt, seinen Verdiensten um die nürnbergischen Schulen läßt selbst Andreä, wie gering er auch von denen um die Kirche denkt, Gerechtigkeit widerfahren, insbe-

---

*) Christ. Hirsch, Lebensbeschreibungen nürnberger Prediger 1756: Die Prediger zu St. Sebald. S. 25.

sondre finden aber seine Verdienste um die Frömmigkeit auch bei den ernstesten Vorkämpfern derselben Anerkennung. Ein H. Müller in Rostock begrüßt ihn in einem Briefe von 1665 als Streitgenossen: „Was des Herrn Amtsbruders fata mundi impii propter pietatis studium anlangt, so wundre ich mich gar nicht, sondern freue mich vielmehr, daß ich einen Leidensgenossen auch dort in Nürnberg habe." Spener in der „Erzählung dessen, was wegen des Pietismi vorgegangen" S. 26. sagt von ihm: „er habe den Namen eines Synkretisten von zanksüchtigen Leuten nur darum tragen müssen, weil er sich nicht leicht zu Verdammungsurtheilen verstehen wollen, und die Lästerung sonst keinen Schein an ihm gefunden." —

Hauptquellen: Christian Hirsch, Lebensbeschreibung der nürnberger Geistlichen. I. — Will und Nopitsch, nürnbergisches Gelehrtenlexikon s. v. Dilherr.

XIV. Joh. Schübel, Hofprediger in Stuttgart.

(Geb. 1606, gest. 1671.)

Johann Schübel, geb. 1606, wird dem jugendlichen Herzog Eberhard III. bekannt und begleitet denselben, als er sich nach der nördlinger Schlacht nach Straßburg flüchtet, als praeceptor seiner Familie. Dort kommt er zu dem geistlichen Vater so vieler jungen Theologen J. Schmid in näheres Verhältniß und wird von ihm als Informator seiner Kinder und als Tischgenosse aufgenommen; ihm verdankt er wohl auch seine Erweckung, wie er sich denn als filius tuus in Jesu zu unterzeichnen pflegt.

Nachdem der junge Fürst aus seinem Exil, in welchem er nur seinen Lüsten gelebt, im J. 1639 zurückgekehrt, erhält Schübel die Anstellung als Stiftsdiakonus in Stuttgart. Von hier schreibt er an seinen väterlichen Freund Schmid in demselben Jahre: „Ich lebe hier nach der alten Weise der Sabiner, d. i. in Dürftigkeit, von dem mir feindseligen Gelde mit Schlägen behandelt. Dennoch kann ich mit dem Komiker rühmen: während nichts da ist, fehlt doch auch nichts, und schon in sofern bin ich reich genug, da ich mich auf die Armuth, meine alte Hausgenossin, gut verstehe. Auch habe ich viele Patrone gewonnen, unter denen ich vor allen

die Familie Andreä's mit ihrem ehrwürdigen Haupte obenan stelle, welche mir so viel reichliche Beweise der Güte giebt, daß der theure Mann mich auch an seinem Hause, an seinem Tische und an allem andern seinen Theilnehmer und Genossen seyn läßt." — Aus seiner Amtspraxis legt er seinem geistlichen Vater Fragen vor, welche von seinem disciplinarischen Ernste zeugen: 1) Wenn in einer geordneten Kirche die Einrichtung nicht besteht, mit den Erwachsenen das Katechismusexamen zu halten, ob ein Diakonus denjenigen die Absolution ertheilen könne, die keine rechte Erkenntniß des Glaubens haben? 2) Ob nicht der Geistliche verpflichtet sei, die vom Magistrat mit Geldstrafen belegten Verbrecher auch öffentlich von der Kanzel zu strafen? 3) Was der fromme Theologe von denjenigen zu halten habe, welche unfromm gelebt, auch beim Sterben kein Zeichen ächter Reue geben, zwar die gewöhnliche Beichte ablegen, daß sie arme Sünder seien und sich ihres Heilandes getrösten, aber nicht im mindesten Schmerz über ihr in Kälte gegen Gott hingebrachtes Leben bezeugen. Seinen verzehrenden Eifer und seinen verleugnungsvollen Muth in seiner Amtsführung spricht ein späterer Brief aus: „Schon sind es fast 14 Jahre, welche ich in der That *διακονικῶς* als Diener in der Kirche lebe: allen alles geworden und wie der Maikäfer von den Knaben hin- und hergezogen, so daß ich oft mich wundern muß, wie die Kräfte noch ausreichen, wenn ich mich nicht an das Paulinische erinnerte: „Unsre Tüchtigkeit ist von Gott." Ein vernunftloses Thier wäre ich, wenn ich hierin nicht das Wunder Gottes erkennte. Daß ihm dies unmöglich wäre, bekennt auch Zeller, unser Hofprediger: welches Alter auf ein so aufreibendes Leben folgen werde, steht bei dem Alten der Tage. Inzwischen halte ich Stand als ein Streiter Jesu — möchte es ebenso seyn in heiligem Leben, wie in tüchtiger Arbeit. Kaiser Pertinax hatte das Symbol: Laßt uns streiten! Severus: Laßt uns arbeiten! Dies hat der Herr uns als Testament hinterlassen. Nur das Eine kümmert mich, zu fühlen, daß unter der Menge dieser Zerstreuungen die Wärme der innern Andacht lau wird. Uebrigens freue ich mich in der Menge meiner Arbeiten, den Armen, Elenden, Betrübten das Evangelium predigen zu können."

Schon was Andreä hie und da über den weltlichen Leichtsinn und die Verderbtheit des würtemberger Hoflebens fallen läßt, läßt

die trostlosen Zustände ahnen: nach der damaligen Ehrfurcht vor fürstlichen Häuptern spricht er indeß mehr in Andeutungen. Ein ausgeführtes Gemälde, welches auch nicht ohne historisches Interesse, legt Schübel, damals noch Diakonus, in einem Briefe s. a. vor: „Schon ist es 17 Jahr her, seit ich zum Diakonus ordinirt wurde. Es läßt sich nicht sagen, wie viele und wie unermeßliche Arbeiten, Mühen, Sorgen, Gefahren, Feindschaften und Zorn der Fürsten und der Vornehmen ich in dieser Stampfmühle habe erfahren müssen. Es wäre eine Ilias malorum, wenn ich sie einzeln aufzählen wollte. Ich hoffte endlich von diesem Kaukasus die Erlösung, zumal bei diesem zunehmenden Alter, denn ich zähle schon ein halbes Jahrhundert, wo die Kräfte zu ermatten anfangen, aber nicht einmal die Hoffnung der Befreiung ist da. Vor vier Jahren wurde ich, bei der Promotion Fabers zum Abte, zum Dekan dieser Diöcese ernannt; näher betrachtet war indeß diese Ernennung neuer Dekane ein leeres Spiel, da sie bis jetzt nur den Namen trugen. So treibt der politische Geist und die Simonie mit den Fürsten ihr Spiel. Der eigentliche Grund meiner Zurücksetzung ist jedoch der Groll des Herzogs und der nun verewigten Herzogin. Ich bekam recht das Wort jenes gottlosen Königs Ahab zu erfahren: „Ich hasse ihn, denn er weissagt mir nichts Gutes. ." Wegen der geringsten Ursach fängt der Herzog zu lästern an, freimüthige Geistliche haßt er im Stillen, die Schmeichler hegt er: selten zieht er nur noch die Geistlichen zur Tafel, während früher ihr Geschäft war, durch ihren Segen die Tafel zu heiligen. Er dient ganz der Simonie: die Güter der Klosterschulen werden nicht zurückgegeben, sparsam nur die Gehalte ausgezahlt, um das Zurückstehende wird man betrogen, die Kirchengüter werden zu profanem Gebrauch verwendet, während die Geistlichen und ihre Wittwen Thränen weinen. So sehr ist der Hof nur auf Monopole, Wucher und kaufmännische Kunststücke bedacht, daß nicht bloß auf Getreide und Wein Abgaben gelegt werden, sondern auch auf das Vieh, das Leder, die Wolle, auf Butter und Käse, fast möchte man sagen auch auf den Urin. Er selbst ist selten daheim zu finden, noch seltner in der Rathssitzung, meist in den Wäldern; der zukünftige Thronerbe wird zu Würfelspiel, Jagd, Tanz und anderen Eitelkeiten nicht nur zugelassen, sondern ausdrücklich herbeigezogen, die Fürstin dachte auf nichts, als Edelsteine, Perlen und andern Schmuck zu sammeln. Das Land

seufzt unter der Last der Abgaben. Eine Schuldenlast von einigen Tonnen Goldes, die für Schauspieler, Gladiatoren, Musikanten aufgewendet worden, hat er neulich auf die Landeskasse angewiesen... Wittwen und Waisen vergießen Thränen, während dem Vorstand des Geheimeraths durch reichen Gehalt und Stipendien seiner Söhne im tübinger Collegium der Mund so gestopft ist, daß er ihn gar nicht aufthun kann. So wird nun auch unter den Vätern der Kirche, je dienstbeflissener sich einer zeigt, desto mehr in den Stand gesetzt, seine Verwandten durch Geld und Ehren zu erheben, nach dem Beispiele des Priester Uria 2 Könige 16, 16. Ihre Brüder und Verwandten, wenn auch noch so unwürdig, kommen an die höheren Stellen, zum Hofdienste werden Papisten, Calvinisten berufen und bei der Hofmusik Italiäner, Franzosen, Jebusiten, Mönche und die lasterhaftesten Ueberläufer angestellt. O verehrtes Haupt, wenn jemand dieses liest, wird er nicht zweifeln, ob ich bei Sinnen sei, gegen die Hochgestellten so zu sprechen? ob ich nicht mit Hintansetzung der Pietät und Ehrbarkeit titanisch den ewigen Gott von seinem Throne stoßen will? Ich bekenne, daß mir die Feder gezittert hat, als ich dies niederschrieb, daher ich es schon wieder auslöschen wollte, aber als ich den innern Gerichtshof berief, glaubte ich dennoch fortfahren zu müssen, und zwar aus folgenden Ursachen."

Er fragt bei Schmid an, ob ihm wohl in Straßburg eine freundliche Aufnahme bereitet werden könnte. Endlich erhielt er 1656 die Pfarrstelle an St. Leonhard, wurde würklicher Dekan, 1666 auch Abt zu Hirschau und 1669 nach dem Ableben der beiden Hofprediger, selbst Hofprediger.

Sein Leichenprediger Schmidlin erwähnt von ihm noch ferner: „Alle seine Diskurse waren zur Erbauung und Besserung gerichtet mit Gottes Wort und nützlichen, aus den besten Autoren ausgelesenen Sentenzen erfüllt. Seinen Predigten setzte er die Worte vor: „Jesu nur dich, Jesu nur dich!" Gegen die, welche zu strafen waren, gebrauchte er anfangs Sanftmuth, wo dies vergeblich großen Ernst und daneben eifrige Fürbitte. Daher gewann er vieler Herzen, so daß man ohne sein eigenes Laufen und Suchen seines Zuspruchs begehrte. Auch in der Lehre war er streng und dem damals sich verbreitenden Synkretismus durchaus entgegen." Er starb als Hofprediger und Consistorialrath in Stuttgart 1671.

Hauptquellen: Die Leichenpredigt über Schübel von Schmidlin. — Die Briefe Schübels in den epp. ad Schmidium II, cod. Hamb. und der Briefwechsel Andreä's in dem straßburger Archiv St. Thomä. — Fischlin, Memoriae theol. Wuertemb. 1710. T. II.

XV. Lütkemann, Generalsuperintendent in Wolfenbüttel.

(Geb. 1608, gest. 1655.)

Joachim Lütkemann, geboren 1608 zu Demmin in Pommern, hatte seine Studien erst in Greifswald gemacht, dann in Straßburg. Hier stand er zu seinen beiden Lehrern Dannhauer und J. Schmid in ähnlichem Verhältnisse wie Spener. Jenen nennt Spener stets seinen „verehrungswürdigen Lehrer," diesen seinen „Vater in Christo." So auch Lütkemann. In einem rührenden Briefe an Schmid selbst spricht er von dem, was er ihm verdankt (s. Schmid). Dannhauer aber, der eines solchen Schülers sich rühmt, nennt unsern Lütkemann „ein Wunder von Menschen, welcher auf einzige Weise die ausgezeichnetste Gelehrsamkeit mit der innigsten Frömmigkeit verbunden," von dem sich mit Gregor von Nazianz sagen lasse: „ihn loben, heißt die Tugend selbst loben."*) — Nach ausgedehnten Reisen war er 1638 in Rostock zum Archidiakonus, 1643 zum Prof. phys. et metaphys. ernannt worden. Wie er dieses akademische Lehramt mit dem Wahlspruch antritt: „Ich will lieber Eine Seele selig als hundert gelehrt machen," so ist es auch nicht seine akademische Würksamkeit, sondern die auf der Kanzel gewesen, durch welche für Rostock ein solcher Segen von ihm ausgegangen, daß er an seinen Lehrer J. Schmid schreiben kann: „In Rostock hat die Gottesfurcht ihr Zelt aufgeschlagen und von dort in weiteren Kreisen sich zu verbreiten angefangen." Drei der vornehmsten Träger christlicher Frömmigkeit gegen Ende des Jahrhunderts verdanken ihm ihre erste Anregung: Scriver, H. Müller, Johann Jakob Fabricius in Schwelm. Eine Zeitlang hatte der letztere seine Predigten als „zu scharf" gemieden, da fanden sie den rechten Ort in seinem Herzen. „Die Höllenangst seiner Seele" wollte er

*) Hodosophia. S. 629.

anderen Geistlichen Rostocks beichten, fand aber Verspottung statt Tröstung, bis Lütkemann sie ihm gewährte. Mit welchem apostolischen Sinne er sein Amt zu führen gedenkt, spricht aber auch sogleich seine rostocker Antrittspredigt 1639 über Matth. 9, 9. 10: „mit was Gedanken einer in's Predigtamt treten soll“ aus. „Daß der äußere Mensch ausgereutet werde, der innerliche Mensch aber täglich zunehme, das soll unser Zweck in allen Predigten seyn,“ so erklärt er frei, und verhehlt sich dabei nicht, daß ein solcher Prediger in die tägliche Kreuzschule werde geführt werden. „Die verstehen ihre theologiam schlecht, die nur immer frischauf leben und von keiner Angst und Anfechtung der Seelen zu sagen wissen.“

Nicht auf lange sollte jedoch Mecklenburg der Segen dieses Mannes Gottes zu Theil werden. Im J. 1649 hatte er in einer Disputation jene, einst an Männern wie Meisner, Grauer, mit Nachsicht getragene, Meinung vertreten, daß Christo, vermöge der im Tode erfolgten Trennung der Seele vom Leibe, während der 3 Tage bis zur Auferstehung das Prädikat der wahren Menschheit nicht beigelegt werden könne. Sein College Cothmann hatte zuerst durch den Prorektor diese Disputation zu verhindern gesucht; als es nicht gelang, war er selbst als Opponent aufgetreten. Als aber auch diese Opposition nicht ihr Ziel erreichte, wendet er sich an den Herzog Adolph Friedrich. Die Verwandtschaft mit einem hochgestellten Manne aus der Umgebung des Fürsten soll seiner Angeberei geneigtes Ohr verschafft haben. Kaum bedurfte es der Befürwortung bei diesem Fürsten, der gegenüber seinem reformirt gewordenen Bruder und dessen Wittwe eine Energie des lutherischen Eifers bewiesen hatte, welche selbst wiederholten kaiserlichen Befehlen Trotz zu bieten sich nicht scheute. Von Adolph Friedrich, welchem eingebildet worden, daß jener Theologe „seinen Heiland nicht für einen wahren Menschen halten wolle,“ wird sofort die Suspension des Angeklagten von Kanzel und Katheder verhängt und ein harter Revers zum Unterschreiben vorgelegt, wo nicht — „binnen 8 Tagen und zwar ohne sicheres Geleit das Land zu räumen.“ In einer Rede im Concil sucht Cothmann ihn zum Reverse zu disponiren und zwar unter Erinnerung an eine früher von ihm vorgetragene gewagte Thesis. „Verehrungswürdiger College, geliebter Freund — so hat er ihn angeredet —, Du weißt, welche

anstößige Frage Du öffentlich verhandelt hast. Nun ist dir Christi Wort bekannt: „Wehe dem, durch den Aergerniß kommt.“ Du bist Diener der Kirche, Du bist Doktor der Theologie, Du darfst also nicht solche Dinge zum Aergerniß der Jugend vortragen. Du weißt, was Du vor 10 Jahren unter meinem Rektorat gethan, wo Du als Student das corollarium vorgetragen: „vor dem Fall war die Seele unsterblich, nach dem Fall — wie ich dreist ausspreche — ist sie sterblich.“ Das Concil untersagte damals die Haltung der Disputation. Wie ich höre, hast Du sie aber dennoch gehalten.“ Mit männlicher Festigkeit bekennt sich Lütkemann zu dem letzteren Vorwurf, rechtfertigt sich aber auch, und weist den Revers von sich als durch welchen er sich nur einer Ketzerei schuldig bekennen würde — „so sind wir, fügt Cothmann von seinem Standpunkte aus hinzu, auf der Kanzel gute Theologen, wenn es aber zur Praxis kommt, sind wir ganz andere als wir seyn sollten.“

Schon aber ist dem Angeschuldigten sein Asyl bereitet. Am braunschweigischen Hofe besaß er in einer edeln Frau eine Gönnerin, in Herzogin Sophie Elisabeth, einer mecklenburgischen Prinzessin, welcher er in der Widmung des 2. Theils seiner Epistelpredigten an Christina Margaretha von Mecklenburg das Zeugniß giebt: „Diese Rose der Gottseligkeit, die Krone der Holdseligkeit, das Kleinod aller fürstlich christlichen Tugenden (ich sage nicht zu viel, sondern sage die augenscheinliche Wahrheit).“ Durch diese seine Gönnerin erhält er vom Herzog August den Beruf als Generalsuperintendent in Wolfenbüttel. Von Schaaren seiner Anhänger begleitet, verläßt er die Stadt, noch vor derselben besteigt er einen Hügel, und — mit Hinwegsetzung über die damalige Superstition vor dem steinernen Kirchgebäude, außer welchem Gottesdienst zu halten als Gräuel erschien — hält er unter freiem Himmel vor den Begleitern eine Valetrede, die zu den gesalbtesten jener Zeit gehört. In dieser Valetpredigt vermag er, der strenge Prediger der Wahrheit, sich selbst das Zeugniß zu geben: „Ich bin nicht gekommen, reich bei euch zu werden, sondern euch reich zu machen, reich an der Seele, reich vor Gott, reich im Himmel, reich in der Ewigkeit. Gott weiß, ich lüge nicht: die Liebe hat mich bezwungen. Suche ich dich nicht von Herzen, mein Gott, die Ehre deines Namens und das Heil dieses Volkes, so tilge mich aus dem Buche

dieses Lebens! Treue und Fleiß fordert Gott von mir: Treue und Fleiß habe ich meinem Gotte gelobt, Treue und Fleiß will ich alle Zeit beweisen."

In seinem neuen Würkungskreise geht von ihm die treffliche neue Schulordnung Herzog Augusts aus (1651), er hat wesentlichen Antheil an der neuen Kirchenordnung 1657, auch als geistlicher Liederdichter dient er der Kirche, es werden 48 geistliche Lieder von ihm aufgeführt.

Was uns diesen Mann so hoch stellen läßt, ist neben der innigen Wärme, die sich namentlich in dem erwähnten Schreiben an den straßburger J. Schmid zu erkennen giebt, die hohe Einfalt und Wahrheitsliebe, welche auch vor den Großen jede Phrasenmacherei verschmäht, ein Adel der Gesinnung, welcher sich selbst in der für jene Zeit ganz ungewöhnlichen Geschmacksbildung des Styls kund giebt. Zu der von den Frommen jener Zeit so hochgeschätzten Schrift, „der Vorschmack göttlicher Güte" (2. A. 1657) ist ihm das Motiv gewesen das tiefe Gefühl der in seinem eigenen Leben gemachten Erfahrungen göttlicher Güte. „Nachdem die Güte Gottes durch einen wunderlichen Zug mich von Rostock allher nach Wolfenbüttel geführt, und ich leicht merken können, wer der Führer wäre, bin ich bewogen worden, nicht allein in diesem Handel die verborgene wunderliche Güte meines Gottes zu loben, sondern habe auch zurückgesehen auf mein voriges Leben . . . Ist was Gutes an dem Werklein, so habe Gott Lob und das liebe Kreuz." Zur Herausgabe seiner Epistelpredigten war er auch durch das Andringen seiner Fürstin bewogen — wie würde der gemeine Haufe der Prediger dieser Zeit mit dieser Gunst geprahlt haben, aber — mit edler Zurückhaltung spricht er: „Ich könnte noch etwas anderes herfürbringen, das mich anfänglich zu diesem Fürnehmen bewogen, aber ich verschweige es, damit es nicht das Ansehn habe, als wollte ich mich selbst rühmen, da ich doch nur das Lob meines Gottes zu rühmen begehre."

Wir kennen keinen Prediger in diesem Jahrhundert, dessen Predigten, in dem Grade von homiletischen Auswüchsen und Geschmacklosigkeiten frei, mit solcher edlen Freimüthigkeit und solchem biblischen Ernste das Evangelium predigte. Sprüche der Kirchenväter mischt zwar auch er ein, doch sparsam und sichtlich nicht zur Ostentation, seine Dispositionen sind sehr einfach, und immer geht er mit

Verschmähung der Rhetorik und Kanzelphrase direkt auf die Sache ein. Wir bedauern von der in jeder Hinsicht trefflichen Valet-Predigt bei seinem Abzuge von Rostock hier nur den Anfang mittheilen zu können:*) „Wenn ich mich, Geliebte in Christo, erinnere der Liebe und Treue, welche der Apostel Paulus zu den zu Christo bekehrten Gemeinen in Galatia getragen: und wie er bei den Galatern eine so herzliche Gegenliebe gefunden, daß, wenn es möglich gewesen, sie ihre Augen ausgerissen und Paulo gegeben hätten, so kann ich solches füglich auf mich und euch ziehen. Mit was aufrichtigem Herzen und ungefälschter Liebe ich bishero in meinem zu Rostock in die zehen Jahre geführten Predigt-Amt E. Chr. L. umfasset, ist Gott bewußt. Erfreue mich noch dessen zu dieser Stunde, daß durch meine Verfolgungen und Anfechtungen eure Herzen nicht verändert, sondern vielmehr in der Liebe gestärket worden. Nicht neu ist's, daß die böse Welt mit ihrem Anhang immerdar denen getreuen Dienern Jesu Christi nachstellet: es ist von dem Erzhirten Christo längst zuvor verkündiget, daß es also daher gehen würde. Aber wohl dem, der nicht leidet als ein Dieb oder Mörder um der Wahrheit willen. Es wird reiche Belohnung am Tage der Erscheinung der Herrlichkeit Jesu Christi darauf erfolgen. E. Chr. L. ist wohl bewußt, was zwischen mir und meinen Widersachern in Rostock sich begeben, indem sie, ich weiß nicht was für Gotteslästerungen und Verleumdungen mir fälschlich zugemessen und wider mich ausgestürzet. Aber ich tröste mich meines guten Gewissens. Zwar ohne Sünde bin ich nicht, rühme mich auch nicht meiner Heiligkeit, sondern bloß meines Gottes: dennoch aber, was sonsten einem evangelischen Prediger wohl ansteht, danke ich Gott, der mich bewahret hat, daß ich unsträflich erfunden. Was ich zu Rostock gelehret, ist nicht im Verborgenen, sondern öffentlich geschehen. Es werden eure Herzen davon zeugen können. Ich habe nicht meine Ehre noch eure irdischen Güter gesucht, sondern die Ehre Gottes und eure Seligkeit, habe bei euch vorlieb genommen und nicht auf Salarium gedrungen. Da ich nach Greifswald vociret ward, habe ich nicht begehret, daß mein Salarium mir vermehret würde. In meinen Predigten habe

---

*) Sie findet sich in den „Sonderbaren (d. i. bei besondern Gelegenheiten gehaltnen) Predigten 1690," einzeln 1656, und bei Krey, „Beiträge zur mecklenburgischen Kirchengeschichte, I. S. 59."

ich nicht gesehen auf Gunst oder Ungunst der Leute. Etliche richten ihre Predigten nach dem Geschenk. Sie predigen, es solle wohlgehen, wo man ihnen zu fressen gebe, wo man ihnen aber nichts in's Maul giebt, da predigen sie, es müsse Krieg kommen: dagegen aber, welche voll Kraft und Geistes des Herrn, voll Rechts und Stärke sind, dürfen Jakob sein Uebertreten und Israel seine Sünde anzeigen. Zwar ich bin kein Block, daß ich nicht sollte bewogen werden. Ich liebe die Gunst der Menschen, hüte mich auch, daß ich sie nicht verliere, wenn es ohn Verletzung meines Gewissens geschehen kann, sollte aber mein Amt dadurch verlästert oder mein Gewissen verletzt werden, laß ich Menschengunst gerne fahren und sehe bloß auf meinen Beruf, der lautet also: Die da sündigen strafe für allen und offenbare den Gottlosen ihre Uebertretung."

Welcher leere Pathos, welche schmeichlerische Submission in den Traunngspredigten jener Zeit! Lütkemann hält die Traurede bei der Vermählung Herzog Manfreds von Würtemberg und Juliane, Gräfin zu Oldenburg 1652. Ohne alle rhetorischen Floskeln geht Lütkemann sogleich in mediam rem und führt die Gedanken von dem vorliegenden Brautpaar zu Christo dem Bräutigam über: „Wir haben jetzt vor der Hand eine fürstliche Vermählung zweier hoher Personen, euer aller Augen und Gemüther sind auf äußerliche Lust und Ergötzlichkeit gerichtet, da möchte es euch unrecht dünken, wenn ich etwas von geistlicher Lust und Ergötzlichkeit sollte auf die Bahn bringen. Dennoch, weil es eine christliche Vermählung seyn soll, kann und mag es nicht anders seyn, sie muß durch das Wort Gottes und das Gebet geheiligt werden. Darum, auserwählte Christen, gebet Gott die Ehre und überlasset der geistlichen Ergötzlichkeit ein Räumlein in eurem Herzen. Denn ich habe mir fürgenommen, in dem Vorbilde diese jetzt vorhandenen fürstlichen Brautleute eure Augen und Gemüther zu führen auf die wunderherrliche Pracht einer geistlichen Vermählung, dazu mir Anlaß giebt das Evangelium, so eben auf den heutigen Tag in der Gemeinde verlesen und erklärt worden: „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte."

Gern möchte man wissen, wie dieser Hofprediger ohne Furcht

und Tadel sein Seelsorgeramt bei einem Fürsten verwaltet habe, welcher, mit dem Gefühl des Souverains in jeder Ader, bei allem seinem Eifer für christliche Literatur, doch der Pflicht des christlichen Lebens gar oft vergessen konnte. In dem in Wolfenbüttel aufbewahrten Tagebuch des Herzogs geschieht Lütkemanns mehrmals Erwähnung, doch nicht so, daß sich in jener Hinsicht etwas daraus entnehmen ließe. Wie jedoch der Fürst den Werth seines Hofpredigers erkannt, spricht das Dankschreiben aus, das er seinetwegen an den Herzog von Mecklenburg mit der Bitte sendet, „wenn er mehr solche Männer hätte, er ihm selbige nur wolle zukommen lassen." Daß indeß Lütkemanns Stellung am Hofe keine leichte gewesen, zeigen die folgenden Andeutungen in einem Schreiben an Calixt vom 24. April 1654: „Es ist mir nicht unbekannt, daß die Zwistigkeiten schon vorher die erlauchten Gatten sich entfremdet haben, was jedoch vor Kurzem geschehen, wußte ich noch nicht. Da ich sah, daß es über meine Kräfte ging, hielt ich meine Hand davon ab: den Stein, den ich nicht heben kann, lasse ich liegen. Jetzt auf's neue zu Rathe gezogen, habe ich mit Unsrer Durchlaucht ein Zwiegespräch gehabt, wobei Er mir, um die Wünsche der Fürstin kennen zu lernen, deine Briefe zu lesen gab. Was dieselbe geantwortet habe, wirst du aus den Briefen, die ich hier beilege, ersehn. Ich füge noch andre früher geschriebene hinzu, die du an mich zurücksenden mögest. Die Sache ist schwierig, nicht bloß wegen ihrer Wichtigkeit, sondern auch wegen der hohen Stellung der betreffenden Personen: was am besten geschähe, liegt wohl klar vor, die Schwierigkeit ist nur, es zu Stande zu bringen. Der Durchlauchtige christliche Fürst wünscht die Entfremdung durch eine Amnestie aufgehoben zu sehn. Die Fürstin behauptet, daß sie ohne kaiserliche Autorität keine sichre Gewähr habe: sie mißtraut allem, was ihr Gatte sagt. Könnte jemand dieselbe bewegen, den Worten ihres Gemahls Glauben zu schenken, so wäre die Sache gethan. Zur Versicherung der ehelichen Treue und Liebe wollte unser Prinz Rudolph August sein eignes Wort als Bürgschaft einsetzen — bis jetzt fruchtlos. So tiefe Wurzeln hat das Mißtrauen geschlagen, welches theils durch böse Verdächtigungen genährt wird, theils durch die Erinnerung an vergangenes erfahrnes Unrecht — vermeintlich oder auch in Wahrheit. Weißt du etwas anzugeben, was zum Frieden dienet, so wird es an meiner Mitwürkung nicht fehlen." —

Lütkemann starb, nachdem ihm vorher die Abtei Riddagshausen ertheilt worden war, im J. 1655.

Hauptquellen: Tholuck, Akademisches Leben II, S. 109. — Rehtmeyer, Nachrichten von Lütkemann, herausgegeben von Märtens 1740.

XVI. Joh. Heinrich Ursinus, Superintendent in Regensburg.

(Geb. 1608, gest. 1667.)

Dieser gelehrte Theologe wurde geboren in Speyer 1608, und ist einer von denjenigen, welche in der Leidensschule der Kriegszeit zum Reiche Gottes gelehrt worden sind. Im J. 1626 wurde er auf die Universität Straßburg geschickt, wo er den für praktisches Christenthum empfänglichen Dorsche und den apostolischen J. Schmid zu Lehrern hatte, jedoch aus Mangel an Unterhaltungsmitteln schon nach einem Jahre wieder abgehen mußte. Auf Bitten der dürftigen Mutter widmete er sich nun dem Schreibergeschäft, ging jedoch 1629 davon wieder ab und beschäftigte sich bis 1632 mit Privatinformation. Die feindliche Einnahme Speyers ließ ihn daran denken, nach Lübeck auszuwandern; wegen der feindlichen Armeen vermochte er indeß nicht, weiter als bis Mainz vorzudringen. Hier fand er an einem neu errichteten Gymnasium eine Stelle, jedoch mit so schlechtem Unterhalte, daß er den Versuch machte, abermals in Straßburg seine Studien fortzusetzen. Aber auch jetzt gelang ihm nicht, die Subsistenzmittel zu finden: nach einem halben Jahre mußte er nach Speyer zurückgehen, wurde indeß 1633 zum Pfarrer in Weingarten berufen. Die nördlinger Schlacht und die Pest reducirt jedoch diese seine Gemeinde auf 5 Individuen und so ist er abermals unversorgt. In eben diesem Jahre erlangt er indeß das Conrektorat in Speyer und wurde 1635 auch zum Pfarrer daselbst berufen. Nach zwanzigjähriger Würksamkeit an dieser Stelle wird ihm 1655 das Glück zu Theil, zu dem ansehnlichen Amte als Pfarrer und Superintendent nach der freien Reichsstadt Regensburg berufen zu werden, wo er bis zum Jahre 1667 in Segen würkt.

Zunächst genießt Ursinus anerkannten Ruf als Gelehrter. Seiner Amtsgeschäfte als Superintendent ungeachtet weiß er Mu-

ße zu finden, sich seinen Lieblingsstudien, der Philologie und Alterthumswissenschaft zu widmen und giebt mehrere namhafte philologische und antiquarische Werke heraus. Von seinem Schulamte her liegt ihm die Bildung der Jugend am Herzen: als Superintendent mit der Oberaufsicht des Gymnasiums betraut, richtet er hierauf auch jetzt seine besondre Aufmerksamkeit. In einer eigenen Schrift entwirft er das „Bild eines gut eingerichteten; lateinischen Gymnasiums," und giebt mehrere Schulschriften heraus. Selbst ein tüchtiger humanistischer Gelehrter, legt er vorzügliches Gewicht auf die humanistische Bildung der Studirenden. Am Anfange der funfziger Jahre zählte Regensburg 24 Alumnen auf den verschiedenen Universitäten, die meisten in Jena. In einem Briefe an den jenaischen Humanisten Bosius klagt Ursinus über die jetzige Jugend, welche, anstatt eine tüchtige Bildung in den Klassikern, der Kirchengeschichte, Geographie u. s. w. zu Grunde zu legen, sofort sich in die Metaphysik stürze und auf's Predigen lege.*) Die in Straßburg studirenden Regensburger stellt er unter die Aufsicht des Historikers Boecler, die in Jena Studirenden unter die des Bosius.

Mit diesem humanistischen Eifer geht aber der christliche bei Ursinus Hand in Hand. „O wie oft, ruft der fromme Staatsmann Forstner (s. Forstner) aus, bewundere ich euren Ursinus, in welchem die aufrichtige Frömmigkeit mit der größten Gelehrsamkeit verbunden; schon sein Büchlein de regula fidei giebt mir dafür das Zeugniß." Er hat sich selbst an einem Orte charakterisirt: „Nichts von dem Vergänglichen, was die Welt mir bieten konnte, habe ich werth gehalten, noch auch begehrt, wenn es mir fehlte. Ehre habe ich nicht gesucht und doch vielleicht etwas davon gefunden — nicht viele aber ächte, wie ja die Briefe meiner Freunde zeigen werden, daß ich, ohne mich darum zu bewerben, die Liebe der vorzüglichsten Männer meiner Zeit besessen. Daß ich die Güter, welche die Welt hochschätzt, verachtet, wird meine schuldlose und freudige Armuth bezeugen, ein unerschöpflicher und unübertrefflicher Schatz ist mir der reiche Segen Gottes gewesen." Besonders dient aber zu seiner Charakteristik ein uns erhaltenes vortreffliches Sendschreiben über

*) Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen, 1789. S. 566 f.

die Mystik an Portner von 1661:*) „Ich wunderte mich auch schon längst, warum jene sogenannte mystische Theologie so wenig Bearbeiter unter uns gefunden, da sie ein so unverkennbares Bedürfniß ist. Das nämlich ist ihr Ziel, zu zeigen, auf welche Weise der aus Gott geborne Mensch schon hier auf der Erde durch die mystische Vereinigung mit Christo jenes ewige und höchste Gut zu genießen anfange, zu welchem wir Menschen von Gott geschaffen, durch Christum angenommen und durch den Geist wiedergeboren werden . . Nimm diese mystische Theologie hinweg, was anders ist unsre Theologie, als was Tertullian von der aristotelischen Dialektik urtheilt: die Unterweisung in dem Handwerk, Streitigkeiten zu erregen und wieder beizulegen — wie der Apostel sie nennt: eine falschberühmte Kunst. Ihr Mund fließt schäumend über, während das Herz dürr ist. Wenn sie von der Kanzel in die Ohren der Gläubigen ausgeschüttet wird, so macht sie vielleicht Einige gescheuter, niemanden aber — ich spreche aus Erfahrung — besser. Mit Recht wird sie mit den Meereswellen verglichen, welche die Ufer überfluthen und doch die Felder nicht fruchtbarer machen. Mit Zuversicht spreche ich aus: Könnte ich nicht zu jener innern Erkenntniß Gottes gelangen, so würde es mir gar nicht der Mühe werth scheinen, jene äußerliche zu erlernen, welche ohne jene innerliche den Menschen nur unentschuldbarer und doppelt der Verdammniß werth macht. Was also sage ich, ist die Ursache, daß man auf den Kathedern von ihr nicht hört, und daß sie auf den Kanzeln gar nicht oder nur so kalt getrieben wird?“ Fünf Ursachen giebt er dafür an: 1) die Verderbniß unserer Zeit und der schlechte Unterricht von Kindheit an. Der Weg ist schwierig und daher bedarf es schon von Kindheit an der Unterweisung, durch Selbstverleugnung das höchste Ziel anzustreben. 2) Was Plato von Gott sagt, er sei schwer zu finden, und wenn er gefunden, schwer auszusprechen, das gilt auch von dieser Theologie. Denn nicht mit dem Verstande wird sie erfaßt, sondern durch einen innern Sinn (sensus) und Geschmack (gustus), und mit Worten läßt sie

*) Es finden sich diese Briefe von Forstner und Ursinus in Heumanns Sammelschrift Poecile 1729 T. III.

sich nicht aussprechen. 3) Bei den vielen Kämpfen, die sie auferlegt, glauben viele das Ringen am Ende ganz aufgeben zu müssen. Sie meinen, daß es gänzlich Sache der Gnade sei, daß Gott allen, die ihn suchen und lieben, von selbst entgegenkomme, ja daß es endlich die höchste Aufgabe der Selbstverleugnung sei, sogar der Seligkeit jenes innern Geschmackes gänzlich zu entsagen und es Gott ganz zu überlassen, ob er jene Honigspeise nach seinem Wohlgefallen seinen Kindern spenden wolle, oder erst im Himmel ihr Verlangen befriedigen. 4) In der That giebt es auf diesem Wege viele Verirrungen. Oft kleidet sich der Satan in einen Engel des Lichts. Mancher, von Selbstsucht geblendet, schafft sich selbst Träume, in der Lehre entstehn die gröbsten Irrthümer, die mit Hartnäckigkeit festgehalten werden, im Leben desto gröbere Sünden, je verborgener sie sind, namentlich jener geistliche Stolz, der vor Gottes Richterstuhl verwerflicher als jede andere Sünde. 5) Oft auch hat die Bescheidenheit diejenigen, welche Gottes Hand in diese Tiefen geführt, abgehalten, das Geheimniß ihres Herzens zu offenbaren, so daß sie in der Stille gesungen haben: „Mein Geliebter gehört mir und ich ihm."

Aus allem diesem ergiebt sich dem trefflichen Manne, daß jenes Streben zwar nicht aufgegeben werden dürfe, wohl aber der höchsten Vorsicht bedürfe, daher er fortfährt: „Da ich von der Einen Seite den Atheismus, von der andern den Enthusiasmus der Kirche Gottes den Krieg erklären sehe, so halte ich für nöthig, daß die Theologen gegen diesen wie gegen jenen das Schwert des heiligen Geistes brauchen. So habe denn auch ich, wenn ich gleich keiner der Vornehmsten bin, den Atheismus und den Chiliasmus der Fanatiker in verschiedenen Schriften zu bekämpfen unternommen." Hierauf faßt er die Summa dessen, was er über den mystischen Weg zu sagen hat, zusammen und läßt dabei Blicke in die Tiefe seiner innern Erfahrungen thun, wie denn auch sein Leichenredner den Ausspruch von ihm berichtet, „daß er der Welt unbekannte Anfechtungen erduldet, durch welche ihn der himmlische Vater erst stark gemacht." Er spricht davon, daß durch den Wechsel von Anfechtungen und Tröstungen hindurch der Weg zur heiligen „Gelassenheit" gehe — ein Ausdruck, der allerdings bei Arndt und andern Anstoß gegeben habe, der indeß ja nicht im epikuräischen und stoischen Sinne verstanden zu werden brauche.

Wer sollte nun erwarten, daß gerade dieser Liebhaber der Mystik als ein zelotischer Kämpfer gegen die Mystiker in der Kirchengeschichte einen Platz gefunden? und doch ist es so.

Nach seiner Schilderung beim Eintritte in sein regensburger Amt zieht er dort in einen erfreulichen kirchlichen Zustand ein, von welchem er in einem Schreiben an Schmid*) folgende Schilderung giebt: „Nach so viel ausgestandener Mühsal im herannahenden Alter habe ich endlich auf Erden, was ich nicht mehr wünschen durfte und nicht mehr hoffen konnte, einige Ruhe gefunden. Als ich kaum noch länger Stand zu halten vermochte und kaum etwas andres von Gott erwartete, als was der, wenn auch nicht tüchtige, doch seinem Feldherrn getreue Krieger, wenn Körper und Geist matt werden, erwartet — eine ehrenvolle Entlassung. Indeß etwas andres, wie ich wahrnehme und für die Zukunft vertraue, hat der himmlische Vater vorgesehn, in dessen Schooß ich so oft vertrauungsvoll alle meine Sorgen geworfen, der rechtzeitigen Hülfe gewiß und bereit zu folgen, sei es auf der Erde, sei es in dem Himmel, mit Darangabe alles Eigenwillens. Wie in so vielem andern, so bewundere ich auch hierin die besondere Vorsehung Gottes mit Anbetung, daß er mich gerade hieher bestimmt hat, wo ich eine blühende Kirche, einen wohlgeordneten Staat, liebreich gesinnte Senatoren, zum Gehorsam bereite Bürger finde, ein ernstes Streben nach Frömmigkeit und in einer so volkreichen und wohlhabenden Stadt nur selten Aergernisse. Möge Gott zur Verherrlichung seines Namens dieses mein Regensburg beständig groß machen und seinen Glanz täglich erneuern."

Nun hielt sich damals in Regensburg der ungarische Baron Justinian von Weltz (auch Wels geschrieben) auf, der erste Lutheraner, in welchem die Idee einer lutherischen Mission unter den Heiden praktisch wurde. Seine Gedanken darüber hatte er mehreren Theologen zur Begutachtung vorgelegt und übergab 1664 den evangelischen Gesandten zu Regensburg eine Schrift unter dem Titel: „Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahle und Vorschlag zu einer christ-erbaulichen Jesus-Gesellschaft, behandelnd die Besserung des Christenthums und Bekehrung des Heidenthums wohlmeinend an Tag gegeben durch Justinianum."

---

*) Epp. ad Schmidium II. S. 321. cod. ms. Hamb.

Von allen Seiten, sollte man erwarten, hätte die lutherische Kirche es nur mit Dank aufnehmen können, auf eine Pflicht aufmerksam gemacht zu werden, welche von ihr so lange gänzlich außer Acht gelassen worden, während die von allen Seiten ungleich härter bedrängte calvinistische Kirche schon bei ihrem ersten Entstehn dieselbe in's Auge gefaßt hatte. Der Beigeschmack indeß von schwärmerischen Elementen, mit welchen diese wohlgemeinten Vorschläge hervortraten, ließ selbst einen Ursinus die Stimme der Wahrheit gänzlich darin verkennen. Daß nämlich diese Erinnerung an eine schmählich vergessene heilige Pflicht mit harten Anklagen des bestehenden Zustandes der lutherischen Kirche und mit chiliastischen Hoffnungen der Zukunft verbunden war, setzt auch einen Theologen, wie Ursinus, in Feuer und Flammen. Er beeilte sich in demselben Jahre eine „wohlgemeinte, treuherzige und ernsthafte Erinnerung an Justinian" herauszugeben, worin er den Geist jener Schrift sich nicht scheut als münzerisch und quäkerisch zu bezeichnen und gegen den Kern derselben mit den werthlosesten Gründen zu streiten — es hätten ja die Christen Juden und Heiden genug unter sich, denen das Evangelium besser als sonst unter dem Himmel gepredigt werden könne, nur an die Apostel sei jener Befehl, in alle Welt auszugehn, gegeben, den lutherischen Predigern aber kein Beruf dazu ertheilt! Noch mehr, es seien ja die Heiden in so viel stattlichen Büchern von den Christen widerlegt worden und würde überdies das Christenthum den Heiden von den Papisten verkündigt, wenngleich mit Beimischung des papistischen Sauerteiges. — So vermag ein einseitiger Eifer auch das Auge des Besten zu verblenden. —

Von seinem Leichenredner wird ihm überdies noch nachgerühmt: „Der lieben Armuth hat er sich reichlich, je nachdem seine Hand vermochte, angenommen, mit keinem Menschen in unversöhnlichem Zanke gelebt, sondern da ihm gleich bisweilen von dem einen oder dem andern zu nahe getreten worden, das seiner sonstigen Sanftmuth nach leichtig vergeben."

Hauptquelle: Spizel, Templum honoris S. 313. — Schwanengesang auf J. H. Ursinus von Gruner, Senior 1667.

XVII. Joachim Schröder, Pastor in Rostock.

(Geb. 1613, gest. 1677.)

Ein Bußprediger, welcher sich von seinem gesetzlichen Eifer dazu hinreißen läßt, als ein anderer Capistran, die herrschende Unsitte bis auf die Schuhschnäbel und Rockschwänze herab in seinen Predigten zu verfolgen und nicht selten die Kanzel durch Skurrilität zu profaniren, den wir aber, da sein Eifer nicht bloß ein rhetorisches échauffement, sondern ein treu gemeinter Eifer für das Haus des Herrn, und da seine kirchlichen Verbesserungsvorschläge von einem richtigen Blicke in die Gebrechen der Kirche zeugen, dennoch hier aufnehmen durften.

Geboren 1613 zu Freudenberg im Mecklenburgischen trat Schröder 1637 in sein Pfarramt in Rostock, wo er auch von der Fakultät die Erlaubniß zu homiletischen Vorlesungen erhielt.

Als homiletisches Vorbild zu dienen, waren nun allerdings auch die besseren seiner Predigten nicht geeignet, am wenigsten skurrile Kapuzinaden wie jene berüchtigte Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Hofarthsspiegel 1643 worin es z. B. über die Weibertracht heißt: „Es ist ja der nach der Welt Meinung köstliche Schmuck ein rechter Gaukel- Narren- und Fastnachtsschmuck, daß wahrlich die so ausgeputzten Frauen, Jungfrauen und Studenten vor Gott und seinen heiligen Engeln und allen wahren Gläubigen zum wenigsten wie beschmutzte Sauen geachtet werden. Denn was ist ein Weib ohne Zucht? „Eine Sau mit einem güldenen Halsbande." Was für Zucht ist bei solchen Weibern, die sich üppig und leichtfertig kleiden, die ihre Häupter so abenteuerlich bedecken, daß die Alten, wenn sie aus den Gräbern sollten herfürkommen, dieselbigen für ihre Kinder nicht erkennen könnten? was für Zucht bei denen, die fast alle Monat auf neue seltsame Art bald so bald anders den Kopf mit Munstern umhängen, verbrämen und dreyen, die mit aufgereckten Hälsern, mit geschminkten Angesichtern einhergehen und schwänzen und haben köstliche Schuh an ihren Füßen? was für Zucht bei denen, derer Jopen und Mäntel den Manneswämsern und -mänteln gleich werden und sie also Mannskleider annehmen?" Ueber die Studenten ruft er Zeter, „weil ihre Köpfe gleich den Eulen, weil sie mit Perrücken oder fremden, weiß nicht welchen Haaren sich behängen, die keinen ehr-

baren Mantel mehr tragen, sondern nach Art der Kriegsknechte mit offnen Wämsern einhertreten“ u. s. w.

Schröders Verdienst besteht darin, für manche Gebrechen der Zeit ein offenes Auge gehabt und nach Gebühr und über Gebühr die Lärmtrommel darüber geschlagen zu haben. Am meisten gilt dies in Betreff der Gebrechen der Schulen und Universitäten — dort ist es die Beschäftigung mit den heidnischen Schriftstellern, hier der Pennalismus, gegen welche er sich vornehmlich berufen fühlt ins Zeug zu gehen. In der Erlernung des Lateinischen — mit Zurücksetzung des Griechischen und der Realkenntnisse nicht nur, sondern auch der Religion, für welche in der Regel nur Eine Sonnabendstunde übrig blieb — ging der ganze Gymnasialunterricht auf. Hiergegen zieht nun Schröder in seiner allerdings plebejischen Weise zu Felde: „Die ganze Woche haben die alten heidnischen Hurenjäger und Schandlappen, Ovidius, Terentius, Virgilius in den meisten Schulen Raum, Christus aber auf seinem Esel mit dem catechismo und gottseliger Kinderzucht muß kaum auf den Sonnabend und Sonntag Raum einer Stunde haben. Nun hat es wohl seine Maß, daß die Kinder die lateinische Sprache aus den Skribenten lernten, wenn man auch Christum zu rechter Zeit mit zuließe und nicht gar lateinisch würde.“ Wie grob auch die Worte lauten, so ist das was er verlangt, gerade nichts Uebertriebenes, denn wie die Schlußworte hier zeigen, gehört er nicht zu denen, welche die klassischen Schriftsteller geradezu ausschließen wollten. Was er verlangt, ist nur: eine größere Auswahl in der Lektüre und mehr Raum für den Religionsunterricht. Auch auf Geist und Art der klassischen Interpretation den Blick zu richten, wie später Bengel, war sein Auge noch nicht geschärft genug. Einen handgreiflicheren Stein des Anstoßes gab ihm die aus der katholischen Zeit her auch bei den Protestanten noch übliche Abhaltung von „Schulkomödien“ in der Kirche — eine Sitte, welche damit zusammenhing, daß Schulen und Universitäten theilweise auch noch im Protestantismus als kirchliche Institutionen angesehen wurden, wie denn eben auch in Rostock Vorlesungen und Disputationen in der Kirche selbst noch im 18ten Jahrh. vorkommen.*) Schröder aber, besonders durch den zuweilen anstößigen Charakter der Terenzischen und anderer Stücke

*) Rostocker Etwas IV. 421.

verletzt, tritt in Schrift und Predigt mit maßlosem Eifer gegen diese Unsitte auf. Noch stärkeren Grund hatte seine Entrüstung gegen den Pennalismus, gegen welchen schon vor ihm in Rostock gekämpft worden war (s. Quistorp).

Im Jahre 1644 giebt er „der Friedensräthe Ehrenkron“ heraus, worin er allen Gesandten zu Osnabrück ans Herz legt, endlich durch eine allgemeine Verordnung jenes Uebel, „das seit 30 Jahren größeres Verderben über die Welt gebracht habe als der Krieg selbst,“ gründlich abzustellen. Auch den meisten theologischen Fakultäten hatte er diesen Nothschrei zugesandt, von denen aber manche, weil er von einem simpeln Pfarrer ausging, ihn mit noch größerem supercilium bei Seite legten, als die Meyfartsche fast gleichzeitige Anklageschrift gegen die akademische Verderbniß. So enthält das leipziger liber actorum publicorum den Beschluß, der Mann verdiene keine Antwort, denn — „der Schuster soll nicht über den Leisten hinausgehn, der Geistliche sich nicht um das bekümmern, was nicht seines Amtes ist!“

Es ist richtig, daß während der Kriegsläufte die Durchführung solcher allgemeinen gründlichen Reformen kaum ausführbar war. Mancher Redliche, welcher die vorhandenen Mißstände in Staat, Kirche und Schule erkannte und tief beklagte, hatte sich daher mit seinen Hoffnungen auf den endlichen Zeitpunkt eines allgemeinen Friedens gerichtet. Auch Schröder tritt, nachdem dieser Zeitpunkt endlich gekommen, mit allen den Verbesserungsvorschlägen, welche ihm bis dahin auf dem Herzen gelegen, an die Oeffentlichkeit in seiner vielgelesenen „hellklingenden Zuchtposaune“ 1667. Er hatte die Herausgabe dieses Zeugnisses an das deutsche Volk und vor den lutherischen Fürsten Deutschlands nicht übereilen wollen. Er hatte vor der Herausgabe seine Schrift in ms. an Universitäten und Höfe versendet, um sich Gutachten über dieselben zu erbitten und von manchen Seiten her ermunternde Zuschriften empfangen. Die straßburger Fakultät schreibt ihm 1653: „Wir unsers Theils haben fast lange Zeit und Jahre her mit unsern Vermahnungen dahin gezielt, am allermeisten, da der barmherzige Gott nach dem unsäglichen Kriegsjammer Hoffnungen erweckt, jetzo sei es Zeit, daß alle evangelischen Chur- und Fürsten, Grafen und Herrn, Kanzler und Räthe, Superintendenten und Prediger, Rektoren und Präceptoren

ihre consilia zusammentragen und sich bedenken sollten, welchergestalt dem allergnädigsten Gotte zu schuldiger Dankbarkeit eine allgemeine Reformation angestellt werden sollte." Auch das zustimmende Zeugniß des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein, des dänischen Bischof Winstrup und mehrere andre bringt er bei. Die Schrift ist nicht planmäßig ausgeführt. In bunter Reihe werden — zum Theil nach Mengering — die Gebrechen mannichfachster Art aufgezählt — hie und da auch mit Vorschlägen zur Besserung. Unter den Gebrechen finden sich z. B. folgende: die Beherbergung und Befreiung der Juden von Abgaben, die Aufnahme von Winkelpredigern, die Gemeinschaft mit Quäkern und Enthusiasten, die Quacksalber mit den Pickelhäringen und die Ballettänzer, die Sonntagsjahrmärkte u. s. w. Von seinen Besserungsvorschlägen heben wir folgende zwei hervor. Es werden Predigerconvente empfohlen, wie sie in Rostock früher wöchentlich alle Freitage gehalten worden, woran alle Geistlichen bei Strafe Theil nehmen mußten, die Geistlichkeit hat knieend ein Gebet angefangen, der Superintendent kirchlich heilsame Vorschläge proponirt, worüber vota abgegeben wurden, darauf konnte jeder einen casum conscientiae aus seinem Kirchspiel proponiren. Bei groben Lastern, wo die Admonition nicht gefruchtet, hat man boshaftige Leute vorgefordert und einhellig zur Bekehrung vermahnt, für die Halsstarrigen öffentlich und mit allerlei Formalien gebetet: auswärtige Ministerien haben Rostock dieses Conventes wegen glücklich gepriesen. Ein anderer Vorschlag ist umfassenderer Art. Auch Schröder war jener Vorschlag zu Herzen gegangen, an dessen Verwürklichung wenige Jahre nach dem Erscheinen der „Zuchtposaune" von Herzog Ernst Hand angelegt wurde (s. Herzog Ernst S. 55.). Die Vereinigung der ausgezeichnetsten Theologen zu einem allgemeinen Glaubenstribunal, wie Nik. Hunnius (Consultatio 1632) und Dorsche (de unione collegiorum 1645) sie angerathen, hatte auch Schröder begeistert und er hatte 1660 die Dorschesche Schrift mit einem Vorworte aufs Neue herausgegeben. In der Zuchtposaune erhebt er sich aber noch höher zu der Idee einer allgemeinen lutherischen Kirchensynode, für welche er auch am schwedischen Hofe zu würken suchte: die einzelnen deutschen Fürsten sollen Provinzialsynoden berufen, der niedersächsische Kreis eine Generalsynode und die sächsischen Fürsten einen Generalconvent!

Für die Kirchenzucht insbesondere ergreift er das Wort in der Schrift: „Geistlicher Nordstern" (1660), worin er die ernste Verordnung Christian IV. von Dänemark: „über das Amt der Kirche wider unbußfertige Sünder" abdrucken läßt, und gleichzeitig läßt er das: „Geistliche Kirchenschwert" mit einer Zuschrift an den Bischof von Seeland und das kopenhagner Ministerium ausgehen, worin er die Zeugnisse der ältern lutherischen Kirche für die Kirchenzucht und das Recht des elenchus gegen die Obrigkeit auf der Kanzel vertheidigt. In Wahrheit konnte von ihm gelten: „der Eifer um des Herrn Haus hat mich verzehrt." Zwar stand er in seinem Rostock nicht allein. Neben ihm standen während seiner Amtsführung mehrere evangelisch gesinnte Männer, anfangs Lütkemann (1637—49), dann A. Varenius (1643—84), Quistorp II. (1647—69), Heinr. Müller (1653—75), Großgebauer (1653—61), es wurde daher seine „Zuchtposaune" durch eine Empfehlung der Fakultät in die Oeffentlichkeit eingeführt, auch ward seinen Schriften selbst in der Ferne Anerkennung zu Theil, wie in Süddeutschland in dem Saubertschen Kreise. Aber da seine Wünsche für das Heil der Kirche ins Große und Weite gingen, so mußte er sich doch als ein Prediger in der Wüste fühlen. Auch fand er für seine kleinen Schriftchen keinen Verleger; er hatte sie auf eigene Kosten drucken lassen. Erfolglos ist indeß sein Eifer doch nicht geblieben. Er glaubte — und wohl nicht mit Unrecht — zu dem 1654 gefaßten Reichsbeschluß zur Abstellung des Pennalismus mitgewürkt zu haben. Er giebt selbst an, daß unter seinen 15 Tischgenossen keiner, der nicht dem Pennalismus abgesagt hätte. Von seiner Zeit an unterblieben auch die Schulkomödien in den Kirchen und seinem Eifer für die Sonntagsheiligung entsprach ein Sonntagsmandat des rostocker Raths von 1661, worin selbst das Rasiren am Sonntage untersagt wird. —

Schon in der Vorrede zu seiner „Zuchtposaune" spricht er aus, daß dieses wohl seine letzte Schrift seyn werde, da er wegen anhaltenden Hauptschmerzen schon seit einigen Jahren die Kanzel habe verlassen müssen. Doch stirbt er erst 1677.

Hauptquellen: Rostocker Etwas von gelehrten Sachen III, 545. 586. — Wiggers, Zeugnisse von Christo aus der mecklenburgischen Kirche 1847. S. 102.

XVIII. Paul Egard, Pastor zu Nottorp in Holstein.

(Um 1620.)

Einer von jenen Zeugen Christi, die „als die Unbekannten und doch Bekannten" durch die Welt gegangen. So wenig sind die Lebensumstände des Mannes bekannt, daß einer der gründlichsten Literaturkenner des Nordens, der selbst von Geburt ein Schleswiger,*) nichts weiter darüber hat in Erfahrung bringen können, als daß derselbe bereits 1621 in Nottorp im Rendsburgischen als Pfarrer im Amte gestanden und im Jahre 1643 noch am Leben gewesen. Eine verwittwete Herzogin Augusta von Schleswig scheint seine Gönnerin gewesen zu seyn: ihr hat er seine Schrift „von dem edlen Leben Christi" gewidmet. — Wie wenig auch von seinen Lebensumständen bekannt, so scheinen doch seine geistlichen Schriften eine ziemliche Verbreitung erlangt zu haben, indem einige derselben noch während der Kriegszeiten verschiedene Ausgaben erlebten, die eine auch eine Uebersetzung in das Schwedische in Riga. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wird seiner von einigen gelehrten Männern lobend gedacht, von dem pommerschen Kirchenhistoriker Micrälius, dem gothaischen Superintendenten Glassius, dem reformirten Theologen Alstedt: mit dem Erwachen eines wärmeren christlichen Lebens in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geschieht seiner öfter Erwähnung und besonders seit Spener, durch einige von Egards geistlichen Abhandlungen, welche ihm in der Bibliothek des straßburger Pfarrers Salzmann, seines Verwandten, in die Hände fielen, auf ihn aufmerksam geworden. Bei dem damals erwachten Bedürfnisse nach praktisch nahrhafter geistlicher Speise hielt Spener es auch für angemessen eine Sammlung seiner Schriften zu veranstalten, welche 1679—1683 in drei B. 4. in Frankfurt a/M. erschien.

Es ist die Arndtsche Theologie, welche Egard lehrt. Wo er Arndts erwähnt, sagt er zwar nicht, daß er denselben als seinen geistlichen Wegweiser zu Christo anzuerkennen habe, aber doch, daß er ihm „von Anfang an theuer gewesen." Als Osiander nach Arndts Tode eine gehässige Schrift gegen den hochverdienten Lehrer der evangelischen Kirche herausgegeben, trat auch Egard, sobald ihm

*) Moller, Cimbria literata I, 151.

dieselbe auf der Kieler Messe zu Handen gekommen, zur Ehrenrettung Arndts in dem Büchlein „Joh. Arndts Ehrenrettung“ auf (1624), auf welches er dann auch noch einen Traktat „Vom Reich Gottes in uns“ als Anhang folgen ließ. Es ist nicht sowohl ein feuriger als ein starker Geist, welcher aus Egard redet. In der Lehre lutherisch, wenn auch im Ausdruck nicht ängstlich bemessen, im Widerspruch mit der Sitte der Zeit äußerst gedrängt und bündig, im Streite — wie seine Vertheidigung Arndts zeigt — gewandt und treffend, immer aber frei von Schulterminologie und gelehrtem Kram und ebenso auch von allem rhetorischen Schmuck — nicht eigentlich beredt, und doch durch den einfachen sittlichen Ernst tief eindringend. Die Epistelpredigten schicken ein meist aus den Psalmen oder Propheten entnommenes exordium voraus, dann folgt — wie bei Arndt — mit oder auch ohne Hervorhebung eines Grundgedankens die Texterläuterung und Textanwendung in bestimmter Theilung, zum Schlusse eine energische praktische Applikation der Hauptwahrheit und zuletzt noch ein „Seufzerlein.“ Was neben den andern Vorzügen am meisten auch diese Predigten vor andern jener Zeit auszeichnet, ist jene keusche Bündigkeit, welche ohne alle rhetorisirende Amplification, freilich auch ohne lumina orationis, immer gerade den Gedanken selbst ausspricht. Er bewährt es ganz: „Es trägt Verstand und rechter Sinn in wenig Worten selbst sich vor.“

Reine Lehre ist auch für Egard die Bedingung für reines Leben. Im Eifer gegen den „calvinistischen Geist und Glauben“ scheut er sich selbst vor den härtesten Anschuldigungen nicht: „Alle Ketzer und Irrgeister suchen das Zeitliche und halten den Bauch für ihren Gott, ob sie wohl dafür nicht wollen angesehen werden; danach brauchen sie wie die Huren liebliche und glatte, süße und freundliche Worte, die auch eine Pracht und Schein großer Weisheit haben. Solches ist auch zu sehn am calvinischen Geist, denn der Bauch ist sein Gott. Er dienet dem Bauch, denn er befleißigt sich, die Häupter der Welt einzunehmen und ein groß Ansehn zu Hofe bei den Herrn der Welt zu erlangen, auf daß er große Macht, Gut und Reichthum habe. . Danach so führet er liebliche und süße Reden, die der Vernunft angenehm sind und locket die einfältigen Herzen, daß er sie betrüge. Auch führet er eine große Pracht in Worten und ist nichts bei ihm, denn eitel Kunst und Weisheit, hat an seinem natürlichen Lichte Gefallen, rühmet

sich selbst, achtet sich klüger und verständiger, denn andre, sonderlich die einfältigen und schlechten Lutheraner.“ (zu Röm. 16, 18.) Solcher Ausfälle gegen den Calvinismus finden sich mehrere. Indeß hatten sie bei ihm nicht, wie bei so vielen andern, den bloßen Kitzel der Streitlust zur Quelle. Freilich könnte man fragen: wozu die Polemik gegen Calvinisten in Holstein, dem durch und durch lutherischen Lande? Allein eben zu Egards Zeit hatte würklich der Calvinismus in dieses durchaus lutherische Land Eingang zu finden gewußt. Es war der bei Moritz von Hessen erzogene Herzog Adolph von Schleswig-Gottorp, welcher, unterstützt von seinem Geheimenrathe, dem feurigen Calvinisten Joh. von Münster, seit 1609 mehrere Schritte zur Einführung des reformirten Bekenntnisses in seinem Lande gethan hatte.

Auch gegen die Mystik bekam Egard zu streiten. In verschiedenen Formen hatte um jene Zeit der Mysticismus in Schleswig und Holstein Eingang gefunden. „Die Jahre 1619 und die folgenden, berichtet ein schleswigscher Schriftsteller,*) waren eine höchst gefährliche und in Kirchensachen recht betrübte Zeit. Da so viele Geister sich hervorthaten und sich außerordentlicher Offenbarungen rühmten, wie denn zu solchen Zeiten auftraten Nagel, Ziegler, Geiger, Prätorius, Stiefel, Faulhaber, Felgenhauer, und sonderlich Phil. Ziegler in dieser Gegend 1622 einige Zeit sich aufhielt und der damals aufgekommenen Rosenkreuzer-Gesellschaft Muth einsprach.“ Um jene Zeit war auch ein Arzt Teting in Husum und ein Stadtsekretair Lohmann in Flensburg aufgetreten, anfangs nur als fromme Anhänger Arndts, bald aber zu weigelschen Ansichten fortgerissen. Ueber diesen Teting hatte sich der frommgesinnte Probst Dame in Husum von Egard ein Gutachten ausgebeten und dieser ließ nun eine Streitschrift gegen denselben ausgehn. Auch sonst nimmt er hie und da auf die Weigelianer polemische Rücksicht, wie er in dem „Spiegel der gegenwärtigen Zeit“ S. 52. von den falschen Propheten redet, welche durch die „wesentliche“ Vereinigung und Einwohnung Gottes selig werden wollen, anstatt durch die „geistliche“ Vereinigung und Einwohnung im Glauben, weil sie bei den Priestern die vollkommene Reinigkeit verlangen, als ob die Würkung des Sakraments von der Person des Priesters

---

*) Melch. Krafft, Husum'sche Kirchengeschichte 1723. S. 162.

abhängig wäre." Von einigen spricht er auch, „welche die Ehe verwerfen, welche sich der Visionen und Engelerscheinungen rühmen." Seine Antipathie gegen die Mystik ist indeß keine blind leidenschaftliche. Er gestattet sich selbst — obgleich weniger als Arndt — einige mystische Terminologien, wie „die Abgeschiedenheit, die Gelassenheit, der Ausgang aus dem alten und der Eingang in den neuen Adam," und männlich und schön vertheidigt er Arndt wegen der Aufnahme eines Abschnitts aus Weigel in seine Schriften (Ehrenrettung S. 766.): „Das hat er gethan nach der Regel Pauli: Prüfet alles und das Beste behaltet. Es ist kein Ketzer so grundböse, der nicht etwas Gutes sollte haben. Denn die Wahrheit ist so einfältig und mächtig, daß auch derselbigen Feinde oft wider ihren Willen müssen davon zeugen und Licht Licht heißen." Ja er nimmt sich in einem eignen Vertheidigungsschreiben eines von der Geistlichkeit hie und da hart angefochtenen Schwärmers an, des Tuchscheerergesellen Engelbrecht, eines armen krankhaften Menschen, welcher, in der Kirchenlehre im Ganzen correkt, seine Bußpredigten auf überspannte Visionen gründete.

Aber nicht gegen die theoretischen Ketzereien der Zeit, sondern gegen die praktischen richtet sich seine Strafpredigt. Schonungslos greift er die Sittenverderbniß der Zeit an und hält ihr ihren Spiegel vor. In der anonym 1623 herausgegebnen Schrift „Abbildung der gegenwärtigen Zeit aus der heiligen Schrift und dem Exempel der Juden" schildert er die Juden und dann ebenso die jetzige Christenheit 1) als Bild der Ungerechtigkeit, 2) als Bild der Strafe, 3) als Bild der gnädigen Erlösung Gottes, und weist die Verderbniß nach in dem geistlichen, obrigkeitlichen und Laienstande. „Was von den jüdischen Lehrern und Hirten gesagt wird, heißt es hier, das kann auch von vielen Lehrern und Hirten unter uns gesagt werden. Wenn man etliche wenige, die mit den heiligen Propheten Christum lauterlich meinen und suchen, ausnimmt, so sind die andern alle einerlei Art und Geistes. Der gottesgelehrten und frommen Prediger sind wenig: der weltgelehrten aber und fleischlichen ist eine große Menge." In dem „Spiegel dieser gegenwärtigen Zeit," fährt er fort: „Danach geben viele Prediger großes Aergerniß, stellen sich der Welt gleichförmig, sind stolz und aufgeblasen, dienen den Lüsten des Fleisches, geizen, greifen in ein fremd Amt, sind zornig, rachgierig, unkeusch,

ehrgeizig, leichtfertig, geil, faul, unhöflich, daß ihrethalben der Name Gottes und das heilige Predigtamt gelästert wird." Schlicht und ernst entwickelt er in der Predigt über 1 Cor. 4, 1 f. 1) was christliche Prediger nach ihrem Amte sind, 2) wie sie sich in ihrem Amte verhalten sollen, in welchem zweiten Theile es heißt: „Treu ist er, wenn er bleibet bei den heilsamen Worten unsers Herrn Jesu Christi und bei der Lehre von der Gottseligkeit, wenn er Christi Namen verkläret und seine Ehre in allen Dingen sucht, wenn er andres nichts weiß, redet, thut und läßt, denn Christus in ihm würket, wenn er mit Lust und Fleiß zu rechter Zeit thut, was ihm geziemet, wenn er falscher Lehre und Irrthum widerspricht und Wahrheit vertheidiget, wenn er Sünde, Laster und Untugend mit eifrigem Geist im Herrn strafet, die Buße, Christi Kreuz und Leben predigt, wenn er Christo im Leben folget, und in der Wahrheit wandelt. Treu begreifet Lust, Fleiß, Ernst, Wahrheit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Beständigkeit." „Zum andern, fährt er fort, soll ein Prediger der Welt Urtheil nicht achten und nicht danach fragen, ob er gelobet oder gescholten werde: hier prüfe sich nun ein jeglicher christlicher Prediger, ob er sich nach der Lehre und Exempel des Apostels verhalte, ob er ein treuer Haushalter sei, ob er „menschlichen Tag" geachtet und sich selbst gerichtet, gelobt und gerühmt."

Was die Zuhörer betrifft, so hat er noch solche vor sich, welche würklich kommen, um zu hören, aber — mit den Ohren des Kopfes und nicht des Herzens. Wie in Dänemark, so war auch in Schleswig-Holstein die Volksgesittung damals noch weniger fortgeschritten als in dem übrigen Deutschland. Welche entsetzliche Rohheit noch bis gegen Mitte des Jahrhunderts in den Gemeindeverhältnissen vorkam, zeigt folgende Nachricht, welche 1644 der Pfarrer Johanßen in Detzboell bei Tondern in sein Kirchenbuch geschrieben: „Folgende haben mich in meinem Amte verfolgt und nahe an mein Verderben gebracht, verum deus me mirificavit et liberavit ex manibus eorum. J. Dirksen schlug mich mit einer Heugabel zu Boden, ich wurde als todt in's Haus getragen, genaß aber wieder: etliche Jahre nachher wurde er todtgestochen und starb auf der Straße. J. Volkmartsen wollte mich mit meinem eigenen Spaten erschlagen: er wurde nachher von seinem eigenen Bruder Jesse todtgeschlagen und an dem Süderwall begraben, wo

die Seele hingefahren ist, weiß Gott. P. Jensen wollte mich in Kösters Hause erstechen, aber M. Payens rettete mich: er fuhr zu Schiff, beim Unwetter stießen sie ihn über Bord, er wollte sich mit den Händen festhalten, aber sie hieben sie ihm ab. A. Frese, der mit meiner Frau hurte, ging mir mit einer geladenen Büchse nach: er ist in der See ertrunken. Gertrud that bei mir im Bette eine böse That: sie verwelkte, wie ein Kohlenstrunk. D. Mansen schlug mir zwei Rippen in meiner rechten Seite entzwei: er hat mir Buße dafür gethan, wie es ihm seit der Zeit gegangen, lehrt die Erfahrung. Ich habe ihm vergeben. O Jesu, beschirme du mich und deine arme Christenheit, daß sie dich lobe in Ewigkeit." *) — Die Kirchkinder, welche Egard vor sich hatte, schildert er uns so: „Die Weltkinder (Abbildung der gegenwärtigen Zeit S. 27) kommen ja noch wohl in die Versammlung und setzen sich zu den Füßen der Diener Christi als ein Volk, das Lust hat zu lernen und auf des Herrn Wegen zu wandeln, aber sie sind nicht der Meinung, darnach etwas zu thun und das Wort in's Leben zu verwandeln. Sie hören es nur zum Schein, nach Gewohnheit für die Langeweile, aus Fürwitz und Lust, um zu hören was sie tadeln (können), und davon in ihrem Wohlleben zu reden." „Gleichwie die Juden sich von außen zum Tempel gehalten, und die Zeiten und Tage allein wahrgenommen, ohne innere Gottseligkeit, also thun wir auch. Wir meinen, wenn wir nach altem Brauch und Gewohnheit zur Kirchen gegangen, die Feiertage von Außen gehalten, der Zeit wahrgenommen und sonderlich die Jahreszeiten, daß wir zwei oder dreimal im Jahre zur Buße, Absolution und Abendmahl gegangen, daß wir dann seien gute Christen und alles haben wohlgemacht, obwohl unsre Herzen nicht zu Gott gerichtet und mit Glauben, Liebe, Andacht und Gottseligkeit nicht erfüllet. Wir hangen an den äußerlichen Cärimonien, Schatten und Bildern und kehren uns nicht zur innern Wahrheit und dem Geist . . Gott aber will nicht den Schatten, sondern die Wahrheit und das innere Herz haben."

Christus für uns, ist auch für Egard die Glaubensgrundlage, aber von den Predigern seiner Zeit unterscheidet er sich wie Arndt dadurch, daß er noch öfter und mit noch größerm Nachdruck,

*) Pontoppidan, Dänische Kirchenhistorie IV, 373.

Christum vor uns und in uns predigt. Wohl bestimmte ihn hiebei das Bedürfniß seiner Zeit. Aber auch seine dogmatische Auffassung der Rechtfertigungslehre, denn — in Uebereinstimmung mit der Schrift bezeugt er, daß dieser Christus für uns uns um keiner andern Ursach willen gegeben worden, als daß der Christus in uns seyn könne (Ehrenrettung S. 825): „Daß Christus mit uns wesentlich ist vereinigt, das ist, daß er unser Fleisch und Blut angenommen, und unser Bruder worden, das hilft nicht zur Seligkeit, wo er auch nicht durch Glauben auf geistliche Weise wird ergriffen, oder mit uns vereinigt. Die wesentliche Vereinigung ist, daß die geistliche sei und seyn könne. Christus ist mit allen Menschen wesentlich vereinigt, denn er ist nach dem Fleisch allen Menschen verwandt, hat mit ihnen Ein Fleisch und Blut, aber solches nützet ihnen nicht zur Seligkeit, so sie durch Glauben nicht mit ihm Ein Geist werden.“ In der schönen Abhandlung „über das edle Leben Christi“ handelt er zunächst davon, „warum wenig lebenschristliche Menschen seyn,“ und giebt als 12te Ursach an „den Mißbrauch der Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit Jesu Christi.“ „Es wird niemand die Gerechtigkeit Christi durch den Glauben zugerechnet, heißt es hier, es sei denn, daß er von der Ungerechtigkeit abtrete: die Sünde muß erkannt, gehasset und gelassen werden.“ Jene zugerechnete Gerechtigkeit ist ihm lediglich das Mittel, daß der Mensch wieder einen freien Zugang zu Gott gewinne und mit ihm recht vereinigt werde. Wenn er nun aber weiter lehrt, wie diese Gerechtigkeit „nicht von Außen, sondern von Innen zugerechnet werde,“ so mag wohl seine Intention auf das lautere Bekenntniß seiner Kirche gehn, sein Ausdruck aber lautet wenig von dem von Schwenkfeld verschieden. An dem a. O. fährt er also fort: „So lange wir in Adam leben und der Sünden Knechte seyn, so lange haben wir keine Gemeinschaft mit dem Herrn Jesu. Adam muß sterben, soll Christus in uns leben, Ungehorsam muß untergehn, soll Gehorsam wachsen und aufgehn. Wo keine wahre Erkenntniß der Sünde ist, auch kein göttliches Trauern darüber, kein Haß derselben durch den heiligen Geist und Gnade Gottes, da ist auch nicht Christus mit seiner Gerechtigkeit im Glauben. Wie kann Christus zu dem eingehn, welcher noch im alten Adam thut ausgehn durch allerlei sündliche Lust und Begierde, oder welcher dem alten Menschen gehorsamet? Wie soll den Christus gerecht machen,

der noch zu aller Ungerechtigkeit Lust hat? Wie soll Christus sich und sein Gut dem mittheilen, der ihn im innern Menschen nicht begehret und suchet? Christi Gerechtigkeit wird nicht von Außen, sondern von Innen zugerechnet. Wenn das Herz durch den heiligen Geist zerbrochen, zerschlagen, verwundet, voll geistlicher Armuth und inniglichem Seufzen nach Christo ist, so wird Christus empfangen und geboren im Herzen, so geschieht die neue Geburt in Christo durch den heiligen Geist. Wenn nun Christus empfangen und im Herzen wohnet, so würket er auch von Innen, verneuet den Menschen je mehr und mehr durch seinen Geist, zeucht ihn in sich, heiliget und macht ihn göttlich, oder er würket sein Leben in ihm, giebt ihm sein Herz, Sinn, Geist, Lust, Willen und Gedanken. Da ist denn der alte Mensch neu, da ist denn der Mensch Gott, da ist Christus alles. Daß der Glaube an die Versöhnung als das Mittel anzusehen sei, der Seele durch eine erneuerte herzliche Zuversicht den Zugang zum Vater wieder zu eröffnen, als das eigentliche Ziel aber die Aneignung dieser Gnadengüter selbst, spricht er an einem andern Orte aus (Ehrenrettung S. 824): „Die Versöhnung ist durch den Tod Christi, daß die Vereinigung mit Gott könne seyn im Glauben. Wäre Gott nicht mit uns durch Christum versöhnt, so könnten wir auch nicht durch den Glauben mit ihm vereinigt werden."

Wie hoch auch Egard von dieser Einwohnung Christi denkt, und wie sehr er ihre Nothwendigkeit an's Herz legt, also daß sie ihm das Mittel ist, mit Christo auch aller Herrlichkeit, die der Vater hat, theilhaftig zu werden, so wiederholt er doch auch in seiner Ehrenrettung Arndts, daß er dieselbe eben so wenig als dieser Theologe als eine „wesentliche" angesehn wissen wolle, sondern nur als eine „geistliche" und „gnadenreiche." — „Christus hat viel Jünger aber wenig Nachfolger," war Arndts Sinnspruch gewesen; daß er Christum fast nur als Vorbild lehre, war ihm zum Vorwurf gemacht worden. Unser Verfasser hat aber noch insbesondre eine Abhandlung „über das edle Leben Christi" verfaßt, darin er Christum, „der der einzige Mensch in Gnaden ist," nach allen Seiten und für alle Stände zum Exempel und Spiegel aufstellt. Er handelt von Christi Person, Amt und Kreuz. Das Bild Jesu nach seiner Person stellt sein Verhalten gegen Gott dar: erstens „von der wahren Gottseligkeit Jesu Christi in wahrer

Liebe, in heiligem Gehorsam, in kindlichem Vertrauen, in feuriger Begierde, in ernstlichem Gebet, in demüthiger Geduld, in lebendiger Hoffnung. Jesu Verhalten zu den Menschen schildert er, wie es sich bewährt: in reiner Liebe, in Sanftmuth, in Geduld, in Barmherzigkeit, in Freundlichkeit, in Wohlthätigkeit, in Demuth, Gerechtigkeit, Wahrheit. Drittens wird dargestellt „die Gottseligkeit des Herrn Jesu, die er in seiner eigenen Person hat leuchten lassen: „in Reinigkeit, in Mäßigkeit, in Klugheit, in Einfältigkeit und Friedfertigkeit." Seinem Amte nach ist Jesus „des geistlichen und weltlichen Hausstandes Krone, Ehr' und Ruhm und Heiligthum." Für diese drei Stände wird er nun auf warme und eindringliche Weise als Spiegel und Exempel dargestellt. Der zweite Stand handelt von Jesu als König, als Verwalter, als Consiliarius, als Kanzler, als Kriegsmann, als Edelmann, als Gesandter, Richter und Unterthan — nirgends spielend, sondern überall biblisch und sittlich ernst. Unter dem dritten Stande wird Jesus betrachtet als Vater, Bräutigam, Ehemann, Hausvater, Kind u. s. w. Das dritte Stück von Christi Leben handelt von seinem Kreuz.

Auch in diesem Buche schließt jeder Abschnitt mit einem kurzen und warmen „Seufzerlein." So das suspirium eines Predigers: „Ich danke dir, mein Hert Jesu, daß du mich aus Gnaden in deinen heiligen Stand gesetzet und mich zu solchem hohen und göttlichen Amte abgesondert und geheiligt. Gieb mir deine Gnade, daß ich ein treuer Haushalter über die göttlichen Geheimnisse sei und alles, was ich thun soll, nach deinem Exempel wohl ausrichte. Gieb, daß ich nicht meine, sondern in allen Dingen aus reiner Liebe deine Ehre suche, daß ich die Wahrheit liebe und dieselbe mit aller Großmüthigkeit vor aller Welt bekenne und vertrete. Gieb, daß ich Sünde und Untugend mit eifrigem Geiste strafe, daß ich zu rechter Zeit mit den betrübten Herzen freundlich rede und ihnen tröstlich sei. Gieb, daß ich mich keineswegs von der einfältigen Wahrheit lasse abführen, sondern beständig dabei verharre. Gieb, daß ich aus dem Geist rede und fleißig sei zu verrichten, was meines Amtes ist, u. s. f."

Ein so geistlich-gesinnter Mann konnte sich denn auch ebensowenig als Arndt mit der Art, wie die damalige Theologie betrieben wurde, befreunden. Wie eine nicht geringe Anzahl Männer jener Zeit verlangt auch er statt der „scholastischen"

Theologie eine „einfältige biblische." „Es ist, spricht er in seiner Schrift „von der dreifachen Schule" S. 326, eine einige himmlische Theologia, welcher Grund, Anfang, Mittel und Ende ist Christus, von welchem, durch welchen und zu welchem alles ist. Weil aber diese ist sehr einfältig, so hat die menschliche Vernunft und Witz eine andere erfunden, welche ist voll Mannichfaltigkeit, denn sie hat Lust zu hohen Dingen, und siehet auf das äußerliche Wesen, Namen und Bild. Diese wird ohne Gott durch große Mühe und Arbeit, durch vernünftige Uebung, Gedanken und Schlußreden gelernt . . aber die verborgene Wahrheit wird nicht erfunden, da man aus Fürwitz grübelt und forschet, sondern da man mit einfältigem Herzen den heiligen Geist höret im Wort reden und die Weisheit durch's Gebet in der Furcht Gottes sucht." Mit dem scharfsinnigen Mystiker Hugo a Sancto Victore spricht auch unser Verfasser: „Die heilige Schrift zu erkennen ist mehr nöthig die wahre innere Buße, denn eine tiefe Erforschung; mehr die heiligen Seufzer, denn vernünftige Schlußrede; mehr die innerliche Andacht, denn vielfältige Beweisung; mehr Thränen, denn herrliche Sprüche; mehr das Gebet, denn das Lesen; mehr die Gnade zu weinen, denn die Wissenschaft des Buchstabs; mehr die göttliche Beschauung, denn irdische Mühe."

Quellen: Moller, Cimbria literata. I, S. 151. — Die Spenersche Ausgabe von Egards Schriften.

XIX. Siegmund Evenius, Schulrath in Weimar.

(Gest. 1639.)

Evenius, der redliche und einsichtsvolle Rathgeber Herzog Ernsts (s. Herzog Ernst) war in Nauen bei Potsdam geboren: das Jahr seiner Geburt ist unbekannt. Nachdem er seine Studien unter Hutter und Balduin in Wittenberg beendet, wurde er daselbst Assessor der theologischen Fakultät, d. i. unbesoldeter Adjunkt, aus welcher Stellung er im J. 1613 als Rektor an das hallesche Gymnasium berufen wird. Es fällt diese Berufung in die Zeit, wo in Helmstädt von dem Theologen Hoffmann und einigen Anderen der an jener Universität allzuhoch getriebene Cultus des

Humanismus und die Lektüre der Klassiker überhaupt leidenschaftlich angegriffen worden war. In diesen Streitigkeiten nimmt Evenius Partei und tritt 1613 mit einem Programm auf: Ob und inwiefern die Schriften der Heiden in den Schulen der Christen zu dulden? worin er die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Annehmlichkeit der Lektüre der Klassiker in den Schulen zu vertheidigen unternahm. Obwohl ihm bei dem Antritte seines Amtes in Halle die Stellung dadurch erschwert wurde, daß er die Geistlichkeit, von welcher die Berufung eines andern Candidaten für jene Stelle betrieben worden, wider sich eingenommen fand, so wußte er dennoch durch seine Mäßigung, wie durch die sichtliche Förderung, welche die Schulanstalt unter ihm erfuhr, die Widersacher zu besiegen und dem halleschen Gymnasium unter den damaligen Schulen einen ehrenvollen Ruf zu verschaffen. 1623 erhielt er den Ruf als Rektor des magdeburger Gymnasiums, wo ihm abermals ein Geistlicher feindlich entgegentrat, von welchem ein anderer Candidat empfohlen worden. Andreas Cramer nämlich, ein Anhänger Dan. Hoffmanns von Helmstädt, des Gegners des philosophischen Vernunftgebrauchs in der Theologie, hatte gehofft, in dem Erziehungskünstler Ratich (S. 68.) einen Mitstreiter zu gewinnen, insofern dieser sich anheischig machte, auch die weltlichen Wissenschaften zum größten Theil aus der Bibel zu begründen und überhaupt alle Wissenschaften in harmonia fidei zu betreiben.*) Der Magistrat aber, obwohl er anfangs den Ratich mit Versprechungen aufgenommen, war doch mißtrauisch in denselben geworden und hatte Evenius den Vorzug gegeben. So fand sich nun Evenius bewogen, gleich anfangs in einer Schuldisputation mit der in der damaligen orthodoxen Lehre currenten These: „Die Theologie ist die Erkenntniß des wahren geoffenbarten Gottes zur Erlangung der ewigen Seligkeit und ist eine Fertigkeit, welche auch der unwiedergeborne Theologe sich erwerben kann,“ der Hoffmannschen Ansicht entgegenzutreten. Es war dies dieselbe Frage, welche in der pietistischen Zeit die ganze theologische Welt in zwei Hälften theilte, von denen die orthodoxe — obwohl in limitirter Weise — jenen Satz vertheidigte, die Spenersche Schule ihn bestritt. Cramer opponirte damals sofort, daß dann auch der Teufel selig werden könne, welcher eine große Erkenntniß

*) H. A. Niemeyer, Mittheilungen über Ratichius. 1. H. 1840. S. 8. 25.

göttlicher Dinge besitze. In einer darüber später geführten Correspondenz erklärt Evenius sich näher dahin: „Ihr verwechselt Glaube und Theologie. Daß einer Theologe sei, begreift nicht nothwendig den Glauben. Die Theologie gehört zum Verstande, der Glauben zum Willen des Menschen. Daß ein Unwiedergeborner*) den Buchstaben der Schrift fassen könnte, wer wollte das leugnen? Es gebraucht sich ja die Schrift gemeiniglich solcher Wörter, die sonst gebräuchlich und in solchem Verstand, welchen sie in gemeiner Gewohnheit haben. Ohne übernatürliche Hülfe des Geistes kann er es also zu Gemüth fassen, nicht aber mit festem, unbeweglichem Glauben Beifall geben, viel weniger heilsame Früchte des Geistes bringen." Cramer dagegen, auf Luthers Wort gestützt: non esse theologum, qui magna sciat et multa doceat, sed qui sancte et theologice vivat, bestreitet, daß ein Unwiedergeborner, der bloßes Fleisch ist, im Stande seyn sollte, durch bloßes Studium die göttliche Wahrheit sich rein anzueignen, ja er ließ sich weiter fortreißen zu dem Flacianischen Schlusse, da nach Luther, was nicht im Reiche Gottes sei, zum Reiche des Teufels gehöre, der Unwiedergeborne keine andre als eine teuflische zur Verdammniß führende Erkenntniß haben könne. Er hat ein so gutes Gewissen in dem Streite, daß er in der Vorrede zu seinem „prüfenden Berichte" das Bekenntniß ablegt, früher selbst der Meinung des Gegners zugethan gewesen zu seyn. „Ich muß frei offenherzig nach Pauli Exempel Apg. 22, 3. herausbeichten und sagen, daß ich leider von Jugend auf nicht also erzogen im hellen Glaubenslicht, aber Gott, der himmlische Vater führet mich durch seine Gnade wunderlich, daß ich in seinem Worte das rechte Fußspur beginne zu sehen, wofür ich meinem lieben Gotte nicht genugsam danken kann." Mancher praktisch fromme Laie und Geistliche, welchem die Unterscheidungen der Theologie zu subtil dünkte, stellte sich auch auf seine Seite. So beruft sich ein „kurzer Bericht von dem beim Habitualstreit vorgelaufenen Gewirre durch einen Liebhaber christlicher Wahrheit" 1624 darauf, Cramer habe ja selbst so am Buchstabenchristenthum geklebt und bekenne, erst zur rechten Erkenntniß erwacht zu seyn,

*) Der späteren Unterscheidung zwischen Wiedergeburt und Bekehrung gemäß hätte man, da ja die Wiedergeburt schon mit der Taufe vorausgesetzt wird, von unbekehrten Theologen sprechen müssen, wie dies auch in einer Streitschrift jener Zeit hervorgehoben wird und ebenso in den pietistischen Streitigkeiten.

so daß es ihm gewiß nur um das lebendige Christenthum zu thun seyn könne. Allerdings muß man Cramers Intention in diesem Streite als eine gutgemeinte bezeichnen, doch fehlte ihm die scharfe Unterscheidungsgabe, und ließ er sich durch Bitterkeit und Leidenschaft allzusehr beherrschen, wogegen sich die Streitführung von Evenius und dessen Mitstreiter Cotzibue, einem magdeburger Geistlichen, durch Bildung, logische Unterscheidungsgabe, Wohlwollen und Ruhe auszeichneten. Wenn die Gegner alle geistige Thätigkeit des Unwiedergebornen als fleischlich und teuflisch bezeichnen, fragt Evenius dagegen (S. 283 der Controversia Crameriana): „Die Fürsichtigkeit des Pharao, der Rahab Treue, des Paulus Geschicklichkeit, ehe dieser zur Erkenntniß gebracht, sollen sie ihrer Natur und Ursprung nach lauter Fleischeswerke seyn? Das sollte der Schrift zu nahe getreten seyn, die da spricht: Gott giebt den Weisen die Weisheit Dan. 2, 21. Sollten die natürlichen Werke an sich Werke des Fleisches seyn, so müßten wir sie abthun." Auch ein Pastor Schrader in Alvensleben, der 1624 eine Erörterung dieser Streitigkeiten herausgab, konnte Cramern hierin nicht beistimmen (vgl. jene Schrift C 5.). „Dem Cramer, sagt er, ist Schuld gegeben, daß die allgemeinen Würkungen des heiligen Geistes bei dem Unwiedergebornen an sich böse und teuflisch sind: sollte Cramer Werke, welche Gott durch seine Generalpräsenz in dem Unwiedergebornen würkt, für teuflisch erklären, so wäre es falsch, nach Weisheit 1, 7. Solch eine allgemeine Gegenwart haben zu Zeiten auch die Heiden genossen, inmaßen die Sibylle von Christo viel Gutes gesagt, ohne Zweifel aus des heiligen Geistes Eingebung, welche, wie Celichius in seinen Predigten redet, auch wohl mit einer bösen Axt einen guten Hau thut. Und Melanchthon schreibt, daß der heilige Geist an die Heiden stattliche ingenia verliehen und in einem Scipione und Alexandro magno schöne Tugenden erweckt." — Nach zahlreichem Schriftwechsel von beiden Seiten, an welchem sogar die magdeburgischen Gymnasiasten nicht im löblichsten Tone sich betheiligten,*) untersagte der Rath die

*) Vgl. das Gymnasiastenlibell gegen Schrader: virgae Magdeburgenses in Beanum (Tölpel) Alvenslebium, d. i. die gebührliche Abzüchtigung des alten alvenslebenschen Esels, Johann Schraderi, welcher neulicher Zeit aus thummkühner, hirnwüthender Weisheit sich für einen Richter in der magdeburger Streitsache aufgeworfen hat, von etlichen des Gymnasii discipulis, 1624.

öffentliche Fortsetzung des Streites, welcher auch bald in dem Kanonendonner Magdeburgs verhallen sollte.

Die Zerstörung der wohlhabenden und blühenden Reichsstadt (1631) nöthigte auch Evenius, der das Glück gehabt, mit den Seinigen zu entkommen, anderswo ein Unterkommen zu suchen. Von Gustav Adolph war in Riga ein evangelisches Gymnasium begründet worden. Dorthin wandte sich Evenius und erhielt das Rektorat. Doch schon im folgenden Jahre ging er nach Deutschland zurück und fand in Regensburg eine Anstellung, die er jedoch nach einem Jahre wieder aufgiebt, um sich 1634 in Weimar niederzulassen. Eine Nachricht giebt an, daß er durch seine Schrift „wie der Kirche Christi zu rathen sei," das Vertrauen Herzog Ernst's, der damals in Weimar die Mitregentschaft führte, sich erworben habe.*) Mit mehr Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß er durch die gelehrten und einsichtsvollen Geheimenräthe Hortleder und Franzke dem Herzoge zu seinen Schulreformen empfohlen worden sei, der ihn auch unter dem damals nicht üblichen Titel eines „Schulraths" förmlich in seine Dienste nahm und ihm die Ausarbeitung von pädagogischen Vorschlägen und Lehrbüchern auftrug. Es geht dies aus handschriftlichen Nachrichten hervor, nach welchen die von Evenius gemachten Vorschläge und ausgearbeiteten Lehrbücher von dem in allen seinen Unternehmungen so bedachtsamen Fürsten jedesmal einigen Mitgliedern der jenaischen Fakultät zur Beurtheilung vorgelegt wurden (s. o. S. 68). Hierüber verbreitet sich auch ein Brief von Saubert an J. Schmid von 1635: „Glaube mir, Mann Gottes, so schreibt er an J. Schmid, für dich vor allen bitte ich täglich, daß Gott dich erhalten wolle: das weiß meine Gemeinde, das weiß meine Familie. Vier Männer sind es bisher gewesen, die ich so hoch gehalten, Schleuppner in Eisleben, Meyfart, du und Val. Andreä. An die Stelle des seligen Schleuppner ist mir nunmehr Evenius getreten, welcher mit Herzog Ernst alles aufbietet, um die wahre Frömmigkeit in Schule und Kirche zu pflanzen, wozu in Weimar schon ein glücklicher Anfang gemacht. Auch die jenaischen Professoren stimmen bei, und würken mit. Diese ihre Bemühungen stehen mir höher, als alle andern Bestrebungen,

*) So Gelbke im Leben Herzog Ernst's. Gegen die Annahme spricht jedoch, daß die genannte Schrift erst 1637 im Druck erschienen ist.

Deutschland den Frieden zu verschaffen, denn dies ist der Friede, den Gott verlangt, ohne welchen alle andern Friedensgedanken vergeblich sind."

Auch zu dem weimarischen Bibelwerke war von Evenius die Anregung ausgegangen. Auch dieses wurde in der Absicht unternommen, der mechanischen, todten Auffassung des Bibelwortes entgegenzuwürken. Ebendahin gingen namentlich seine Reformvorschläge für den Religions- und Katechismusunterricht. Da Evenius schon 1639 durch die Pest hingerafft wurde, so erlebte er selbst nicht mehr deren Verwürklichung, aber die so berühmt gewordenen gothaischen Schul- und Kirchenreformen sind großentheils nur die Ausführungen seiner Ideen. Schon in Regensburg und Magdeburg hatte er vor dem Magistrat Klage geführt, daß bei der Methode des bloßen Memorirens auf den Gymnasien der Unterricht nicht gefördert werden könnte. Von diesen Mißständen des Schulwesens ging dann auch weiter sein Blick auf die des damaligen Kirchenthums über. Den Hauptinhalt einer Unterredung, welche er hierüber mit einem Freunde aus dem geistlichen Stande gehalten, gab dieser mit Erlaubniß des Autors im J. 1637 in Nürnberg in Verlag unter dem Titel: „Wie und durch wen der christlichen, an allen Orten höchst bedrängten und zerrütteten Kirchen gründlich zu rathen und zu helfen." Als das Hauptgebrechen wird erkannt und genannt die mangelhafte Lehrart in Kirchen und Schulen, und zwar wird folgendes herausgehoben: „1) Unsre öffentlichen bloßen Generalpredigten thun es fürwahr allhier nicht. Der Zuhörer viele bleiben zum öftern aus der Predigt, die gegenwärtigen verschlafen es oder achten wenig darauf, wie sich dies noch mehr an die Hand geben würde, wenn sie bei der Beichte aus der Predigt examinirt werden sollten. 2) Die öffentlichen Aufgebote und Trauungen dürften nicht ohne Privatexamen bleiben, zur Erforschung derjenigen Sachen, welche zum gottseligen Anfang und der fruchtbaren Kinderzucht gehören. 3) Wenn der Vater den Prediger begrüßt um der Taufe willen, wird er ohne Nachfrage und Unterweisung dimittirt, wie er gekommen ist. 4) Unsre Katechismuspredigten oder -Examina bestehen nur darin, daß die unfruchtbaren Worte nach Papageienart hergeplaudert werden. 5) Die Beichte lassen wir in den alten gewohnten, mehrentheils unverstandenen Worten beruhn, ohne Erforschung des Grundes und der Beschaffen-

heit der Herzen. 6) In Folge dessen wird dann auch das Abendmahl mehr aus Gewohnheit, als aus Herzensangst genommen, so daß die Genießung mehr zum Gericht als zur Seligkeit gereicht. 7) Die Vermahnungen im Beichtstuhl, bei Kranken oder auch auf der Kanzel werden zum andern Ohr wieder herausgelassen, weil Niemand darob Nachfrage hält, ob und wie der neue Gehorsam eintrete. 8) Sonderlich aber geschieht keine Nachfrage, wie die aufwachsende Jugend in der Gottseligkeit angeführt und sie derselben gleichsam mit der Milch eingeflößt werde. Die Eltern verstehn es nicht, die Obrigkeit achtet es nicht und die Prediger fragen dem nicht nach. 9) In der Schule sollte alles auf die Uebung der Gottseligkeit im gemeinen Leben absehn, allein in den obern und den niedern Klassen ist das, was aus der Bibel gelernt wird, ein bloßes Plappern, so daß auch nicht das geringste Fünklein der Gottseligkeit bei den Kindern wahrgenommen wird. Hieran schließt dann der Verfasser die heilsamen Rathschläge über das, was in jeder dieser Hinsichten geschehen müsse.

Eine ähnliche umfassendere Schrift, die er in Weimar ausgeführt, trat nach seinem Tode unter dem Titel an das Licht: „Spiegel der Verderbniß, darin fast bei 3000 Defekte unsres Christenthums angeführt werden.“ (Spätere Ausgabe 1676.) Nachdem hier von der Verderbniß der Alten und der Jungen gesprochen, wird insbesondre von der Gottlosigkeit der Jugend gehandelt 1) aus nachlässiger Aufsicht des Hausstandes, 2) aus Fahr- und Nachlässigkeit der Präceptores, 3) aus Fahr- und Nachlässigkeit der Prediger. Hier werden nun noch ausführlicher die vorher angeführten Gebrechen durchgegangen. Dem Predigerstande wird hier vorgehalten 1) die Unterlassung der Hausvisitation, um bei jedem, auch dem geringsten Dienstboten nach Glauben und Leben zu fragen, 2) die Unterlassung des Ehestandsexamens vor dem Aufgebote, 3) die Unterlassung der Ermahnungen bei dem erlangten Kindersegen, 4) die Unterlassung der geistlichen Kindererziehung durch Erklärung des Katechismus, tröstliche Psalmen, Reimgebete und Lesen der ganzen Bibel, welches aber der Laie nicht von sich selbst kann, sondern wozu der geistliche Stand die Unterweisung geben muß, 5) der Mangel an Berathung solcher Eltern, die vielleicht sich selbst aus gedruckten Büchern zu unterrichten angefangen, wie sie diese Aufgabe treiben sollen, an Ermahnung von Kindern und Gesinde, an Unter-

weisung, wie die häusliche Erbauung einzurichten, wie Gastereien anzuordnen, damit nichts dabei die Ehrbarkeit verletze, 6) an Berathung der Beichtkinder, auf die rechte Weise das Sakrament zu genießen, auch bei Antritt der Ehe oder eines neuen Berufs. Als Sünden des Hausstandes, aus denen von Anfang an der Jugend Verderben erwächst, werden gerügt: der weltliche Sinn, in welchem die Ehen geschlossen werden — ohne brünstiges Gebet zu Gott, bloß im Hinblick auf zeitlichen Reichthum und Schönheit, die Copulation ohne erheblichen Ursachen im Hause statt in der Kirche vollzogen, daß die Hochzeiten mit äußerem Prunken, an 20—40 Tischen gefeiert werden, mit Tänzen, Ehrentränken, vielfältigen Musikanten. Nur im besten Falle wird noch die öffentliche Fürbitte auf der Kanzel begehrt, das tägliche häusliche Gebet aber vergessen, es werden entweder unanständige Gevattern von 10 bis 12 Jahren gebeten, oder ruchlose und vielleicht ganz unbekannte Menschen, die sich des Kindes gar nicht christlich anzunehmen vermögen. Die Väter unterlassen wohl in eigner Person, das Werk der heiligen Taufe vom Prediger zu begehren oder in eigener Person mit Gebet derselben beizuwohnen: während der Taufe ist der Vater wohl mit Küchen- und Kellersachen beschäftigt und Manns- und Weibsperson beschweren sich wohl eines ganzen Tages, ja wohl mehrere Tage lang mit Quaß und Fraß. Statt der eignen Muttermilch substituiren die Mütter die eines unreinen Hurenbalges und die Tage der Reinigung werden statt mit andächtigem Kirchgange mit Prangen und Ueppigkeit geschlossen, anstatt täglichen Gebetes für die nicht bloß leibliche sondern auch geistliche Wohlfahrt des Kindes wird dasselbe mit unnöthigem Schmuck behangen und bei dem Kinde schon frühzeitig das Fundament zum Stolze eingepflanzt, man unterläßt, christliche Bibelgesänge, oder das Kind zum Tischgebete anzuhalten, die Kinder an kurze tröstliche Sprüche aus Gottes Wort zu gewöhnen, läßt sie vielmehr durch üppige Reden des Gesindes und der Spielgenossen inficiren u. s. f. Was die Lehrer anbelangt, so sollte, wie es hier heißt, in den Schulen die Gottesfurcht *τὸ ἔργον* die eigentliche Hauptsache seyn, statt dessen wird sie als ein *πάρεργον*, als ein Nebenwerk betrieben, und wenn es hoch kommt, die Jugend täglich eine Stunde in der Religion unterrichtet, die meisten Stunden werden aber mit der Grammatik zugebracht, während doch sonderlich die ganz kleinen Kinder nur die sacra treiben sollten. „Der wenigste Theil kommt zur

Schule, ja auch der Theil, welcher noch erscheinet, wird dahin verzärtelt, daß er vor 7 oder 8 nicht hineingeschickt wird, wenn nämlich die Gebete schon verrichtet sind. Noch weniger werden die Mägdlein zur Schule gehalten, sondern haben einfältige und in der Schrift unerfahrne Lehrmeisterinnen, von denen sie in den Gründen der Gottesfurcht nicht unterrichtet werden können. Man sollte sie mature zur Schule schicken, ehe die Bosheit den Verstand der Jugend verderbt, nun wird aber die Jugend bis in das 5te und 6te Jahr zu Hause im Grund verderbt. Es sollte geschehen pueriliter, daß man es der Jugend gleichsam in einem Säftlein durch Bildniß und Gemälde in den zartesten Jahren beibrächte, aber wer befleißigt sich dessen? es sollte geschehen humiliter mit Demüthigung vor den Augen Gottes und Erkenntniß unsres Verderbens, aber wer sagt der Jugend etwas hievon? es sollte geschehen devote, mit einem zu Gott erhobnen Gemüthe, welches gleichsam im Himmel vor Gott träte und seine inbrünstige Andacht blicken ließe, aber wer gedenkt daran? Bei dem Bibellesen (welches man ja noch an etlichen Orten bishero erhalten), wird der Text gelesen und nicht weiter, am allerwenigsten erfahren sie von dem Nutzen und Gebrauch, was das gelesene Kapitel für Lehre, Warnung und Trost gebe. Sollte man zur ganzen Bibel und derselben nützlichen Beibringen wollen schreiten und dieselbe zur Hand nehmen, so wehret man mit Händen und Füßen, ja man achtet dasselbe nicht allein für unmöglich, sondern man stellt wohl noch deshalb Klagen an beim Ministerio (wie mir vor weniger Zeit ergangen), daß man die Jugend ja nicht also lasse verderben und verführen. Den summarischen Inhalt, die Abtheilung und Ordnung der Bücher und Kapitel, die nützlichen und tröstlichen Sprüche nebst derselben Gebrauch, sagt man, gehöre nicht für die Jugend, sondern für Prediger und hohe Doktores!" u. s. f.

Kaum giebt es eine andere Schrift des 17ten Jahrhunderts, aus welcher man eine solche anschauliche Einsicht in die Kirchen- und Erziehungsgebrechen der Zeit erlangte, und wie erstaunt man dort Unsitten und Mißständen zu begegnen, deren Ursprung man erst in viel späterer Zeit erwarten möchte!

Wie unter den Werkzeugen des frommen Herzogs Evenius an der Spitze steht, so trafen ihn, wie wir sahen, auch vorzugsweise die Verdächtigungen des zelotischen weimarischen Hofpredigers (S. 74). Doch hätten diese seine segensreiche Thätigkeit nicht lähmen kön-

nen, wäre derselben nicht von obenher ein frühzeitiges Ziel gesetzt worden durch seinen in der Pest von 1639 erfolgten Tod. —

Quelle: Eckstein, Programm der lateinischen Hauptschule zu Halle 1850.

XX. Rupert Melden.

Eines der auffallendsten Beispiele, wie auch hochbegabte, hervorragende Zeugen Christi, noch dazu solche, welche, wenn sie bekannt geworden wären, die ganze Theologenzunft wider sich in Harnisch gebracht hätten, unbemerkt und spurlos an ihrer Zeit vorüber gegangen sind. Nichts weiter nämlich wissen wir von diesem Melden, als was die ohne Druckort und Jahreszahl erschienene Schrift: Paraenesis votiva pro pace ecclesiae ad theologos Augustanae confessionis auctore Ruperto Meldenio theologo, über ihren Verfasser selbst entnehmen läßt. Nun läßt der Inhalt nur darauf mit Sicherheit schließen, daß wir uns unter dem Verfasser einen lutherischen Theologen etwa aus der Mitte der zwanziger Jahre, nicht lange nach dem Erscheinen der Osianderschen Streitschrift gegen Arndt (1623), zu denken haben. Nicht genug kann man sich wundern, daß in einer Zeit, wo der Theologe es als Ehrenpflicht gegen seine Kirche ansah, keinen, auch nicht den unbedeutendsten Angriff auf Lehre oder Zustände derselben, unwiderlegt zu lassen, diese die herrschende Theologenzunft so stark provocirende Schrift ihren Argusaugen entgangen und gerade nur den friedlichen Geistern bekannt worden ist. Man hat gemeint, daß dasselbe doch auch bei einer geistesverwandten obwohl an Bedeutung weit nachstehenden Schrift, den „Motiven" von Donauer, der Fall sei, indeß ist diese nicht so ganz unbemerkt geblieben als man meint, vielmehr findet sich eine Erwähnung derselben in einem Briefe Andreas Osianders an Bacmeister in Rostock von 1613, wo die Hoffnung ausgesprochen wird, „daß bald an verschiedenen Orten gegen dieses satanische Kunststück werde aufgetreten werden."*) Bei Meldens paraenesis dürfte der Grund ihrer Nichtbeachtung wohl einmal darin zu suchen seyn, daß sie nicht nur

*) Cod. miscell. bibl. Hamb. fasc. 101.

ohne Druckort und Jahreszahl erschienen, sondern auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, unter pseudonymem Namen, worauf namentlich das ganz ungebräuchliche und unbezeichnende Prädikat theologus schließen läßt.

Der Verfasser ist Lutheraner in allen Lehrstücken, jedoch im Geiste Arndts und, wie man vermuthen möchte — durch seine Weckstimme aufgeweckt. An mehr als einer Stelle preist er diesen „Engel Gottes," spricht mit Entrüstung von seinen Widersachern, und von der Unvergänglichkeit seines Segens in der Kirche. „Die Heuchler, spricht er, wenn sie hören, daß alles das falsch sei, was Arndt vom innern Worte, vom innern Trachten nach der Frömmigkeit, von innern Bewegungen des heiligen Geistes, welche sie nicht kennen, beschrieben, greifen dieses mit Eifer auf und werden in ihrer Heuchelei oder in ihrem oberflächlichen Christenthum mächtig bestärkt, und da sie schon vorher der Meinung gewesen, daß zum Christen bloß das äußere Hören des Wortes, irgend welcher Gebrauch der Sakramente und eine bürgerliche Ehrfurcht vor dem heiligen Amte gehöre — wie es auch mit der innern Erneuerung stehe — verlangen sie freilich keine andern Theologen, da das Gleiche das Gleiche begehrt, als solche oberflächlichen Tüncher, die am Außenwerk stehen bleibend niemals das Herz rühren. Ja jetzt sind solche Zeiten, wo Gott mit dringendem Gebet anzuflehn, daß er noch mehr Arndt's sende, d. h. Feuergeister, Bußprediger, die, von heiligem Eifer entflammt, aus dem Innersten ihres Geistes heraus die Buße predigen und die wahren Quellen christlichen Lebens in ihren Quellpunkten zeigen und aufdecken." Der Verfasser thut einige Aeußerungen, nach denen man selbst vermuthen könnte, er habe noch persönlich den Umgang jenes Vaters der Gläubigen genossen. — Unzählige Mitstreiter hatte sich Arndt erzogen, doch keinen von dieser Mannhaftigkeit und Kernigkeit, dieser zugleich mit Besonnenheit gepaarten Rückhaltslosigkeit, diesem geistvollen Sarkasmus und dieser Bildung. Es giebt unter allen ähnlichen Schriften keine ergreifendere Gewissenspredigt der Zeit. Dem verewigten Lücke gebührt der Dank, in einer Musterschrift monographischer Untersuchung das Andenken an den großen Unbekannten wieder an's Licht gezogen zu haben: „Ueber Alter, Verfasser und Sinn des kirchlichen Friedensspruches: In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas. 1850."

Die Paränese zerfällt in einen pathologischen und einen therapeutischen Theil. In dem ersten wird der Nothstand der Kirche geschildert, in dem andern werden die Heilmittel angegeben. In dem ersteren beginnt der Vf. mit der Heiligkeit des geistlichen Amtes. „Es hat die doppelte Aufgabe: die Kirche zu bauen und dieselbe zu vertheidigen. Während die erstere, welche zu allen Zeiten Bedürfniß bleibt, die Hauptsache, ist die letztere nur von sekundärer in den Zeitumständen gegründeter Bedeutung. Wer die Kirche bauen will, muß ein Salz seyn, welche salzende Kraft keinesweges bloß in der Reinheit der Lehre liegt, sondern auch in der Reinheit des Lebens. Wir lehren nicht den Irrthum der Donatisten von einer durchaus reinen Kirche. Unleugbar ist jedoch, daß der heilige Geist nicht in unreinen Werkzeugen wohnt und der, welcher sich selbst irre führt, andre nicht richtig führen kann. Die Philosophie lehrt, daß der radius reflexus des Verstandes schwieriger sei als der radius directus. So ist auch für den Theologen nichts so schwer, als die Selbsterkenntniß, daher an der Spitze die Warnung stehen muß: „Hütet euch vor Heuchelei!“ Freilich wird diese von denen am wenigsten erkannt, die am meisten davon befangen sind. Laßt sie uns aber an ihren Früchten erkennen, es sind diese drei: der Ehrgeiz, der Geldgeiz und die Streitsucht. Das ist klar: Ehre suchen sie alle, Streben nach Ehre athmen alle ihre Schriften — ob indeß Gottes Ehre, wird der Tag offenbaren. In der That, daß ein großer Theil von euch — ich spreche offen — von eitlem Ehrgeiz getrieben wird, das kann auch der Blödsinnigste mit Händen greifen. Der wievielte wird unter euch gefunden, der nicht bis zum äußersten seine einmal gefaßte Meinung vertheidigen will, mag auch der Zustand der Kirche von Grund aus dadurch erschüttert werden! der um des öffentlichen Wohles willen das geringste nachgäbe, mag es auch Dinge betreffen, die gar nicht zur Heilswahrheit gehören! Mit blutigen Thränen möchte man diesen Jammer der Kirche beweinen, wenn Thränen dazu ausreichten. . Alle sprechen nur von der Ehre Gottes, von dem Schutz für die Wahrheit: ob selbst mit Wahrheit, wird der Allwissende richten. Unterdeß wankt die bedrängte Kirche, und wer ist, der es zu Herzen nähme, der von seinem Eigensinn nur das geringste nachließe? Wer ist, der den Schaden Josephs zu Herzen nähme? Alle suchen das ihrige, keiner das, was Christi ist. O heiliger Jesus, wie steht's

bei denen, die deine Nachfolger heißen mit der Nachfolge deines Vorbildes? wie steht es mit der Befolgung der Ermahnung deines Apostels: „Thut nichts durch Zank oder eitle Ehre?" O großer Gott! wie groß ist die Zahl derjenigen, die Theologen scheinen wollen, statt es zu seyn, die mit unersättlichem Ehrgeiz hochklingende Titel, Prärogativen und den Dunst der Ehre suchen, wie groß die Zahl derer, welche ihr Leben lang nur mit der Theorie, ja mit müßigen Spekulationen, gehässigen Streitigkeiten, unnützen Disputationen beschäftigt, mit der Praxis der Theologie sich niemals ernstlich abgeben, welche über die Glaubensartikel beständig streiten, der Liebe aber gänzlich vergessen!"

„Und welches unermeßliche Feld bietet sich mir dar, wenn ich von der dritten jener Harpyen sprechen wollte. Kaum giebt es einen noch so frommen, aufrichtigen und verdienten Theologen, gegen welchen man nicht auf die geringste Veranlassung mit der Feder und der Censorruthe loszieht! Lauterkeit vermissen sie in den Schriften aller Theologen, während sie selbst von den unlautersten Leidenschaften überschäumen; andern suchen sie die Splitter auszuziehn, während sie selbst ungeheure Balken im Auge tragen: auch was einen frommen und dem Worte Gottes gemäßen Sinn zuläßt, wollen sie lieber im übeln Sinne nehmen, lieber wie die Spinnen das Gift aussaugen als den Honig. Und das nehmen sich die naseweisen Aristarchen nicht bloß gegen theoretische Schriftsteller heraus, sondern auch gegen praktische; Schriften, deren Absehn nur darauf geht, Heiligkeit, Buße und Erhebung zu Gott zu bewürken, unterwerfen sie ihrer Censur und verdammen sie bis in den Höllengrund, wenn nur einige harte Ausdrücke darin vorkommen."

„Da nun nach Galen die Heilung aller Krankheiten durch die entgegengesetzten Mittel stattfindet, so stelle ich jenen drei Ungeheuern die ihnen entgegengesetzten Tugenden gegenüber: Demuth, Genügsamkeit und Liebe zur Eintracht. Und da die verderblichste Eigenschaft an den Theologen der Ehrgeiz ist, insofern derselbe Gott das raubt, was ihm eigen gehört, und was er allein für alle seine Wohlthaten von uns verlangt, die Ehre nämlich und Verherrlichung, so erhellt, was für eine ächt theologische Tugend die wahre Demuth sei, in welcher wir ohne Heuchelei anerkennen, daß wir von Gott haben, was wir haben und was wir vermögen. . Wie groß indeß auch der aus dem Ehrgeiz und Geiz erwachsende Schaden der

Kirche sei, so ist doch klar, daß das meiste Unheil aus der Streitsucht entsteht. Allerorten mahnt uns die Schrift davon ab: „So viel an euch ist haltet mit allen Menschen Frieden," „mögen sie abgeschnitten werden, die euch zerstören," „dienet einander in Liebe" u. s. w. Mit welcher Sorgfalt ermahnt Paulus seinen geliebten Timotheus, sich von der Streitsucht fern zu halten 1 Tim. 6, 4. 5. 20. Man achte darauf, wie in diesen Pastoralbriefen, die in der That nichts andres sind, als Anweisungen zum theologischen Studium und zur rechten Amtsführung, der Apostel diese Streitsucht immer entgegengestellt *τῷ κατ' εὐσέβειαν λόγῳ* und darauf hindeutet, daß die, welche an dieser Disputationskrätze leiden, fast immer solche sind, welche sich gleichgültig zur Praxis verhalten. Was kann Herrlicheres und Größeres gedacht werden, als was unser himmlischer Hoherpriester in seinem letzten Gebet vom Vater erbittet: „damit sie alle eins seien" u. s. w. Wehe uns Unglücklichen, die wir nicht einmal durch solche innige Gebete und tiefe Seufzer unsres einigen Erlösers uns zur brüderlichen Eintracht bewegen lassen. Der wievielte ist unter euch, bei dem man nur irgend einmal Geständnisse fände, wie die: „Ich bin ein Mensch und halte mich alles Menschlichen für fähig, ich kann irren, wer weiß, ob ich mir nicht zu viel nachgegeben habe. Wie, wenn ich von dem königlichen Wege, sei es in der Wahrheit, sei es in der Liebe in etwas abgeirrt wäre?" Nicht darum sagen wir dies, als ob es nicht erlaubt wäre, Irrthümer und Ketzereien zu widerlegen, sondern nur darum, damit bei den Disputationen eine fromme und weise Mäßigung und eine sorgfältige Erwägung der Umstände beobachtet werde; mit einem Worte: „Wenn wir in den nothwendigen Artikeln die Einheit festhielten, in den nicht nothwendigen die Freiheit, in beiden die Liebe, dann würde es gut um uns stehn."

Wird nun gefragt: welches sind die nothwendigen Artikel? dann ist die Antwort: 1) die welche offenbar einen Glaubens- oder Katechismusartikel betreffen, 2) aus klaren und deutlichen Schriftaussprüchen erwiesen werden können, 3) welche in der Kirche durch eine Synode oder durch ein symbolisches Buch schon deutlich erklärt worden, 4) die von allen orthodoxen Theologen als nothwendig erachtet werden. Sagen wir dieses, so wird man uns gewiß nicht den Vorwurf des Pyrhonismus machen können.

Zum Schlusse weist dann der Verfasser noch auf die Gefahr hin, welche bei den ewigen Streitereien über den wahren Sinn der Form. Concord. für die Rechte der evangelischen Kirche entstehen könnten und damals würklich schon eingetreten waren. Daß die Evangelischen selbst nicht mehr ihrem Bekenntnisse treu, daß der Religionsfriede ihnen daher auch nicht zu gute kommen könne, wurde von den jesuitischen Gegnern behauptet. Noch einmal kommt er sodann auf seinen Arndt zurück, um auf das, was an ihm geschehen ist, als auf das traurigste Zeichen, wie es mit der Kirche stehe, hinzuweisen und schließt sein Werk mit den Worten:

„Nun Jesu Christe, du eingeborner Sohn Gottes, der du zur Rechten des Vaters im Himmel sitzest und mächtig herrschest unter deinen Feinden, demüthig beuge ich vor dir die Kniee meines Herzens und flehe andächtig zu dir: erhebe dich, komm, eile, komm und mach ein Ende aller jener Verderbniß, tritt den Satan unter deine Füße, errette dein von den wilden Stürmen hin und her geschleudertes Schifflein und schirme es, beschwichtige die wilden Wogen und gieb Frieden und Ruhe deiner Kirche.“ —

Hauptquelle: Die angeführte Schrift von Lücke.

Bürger und Landleute.

I. Jak. Böhme, Schuhmacher in Görlitz.

(Geb. 1575, gest. 1624.)

Im Wasser lebt der Fisch, die Pflanze in der Erden,
Der Vogel in der Luft, die Sonn' am Firmament,
Der Salamander muß im Feu'r erhalten werden,
Und Gottes Herz ist Jacob Böhmen's Element.

Angelus Silesius.

Dem Philosophen im Schusterkittel, welchem die Gegenwart einen Ehrenplatz unter den deutschen Denkern zuerkannt, gebührt auch eine Stelle unter den von Seiten des Bekenntnisses unverdächtigten Lebenszeugen der lutherischen Kirche.

Sein Leben, von seinen gläubigen Verehrern mit einem Mythenschimmer umgeben, hat erst in neuester Zeit die sichtende Hand historischer Kritik erfahren.

Jakob Böhme ist 1575 in Altseidenberg, einem Dörfchen an der böhmischen Gränze unweit des Städtchens Seidenberg, geboren. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauersmannes, der auch Kirchenältester seines Ortes, besuchte die Stadtschule zu Seidenberg, wo er lesen und schreiben, vielleicht auch einige der in seinen Schriften gebrauchten lateinischen Worte, lernte. Wegen Körperschwäche wurde er von seinem Vater statt zur Bewirthschaftung des Bauernhofes zum Handwerksstande bestimmt, und in Seidenberg bei einem Schuhmacher in die Lehre gethan. Auf seiner Wanderung war er 1593 nach Görlitz gekommen, einer schon damals nicht unansehnlichen Stadt, welche bereits 1568 an 11000 Einwohner zählte und ein berühmtes Gymnasium besaß. Dort erwarb er sich das Bürger- und Meisterrecht und lag so treu und fleißig seinem Beruf ob, daß er sich schon nach 10 Jahren eine Schuhbank und ein eignes Häuschen erwerben konnte, welches noch jetzt gezeigt wird. Nicht

mehr lange ließ ihn indeß der Geistesdrang nach freier Spekulation bei seinem Gewerbe beharren. Am 1ten Januar 1612 hatte er angefangen das, wie er sagt „in zwölfjährigem Ringen in seinem Geist geborne“ Jugendwerk, die „Morgenröthe im Aufgange“ aufzuzeichnen: im folgenden Jahre verkaufte er seine Schuhbank und gab sein Gewerbe auf, „habe auch, schreibt er, mein Handwerk um des willen liegen lassen, Gott und meinen Brüdern in diesem Berufe zu dienen, und meinen Lohn im Himmel zu empfangen, obgleich ich von Babel und vom Antichrist muß Undank haben.“

Da Böhme etwa 12 Jahre lang mit seiner Erstlingsfrucht in Geburtswehen gerungen hat, so muß der spekulative Trieb schon bei seiner Ankunft in Görlitz zur Stärke gediehen seyn. Die Sage giebt an, daß er schon als Lehrling von seinem Meister aus dem Hause getrieben worden, „weil er keinen Hauspropheten in seinem Hause haben wolle,“ auch berichtet sein Freund Frankenberg, daß ihn einst auf seiner Wanderschaft, während er, von Glaubenskämpfen bewegt, um Licht betete, „unter seiner Handwerksarbeit eine selige Ruhe überkam, so daß er mit göttlichem Licht umfangen und sieben Tage lang in höchster göttlicher Beschaulichkeit und im Freudenreich gestanden,“ und gerade im Jahr 1600, wo die „Morgenröthe sich aus seinem Geist hervorzuringen begann,“ wurde er nochmals vom Geist ergriffen — diesmal beim plötzlichen Anblick eines glänzenden zinnernen Gefäßes. Er suchte sich durch einen Gang in's Grüne „solche vermeinte Phantasei“ aus dem Gemüthe zu schlagen, empfand aber den empfangenen Blick nur um so klarer, „daß er allen Geschöpfen gleichsam in das Herz und in die innerste Natur hineinsehn konnte.“

Auch äußere Anregungen mögen indeß zu den inneren hinzugekommen seyn. Es verband sich, wie schon in Arndts Leben erwähnt worden, gerade am Anfange des Jahrhunderts bei vielen Medicinern mit der paracelsischen Theosophie Religiosität, sei es daß jene auch auf diese leitete oder umgekehrt. Weigels Traktate kamen zwar meist erst zwischen 1618 und 1621 in Druck, doch einige auch schon früher: mit ihnen, wo sie hinkamen, verbreiteten sich unter den Laien separatistische Neigungen. Dasselbe war der Fall bei den Anhängern der schwenkfeldischen Mystik, welche in Schlesien und der Lausitz nicht wenige Liebhaber zählte. Unter den Mitgliedern dieser mystischen Kreise pflegte ein Zusammenhang zu bestehen, so daß, wer

den einen kennen lernte, auch in die Bekanntschaft der übrigen kam. So hat auch Böhme zunächst unter den görlitzer Aerzten Freunde gefunden: Cober, der vertrauteste unter Böhme's Freunden, Curz, Georg Roth und Joh. Roth — von den ersten wie auch vom görlitzer Bürgermeister Scultetus, melden die Chroniken ausdrücklich, daß sie Paracelsisten waren. Von besonderm Einfluß auf ihn war von 1619 an der Umgang mit einem Mediciner aus Glogau, welchen sein theosophisch-kabbalistischer Wissenstrieb nach dem fernen Oriente, nach Syrien, Arabien, Aegypten getrieben, der aber nun in Böhme sein Orakel fand, Balthasar Walther. Von diesen Männern wurde er zur Aufzeichnung seiner Schriften bewogen und erlangte von ihnen einige Kenntnisse der Physik, der Chemie, der Botanik, auch lateinischer Terminologien. Außerdem kam er früh in Bekanntschaft mit einer Anzahl um Görlitz und in Schlesien ansässiger Schüler Schwenkfelds aus dem Adel; einer von ihnen, Karl von Ender, mit dem er vermuthlich schon früher im Verkehr gestanden, wurde gleich von dem Erstlingswerke der Aurora so entzückt, daß er es in Abschriften verbreitete. Durch diese Bekanntschaften mag auch der Kreis der Lektüre Böhme's sich erweitert haben. Nach Form und Inhalt weisen seine erbaulichen Abhandlungen auf die Bekanntschaft mit der deutschen Theologie, mit Tauler, namentlich auch mit Suso hin. Seine Terminologie wie der Inhalt seiner Lehre zeigt, daß er mit den deutschen Schriften des Paracelsus genau bekannt gewesen: die Matrix, der Limbus, der Limus, der Salitter, die Imagination, die Coagulation u. v. a. sind termini technici von Paracelsus. Seine adligen Freunde werden nicht verfehlt haben, ihn mit Schwenkfeld bekannt zu machen, mit dessen Ideen, wie mit denen von Weigel, er sich in einigen Stücken berührt. Später, im 12ten Sendbriefe, spricht er neid- und streitlos, doch aber in einigen Stücken mißbilligend, von diesen Männern. Zwar sagt er von sich: „Aus der historischen Kunst dieser Welt habe ich wenig und schreibe nicht um derselben Hoffart ihrer Kunst willen, denn ich bin nicht von ihrer Kunst erboren, sondern aus dem Leben Gottes, auf daß ich Frucht bringe im paradiesischen Rosengarten Gottes": dennoch spricht er auch aus, daß er „vieler hoher Meister Schriften gelesen in der Hoffnung, den rechten Grund und die rechte Tiefe darin zu finden."

Den Grund seiner Frömmigkeit hat er indeß wesentlich aus jener Quelle geschöpft, welcher er das Licht seiner Theosophie zu verdanken überzeugt war — aus der heiligen Schrift. Sein Streben nach theosophischer Einsicht ist auch nicht seiner Frömmigkeit vorangegangen: was er zunächst gesucht hat, ist der Frieden des Herzens gewesen. Aus seiner praktischen Frömmigkeit ist seine Theosophie geboren worden. „Von dem göttlichen Mysterio etwas zu wissen, schreibt er, habe ich niemals begehrt, viel weniger verstanden, wie ich es suchen oder finden möchte. Ich suchte allein das Herz Jesu Christi, mich darin zu verbergen vor dem grimmigen Zorn Gottes und den Angriffen des Teufels, und bat Gott ernstlich um seinen heiligen Geist und Gnade, daß er mich in Ihm wollte segnen und führen und das von mir nehmen, was mich von ihm wendete, und mich ihm gänzlich ergeben, auf daß ich nicht meinem, sondern seinem Willen lebe, und sein Kind in seinem Sohne Jesu Christi seyn möchte. In solchem gar ernstlichen Suchen und Begehren ist mir die Pforte eröffnet worden, daß ich in einer Viertelstunde mehr gesehn und gewußt habe, als wenn ich viele Jahre wäre auf hohen Schulen gewesen, dessen ich mich hoch verwunderte, wußte nicht wie mir geschahe und darüber mein Herz in's Lob Gottes wendete." Und für diese seine praktische Förderung stand ihm seit 1600 auch ein geistlich gesinnter Seelsorger zur Seite. Es war damals Martin Moller als Primarius nach Görlitz gekommen, als Verfasser geistlicher Lieder und eines gesegneten, durch mehrere Auflagen gegangenen Erbauungsbuches praxis evangeliorum 1602, bekannt. Er giebt das erste Beispiel solcher colloquia mutua, wie die schmalkaldischen Bücher sie den Laien empfehlen und Spener sie allgemeiner machte — nämlich von Hausversammlungen zur Erbauung, an welchen Böhme sich fleißig betheiligte. Moller wurde von Wittenberg aus des Calvinismus angeklagt, scheint indeß nur zur Klasse derjenigen Lutheraner gehört zu haben, deren es am Anfange des Jahrhunderts noch mehrere gab (s. Leyser), welche aus überwiegend praktischem Interesse in der Sakramentsfrage — die theologischen nothwendigen Vermittelungen abweisend — über das einfache Schriftwort nicht hinausgehen wollten.*)

Nachdem Böhme sein Handwerk aufgegeben, war er lediglich

*) Vgl. über Moller Th. Neumann Geschichte von Görlitz 1850. S. 431.

auf die ihm wohl schon früher in Aussicht gestellten Unterstützungen seiner wohlhabenderen Freunde beschränkt und mußte, zumal da die Kriegsnöthe dazu traten, mehrmals auch mit häuslicher Noth kämpfen. Ein schwererer Kampf stand ihm mit seiner Geistlichkeit bevor. Im Jahr 1606 war der ihm nah befreundete Moller verstorben und an dessen Stelle Gregorius Richter eingetreten, ein pfäffischer Zelot, dessen Heftigkeit der Magistrat mehrmals Einhalt thun mußte. In seine Hände war eine der von Ender veranstalteten Abschriften der Aurora gekommen: für den Ketzermacher war sie freilich ein mit 7 Siegeln verschlossenes Buch, aber schon die Anmaßung des Schusters, sich mit seinem ungelehrten Unsinn in die Reihe theologischer Schriftsteller zu drängen, war in seinen Augen ein strafbares Vergehen. In Gegenwart Böhme's zog er in öffentlicher Versammlung von der Kanzel über ihn her. Da das Volk in Aufregung gekommen, ließ der Rath das Manuskript aus Böhme's Hause abholen, den Verfasser gefänglich einziehn und setzte nur unter dem Versprechen ihn wieder in Freiheit, von nun an der Schriftstellerei zu entsagen. In seiner Friedensliebe erklärte sich Böhme bereit, das Versprechen abzulegen. Aber, so wie er sich dazu verstanden, entbrannte in ihm der tiefste Kampf, in welchem er endlich Gott anflehte, wenn seine Gabe nicht aus seinem Rathe herkomme, sie von ihm zu nehmen. Er fühlte sich eine Zeit lang das Gnadenlicht entzogen, so daß es „in ihm nur glomm, wie ein verborgen Feuer, daß nichts als Angst in ihm war, von außen Spott, von innen feuriger Trieb.“ Nur 5 Jahre lang vermochte er dem innern Drange zu widerstehn, und als auch von außen, aus dem Kreise seiner Verehrer, die stärksten Antriebe hinzukamen, den Geist von oben nicht länger in sich zu dämpfen, so erschien es ihm endlich selbst als Pflicht, dies gegebene Versprechen zu brechen. „Weil ich in Kraft und Licht erkenne, daß es eine lautere Gabe von Gott ist, welcher mir noch also einen treibenden Willen dazu giebt, daß ich schreiben muß, so soll ich Gott mehr gehorsam seyn, als den Menschen, damit mein Bisthum nicht von mir genommen werde, und einem andern gegeben, welches mich wohl sollte ewiglich gereuen.“ Nun wurden von ihm in rascher Folge mehr als 30 Schriften und kleinere Traktate niedergeschrieben.

Doch brach jetzt auch auf's neue das Feuer der Verfolgung aus. Die Herrn von Schweinichen hatten die zwei kleineren Ab-

handlungen von der Buße und vom ewigen Leben 1623 in Druck gegeben. Jetzt konnte der Primarius mit der Anklage des offenbaren Wortbruches hervortreten. Er scheute sich nicht, diesen „Hallunken," wie er ihn nannte, als Verräther der Kirche und der Sakramente anzuklagen, der sich alle Tage in Bier, Branntwein, Wein voll saufe. „Er wüthete, sagt Böhme, also heftig wider das gedruckte Büchlein, als hätte es ihm seinen Sohn gemordet und all sein Gut verbrannt, und hat also einen Haufen Lügen wider mich ausgeschüttet neben leichtfertiger Ehrenrührung." Abermals gerieth der Pöbel in Aufregung. Der Rath, in welchem ein Mitglied selbst zu den Anhängern Böhme's gehörte, fand nur Erbauliches in dem Büchlein, glaubte indeß abermals einschreiten zu müssen. Böhme wurde vorgeladen, befragt, ob er das Büchlein geschrieben und als er es bejahte, aufgefordert, „seinen Stab fürder zu setzen." In der Ausführung dieses Befehls erwies man sich indeß nachsichtig: am 26. März 1626 war derselbe ergangen, doch erst am 9ten Mai schickte Böhme sich an, in das Exil zu wandern. Dem hart Geschmähten schickte der Primarius noch ein gedrucktes lateinisches Pamphlet zum Hohne nach, worin die Worte:

> Ergo abeas, nunquam redeas, pereas male sutor,
> Calceus in manibus sit tibi, non calamus!

Was zu seiner tiefen Demüthigung gemeint war, schlug zu einer nie erwarteten Ehre und Erhebung aus. Seit 1621 war die Lausitz zunächst pfandweise an Chursachsen gekommen, so daß Dresden der Sitz der landesherrlichen Behörde Böhme's war. Noch vor seiner Citirung vor den Rath hatte nun Böhme von einem in Dresden angesehenen Manne die Einladung zu einem Besuch erhalten, nämlich von dem churfürstlichen Hofarzt und Hofchemikus Benedikt Hinkelmann, „einem christlichen Herrn," wie Böhme ihn nennt. Durch die adligen Freunde Böhme's war dort bereits die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet worden, theils als theosophischen Naturforscher, von welchem man vielleicht auch für das stark betriebene Goldmachen einen Rath erwartete, theils als einen mit christlichen Geistesgaben besonders ausgestatteten Laien: bei Hohen und Niederen nämlich hatten die zwei erbaulichen Traktate Beifall gefunden. Manche waren auch mit seinen theosophischen Schriften bekannt worden: so hatte sich von Pflug, der Hausmarschall des Churfürsten, Abschriften derselben verschafft. Hören wir Böhme, wie er seinem

Freunde, dem Arzt Cober, seine erste Aufnahme in Dresden schildert: „Ich bin — schreibt er am 18ten Mai 1624 — Mittwoch vor Christi Himmelfahrt nebenst Herr Melchior Bernten zu Dresden mit guter Gesundheit bei Herrn Benedikt Hinkelmann, Ihro Churfürstl. Gnaden Chymico und Practico, angelanget, allda mir alle christliche Liebe und Freundschaft erboten wird, und gar wohl gehalten werde, allda haben wir viel gute Conversationes. Und finden sich auch unter des Churfürsten Räthen, und zwar den allervornehmsten, gar christliche liebhabende Herren, welchen solcher theosophischer Grund sehr lieb ist und auch meine Schriften sehr lieben und lesen; denn mein gedrucktes Büchlein ist fast in sehr vieler Officiere und andrer gelehrten Männer Hände allhier kommen, welche es alle für gut und eine Gabe Gottes erkennen, und dahin arbeiten und denken, wie man solche gute Schriften, welche den Menschen in die Nachfolge Christi führen, möge helfen fördern und nicht unterdrücken, wie es leider Gottes in meinem Vaterlande aus Haß der Person geschieht." Vor Freude darüber, den geistlichen Christus, wie er ihn verkündigte, so allgemein anerkannt zu sehn, glaubte Böhme schon den Anfang einer neuen geistigen Reformation wahrzunehmen. „Ich hoffe noch, es wird bald die Zeit der großen Reformation kommen, da man sie auch wird reformiren, und heißen Christum und nicht Schusterpech und Schwärze lehren, und Christi Kinder lästern. Er (G. Richter) komme nur zu Dresden in Buchladen; er wird die neue Reformation genug sehn, welche meinem Grunde gleich siehet, was den theologischen Grund antrifft. Ich höre allhie nichts dawider lästern, denn es wird mit Freuden gelesen, wie denn auch der Superintendent Aegid. Strauch, sowohl auch Doktor Höe, die neue Geburt, und den neuen Menschen anitzo selber lehren: es mag's ihnen der Primarius zu Görlitz auch verbieten. Und viele andere in Meißen, Sachsen, Thüringen und See-Städten schreiben und lehren davon gar recht: so das unser Primarius will wehren, so hat er Zeit, daß er ein Concilium ausschreibe und die Reformation vornehme, oder werden eitel Enthusiasten werden, wie er sie heißet."

Wie berichtet wird — doch aus nicht völlig gesicherter Quelle — soll Böhme bei diesem Aufenthalte in einer officiellen Versammlung im Oberkonsistorium im Beiseyn mehrerer auswärtiger be-

rühmter Theologen, ja wohl auch des Churfürsten selbst, über seine Lehre vernommen worden seyn und eine glänzende Rechtfertigung erhalten haben. Auch abgesehen von äußeren Berichten ist ein Colloquium mit mehreren Mitgliedern des Oberkonsistoriums, nachdem Böhme von einem Mitgliede desselben, dem dresdner Superintendenten Strauch, so theilnehmend aufgenommen worden, mehr als wahrscheinlich, zumal wenn, wie auch berichtet wird, Anklagen von Richter an die Behörde eingelaufen waren; inwiefern jedoch diesem Colloquium ein amtlicher Charakter beizulegen, steht dahin. Gewiß ist nur, daß Böhme mit allen Versicherungen des Wohlwollens wieder entlassen wurde. Doch erfolgte kein thätiger Schutz, wie er ihn erwartet hatte. Vielmehr fuhr der Primarius mit seiner Aufreizung des Pöbels fort, so daß Zusammenrottungen vor seinem Hause stattfanden und die Fenster ihm eingeworfen wurden, ohne Einschreiten der Stadtbehörde. So drängte es nun Böhme, nach sechswöchentlichem Aufenthalte in der Residenz zu seiner Familie zurückzukehren. Er folgte zunächst der Einladung seiner schlesischen Freunde von Frankenberg und von Schweinichen, ihnen auf ihren Gütern einen Besuch zu machen, wo er jedoch gefährlich erkrankte und nach Görlitz gebracht wurde. Im Gefühl des herannahenden Endes verlangte er hier das letzte Abendmahl, und mußte nun vor seinem Ende und nach demselben nochmals die Gehässigkeit des geistlichen Standes erfahren. Einige Monate früher war Richter gestorben und von dessen ähnlich gesinntem Nachfolger wurde der Diakonus, welcher dem Sterbenden die Beichte abzunehmen hatte, beauftragt, demselben vorher noch die Zustimmung zu einem sehr detaillirten Glaubensbekenntnisse abzunehmen. Ungeachtet nun diese erfolgte, erwies sich dennoch die Geistlichkeit auch dadurch noch nicht zufriedengestellt.

Am 17. Nov., eines Sonntags, äußerte der Sterbende früh um 2 Uhr gegen seinen Sohn, „ob er die schöne Musik höre?" Dieser verneinte es. „Man solle, sprach der Sterbende, die Thür öffnen, um den Gesang besser zu hören," dann fragte er, wie hoch es an der Uhr sei. Als er vernommen, daß es zwei Uhr sei, erwiederte er: „Das ist noch nicht meine Zeit. O du starker Gott, Zebaoth, rette mich nach deinem Willen, o du gekreuzigter Herr Jesus Christus, erbarme dich mein und nimm mich in dein Reich." Um 6 Uhr des Morgens, ehe noch seine Freunde zu ihm gekommen waren, nahm er plötzlich Abschied von Weib und Kind, murmelte

einige unverständliche Worte und rief dann aus: „Nun fahre ich hin in's Paradeis!" Darauf wandte er sich um und verschied, an demselben 17. Nov. 1624. Die vom Rath verordnete Leichenpredigt weigerte der Primarius, indem er sich krank meldete und auch der statt dessen vom Magistrat damit beauftragte M. Dietrich begann dieselbe: „Lieber wollte ich zwanzig Meilen gegangen seyn, einem andern zu gefallen, als solches zu verrichten, doch da ein ehrbarer Rath mir solches auferlegt, muß ich es schon verrichten." Der gewöhnliche Bericht über die letzten Stunden des Abgeschiedenen wurde nicht erstattet, sondern nur des abgelegten Glaubensbekenntnisses gedacht. Am 23. Nov. sah der Rath sich noch einmal genöthigt, die Invectiven gegen den Verewigten auf der Kanzel zu untersagen. — Nur dem gebildeten Ausdruck, nicht der Sache nach günstiger als das Urtheil der görlitzer Primarien lautet das eines neuern lutherischen Theologen und Theosophen: „Böhme's System ist ein menschliches Werk, aufgeführt unter gigantischen Anstrengungen, durch welche er eine höhere Erkenntniß ertrotzen und erzwingen wollte und auch zuletzt empfangen zu haben sich einbildete, vollendet unter dämonischen Einflüssen, die seine Affekte steigerten, seine Kräfte emporhoben, seinen Stolz stachelten und ihn der Sphäre sowohl der Gnade als der Natur entrückten" (in der Zeitschr. für luth. Theologie 1841). Doch erklärt derselbe Theologe, daß er sich des Studiums von Böhme enthalten habe — „um Gott nicht zu versuchen."

Der Hauch eines durch den Tod des alten Menschen hindurchgedrungenen neuen Geisteslebens weht den Leser aus allen denjenigen Schriften Böhme's an, welche einen populären praktischen Charakter an sich tragen, am unverkennbarsten in den sechs unter dem Namen: „der Weg zu Christo," später herausgegebenen kleinen Schriften. Welche Demuth! welche reine Gebetsflamme! welche Einfalt und zugleich welcher Adel der Sprache! Das Gespräch des Schülers mit dem Meister kann sich dem Schönsten dieser Art bei Suso zur Seite stellen. Böhme ist aber auch nicht Philosoph, sondern Theosoph, Repräsentant einer Spekulation, welche nicht aus eigener Vernunft und Kraft die Wahrheit zu finden bekennt, sondern aus einer durch Christum gereinigten Seele nach dem Wort der Schrift: „Nur in deinem Lichte sehen wir das Licht." „Ist doch Gott allen Dingen so nahe, und doch begreift ihn kein Ding,

es stehe ihm denn still und ergebe ihm den eignen Willen, dann würkt er durch alles, gleichwie die Sonne durch die ganze Welt würkt." Wie der alten Mystik gelten auch ihm Gelassenheit, Demuth und Sanftmuth als die vornehmsten Zeichen der neuen Geburt. „Gottes Licht erscheint im Zorn, in der Bosheit in alle Ewigkeit nicht; nur in der sanften Liebe und Demuth gehet sein Centrum auf." Was einer seiner Freunde von ihm bezeugt: „züchtig in Geberden, bescheidentlich in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, sanftmüthig von Herzen," so charakterisiren ihn seine Schriften und sein Leben. In dem angeführten Sendschreiben, wo er von der neuen Reformation spricht, worin er Nachricht giebt, wie, seinem Bedünken nach, seine eigene Lehre von den Kanzeln der Hauptstadt gepredigt wird: wie nahe hätte ihm der Dünkel gelegen, sich selbst für den Reformator der Zeit zu halten! doch nichts dergleichen. Mit welcher Bescheidenheit — zumal wenn man sich den sonstigen polemischen Ton jener Zeit vergegenwärtigt — spricht er über seine pfäffischen Verfolger, wiewohl einigemal auch hier, namentlich indeß in den Apologien gegen Tilke (von Toelken) und in der zweiten Schrift gegen Stiefel „der natürliche Zorngeist" auch bei ihm ziemlich stark hervorbricht. Welche Versuchungsprobe, die seine Demuth in Dresden zu bestehen hatte! Der mit Schmach aus seiner Vaterstadt vertriebene Schuster in der Hauptstadt in den Carossen der Staatsmänner abgeholt, geehrt und aufgesucht von dem ersten Geistlichen des Landes! Seine Freude verhehlt er auch in seinen Sendbriefen nicht, doch ist es nur die des anspruchslosen Kindes, und auch schon in seiner Heimath die Schaar begeisterter Verehrer unter den Adligen, die große Zahl der Correspondenten aus der Ferne — auch ein Generalsuperintendent ist darunter — der Generalsuperintendent der Neumark und zugleich Professor in Frankfurt Pelargus! *) Ferner die Triumphe, die er daheim erlebte — Richter hatte das gedruckte Büchlein einem Pfarrer in Liegnitz zugeschickt, um den Schwärmer von der Kanzel zu strafen: in Folge dessen wird es daselbst am fürstlichen Hofe gelesen; ja Richter mußte seinen eigenen Sohn unter den eifrigsten Schülern Böhme's erblicken und sich von

*) „Alle göttliche Schriften J. Böhme's" Th. II. im Anhange de vita Boehmii S. 80.

demselben ermahnen lassen, dem Manne Gottes kein Unrecht zu thun. In alle dem bleibt Böhme in seiner Demuth sich gleich und weiß dabei doch auch den Vornehmen gegenüber eine würdige Haltung zu bewahren. — Es ist ihm der sittliche Vorwurf gemacht worden, daß er nicht bei seinem Handwerk geblieben. Wo eine so hervorragende Begabung mit dem erwählten Beruf streitet, würde das Aufgeben desselben doch nur dann, wenn Familienpflichten dadurch verletzt würden, als unsittlich angesehen werden können: ein Mann aber, welcher, nach den Mittheilungen in seinen Briefen zu urtheilen, so treue Sorgfalt für seine eigenen Kinder, ja auch für die seines Bruders erweist, hat diesen Schritt gewiß nicht ohne bestimmte Zusicherungen seiner wohlhabenden Freunde gethan. Auch hat er sich ja nicht gescheut, wo vorübergehend die Noth eintrat, Erwerbsquellen zu suchen: er betrieb eine Zeit lang einen Handel mit wollenen Handschuhen, scheute sich auch nicht, zeitweilig wieder zum Pfriemen zu greifen.

Ein Theil seiner Verehrer ist ihm, wie dem Weigel, nur durch die praktisch-erbaulichen Schriften zugeführt worden, bei vielen war es der durch die Theologie und Philosophie der Zeit nicht befriedigte, religiöse Erkenntnißtrieb, welcher bei ihm Nahrung suchte. Es gilt dies namentlich auch bei den Kreisen verehrender Anhänger, welche in den Niederlanden und in England seine Schriften sammelten und veröffentlichten. Seit Stimmen wie Baader, Schelling, Hegel, Feuerbach, Strauß, Baur auf den verachteten Philosophen im Schusterkittel hingewiesen, hat derselbe eine Stelle in der Geschichte der Philosophie gefunden. „Es ist jetzt allgemein anerkannt, daß Böhme's Lehre einen ächt spekulativen Inhalt hat, daß er den ihm gleich anfangs gegebenen Namen eines deutschen Philosophen mit allem Rechte verdient, ja sogar daß in seiner Anschauungsweise schon ganz der Geist der neuern Philosophie sich ausspricht, das Princip des Idealismus, das Absolute als den Proceß des sich mit sich selbst vermittelnden Geistes zu begreifen." (Baur.) Doch ist es wesentlich eben vorzugsweise nur die Einführung des Begriffs der Negation, welche Böhme's Verdienst ausmacht: nicht weniges von den als sein Eigenthum bewunderten Ideen, ist nicht sowohl sein Eigenthum als das der ihm vorangegangenen deutschen Mystik, manche wahre und manche grundlose Imagination

auch das von Paracelsus. Der Böhme'sche Ungrund ist die bestimmungslose „Wüste" der areopagitischen Mystik. Daß dieser maß- und weiselose Gott aus dem Wesen in das Würken treten müsse, um sich selber offenbar zu werden, daß Gott ohne Kreatur „nur ein Wesen und Ursprung, nicht ein Würken" sei, daß alle Kreatur, ehe sie geschaffen, in Gott „wesentlich" wenn auch nicht „förmlich und würklich" gewesen, lehrt auch die deutsche Theologie. Daß jedes Ding seine „Signatur" habe, der Mensch aus dem Extrakte der vier Elemente gebildet, daß in jedem Elemente verhüllt der Geist desselben ruhe, also ein Wasser-Feuergeist u. s. f., daß der Mensch einen „siderischen" himmlischen und einen „elmentarischen" Leib besitze u. s. w., weiß auch Paracelsus.

Um über diesen Ehrenplatz Böhme's unter den Philosophen, wie auch über seine Stelle unter den orthodoxen Mitgliedern der lutherischen Kirche zu urtheilen, können wir nicht umhin, seine theosophische Glaubenslehre, wenigstens in ihren vornehmsten Grundgedanken mitzutheilen.

Gott ist Wille. Zunächst, so lange kein Gegensatz in ihm ist, ist er ohne Bestimmtheit, ohne Qualität, daher auch ohne Selbsterkenntniß — ein bloßes Nichts. „Kein Ding ohne Widerwärtigkeit mag ihm selber offenbar werden, denn so es nichts hat, das ihm widerstehet, so geht's immerdar von sich aus, und gehet nicht wieder in sich ein: so es aber nicht wieder in sich eingehet, als in das, daraus es ist ursprünglich gegangen, so weiß es nichts von seinem Urstande." So wäre Gott ein grundloses Auge, ein Ungrund. „Ein Ungrund ist nichts als eine Stille ohne Wesen, eine ewige Ruhe ohne Anfang und ohne Ende." „Wo kommt aber die Widerwärtigkeit in die gleiche und stille Ewigkeit, die nichts kennt, weiß oder hat, außer sich? Wo man was haben will, das nicht da ist, so thut solche Begierde angst und wehe. Also ein verborgen Leben giebt keine Freude: und so dann die einsame Ewigkeit nichts außer sich hat, so suchet sie die Lust ihrer eigenen Offenbarung in sich, denn es liegt Kraft, Macht und Herrlichkeit, ja alles in ihrem Busen." — Wie geschieht dieses? „Der Vater ist an sich der Wille des Ungrundes; er fasset sich aber in eine Lust zu seiner Selbstoffenbarung. Diese Lust ist dann des Willens oder Vaters gefaßte Kraft, das ist, sein Sohn, Herz und Sitz, der erste Anfang im bestimmten Wollen. Ferner aber

spricht sich der Wille durch das Fassen wiederum aus sich aus, und dieses Ausgehen vom Willen im Sprechen oder Hauchen ist der Geist der Gottheit.“ Die drei Stufen dieses immanenten Processes, der nach Böhme's wiederholter Erklärung nicht zeitlich, sondern ewig zu fassen, ist also dieser. Der bestimmungslose Ungrund, der Vater, setzt sich als die Vielheit der Kräfte: in dieser Faßlichkeit und Bestimmtheit ist er der Sohn. So faßlich geworden, besitzt er auch die Möglichkeit, mittheilbar zu werden nach außen. Hiemit ist indeß nur die formale Möglichkeit der Existenz einer Welt gesetzt. Die materiale Möglichkeit entsteht dadurch, daß Gott sich einen geistigen Leib, eine ewige Natur giebt, ohne welche er ein stilles Nichts wäre, durch welche aber seine Kräfte lautbar werden. Nun sind sie in die Besonderung getreten, wiewohl immer noch in der Einheit begriffen. „Gott führt seinen Willen darum in Natur ein, daß seine Kraft in Licht und Majestät, und so zu einem rechten Freudenreich werde, denn wenn in dem ewigen Einen keine Natur entstünde, so wäre alles stille. In dieser ewigen Natur ist der Vater als Ungrund das Princip der Finsterniß und des Feuers, d. i. der formlosen, von der Idee nicht durchdrungenen, daher disharmonischen und angstvoll begehrenden Essenz; der Sohn, als der Wille Gottes in seiner Faßlichkeit, ist das Princip des Lichtes, der Idealwelt, der Formgebung und Gestaltung zur Idee, daher der Harmonie. In dieser ewigen Natur hätte nun Gott ewige Freude haben können. „Gott hat nicht darum geschaffen, daß er dadurch vollkommen würde, sondern zu seiner Selbstoffenbarung, zu großer Freude und Herrlichkeit.“ Diese Freude hatte er vor der Creation, jedoch „nur als ein geistliches Spiel in Gott.“ Wie Gott sich zur Creatur hat bewegen lassen, wissen wir nicht. „Wie es geschehen ist, daß sich Gott einmal zur Schöpfung bewegt hat, während er doch an sich ein unwandelbarer Gott ist, das sollen wir nicht ergründen wollen.“

Außer der irdischen Welt hat Gott auch eine überirdische erschaffen, darin alle Essentien, wie in dieser Welt, nur feiner und lieblicher. Unter den geschaffenen Engelgeistern war auch Lucifer. „Als dieser sah, daß er so schön sei und seine hohe Geburt und große Gewalt in sich empfand, da hat der Geist, den er in sich selbst geboren, sich erhoben, des Willens, über die göttliche Geburt zu triumphiren, über Gottes Herz sich hinauszuschwingen.“ Dadurch

hat sich für ihn die Hölle aufgethan. „Gott hat nicht eben eine Hölle und besondre Qual erschaffen, darin er die abtrünnigen Creaturen plagen wollte, sondern sobald die Teufel aus dem Lichte heraustraten und in der Feuersmacht über die Sanftmuth des Herzens Gottes herrschen wollten, in dem nämlichen Augenblicke waren sie außer Gott und hiermit festgehalten im Abgrunde der Hölle." — „Durch Lucifers Sturz ist nun die irdische Welt in eine turba gerathen;" „vor den Zeiten des Zornes war auf der Erde alles ganz licht und hell, so daß es hier keines andern Lichtes bedurfte, indem der Quellbrunn des Herzens Gottes alles erleuchtete." „Zwar waren alle Bildungen der Erde vergänglich und nicht rein vor Gott, aber Gott wollte am Ende dieser Zeit das Herz und den Kern daraus ziehn, vom Zorn und vom Tode scheiden, und sollte dann das also Wiedergeborne außer und über dem Orte dieser Welt ewig grünen und wieder himmlische Frucht tragen." In Folge des Falles Lucifers wurde er aus dieser seiner irdischen Wohnung ausgestoßen, „Gott wollte ihm die offenbarten Kräfte, darin er Fürst war, nicht mehr gönnen und lassen, sondern schuf sie in eine Coagulation und speiete ihn davon aus." Nun aber „drang Gottes sanfte Liebe aus seinem Herzen hervor in die äußerste Geburt des Zornes und löschte denselben. Darum sprach er: Es werde Licht!" Dadurch, daß Gott das Licht kommen ließ, hat die Welt auf's neue Form erhalten.

Um die Stelle Lucifers durch einen in der Mitte der Zeit aus der Menschheit zu gebärenden König zu ersetzen, wurde Adam geschaffen, zum Herrn der ganzen Natur, daher auch sein Leib aus allen Kräften der äußern Welt genommen. Unbeschadet seiner Hoheit „war Adams Gemüth als eines Kindes, das mit den Wundern seines Vaters spielt. Kein Erkenntniß des bösen Willens war in ihm, kein Geiz, keine Hoffarth, kein Neid, kein Zorn, sondern ein lauteres Liebesspiel. In Adam stand das Reich der Gnade, das göttliche Leben offenbar, denn er lebte in der (harmonischen) Temperatur der Eigenschaften, aber er wußte es nicht, daß Gott in ihm offenbar wäre. Ebenso wußte auch der eigne Wille nicht, was gut wäre, denn er hatte kein Böses erkannt. Wie könnte doch da eine Freude seyn, wo keine Traurigkeit erkannt wird?" Nun fiel Adam, „indem er an seiner Schiedlichkeit von Gott Wohlgeschmack bekam." „Er war sich der Macht der Unterschiedlichkeit bewußt und erhob sich nun zur Schied-

lichkeit." „Nachdem er gefallen, sank er in einen tiefen Schlaf, „er entschlief damit der englischen Welt und wachte auf der äußern Welt." „Adam begehrte nicht das erste Princip (sein eigner Grund seyn zu wollen), seine Lust ging nur dahin, Gutes und Böses, d. i. die Eitelkeit der Erde zu schmecken! — Wie in dem Einen Adam die ganze Menschheit gefallen ist, so ist in dem Einen Christus, die ganze mit ihm gliedlich verbundene Menschheit hergestellt. „Gottes Zorn, der im gefallenen Menschen entbrannt war, war eine Feuers- und Grimmesmacht. Diesem jetzt zu widerstehn und ihn in Liebe zu verwandeln, mußte die Liebe selbst in den Zorn eingehn und sich ganz dem Grimme ergeben." „In Gottes Heiligkeit nämlich konnte sich das menschliche Wesen nicht ohne ein Mittel fassen: der Wille war davon getrennt. Und so ward denn Gott Mensch, daß er uns seine Gottheit mittelst der Menschheit einflößte, daß wir ihn möchten fassen." „Christus kam aus Gott in diese Welt und nahm unsre Seele in sich ein, auf daß er uns aus dem irdischen Wesen dieser Welt wieder in sich, in Gott, einführte." Er hat zunächst den thätigen Gehorsam geleistet, indem er den Tod überwunden in seiner Versuchung, denn „alles wurde ihm vorgelegt, worin Adam sich vergaffet und dadurch irdische Speise in sich aufnahm, er aber, da er himmlische Speise in sich aufnahm, verklärte dadurch den Todesleib zum himmlischen Leibe." „Danach streifte er in seinem Tode den irdischen Leib ab, der unter seinem himmlischen verborgen war." Er hat den leidentlichen Gehorsam geleistet, denn er hat durch sein Blut den Zorn Gottes gelöscht, „indem seine göttliche lebendige Wesenheit, die im Tode bestand (den Tod bestand), den Tod zerbrach und die verwundete halbtodte Menschheit durch den Tod in das ewige Leben einführte." Die Sündenvergebung besteht darin, daß nun Gott denjenigen, der seinen Willen ihm opfert, trotz der Sünde, die ihm noch anhängt, um von dem inwendigen Menschen verzehrt zu werden, in Gnaden annimmt. „Es ist kein andres Sündenvergeben zu denken, als daß du aus dieser Welt und deines Fleisches, sowie des Teufels Willen ausgehest in Gottes Willen; dann empfähet dich Gottes Wille, und bist du aller Sünden los, denn sie bleiben im Feuer und dein Wille in der Tinktur Gottes, welchen die Majestät erleuchtet. Es ist dir alles nahe; deine Sünden sind dir (auch dann) nahe, aber sie rühren (beunruhigen) dich nicht, denn die stille Ewigkeit ist eine Freiheit." Diese Vergebung ist

aufzunehmen durch den Glauben. „Der rechte Glaube ist nicht ein Gedanke, oder eine Zulassung der Geschichte, daß Christus für unsre Sünde gestorben sei, sondern es ist ein Nehmen der verheißenen Gnade Christi." „Glauben ist ein Nehmen aus Gottes Wesen, aus Gottes Wesen essen, seinen Hunger damit stillen und also Gottes Wesen anziehn, nicht als ein Kleid, sondern als einen Leib der Seele." — „Wie Christus Mensch werden mußte, damit seine Gottheit in uns einfließen könnte, so sind auch elementarische Mittel nöthig wie die Sakramente, welche nicht bloß Zeichen sind, sondern Vermittlungen des Wesens. In der Taufe faßt sich „die Gnade im geistlichen Wasser mit dem elementarischen Wasser auf Art, wie sich das unsichtbare Wort mit den Elementen hat sichtbar gemacht, und wie das unsichtbare Wort Gottes durch das sichtbare würkt. Sie ist nicht bloß ein Zeichen des Testamentes Christi, sondern eine wesentliche Würkung." Worin besteht diese Würkung? „Der rechte Mensch wird zum Leben, der grobe, irdische Mensch aber wird mit Christi Tod und Sterben dazu getauft, daß er soll sterben und alle seine Lüste und Begierden dem Tode Christi lassen." So wird auch im Abendmahle der geistliche Leib und Blut Christi nicht bloß im Glauben, sondern „wesentlich" genossen. „Nicht so, als ob es in Brot und Wein eingeschlossen wäre, vielmehr verbindet es sich mit jener überirdischen Kraft der irdischen Nahrungsmittel, welche von der elementarischen Substanz getragen wird." „Darum flößet Christus sein himmlisches Fleisch und Blut dem Leben des Menschen durch und mit dem wahren Lebensnutriment, durch die Tinktur nämlich des Brotes und Weines, ein." Gegen die Ubiquität soll man nicht streiten, denn da es Gott ist, der Mensch wird, und Gott nirgend theilweise seyn kann, so muß in dieser Einheit mit Gott auch die Menschheit allgegenwärtig seyn. „Als Christus hier auf Erden lebte, so war zwar sein äußerlicher Mensch meßlich wie unsre Leiber, der innere (mit Gott geeinte Mensch) war aber unermeßlich."

Mit der Schrift lehrt Böhme auch nicht eine Wiederbringung, sondern ein letztes Gericht, worin die bösen Geister, welche bis jetzt noch nicht vollkommen in der Hölle sind, auf ewig hineingestoßen werden und mit ihnen die beharrlich Gottlosen, welche sich dem Lichte des Sohnes nicht aufgeschlossen haben.

Sind dies die Grundlinien des Böhme'schen Systems, so fragt

sich: haben sich dieselben bei ihm in voraussetzungsloser Spekulation am Faden des Gedankens entwickelt und von der Schrift nur die Einkleidung entnommen, oder ist primärer Weise das im Glauben aufgefaßte Schriftwort die unumstößliche Voraussetzung gewesen, welche der Bewegung des Gedankens Richtung und Ziel gegeben? Die erstere Ansicht ist die von Feuerbach und namentlich von Baur*). Da die Fundamentallehren Böhme's in einem wesentlichen Punkte mit der neueren Spekulation zusammentreffen, da ferner bei realistischer Fassung seiner Aussprüche sich an einigen Stellen starke Inkonsequenzen einstellen, welche den Faden des Systems zerreißen, so liegt allerdings die Versuchung nahe, den Faden im Sinne der neueren Spekulation fortzuspinnen, und manches Incongruente nur aus Akkommodation an die Schriftvorstellungen abzuleiten. Besonders an drei Punkten liegt diese Versuchung nahe. Wenn die Gottheit schon in ihrer ewigen Natur im Freudenreiche steht — „wiewohl nur wie im Spiele," warum soll der Ernst dieses Spieles nicht vielmehr ewig gedacht werden, statt der Annahme einer unbegreiflichen zeitlichen Schöpfung? Wenn ferner doch schon der Vater als Ungrund das Princip aller Finsterniß, Gestaltlosigkeit und Angst der Begierde in der Creatur, alles Harten, Spröden und Ungezähmten, warum soll erst durch Lucifer dasselbe in die Natur eingeführt seyn? Endlich, wenn das Licht des Sohnes die siegreich verklärende Macht der Finsterniß, warum soll dieselbe nicht auch über Lucifer und sein Reich den schließlichen Sieg davon tragen? Allein eben daß solche, offenbar nur durch das Schriftwort veranlaßte — würkliche oder scheinbare — Inkonsequenzen stehn geblieben, sind sie nicht der entscheidende Beweis, daß das im Glauben aufgefaßte Wort — wie auch bei dem Theosophen nicht anders erwartet werden kann — die bewegende Macht der Spekulation gewesen? Ob Böhme das äußere Schriftwort als bindende Norm für sich anerkannt habe? — diese Frage kann verneinend und bejahend beantwortet werden. Von Tilke wurden ihm folgende anmaßliche Aeußerungen gegen das Schriftwort vorgehalten, die er gethan haben sollte: Moses sei nicht bei der Schöpfung gewesen, sondern habe die Schöpfung aus seiner Vorfahren Munde geschrieben, und die Worte: „hätte gleich Petrus

*) In dem Aufsatz über die prot. Mystik in Zellers Jahrbüchern 1849.

oder Paulus anders geschrieben." Er weist indeß seinem Ankläger das Falsche in der Beschuldigung nach (apol. 2 n. XI.) — ohne jedoch, wozu hier Veranlassung gewesen wäre, sich zu der Norm des äußern Schriftwortes zu bekennen. Wie er hiezu gestanden, läßt sich aber aus folgenden Worten deutlich abnehmen: „Es ist der Geist Gottes in seinen Kindern an keine gewisse Form gebunden, daß er nichts mehr reden dürfte, was nicht im apostolischen Buchstaben stünde. Gleichwie der Geist auch in den Aposteln frei war, und sie nicht alle einerlei Worte redeten, wohl aber aus Einem Geist und Grunde, jeder wie ihm der Geist gab, auszusprechen: also redet auch noch der Geist Christi aus seinen Kindern und bedarf keiner vorher zusammengesetzten Formel aus dem buchstabischen Worte, sondern erinnert des Menschen Geist wohl selber dessen, was im Buchstaben begriffen ist" (Myst. 28, 52). Daß er aus dem Geiste schreibe, nicht anders denn ein Prophet oder Apostel, ist er sich allerdings bewußt: „Vor Gott sage ich es, spricht er, und bezeuge es vor seinem Gerichte, da alles erscheinen wird, daß ich selber nicht weiß, was ich schreiben soll, sondern so ich schreiben soll, so diktirt mir's der Geist in so großer wunderbarlicher Erkenntniß, daß ich oft nicht weiß, ob ich nach meinem Geist in dieser Welt bin." (Sendbr. 2, 10.) „So es denn ja mein Werk ist, das mein Geist treibet, so will ich's zum Memorial schreiben auf solche Art wie ich in meinem Geist es erkenne und dann auf die Art, wie ich dazu kommen bin und will nichts Fremdes setzen, was ich nicht selber erfahren habe, damit ich nicht selber ein Lügner vor Gott erfunden werde" (Drei Princ. 10, 1). Bei solcher Gewißheit, aus eben dem Geist empfangen zu haben, aus welchem die Schrift geschrieben worden, hört dieselbe freilich auf, eine auswendig bindende Norm zu seyn, doch auch ein Widerspruch mit derselben kann dann nicht eintreten: der demüthige Theosoph wird entweder das Schriftwort anders auszulegen suchen, oder er wird nochmals prüfen, ob er nicht doch aus dem eigenen Geiste geredet.

Doch gerade diese Zuversicht, mit welcher Böhme sich als ebenbürtig der Reihe der inspirirten Apostel und Propheten anschließen zu dürfen glaubt, leitet auf die andere Frage, inwiefern er mit Recht von der lutherischen Kirche unter ihre ächten Kinder gezählt werden könne? Schon in jener seiner Präsumtion ist er indeß

nicht nur über die Norm seiner Kirche, sondern auch der Wahrheit hinausgegangen. Das muß zugestanden werden, daß für seine Spekulation im allgemeinen die Schrift Voraussetzung und Grundlage gewesen: wenn nun dies, konnte er als ebenbürtig in der Reihe der Apostel einen Platz in Anspruch nehmen, oder nicht doch bloß unter den mit dem Charisma der Auslegung begabten Gliedern der Kirche? Und daß überdies bei aller wahren Tiefe seine Auslegung vielfach statt Interpretation nur Imagination darbietet, wird sich nicht verkennen lassen. Was anders als Imagination ist es z. B., wenn er die mosaische Urkunde keine Weltschöpfung erzählen läßt, sondern eine Weltbildung aus der durch Lucifers Fall „coagulirten" Materie, wenn er den Baum der Erkenntniß mit dem des Lebens identificirt, wenn die Wasser über der Feste himmlische Wasser der idealen Welt seyn sollen, und überhaupt, wenn er im Neuen wie im Alten Testament allegorisirt statt interpretirt? — sogar im Widerspruch mit der Schrift, denn in der Aurora läßt er die Gestirnenwelt am dritten Tage entstehn, weil der Heiland am dritten Tage auferstanden. Noch weniger kann seine Naturphilosophie als infallibel gelten, wenn sie den Paracelsismus oder die damals vulgären Ansichten von der Natur zur Voraussetzung hat, wenn er die Alchymie sammt dem Stein der Weisen in ihrem Rechte bestehen läßt, die Sonne um die Erde gehn, die Siebenzahl der Planeten als Correspondenz mit seinen sieben Naturgeistern betrachtet. Wie steht es nun nach diesem mit seiner Inspiration? Eine mit innerlicher Gewißheit der Nothwendigkeit sich ihm aufdringende intellektuelle Anschauung ist es, welche, weil sie keine von ihm erarbeitete, sondern eine ihm gegebene war, von ihm als göttliche Eingebung angesehen worden. Bei der Aurora wenigstens hat er das trübe Ineinander von objektiver Wahrheit und subjektivem Meinen auch kein Hehl gehabt: „In der „Morgenröthe" liegt die Wahrheit noch sehr tief im Mysterium; sie ist vom Autor wohl erkannt worden, aber auf das erste mal war es der Vernunft unmöglich, sie zu erfassen, der Autor dessen noch ganz ungewohnt. Erst als . . . von außen Spott und von innen ein feuriger Trieb, da erlangte er einen bessern Styl und auch eine tiefere und gründlichere Erkenntniß, so daß er alles besser äußerlich darzustellen wußte." Wegen dieses Mangels an Unterscheidung zwischen dem, was ihm vermittelt und

was ihm unmittelbar von Einsicht zu Theil geworden, ist er denn von der „Enthusiasterei" allerdings nicht freizusprechen.

Stellen wir mit ihm über die übrigen Artikel des luth. Glaubens ein Bekenntnißverhör an, so besteht er dasselbe allerdings vortrefflich, so lange er nur nach seinem Credo gefragt wird, denn kein Artikel, weder des Katechismus noch der F. C. fehlt darin, nur daß sich noch ein Ueberschuß dabei findet, welcher keinesweges allemal in das Bekenntniß richtig aufgehn will. Anders verhält es sich dagegen, wenn es zu dem: „Was ist das?" kommt. Man hat neuerlich im Bekenntniß selbst wieder Substanz und Accidens unterschieden: sollte es bei Böhme auch nur in der Substanz mit dem lutherischen Charakter richtig bestellt seyn? Was die deutsche Theologie vor alters von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott bekannte, das bekennt auch der Verfasser, mehr indeß nicht. „Das merke, lehrt die deutsche Theologie, kommt der Mensch wieder in den wahren Gehorsam, so ist es alles gebessert und gebüßt und vergeben und anders nicht," Böhme: „Es ist kein anderes Sündenvergeben zu denken, als daß du aus dieser Welt ausgehest und in Gottes Willen eingehest." Der neue Mensch, durch Einpflanzung des gottmenschlichen Lebens in Christo in gläubiger Hingabe ausgeboren, das ist das Einige in unzähligen Variationen wiederkehrende Thema. „Euer Schwätzwerk mit dem Opfer, so spricht er zu Tilke, befriedigt mich allein nicht. Ich will von euch wissen, wie der Tod in der Seele sei zerbrochen worden — ich will wissen, ob es in meiner Seele geschehen, ob mein Willen-Geist habe eine offene Pforte zu Gott mit Christi Tod erlangt, daß ich darf sagen: „Abba, lieber Vater mein!" (VII. 126.) Die tägliche Menschwerdung Gottes in jedem Gläubigen durch den Glauben, in dem Sinne wie Tauler sie lehrt, ist auch bei Böhme das Mysterium dieser Rechtfertigungslehre: „Wenn die Seele dann in die Lichtwelt in's Centrum der Gottheit imaginiret, als sie zuvor hat in diese Welt imaginiret, so wird sie in sich selber, in ihrer Imagination oder Begierde des Heilands schwanger und aus dieser Schwängerung wird Gott immer und in alle Ewigkeit geboren." (Antistiefelius I, 124.) „Die ganze Gottheit hat sich im Menschen Christo offenbaret, als wie Gott ist in diesem Geiste alles, daß er in diesem Menschen auch alles sei. Sind wir Menschen doch alle also, sofern wir wieder aus Gott geboren werden"

(12 Sendbr.). — Aber in aller Herzensaufrichtigkeit hatte Böhme sich eben noch auf seinem Sterbebette zum Credo der lutherischen Kirche bekannt, das „Was ist das" war ihm nicht abgefragt worden, so blieb er unverdächtig. Und auch die Theologen der späteren Zeit vermochten es ihm nicht abzufragen, denn erst seit 1634 erschienen allmählich die Aurora und die andern Schriften und auch da noch blieb seine Unverständlichkeit der Panzer, von welchem die Angriffe auch eines Calov abprallten. Wenn auch nicht in der Reihe der rechtgläubigen Lutheraner, aber in der Reihe protestantischer Mystiker wird er als einer der kirchlichsten unter ihnen für alle Zeit einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Als Hauptquellen genügt es gegenwärtig, für Böhme's Leben zu verweisen auf die sorgfältigen Forschungen von H. A. Fechner: Jak. Böhme, sein Leben und seine Schriften, mit Benutzung handschriftlicher Quellen dargestellt, Görlitz 1857; für seine Lehre auf Feuerbach: Geschichte der neuern Philosophie, und die ebenso verdienstvolle als anspruchslose Schrift von Hamberger: die Lehre Jakob Böhme's, München 1844.

11. Paul Math, zuletzt Landmann.

(Geb. 1584.)

Die Stellung lutherischer Laien der niederen Stände, welche zu tieferem religiösen Bedürfniß erwachten, war bis gegen die Mitte des Jahrhunderts eine trostlose. Die Kanzeln, anstatt nährendes Brot zu spenden, boten die Dornen und Disteln der Controverspredigten dar. Dazu lagen auch draußen auf den Schlachtfeldern die zwei oder drei Confessionen mit einander in Kampf. Ein Kupferstich aus dem Jahre 1624 stellt auf der einen Abtheilung das Innere einer Kirche vor, Altar und Stühle sind mit herumlaufenden Tapeten bedeckt, die Kanzel steht leer. In der Mitte steht der Papst mit der dreifachen Krone, der sich mit beiden Händen die Ohren zuhält, zu seiner Rechten steht Luther im Chorrock, der sich mit der Rechten am Kopf kratzt und den ihm in kurzem Mantel und Wams gegenüberstehenden Calvin bei seinem langen Bart zerrt, wogegen Calvin ihm ein Buch an den Kopf zu werfen droht. Luther tritt

mit Füßen auf eine päpstliche Bulle, Calvin auf eine Bischofsstatue. Die andre Abtheilung stellt einen Hirten dar mit gefalteten Händen und wehmüthigem Blick gen Himmel schauend und auf den Knieen liegend. Unter ihm steht das Wort „Einfalt," und um ihn herum laufen die in der Irre gehenden Schafe. Vom Himmel aus den Wolken schaut Gott der Herr auf den Betenden. Der angefügte gedruckte Text lautet:

Die liebe fromme Einfalt, durch einen armen Schafhirten vorgebildet, sagt und klagt:

Ach Herr Gott, ein elends Wesen,
Wir können wedr schreib'n noch lesen,
Seyn ungelehrt, einfältig Leut,
Verstehen nicht den großen Streit,
So all Lehrer täglich treiben
In dem Predigen und Schreiben,
Werden im Glauben nur verirrt,
Mancher gar Epikurisch wird,
Oder lebt so hinein in den Tag,
Daß er gar nichts mehr glauben mag.*)

Wo mündliche Zeugen des lebendigen Christenthums fehlten, suchten die Laien bei Erbauungsbüchern ihre Zuflucht. Manchen kam wohl noch ein verlorenes Exemplar der deutschen Theologie, von Tauler oder von Thomas a Kempis in die Hände. Unter den protestantischen von der Kirche approbirten Erbauungsbüchern war jedoch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts kaum eines, welches einem tieferen Bedürfnisse Genüge that außer Arndt, und von geistlich todten Seelsorgern wurde auch dieser verdächtigt. Von geistlicher Berathung verlassen geriethen dann manche in mystische Verirrungen, andere — bei dem Anblick des Verderbens in Kirche und Staat um sie her — wurden exaltirt und fingen an, Gesichte zu sehen und Prophezeiungen zu verkündigen, wie ein Engelbrecht, ein Warner u. a. Diese Propheten fanden auch bei den Geistlichen hie und da Unterstützung und Anerkennung.

Auch Math ist ein solcher Laie von ernstem und gesundem geistlichen Bedürfnisse, welcher durch den erfahrenen Widerspruch der Geistlichkeit zwar nicht zu unkirchlicher Irrlehre, aber doch zu einer — wie er sie selbst nennt — „zeitweiligen Separation (Still-

*) Moser, Patriotisches Archiv, V. S. 549.

stand) von der Kirche" getrieben wurde. Wir besitzen einen von ihm selbst geschriebenen Lebenslauf, welcher aus zwei Piecen besteht: einer Reimchronik von seinem Lebensanfange an bis 1621 unter dem Titel: „Ein Gesang Pauli Mathen, wie es ihm gegangen von Jugend an bis in das 37te Jahr 1621," ohne Druckort, und eine „Fortschreitung in meinem Lebenslauf" ohne Ort und Jahrszahl. Leider geht diese Fortsetzung nur bis zum Jahr 1622 und enthält weniger Data, als die Erzählung von Träumen und Gesichten nebst Paränesen.

Er war 1584 in dem Marktflecken Mauterdorf im Salzburgischen geboren. Mit 10 Jahren kam er in die Schule und hatte schon damals die Religion so zu Herzen genommen, daß er es mit der Welt nicht mehr halten konnte. „Zur Schul' ward' ich gehalten, Christlich vom Vater mein, Von vielen Jung' und Alten, Mußt ich verachtet seyn. Zeitlich ich junger Knab', Der Welt ich Urlaub gab, Konnt' mich zu ihr nicht halten." Im J. 1600 begab er sich — wie es scheint als Handwerksmann oder Handarbeiter — nach Welschland: „Deutschland wollt ich verlassen, Zog dannen in's Welschland, Gar manchen Weg und Straßen, Welch' mir war unbekannt, Unter diesem Geschlecht, Ja gar ohn' alles Recht, War ich fürwahr gehalten Als ein leibeigner Knecht." „Das Land voll Münch' und Pfaffen, Mit ihrer falschen Lehr Thun gar kein Unrecht strafen, Noch daß man sich bekehr. Ach, wie so manch Gefahr Stund ich aus über's Jahr, Zu der Abgötterei wollt' man mich zwingen fürwahr." „Man thät mich sehr verhassen Von wegen reiner Lehr, Wiederum zog ich mein' Straßen Gar manchen Weg so ferr. Sollt' ich verlassen Gott, Christum und sein Gebot, Viel lieber wollt ich leiden Zeitlich den bittern Tod." „Ich kam in Armuth große, Das Laub von Bäumen aß, Krankheit dazu auch stoße, Weinte ohn' Unterlaß. Gar all der Kleidung mein Mußt' ich beraubet seyn. O treuer Gott und Vater, ich bitt' erbarm dich mein!"

Im Jahre 1605 kam er unvermuthet zu Geld, als ihm Jemand 3000 ausstehende Gulden schenkte, welche er durch Klagen eintreiben sollte. Hiedurch gelangte er zu etwa 500 Gulden, die ihm jedoch durch Krankheit und Unfälle wieder verloren gingen, so daß das Elend auf's neue hereinbrach. In das Jahr 1614 fällt ein von einem Jesuiten mit ihm abgehaltenes Religionsgespräch, wel-

ches auch 1615 von ihm in Druck gegeben wurde. Wir finden ihn hierauf 1621 in Linz als Schullehrer, wo er eine „Schulordnung" drucken läßt, aus welcher hervorgeht, daß er bald nach jenem Religionsgespräch von den linzer Protestanten zum Schullehrer angenommen worden. Diese Schulordnung ist ganz verständig abgefaßt und enthält auch eine Anzahl Schulregeln in Knittelversen. Wegen einiger von ihm neu herausgegebenen alten Büchlein, die er, wie er an einem andern Ort sagt, von einigen Herrn der österreichischen Stände geschenkt bekommen und zugleich, weil er mit Mund und Schrift Eifer wider die Bosheit gezeigt, wurde ihm indeß von Geistlichen und Weltlichen sein Leben in Linz schwer gemacht, so daß er am Ende im Jahre 1624 mit Weib und Kind sich in's Ausland zu wenden genöthigt war. Er begab sich nach Regensburg, war indeß kaum einige Monate hier, als seine Widersacher als Exilirte ebenfalls hier eintrafen. Von ihnen wurde die regensburger Regierung so gegen ihn eingenommen, daß er genöthigt war, in strenger Februarkälte mit seinem Weib und einem todtkranken Kinde auszuziehn und in Nürnberg eine Zuflucht zu suchen (1625). Hier erhielt er durch Verwendung des altdorfer Professor Treu, dessen geisteskranken Bruder er auf erfolgreiche Weise pflegte, das Schutzrecht auf drei Jahre, nach welcher Frist indeß auf's neue jene alten Büchlein zum Anklagegrunde gegen ihn gemacht wurden. Der Unterricht von 6 Knaben, den er zu seinem Unterhalte übernommen hatte, wurde ihm untersagt und abermals das Exil über ihn verhängt. Er suchte Zuflucht in einer, wie er sie nennt, winterlich waldigen Gegend, wo er, so weit es seine leibliche Schwachheit und der sehr unergiebige Boden erlaubte, mit dem Pfluge sein Brot zu erwerben suchte.

Was die Büchlein anbetrifft, durch welche er sich die Verfolgungen zugezogen, so finden sich bei den zwei Literatoren Will und Nopitzsch, den einzigen, welche über den Mann geschrieben, keine näheren Angaben. Math macht diese indeß selbst in der angeführten Schrift S. 21 namhaft: danach sind es die deutsche Theologie, Thomas a Kempis und einige Tauler'sche Schriftchen gewesen. Bei der hohen Achtung, in welcher diese Schriften in der lutherischen Kirche standen, würde ihre Herausgabe zur Erklärung der Verfolgung nicht ausreichen, wenn nicht noch nach seinem eignen Geständnisse die aggressive Stellung zur Geistlichkeit und wohl auch seine Visionen

und Träume hinzugekommen wären. Auch wurde von ihm 1623 noch ein anderes, zuerst 1608 gedrucktes Büchlein in gleicher Tendenz herausgegeben: „Ein hochnützlicher Traktat von Nothwendigkeit der lange verborgenen Prüfung des innerlichen Worts und Gnaden Gottes, gestellt durch einen in dem Herrn seligen Zeugen der verborgenen Weisheit Gottes Daniel Friedrich.“ Dasselbe geht auf nichts andres aus, als was der Titel sagt: die Nothwendigkeit der Selbstprüfung und trägt das Motto an der Stirn:

Prüfung Glauben und Demuth bringt,
Ohne sie man Babel singt,
Vergißt dabei Jerusalem
Und ist dem Herrn nicht angenehm.
Die Prüfung hat mich gewisser gemacht,
Nichts war ich, eh' ich ihr nicht acht:
So prüft euch all' im neuen Jahr
Und stellt Gott keinen Gleißner dar.

Wenn auch an sich unverdächtig in der Lehre, so war doch schon der aggressive Charakter dieser Schrift den Widerspruch der todten Christen aufzuregen geeignet.

Die mystische Färbung tragen weder jenes Büchlein, noch überhaupt die Math'schen Schriften. Sie ruhen gänzlich auf der Arndt'schen Theologie. Aber er gehört zu denjenigen, bei denen die inneren Geistesmahnungen sich zu Träumen und Visionen gestalten. Nachdem er davon erzählt hat, wie er im Jahr 1622 es mit allerlei Mitteln und Wegen versucht, Geld zu machen, zuerst durch Wechselgeschäfte, dann durch Herausgabe eines Rechenbuchs, welches alles aber vom Herrn verhindert worden, der ihn auch durch mancherlei Träume auf sein wahres Heil hinwies, berichtet er, wie er in einer Nacht ein großes Licht erblickte, in welchem er ein Zeichen Gottes erkannte. „Das nahm ich jemehr zu Gemüth und konnte von der Zeit an nicht mehr irdische Ruhe finden, fing darum an, die heilige Schrift und das wahre Christenthum von Arndt, die deutsche Theologiam und Nachfolge Christi, welche ich zuvor hatte drucken lassen, neben andern geistlichen Schriften und Taulerischen Büchern mit Fleiß zu lesen, und mit dergleichen christlichen Uebungen mich gänzlich zu Gott zu bekehren.“ Er jammert über die blinde Welt, die gegen Arndts Bücher eifert, ohne sie zu verstehn (S. 95), er macht ausführliche Mittheilungen aus 2 Sendschreiben von Arndt. Er theilt ein Schreiben aus Zelle mit, welches das Abscheiden

Arndt's beschreibt (S. 114), er lehrt im Sinne Arndt's, wiewohl ohne den Ausdruck theologisch genau zu bemessen, die Nothwendigkeit der Wiedergeburt und des innern Lichtes (S. 151). Auch die Schrift jenes Pastor Friedrich spricht im Arndt'schen Sinne gegen das äußere Kirchenthum und Bibellesen, bei welchem das Licht Christi nicht aufgehen könne, da die ernste Selbstprüfung dabei fehle.

Es ist auch noch ein anderes Dokument über diesen Laien bekannt geworden, welches über seine spätere Glaubensstellung Licht verbreitet. Der spätere Waldaufenthalt Math's lag in der Pfarrei Leimburg, und der Pfarrer daselbst — allem Anschein nach ein christlicher Seelsorger, welcher im Geiste der Besonnenheit und Liebe sein Amt verwaltete — fühlte sich gedrungen, gemäß der Ermahnung Pauli, „öffentlich und sonderlich" das Wort zu predigen, sein Pfarrkind in einem längern Schreiben zur Rechenschaft darüber aufzufordern, warum er sich von der Gemeinschaft des Sakraments zurückziehe. Seinem Wandel ertheilt er das günstige Zeugniß, er wünsche, „daß alle seine Anbefohlenen sich eines solchen Wandels befleißigen möchten." Er rühmt das öffentliche Bekenntniß zur Augustana, welches Math 1615 vor den Jesuiten abgelegt, aber es scheine, daß er demselben untreu geworden, welches man daraus schließen müsse, daß er das Sakrament des Herrn nicht begehre. Die Antwort von Math zeugt von dem Geiste der Milde und Mäßigung: er lobt die Hirtentreue des Pfarrers, der sich auch das Heil seines einzelnen Schäfleins zu Herzen gehen läßt; obwohl seine protestantischen Verfolger, wie er sagt, ihm weniger Barmherzigkeit erwiesen haben, als die linzer katholische Obrigkeit und die Jesuiten, setzt er doch hinzu: „welches vielleicht auch nicht geschehen, wo ich nicht wider sie geeifert hätte. Gott weiß es. Denn ich will hier niemand weder beschuldigen noch entschuldigen." Was das Sakrament des Abendmahls betrifft, so geht indeß sein Glaubensbekenntniß nur auf die Nothwendigkeit einer geistlichen Nießung von Fleisch und Blut Christi nach Joh. 6, durch welche der Gläubige Christo eingeleibet werde. Wohl sei diese Nießung für jeden Christen unentbehrlich, für die mündliche aber kein Gebot gegeben, wenngleich der Gläubige sich „dem Gesetz Gottes und seinen Ordnungen aus Liebe williglich unterwirft." Wo jedoch die Gläubigen aus der Theilnahme daran Mißverständnisse entstehn sehen, enthalten sie sich desselben, auch dazu nur durch Liebe bewogen.

Uebrigens klagt er auch in diesem langen Briefe über die Verderbnisse der äußerlichen Christenheit und rühmt die Seligkeit des Kreuzes, durch welches er selbst seinem Herrn immer inniger vermählt worden sei. Der Pfarrer Diehm hatte mittlerweile eine Berufung nach Nürnberg empfangen, fühlt sich indeß doch noch seelsorgerlich bewogen, die lange Zuschrift zu beantworten und thut dies abermals in einem wohlthuenden Geiste der Besonnenheit und Liebe, welcher den schönsten Contrast zu der Härte bildet, mit welcher um dieselbe Zeit anderwärts, wie in Lübeck, Hamburg, solchen Separatisten begegnet wurde. Er findet zunächst ernstlich zu mißbilligen, wenn Math meint, daß der Weg zur Gottseligkeit heutiges Tages von keinem Lehrer öffentlich gezeigt werde, und sich aus diesem Grunde von allen „Parthen" in der Welt absondern wolle, oder — wie derselbe es nenne — „einen Stillstand und Sela machen." Der antilutherischen Ansichten vom Abendmahl gedenkt Diehm auffallenderweise nicht, sondern führt ihm nur zu Gemüth, daß die nothwendigen Motive zur Genießung desselben bei ihm mehr würken müßten, als die Erfahrung des Mißbrauches. Auf dieses Sendschreiben erließ Math ein zweites als Erwiederung, worin er auf den Vorwurf der Anmaßung antwortet, als wolle er keinem einzigen Lehrer in der Kirche die richtige Wegweisung zu Gott zutrauen. Hierauf entgegnet er, daß er dies nicht sagen gewollt, vielmehr das Urtheil gänzlich Gott anheimstelle; er halte dafür, „daß keine Ketzerei, Sekte oder Lehre so verkehrt sei, da nicht etwas Gutes daraus zu vermerken, dagegen aber auch keine so vollkommen, in der sich nicht Mangel befinde." Was die allgemeine Christenheit betreffe, so zweifle er auch nicht, „Gott habe an manchen Orten und Winkeln der Erde viele seiner Kinder bis auf den jetzigen Tag erhalten. Was ihm in Betreff des Gebrauchs des Sakraments gesagt wird, glaubt er aber auf's neue abweisen zu müssen. Er finde einmal nicht, daß sein Gewissen dadurch die Kraft bekomme, der Vergebung der Sünden gewiß zu werden. „Wer sich der mündlichen Nießung also theilhaftig machen kann, daß er durch einen wahrhaften, lebendigen Glauben allem gottlosen Wesen hierdurch feind zu werden beginnt, dem gönne ich es von Herzen und will mich dessen freuen, aber freilich mir sind diese noch vor meinen Augen verborgen."

Wann Math gestorben sei, ist nicht bekannt worden.

Quellen: Will und Nopitsch, Nürnberger Gelehrtenlexikon. — Will Commercium epistolicum Norinbergense 1756. I. S. 87.

III. Pantel Trappe, Rathsmann in Havelberg.

(Gest. 1637.)

Pantaleon (Pantel) Trappe ist durch G. Arnold als Verfasser eines Traktats bekannt geworden, welcher — mit nur geringen Abirrungen in der Lehre — besonnen, mild und nachdrücklich das todte Christenthum seiner Zeit straft. Ueber sein Leben und seine Schicksale hat schon Arnold wenig in Erfahrung bringen können. Er berichtet von ihm, daß derselbe Bürgermeister in Havelberg gewesen, um 1630 mit der Geistlichkeit seines Ortes in Streit gerathen und den zu erwähnenden Traktat 1637 in den Niederlanden in Druck gegeben; ferner daß er zur öffentlichen Opposition gegen das damalige Kirchenthum durch einen berliner Kammergerichtsadvokaten Grammendorf veranlaßt worden und durch diesen mit dem würtembergischen Schwärmer Giftheil in Berührung gekommen, welcher seit 1618 auf mehreren Reisen an Fürsten und Völker hitzige und überspannte Buß- und Gerichtspredigten ergehen ließ. — In der Hoffnung, Näheres über die Schicksale des Mannes zu erfahren, habe ich mich an den Herrn Superintendenten Kuntzemüller in Havelberg gewendet, welcher die Güte gehabt hat, in Kirchen- und Rathsbüchern nach ferneren Nachrichten zu forschen, doch mit keinem andern Resultate, als daß Trappe mehrmals als (ohne Zweifel unstudirter) Rathsmann in den Akten vorkommt und 1637 in Hamburg verstorben ist. Allem Anschein nach hat er, um weiteren Verfolgungen wegen seiner Schrift zu entgehn, sich in ein freiwilliges Exil begeben — vermuthlich nur zunächst nach Hamburg, um von dort nach den Niederlanden überzusiedeln, dem Sammelplatze vieler in Deutschland wegen Frömmigkeit oder wegen Schwärmerei Verfolgter, wo auch Giftheil 1661 sein Wanderleben beschloß.

Der in Holland gedruckte, und wohl auch darum überaus selten gewordene Traktat: „Christliche beständig und gründliche Erklärung auf die schweren Beschuldigungen, so heut ohne Unterschied

sowohl über die rechtschaffnen, wahren Glieder Christi als auch über meine nichtige Person, als verachtete ich die heilige Schrift, die heiligen Sakramente, das wahre apostolische Predigtamt und alle andern Stände und wartete nur auf sonderbare raptus. Allen christlichen Herzen zur Nachricht aufgesetzt nebst einem kurzen Extrakt des seligen Johann Arndt's „Christenthum," ist um ihrer Seltenheit willen von Arnold vollständig mitgetheilt worden.*) Wir begnügen uns daher mit einer allgemeinen Charakteristik. Der Verfasser stellt sich durchaus auf die heilige Schrift und Arndt. Er ist Separatist, aber, wie er angiebt, „nicht aus Verachtung oder Verdammung der Gemeine, unter welcher Gott seinen Samen verborgener Weise haben kann, sondern aus Liebe die Menschen anzureizen, daß sie sich nicht so stark und schlechterdinge auf den äußeren Gottesdienst verlassen und sprechen sollten: Wir sind reich, denn wir haben Gottes Wort rein und lauter, wir sind satt, denn wir haben die heiligen Sakramente, dadurch können wir unsre Seele speisen." Das Abendmahl ist ihm, wie er spricht, nach der Schrift nur ein brüderliches Liebesmahl, „so für den Leib Christi, so da ist die Gemeinde der Heiligen, bloß allein eingesetzt," daher es niemand genießen soll, ohne zu prüfen, „ob er dem Leibe Christi durch Vereinigung des Geistes in dem Bande der rechten göttlichen Liebe einverleibt sei." Daher kann ihm die Art Kirchenzucht, wonach vom Abendmahl nur diejenigen ausgeschlossen werden, die in Feindschaft mit ihrem Nächsten, in Dieberei und Hurerei leben, nicht genügen. Es soll ein jeder prüfen, ob er auch in Christi Sinn stehe und nicht seines eignen Willens Wohlgefallen lebe. Daß dies nicht geschieht „ist die Ursach, daß das Abendmahl nicht innerlich empfunden wird, denn das rechte Abendmahl ist die wesentliche kräftige und allmächtige Gegenwart Jesu Christi, des Sohns des lebendigen Gottes in der Seelen, daran die transsubstantialische, christliche und mündliche Wortstreiter gedenken, und also allen Streit führen, und nun die Kraft des Abendmahls aus einer geheiligten Seele leuchten lassen sollten; darum auch kein Christ, so vor der Welt offenbar ist, mit gutem Gewissen dazu gehen kann."

Der Verfasser mißt den Predigerstand an der Idee desselben und findet so, wo er den Geist Christi in seinen praktischen Wür-

*) Kirchenhistorie. Th. IV. no. 26. S. 764.

kungen nicht spürt, nur Werkzeuge des Satans. „Der Wahnglaube spricht er, hat so die Menschen bezaubert, daß man ungescheut, — aber in der Wahrheit gotteslästerlich — sagen und schreiben darf, daß solch Amt des heiligen Geistes auch wohl von einem bösen, sündhaftigen, d. i. durchteufelten Menschen (denn wer Sünde thut, der ist mit dem Teufel vereiniget) könne geführt und getrieben werden.“ Zu dieser Klage ist ihm um so mehr die Veranlassung nahe gelegt bei einem in Rohheit versunkenen Predigergeschlecht, wie er es theilweise vor sich steht. „Warum richtet, ihr Menschenkinder, euch denn nach Menschenlehre und -leben, als die da sagen und recht bekennen, daß sie unheilige, ungerechte und sündhafte Menschen seyn und bleiben, dahero ihr auch denselben Leuten fein nachschlachtet und zu eurem selbsteignen Schaden saget und bekennet: Thut doch unser Priester das und das, er säuft einen guten Rausch mit, er ist lustig mit, kann hübsch mit stocken, Possen reißen, schandiren, er geizet mit und hat das Geld so gewaltig lieb, strebet nach Reichthum, will gerne Ehre von und bei Menschen haben u. s. w., darum kann ja das nicht so große Sünde seyn; ja unsere Priester lehren wohl recht, aber sie thun selber auch nicht danach, denn sie sind sowohl sündhaftige Menschen, als wir. Aber, o lieber Mensch, wenn du das weißt und in der Prüfung befindest, so hast du schon, der heiligen Schrift Zeugniß nach, den richtigen Schluß gemacht, daß dein vermeinter Seelsorger nicht in Christi Schule erzogen, noch von dem heiligen Geiste regieret werde.“ — Wie ein Arndt, ein Egard, — nur mit vorsichtigerem Ausdruck — die Lebensgerechtigkeit mit der Glaubensgerechtigkeit verbunden wissen wollen, so eifert der Verfasser gegen die bloß imputirte Gerechtigkeit in starken und unbemessenen Ausdrücken. „Es muß hier kein imputirliches Fabelwerk gemacht werden, als wenn du Menschenkind seist schuldig geworden, und Christus habe dafür bezahlet, und daß das ebenso sei, als wenn Titius Caji Schuld bezahlte. Ist die Schuld bezahlt, so muß Cajus seine Handschrift wieder haben, oder genugsam quittiret seyn; wie kommt aber die imaginirliche, imputirliche Bezahlung herbei, alldieweil der Teufel die Handschrift d. i. das Sündenreich in dir behält, weil du ein Sünder bleiben willst? Die Sünde ist seine Handschrift, wo er die Sünde findet, da hat er einen rechtmäßigen Zuspruch, wie die heilige Schrift zeuget. O Mensch, es ist hier mit keiner Imputation ausgerichtet, denn Christus

muß in dir das Gesetz erfüllen und also recht von der Handschrift befreien. Christus muß dich vor Sünden bewahren, sonsten du wahrlich in den Banden des Todes und Stricken des Teufels noch bist, und weniger denn nichts hilft, was du vernünftig und wohlklingend von Christi Auferstehung kannst hersagen."

Wie bei den Erweckten der Spener'schen Periode Kinder Gottes und Kinder der Welt ohne vermittelnde Stufen abstrakt einander gegenübertreten, so eifert auch Trappe für eine solche Scheidung. „Nun will ja Gott, daß seine Kinder, so er durch Christum gezeuget, sollen abgeschieden seyn und bleiben von den Kindern Belials, als welche sich den Geist Christi nicht wollen innerlich lehren und regieren lassen, drum muß ja da keine geistliche Gemeinschaft (denn die leibliche muß bleiben, so man anders nicht die Welt räumen sollte) seyn, denn es würde sonst eitel Befleckung und Besudelung daraus werden, wie die heilige Schrift zeuget. Denn Gott hat's ja ernstlich genug geboten, daß die Reinen und Unreinen, die Heiligen und Unheiligen nicht sollen durcheinanderlaufen, damit sie sich nicht insgesammt möchten verunreinigen, dahero das Volk Gottes kein Unreines anrühren mußte." Er verachtet nicht den äußerlichen Gottesdienst, aber Priester und Gemeinde sollen nach ihm den idealen christlichen Charakter an sich tragen, und weil dies nicht der Fall sei, so bleibe bei diesem äußerlichen Gottesdienste der ganze alte Sündenmensch unangetastet und äußere sich auch in der Verfolgung der wahrhaft Gläubigen. „Denn die Leute hangen ihren Götzen in rauhen Mänteln so hart und feste an, daß sie auch aus einem vermeinten Eifer zu Gott ihr Leben bei ihrem Gottesdienst aufzusetzen keine Scheu tragen, unbedacht, daß ohne Christo und seinem innerlichen Amt kein äußerlicher, gottgefälliger Dienst seyn könne oder möge; darum auch keine Geduld nach Christi Form, sondern eine fleischliche Rachgierigkeit, Zorn und Grimm bei dem eignen kräftigen Gottesdienst ist, denn weil sich die Menschen selber einen solchen Gottesdienst aufgeladen und äußerliche Verordnung gemacht haben, so soll und muß wider solchen Dienst, welches der Abgötterei Kennzeichen ist, niemand was reden oder sagen, sondern sterben, der nicht will mit anbeten." Der tiefste Gegensatz zwischen weltlichem Wesen und neuem Wesen in Christo, das ist — wie Trappe mit Arndt lehrt — die Eigenheit, und so bricht er in die Ermahnung aus: „Ach, lieben Menschen, wäre der innerliche Streit

Jesu Christi so heftig und stark in euch wider das Reich des alten Adams, Fleischesfinsterniß, eignen Willens u. s. w., als er äußerlich in Worten geführt wird, o was wollten wir für ein herrliches Christenthum haben: aber weil die Kraft des innerlichen Streites in einen äußeren, vergeblichen Wortstreit und Schulgezänk verkehret, so haben wir ein rechtes verkehrtes Christenthum und dabei einen in verzehrendes Feuer aus der Liebe und Barmherzigkeit verkehrten Gott und Christum, als welcher eines Willens und Sinnes mit dem Vater ist." So sehr ist er sich der wesentlichen Vereinigung in diesem inneren Gottesdienste bewußt, daß er auch gegen die dogmatische Unterscheidung streitet, es wohne Christus nicht per hypostasin in den Gläubigen, sondern nur durch den Glauben, indem er mit Arndt darauf hinweist, daß der Glaube selbst Hebr. 11, 1. eine ὑπόστασις genannt werde.

In der Lehre von der Obrigkeit neigt er aus Unklarheit sich wiedertäuferischen Ansichten zu. Mit Verkennung und Bestreitung des Amtes des Gesetzes, welches der Obrigkeit übertragen, verlangt er, daß beide Reiche, das weltliche und das geistliche, nicht geschieden seyn dürfen. „Warum muß es nicht nach Christi Reichsform allenthalben priester-königlich und könig-priesterlich zugehen? Weil der Geist Gottes sowohl in der Obrigkeit, wenn sie sich nach Christi Namen nennt, als den genannten Priestern würken soll und alles in allen Ständen seyn muß, damit die Glieder seines heiligen Leibes die Gaben zu Gottes, des himmlischen Vaters Ehren und des Nächsten Bestem in Einmüthigkeit der wahren und ungefärbten brüderlichen Liebe, ohne Eigennutz und natürlichen Gutdünken möchten zusammentragen, damit also in dem Leibe Christi nach der heiligen Schrift Zeugniß eine liebreiche und keine ehr- fleisch- und nutzsüchtige Regierung seyn möge." Eine solche Obrigkeit, lehrt er, werde nun auch nur nach der Barmherzigkeit und Liebe richten, jene Obrigkeit aber, welche nur das Schwert zu führen versteht, sei zwar laut der Schrift ebenfalls von Gott, doch nur den Bösen und Widerwärtigen im Zorne gegeben. —

(Druck von W. Plötz in Halle.)



